This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. XI. Serie.

Heft 241—264.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

783/37
VII. 179 a
Sw 85.48

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaf
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
241.	**Wagner, Martin,** Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71	1—48
242.	**Roth, Dr. E.,** Die Verbreitungsmittel der Pflanzen	49—98
243.	**Schmidt, Dr. Immanuel,** Miltons Jugendjahre und Jugendwerke	99—134
244.	**Herrmann, Dr. O.,** Glacialerscheinungen in der geologischen Vergangenheit. Vortrag, gehalten in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Chemnitz	135—198
245.	**Rabenlechner, Dr. Michael Maria,** Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Zur Geschichte seines Zwettler Aufenthalts	199—230
246.	**Joel, Dr. Karl,** Die Frauen in der Philosophie	231—298
247.	**Tschiedel, Dr. Johannes,** Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt	299—330
248.	**Germanicus,** Englands Heerwesen am Ende des 19. Jahrhunderts	331—366
249.	**Oswald, J. G.,** Friedrich Theodor Vischer als Dichter	367—404
250.	**Meyer, Dr. Christian,** Oesterreich und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts	405—448
251.	**Fromm, Dr. Emil,** Lieder und Geschichten der Suaheli. Ein Vortrag, gehalten in der Abtheilung Aachen der deutschen Kolonialgesellschaft	449—480
252.	**Achelis, Th.,** A. H. Post und die vergleichende Rechtswissenschaft	481—520
253.	**Siecke, Dr. Ernst,** Ueber die Bedeutung der Grimmschen Märchen für unser Volksthum. Rede, gehalten in der Ortsgruppe Berlin des altdeutschen Verbandes am 15. März 1895	521—558
254/55.	**Richter, Dr. Paul,** Die Benediktinerabtei Maria Laach. Ein geschichtlicher Rückblick auf acht Jahrhunderte. (1093—1893)	559—656

Heft		Seite
256.	**Gerber, Dr. P. H.**, Etwas über Naſen. Ein populärer Vortrag. Mit 3 Abbildungen	657—708
257.	**Bloch, Leo**, Der Kult und die Myſterien von Eleuſis	709—750
258.	**Braun, Profeſſor Dr. M.**, Die Umformung der Gliedmaßen bei den höheren Thieren. Mit 18 Abbildungen	751—774
259.	**Leobner, H.**, Ueber das Mannesmannſche Röhrenwalzverfahren. Mit 3 Tafeln in Steindruck	775—798
260.	**Heſſe, Dr. O.**, Ueber Natur- und Kunſtbutter. Vortrag, gehalten im Gewerbeverein in Feuerbach	799—848
261.	**Kohlſchütter, B.**, Ernſt Florens Friedrich Chladni	799—844
262.	**Frobenius, Hermann**, Die Erdgebäude im Sudan. Mit 16 Abbildungen	845—880
263.	**Linz, F.**, Friedrich der Große und Voltaire	881—916
264.	**Behrend, Gottlieb**, Ueber die Chemie des Bieres vom Gerſtenkorn bis zur Fertigſtellung. Mit 1 Abbildung	917—952

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.

(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 241.

Soldatenlieder

aus dem

deutsch-französischen Kriege von 1870/71.

Von

Martin Wagner

Direktor der städtischen höheren Töchterschule in Altona.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.
(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 158.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 122.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Das Buch gewährt einen tiefen Einblick in das moderne Frankreich und verdient wegen der Bereicherung an positiven Kenntnissen, die es gewährt, allgemeine Beachtung. (Westermann's Monatshefte, 1896, April).

Soldatenlieder

aus dem

deutsch-französischen Kriege von 1870/71.

Von

Martin Wagner,
Direktor der städtischen höheren Töchterschule in Altona.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

XIII. 175a

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Soldaten und Dichter gehören aufs engste zusammen. Die Alten haben allerdings die Musen nicht in das Gefolge des rauhen Ares, sondern in das des freundlichen und friedlichen Apollo gestellt. Aber es könnte fast zweifelhaft scheinen, ob sie daran recht gethan haben. Denn als die griechische Muse zu ihrem ersten und herrlichsten Gesange die Leier stimmte, geschah es zur Verherrlichung der Werke des Kriegsgottes. Und so ist es seitdem geblieben. Ein starkes Band hat immer wieder die Sänger zu den Kriegern hingezogen, hat die Vertreter der idealen Welt an die Männer des mächtigsten Realismus gekettet, hat Leier und Schwert unlösbar verbunden. Und Sänger und Krieger haben in diesem Bunde gewonnen. Gab der Krieger in seinen Großthaten dem Dichter den dankbarsten Stoff, so empfing er hinwiederum durch den Dichter als Gegengabe langelebenden Nachruhm. Ja mehr noch, der Sänger entflammte mit dem Liede, das die Thaten der Vorfahren pries, die Herzen der Nachgeborenen und pflanzte so den Keim, aus dem neues Heldenthum emporwuchs.

So ist es auch bei uns gewesen — auch in der großen Zeit, deren Gedächtnißfeiern wir in diesem Jahre begehen. Die großen, gottbegnadeten Sänger unseres Volkes sind den Spuren der tapferen Streiter gefolgt und haben die Lorbeeren, die jene brachen, den Siegern zu Kränzen gewunden. Manch herrliches Lied ist da von Geibel, Gerock, Freiligrath, Wolff und Anderen gesungen worden. Aber wiederum war doch das heilige

Feuer in den Helden des Jahres 1870 von lange her von unſeren Dichtern genährt worden. Die Sänger der Freiheitskriege und ihre Nachfolger hatten nicht nur für ihre Zeit geſungen, und als der neue große Kampf begann, fanden die deutſchen Soldaten den fortreißenden Ausdruck der allgemeinen Begeiſterung ſchon vor in dem Liede von der „Wacht am Rhein".

Aber nicht nur die berufenen, großen Sänger unſeres Volkes haben damals geſungen. Die Zeit des großen Krieges war außerordentlich reich an dichteriſchen Hervorbringungen, und es ſang auch ſo Mancher, der ſonſt wohl nie die Leier ſchlug. Und wer wollte es leugnen, daß, vom Standpunkte des Kunſtrichters betrachtet, dadurch auch ſo manches Lied entſtanden iſt, von dem das Wort eines um ſeines Schweigens willen getadelten Dichters gelten mag:

Bei euern Thaten, euern Siegen —
Wortlos, beſchämt, hat mein Geſang geſchwiegen
Und Manche, die mich darum ſchalten,
Hätten auch beſſer den Mund gehalten.
(E. Mörike.)

Aber es giebt dieſen Dichtungen gegenüber auch einen anderen Standpunkt als den des Kunſtrichters. Auch das dichteriſch Minderwerthige wird bedeutungsvoll, ſofern es einen Einblick in die vom Sturm der großen Zeit bewegte Seele des Volkes gewährt, und ein Vergleich zwiſchen den dichteriſchen Aeußerungen der Franzoſen mit denen unſeres Volkes würde ein werthvoller Beitrag zur Charakteriſtik beider Völker ſein. Von dieſem Standpunkte aus verdienen beſonders die Lieder der Männer, die bei dem großen Kampf in erſter Reihe ſtanden, unſere Beachtung, die Lieder unſerer Soldaten; und zwar denke ich dabei an Soldatenlieder im allerengſten Sinne des Wortes, nicht an alles das, was überhaupt von Soldaten während des Feldzuges geſungen worden iſt, ſondern an die Lieder, die aus Soldaten-

herzen und Soldatenmund gefloſſen ſind, die Soldaten zu Verfaſſern haben.[1] Denn ſie enthüllen uns nicht nur die Volksſtimmung im allgemeinen, geben uns nicht die Aeußerungen von zuweilen etwas vorlauten, großſprecheriſchen Schreiern, die fern vom Schuß es billig hatten, patriotiſch zu ſein, ſondern zeigen uns ein gutes Stück der geiſtigen Ausrüſtung der Kämpfer, die mit ihrem Leben für ihre Worte eingetreten ſind.

Wir treten damit vor eine neue Vereinigung von Leier und Schwert, die ſchon für ſich, als bloße Thatſache, bedeutſam genug iſt. Denn es hat zwar nie an Sängern gefehlt, die auch das Schwert zu führen wußten, und an Kriegern, die ſich auch auf die Sangeskunſt verſtanden, von jenem Griechen, der ſich rühmte, ein Diener des Kriegsgottes zu ſein, aber auch ſich auf der Muſen ſüße Gabe zu verſtehen, bis auf unſeren Theodor Körner u. A. Aber niemals, ſo ſcheint mir, iſt die Verbindung von Soldat und Dichter in einer Perſon ſo häufig geweſen, nie zuvor haben ſo viele Einzelne aus den Reihen der ſchlichten Soldaten ſich zu dichteriſchem Ausdruck des Erlebten gedrungen gefühlt wie in dem Kriege von 1870/71. Man mag einwenden, daß der moderne Sammeleifer nicht ſo leicht wie in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten die Lieder verwehen ließ. Aber ohne Zweifel iſt doch auch aus dem Jahre 1870/71 lange nicht alles erhalten geblieben, und es kann daher nicht unberechtigt erſcheinen, in der großen Anzahl der Soldatenlieder aus dieſem Kriege die Folge der Thatſache zu ſehen, daß unſer Heer nicht ein Söldnerheer, ſondern in Wahrheit nichts anderes iſt als das deutſche Volk in Waffen. Darum fand die verrohende Wirkung des Kriegslebens ein ſtarkes Gegengewicht in dem Beſitz unſeres Volkes an geiſtigen und ſittlichen Gütern, die unſere Soldaten mit ins Feld nahmen. Die höhere und edlere Auffaſſung, die dichteriſche Verklärung des rauhen Waffenhandwerks, welches ſie ausübten, brauchte

nicht künſtlich in ſie hineingetragen zu werden, ſondern hatte in ihnen eine bleibende Stätte, ja erwuchs in ihrer eigenen Mitte. Ein Füſilier des 39. Regiments bringt das zu ſchönem Ausdruck, indem er von den deutſchen Liedern ſingt:

Ihr deutſchen Lieder, kühn und ſtark,
Voll Heldenkraft und Heldenmark,
Wenn ihr in vollen Tönen ſchallt,
Wie faßt das Herz ihr mit Gewalt!

Hier in dem fremden welſchen Reich,
Wie klagt ihr da ſo lieb und weich,
Ruft Vaterhaus und Jugendglück
Und ſel'ge Zeiten uns zurück.

Und wieder klingt ihr ſo voll Kraft,
Voll Jugendmuth und Leidenſchaft,
Begeiſtert uns im heil'gen Krieg
Und führet uns von Sieg zu Sieg.

Von Heldentreue, Todesmuth
Verkündet ihr uns ſchlicht und gut
Und ruft: Seid eurer Väter werth
Und ſtehet treu für Haus und Herd!

Ihr knüpft uns an das Vaterland
Mit innig-treuem, feſtem Band.
Ihr bleibt uns, wenn uns nichts mehr blieb;
Drum ſeid ihr uns auch ewig lieb.

Damit ſind natürlich die alten Lieder gemeint, die man aus der Heimath mitnahm; aber es iſt damit auch zugleich ausgeſprochen, was in den Herzen lebte und zu immer neuem Ausdruck drängte.

Der Dichter dieſes Liedes iſt ein Einjährig-Freiwilliger; aber im allgemeinen haben wir die Dichter der Soldatenlieder keineswegs vorwiegend unter den Vertretern höherer Bildung zu ſuchen.[2] Vielmehr ſind die Dichter meiſt gemeine Soldaten oder Unteroffiziere, und zwar aus allen Waffengattungen und

aus allen deutschen Stämmen: Infanteristen von der Linie und von der Landwehr, Jäger, Pioniere, Kavalleristen, Artilleristen, Krankenträger, Feldtelegraphisten und Begleitmannschaften von Munitionskolonnen; Preußen und Schleswig-Holsteiner, Pommern und Schwaben, Märker und Badenser, Schlesier und Bayern, Ober- und Niedersachsen, Hessen und Franken vom Rhein und vom Main sind unter den Dichtern vertreten.

Sprache und Form der Lieder entsprechen ihrem Ursprung. Einige Dichter haben zur heimischen Mundart gegriffen, und es mag wohl zuweilen dadurch ihre Verbreitung begünstigt worden sein, so daß, was der Einzelne ersonnen hatte, Eigenthum des ganzen Regimentes wurde. Aber die große Mehrzahl hat sich doch der allgemeinen hochdeutschen Sprache bedient, die durch Volksschule, Bibel und Zeitungen auch dort Schriftsprache ist, wo sonst noch die Mundart herrscht. — Die dichterischen Formen boten sich von selbst dar in den überall bekannten Volksliedern. Eine ganze Anzahl sind nach der Weise des „Prinz Eugen, der edle Ritter", andere nach „Schier dreißig Jahre bist du alt", „Ich bin ein Preuße", „O Straßburg, o Straßburg", „Die Hussiten zogen vor Naumburg", „Hoch vom Dachstein", „Erhebt euch von der Erde", „Ich hatt' einen Kameraden", nach der Weise der bayrischen Schnadahüpfeln und nach anderen Vorlagen gedichtet. Sie hatten damit zugleich den Vorzug der Singbarkeit. Aber nicht alle sind singbar; viele sind bestimmt, nur gelesen zu werden — dichterische Briefe. Reim, Versmaß, Ausdruck sind zuweilen glatt und gewandt, noch öfter mangelhaft, holperig und eckig, den mannigfachen Bildungsschichten entsprechend, die in unserem Heere vertreten sind. Die in hohen Worten ausströmende Leidenschaft vieler Dichter aus den gebildeten Kreisen darf man in diesen Liedern nicht suchen; aber ich glaube, das alles nicht zu ihrem Nachtheil. Was von nichtsoldatischen Sängern geringeren Grades in den Kriegstagen

gedichtet worden ist, sucht das Dichterische vielfach im Prunk der Worte, in Uebertreibungen des Erhabenen, in Verzerrungen des Komischen. Die Männer der That dagegen lassen meist die Thaten und Ereignisse selbst reden in schlichter Darstellung des äußerlich und innerlich Erlebten. Gerade durch das Fehlen des Phrasenhaften sprechen darum diese Lieder unmittelbar zum Herzen mit der Kraft innerer Wahrheit; sie bieten in unscheinbarer Hülle echt dichterischen Gehalt und stellen sich so zum guten Theil als wahre Volkslieder dar, die den Kreis, aus dem sie entsprungen sind, in vielen bedeutsamen Zügen charakterisiren.

Es könnte zunächst auffallend erscheinen, daß aus den Tagen des Anfanges verhältnißmäßig wenig Soldatenlieder stammen. Gerade über die Vorgänge dieser Zeit, Napoleons frevelhafte Herausforderung und Deutschlands einmüthige Erhebung, ist ja sonst so viel gedichtet worden. Aber es begreift sich leicht, wenn man die Lage der Soldaten in dieser Zeit bedenkt. Die allgemeine Begeisterung, die ganz Deutschland ergriffen hatte und in der man den Hauch einer neuen Zeit verspürte, hatte selbstverständlich das Heer gerade so mächtig erregt, wie die bürgerlichen Kreise. Aber in ihm mußte diese Erregung sich sofort in Thaten umsetzen, die zu nichts anderem Zeit ließen. Die Mobilmachung gab den Soldaten alle Hände voll zu thun und ließ sie über einer Fülle von kleinen und doch nothwendigen Dingen zu keiner Ruhe kommen. Und man gab sich diesen ermüdenden Arbeiten mit um so größerem Eifer hin, als man sich klar bewußt war, von welcher Bedeutung möglichste Schnelligkeit war.

Wenn man bei euch sich die Hosen flickt,
So sind wir schon nach Frankreich gerückt;
Und knöpft man bei euch sich noch die Gamaschen, so sind wir Paris schon nah —

heißt's darum in einer an Napoleon gerichteten Warnung. Was in solcher Unruhe noch von Zeit und Muße übrig blieb, nahmen die persönlichen Verhältnisse in Anspruch. Es galt, Abschied zu nehmen — vielleicht auf Nimmerwiedersehen; Eltern, Geschwister, Bräute, Frauen und Kinder mußte man verlassen. Nicht heimathlose Söldner, sondern die besten Söhne des Volkes zogen ja in den Kampf. Scheidelieder sind darum die dichterische Frucht dieser Tage, und gerade unter ihnen finden sich Lieder in echtem Volkston. So wurde z. B. unter den Siebenundachtzigern folgendes Lied viel gesungen:

Die Reise nach Frankreich,
Die fällt mir so schwer;
Nun ade, mein liebes Schätzerl,
Wir seh'n uns nicht mehr!

An einem Sonntagmorgen
Kam ein Bote gerannt:
Alle Burschen soll'n marschiren,
Der Feind ist im Land.

Warum denn nicht morgen,
Warum denn schon heut?
Denn heut ist ja Sonntag
Für alle junge Leut'.

Der Frühling kommt wieder,
Thut der Winter vergeh'n,
Und da blüh'n auch über Gräbern
Die Blümlein so schön.

Leb' wohl denn, mein Schätzerl,
Für lange, lange Zeit!
Wir sehen uns wieder
Dort in der Ewigkeit.

Die Offiziere des Regiments hörten das Lied nicht gern; es schien ihnen zu weich. Aber hinter dieser Weichheit stand doch der feste Entschluß, die Pflicht zu thun, wie es in einem anderen, sonst kaum minder weichen Scheideliede heißt:

König Wilhelm hat gerufen.
Wer bliebe da daheim?
Auf Kameraden, seid brave Deutsche
Und schlaget wacker drein!

Manch einer ging auch wohl zur Verabschiedung zum Ortspastor und bekam da ein gutes Wort mit auf den Weg, wie ein schlesischer Krankenträger berichtet:

Der Pastor soaht mer noch beim Scheiden:
Ihr hoat goar ane schiene Pflicht,
Zu stillen der Verwundten Leiden,
Zu stützen, wu es ihn'n gebricht.
Doas, soah ich, thu' ich, hier is de Hand:
Mit Gott, für König und Vaterland!

Indessen fehlt es auch in dieser Anfangszeit doch keineswegs ganz an einem poetischen Widerhall der allgemeinen Begeisterung aus dem Heere. Mehrere Sänger des 84. Regiments haben dafür in einem gemeinsam verfaßten Liede schwungvolle Worte gefunden:

Vom Fels zum Meer! die Losung ist gegeben,
Und wie ein Blitz durchzuckt sie jetzt die Welt.
Der Adler Preußens soll sich neu erheben
Und siegend kreisen durch das deutsche Feld.
Drum schwört in dieser Stunde
Dem festen Männerbunde,
O schwöret laut es, Volk und tapf'res Heer!
Der Wahlspruch ist und bleibt: „Vom Fels zum Meer!"

„Vom Fels zum Meer!" und mag der Zwietracht Flammen
Anfachen Lüge, Dummheit und Verrath,
„Vom Fels zum Meer!" es stehen treu zusammen
Für diese Losung Bürger und Soldat.
Drum laßt den Streit, das Rathen!
Das Vaterland will Thaten.
Es braust die neue Zeit im Sturm daher,
Und aus dem Sturme tönt's: „Vom Fels zum Meer!"

Und gerade der in diesem Liede angeschlagene Ton, die Freude über die wiedergewonnene deutsche Einheit, die Gewißheit, daß der große Sturm für immer alle künstlichen Trennungszäune zwischen den deutschen Brüdern weggeblasen hätte, kehrt nun auch in der folgenden Zeit, als der Strom der Lieder reicher floß, mit besonderer Kraft immer wieder — aber mit eigenthümlich soldatischer Färbung. So groß nämlich auch der Jubel über den Zusammenschluß aller Deutschen in der Heimath sein mochte, — was dieser Zusammenschluß zu bedeuten hatte, bekam doch Niemand so unmittelbar zu fühlen, wie der Soldat auf dem Schlachtfelde, wo das gemeinsam vergossene Blut sich mischte und in der höchsten Noth eines Truppentheils es oft gerade Kameraden von einem anderen deutschen Stamme beschieden war, Hülfe zu bringen. Darum betont der Schlesier, wie er bei Weißenburg im Bunde mit dem Bayern gefochten hat. In einem anderen Liede schließen sich so Pommern und Schwaben zusammen. In einem dritten heißt es, daß der Preuße, der Sachse und der Bayer gemeinsam bei Sedan ungeheure Keile ausgetheilt haben. Zwei andere Lieder über die Schlacht von Sedan, die mit großer Anschaulichkeit das furchtbare Ringen der Bayern um Bazeilles darstellen, heben beide als besonders bedeutsam — das eine vom bayrischen, das andere vom sächsischen Standpunkte aus — den Augenblick hervor, als die Bayern aus ihrer bedrängten Lage durch das Eingreifen der Sachsen befreit wurden. Da heißt es in dem Liede:

Sechs Stunden haben wir in Minderzahl
Gehalten tapfer stand,
Können kaum noch widerstehen,
Wir müssen zu Grunde gehen
Oder weichen — das wär' eine Schand'.

Aber in dieser äußersten Noth da

— — kommt ein Offizier gesprengt
Von unsern Chevaulegers,

Der ruft: „Die Sachsenbrüder kommen,
Sie kommen in dicken Kolonnen,
Sind da mit der ganzen Armee.“

Da schrei'n wir: „Viktoria!
Hurra, unsere Noth ist aus!“
Und als die Sachsen aufmarschiren,
Entgegen wir jubiliren,
Daß es donnert und schallt weit hinaus.

Und mit den Sachsenbrüdern zusammen wird nun der Kampf wieder aufgenommen und zum siegreichen Ende geführt. Das war verwirklichte und wirksame deutsche Einheit. Darum jubelt dann ein Anderer:

Ich hab' viel Kameraden,
Und beff're find'st du nicht:
Das sind die tapf'ren Preußen,
Die Hessen, Sachsen, Reußen —
Als Held ein Jeder ficht.

Und so die Bad'ner, Schwaben
Und jeder deutsche Soldat.
Sie streiten wie die Löwen,
Und Ehre gebühret Jedem
Als tapferm Kamerad.

Und gewissen Verhetzungsversuchen gegenüber singt wieder der Bayer in einem Kriegsschnadahüpfle:

Und der Pfarrer hot g'sagt,
Oes müßt's lutherisch wer'n,
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.

Ob lutherisch, katholisch,
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch
Und luth'risch sei' Sach'! —

Ein Dreiundfünfziger aber schließt ein Marschlied für sein Regiment, in dem er die Thaten desselben, besonders die bei

Gravelotte, verherrlicht hat, mit einem Ausblick auf die erhoffte dauernde Einheit, die aus der im Felde geschlossenen Blutsbrüderschaft erwachsen sollte:

Dann jauchzt in heller Freude
Das ganze Vaterland;
Wir sind geeint auf immer
Und gehen Hand in Hand.
Bis dahin immer flott,
Wie jüngst bei Gravelotte!
Hurra, Hurra, Hurra! —

Bald wurde natürlich auch das Elsaß in diesen Einigungsjubel einbezogen, und mit echt volksthümlicher Einfachheit und Wärme sprechen ein Pommer und ein Schwabe in einem gemeinsam gedichteten Liede die feste Absicht aus, den mit so viel Blut erstrittenen Bruder nicht wieder loszulassen:

Im Elsaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein;
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

Mein armer, guter Bruder,
Hast du dich denn verwelscht?
Geraubt von den Franzosen,
Trägst du die rothen Hosen.
Ist auch dein Herz verfälscht?

Horch auf! Sie ist nun kommen,
Die lang' ersehnte Zeit.
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
Vorbei ist Zank und Streit.

Dich auch nun haben wir wieder.
Komm, Bruder, komm nun her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unser'n Mitten,
Wir trennen uns nicht mehr. —

In einem gewissen Gegensatz zu diesem Alldeutschland umfassenden Patriotismus steht ein diesen Liedern ganz besonders eigenthümlicher, die soldatische Auffassung kennzeichnender Zug. So sehr man sich nämlich auch der Einheit mit allen deutschen Stämmen freute — im einzelnen Falle, wo es galt, kam der Antrieb zu muthiger, todeskühner That nicht aus dem allgemeinen Vaterlandsgefühl, sondern dann hieß es: Zeigt euch als brave Pommern, Sachsen, Märker, Bayern, Schwaben! Ja selbst das sind für die unmittelbare soldatische Empfindung noch zu weite Kreise; an ihre Stelle tritt oft das Armeecorps, das Regiment, das Bataillon, wohl gar die Compagnie oder Schwadron. Und dem entsprechend werden dann auch die errungenen Lorbeeren nicht zunächst dem gemeinsamen deutschen Vaterlande, sondern den einzelnen Truppentheilen beigelegt. Es ist derselbe Stolz auf den eigenen Truppentheil, die eigene Waffe, den man auch in Friedenszeiten beobachten kann und der zu so manchen Neckereien zwischen den einzelnen Compagnien und Regimentern Anlaß giebt. So haben wir denn eine große Anzahl von Liedern, welche die Thaten der einzelnen Truppentheile verherrlichen. Die Pommern, die Schlesier, die Brandenburger, die Bayern, die Garderegimenter, das 8., 9., 11., 23., 33., 53., 71., 87. und viele andere Infanterieregimenter, Dragoner und Ulanen, ja selbst die Munitionskolonnen und die Krankenträger — sie alle wissen zu singen und zu sagen von ihrem besonderen Antheil an den Thaten des einen deutschen Heeres. Ein Zwölfer ist ganz böse, daß noch Niemand die Thaten des 12. Regiments besungen hat. Entrüstet fragt er:

Meint ihr, wir wären nie dabei
Und wüßten nichts von Sieg'sgeschrei?
Fragt alle Tapfern unterm Sand!
Wir fochten treu fürs Vaterland —
Doch Keiner weiß und Keiner kennt
Das alte zwölfte Regiment.

Und so singt er denn nun von den Thaten des 12. Regiments, von dem verlustreichen Sturm auf die Spicherer Höhen, von dem blutigen Tage von Vionville, wo die Zwölfer gezeigt haben, daß sie auch Brandenburger seien, von der Belagerung von Metz und schließt sein Lied:

Nun klinge fort mein kleiner Sang
Durchs theure Vaterland entlang
Und ruf' bis an das weite Meer:
Wir Alle kennen Treu' und Ehr',
Und Einer weiß und Einer kennt
Sein altes zwölftes Regiment!

Ein ganz junges, noch durch keinen Feldzug bewährtes Regiment war das sechsundneunzigste. Bei Beaumont am 30. August kam es zum ersten Male ins Feuer. Davon heißt es in einem darauf bezüglichen Liede:

Stark war die Lust, den Feind zu sehen;
Zu schlagen ihn, war dein Begehr.
Und als erst deine Fahne wehte,
Da warst zu halten du nicht mehr.

Es galt des Regimentes Ehre;
Obgleich es jung und neu noch war,
Daß seine Leut' auch tapf're Krieger,
Das ward der Feind gar bald gewahr.

Denselben Sieg rechnete sich besonders die Artillerie des 4. Armeecorps zu:

Vom vierten Corps die Infanterie,
Doch vor allem die Artillerie
Schlug den Franzmann Failly.

Ein Bromberger Landwehrmann feiert die Thaten seines Bataillons und besonders die der 5. Compagnie im Gefecht bei Petit-Magny am 2. November. Als es zum Angriff geht, ruft der Hauptmann seinen Leuten zu:

Auf Bromberger, eilet Mann für Mann!
Ihr traget die Ehre davon!

Ein auch dichterisch hervorragend schönes Lied schildert die bedrohte Lage, in die das 1. Bataillon des Kolberger 9. Grenadierregiments bei Pontarlier gerieth. Bei zu hitziger Verfolgung des weichenden Feindes in den zerklüfteten Jurabergen sah es sich plötzlich von vielfacher Ueberzahl umzingelt und zur Ergebung aufgefordert. Da heißt es:

Der Oberst sprach: „Verloren
Bist du, mein Bataillon.
Doch noch verlangte Kolberg
Vom Feinde nie Pardon.
Und wenn der Schnee gleich blutgetränkt,
Noch wird die Fahne hochgeschwenkt
Vom ersten Bataillon.

Und Kolbergs Grenadiere
Sie standen felsenfest —

bis das 2. und das 3. Bataillon Hülfe brachten. — Ein Lied des 11. Regiments schließt die Schilderung seines Eingreifens in die Schlacht von Mars-la-Tour mit den Worten:

Vergeßt den blut'gen Tag nicht,
Nicht 's elfte Regiment!

Die Garde rühmt von der Schlacht bei Gravelotte:

Das war der preuß'schen Garde,
Das war des Königs Sieg.

Die Schlesier freuen sich, den Feind bei Chevilly gelehrt zu haben, daß sie auch Preußen seien. Ein Lied der Sachsen über ihren Antheil an der Schlacht bei St. Quentin beginnt:

Sachsen hoch! Man soll sie ehren,
Weil sie ritterlich sich wehren
Wider der Franzosen Macht.

Ueberall sind sie bestanden,
In Gefechten vielerhanden
Und gar mancher großen Schlacht.

Und um endlich neben den Infanteristen und Artilleristen auch den Reiter zu Worte kommen zu lassen — mit wie stolzem Selbstbewußtsein weiß der Ulan von seinen Kämpfen und seiner Waffe zu reden! Es ist einer vom 13. Ulanenregiment, einer der Sieger in der großen Reiterschlacht von Mars-la-Tour:

Der Sonne letzte Strahlen grüßen
Die Sieger dort bei Mars-la-Tour,
Und seit dem heißen Tage hießen
Sie „les ulans terribles“ nur.
Und wenn der Franzmann die schwarzweiße Fahne wittert,
Steht er nicht mehr; vorbei ist es mit seinem Muth.
Hört auch nur das Wort „Ulan“ — gewiß, er zittert;
Denn wo die Lanze wüthet, gilt's des Feindes Blut. —

Es wäre kaum nöthig, zu bemerken, daß der Sinn dieser starken Betonung der einzelnen Heerestheile nicht neidische Eifersucht auf den Ruhm der anderen ist, sondern edler Wetteifer, in dem Keiner zurückbleiben wollte, und das berechtigte Selbstgefühl, auch mitgewirkt zu haben zu dem schönen Erfolge — ich sage, es wäre kaum nöthig, das zu bemerken, wenn nicht auch dazu die Soldatenlieder selbst Veranlassung gäben. Denn bei aller Hervorhebung der eigenen Truppe wird doch auch der Leistungen der anderen oft mit Anerkennung gedacht.

Ein jedes Regiment,
Potz Himmel Element!
Und jedes Bataillon
Haut seine Nation
Vom Franzenvolk zusammen.

Und wir haben sogar ein Lied von einem Linienſoldaten, das nur die Thaten der Landwehrdivision Kummer verherrlicht, und ein anderes aus bayrischem Munde, das die Tapferkeit der

Schwaben im Gefecht bei Champigny preist, allerdings mit der bezeichnenden Spitze des Lobes, die Schwaben hätten es ebensogut gemacht, wie die Bayern bei Bazeilles:

O ihr braven, tapf'ren Schwaben,
Wie wir's bei Bazeilles haben
Im September abgemacht,
Also habt ihr ihre Schanzen
Jetzt erobert und den Franzen
Ihr Blutnest frei abgejagt.

So zeigte sich im Felde die rechte Geltendmachung der Mannigfaltigkeit deutscher Art, welche die Einheit nicht ausschließt, sondern ihre festeste Stütze ist, die nämlich, daß Jeder sich bemüht, sein Bestes dranzusetzen zum Heile des Ganzen.

Als ein Zeugniß für die innere Gesundheit unseres Heeres erscheint mir eine andere Eigenthümlichkeit der Soldatenlieder von Bedeutung: das ist das vielfach sich äußernde Vertrauen, der Stolz, die begeisterte Liebe zu den Führern. Dem Oberfeldherrn, dem greisen König Wilhelm, gegenüber war das ja ganz selbstverständlich. Es ist oft hervorgehoben worden, von welchem Einfluß, ganz abgesehen von seiner Kriegserfahrung, nur seine Anwesenheit bei dem Heere war; der Anblick des edlen königlichen Helden, der in so hohem Alter die Strapazen des Krieges auf sich nahm, riß die Soldaten zu begeisterter, opferwilliger Hingabe fort.

Seht an, der greise Held
Im weißen Silberhaar,
Wie jung er ist im Feld,
Wie strahlt sein Auge klar!

heißt's in einem Liede, und wie die Begegnung mit ihm die Pommern auf dem Anmarsch zur Schlacht bei Gravelotte begeisterte, schildert ein Pommer:

Da, als die liebe Sonn' aufging,
Unſer alter Kriegsherr uns empfing.
Den Blick gerichtet himmelwärts
Ging er voran; das ſtärkte das Herz,
Das gab uns Kraft, das machte uns Muth
Und machte fröhlich das Pommerblut.
Denn, wo voran unſer König geht,
Kein echter Pommer ſtille ſteht.

Und ſo kehrt die Verehrung ſeines Namens in den meiſten Liedern wieder. Neben ihm ſtehen auch die anderen glänzenden Namen des deutſchen Heeres. Des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, des Kronprinzen von Sachſen, Bismarcks, Moltkes, der Generale Steinmetz, Franſecky, Kirchbach, Alvensleben, Schwarzhoff, Kummer, von der Tann, Budritzky und Anderer wird mit Begeiſterung gedacht. Von Friedrich Karl ſagt ein an Bazaine gerichtetes Lied:

Friedrich Karl, der Hohenzoller,
Iſt für dich ein ſchlimmer Groller,
Und er fackelt nicht gern lang';
Er wird dich zu Paaren treiben
Und ein Stammbuchblatt dir ſchreiben,
Das dir bleibt dein Lebenlang.

Und wir Leute, die dies ſingen,
Wollen jetzt ein Hoch ausbringen:
Friedrich Karl, er lebe hoch!
Daß er unſere Siege mehre,
Führe uns von Ehr' zu Ehre,
Friedrich Karl, er lebe hoch!

Moltke wird in einem anderen Liede nachgerühmt:

Lenkt ſicher wie an einem Seile
Die Heeresſäulen Meil' an Meile;
Selbſt Moſes, dieſer Gottesmann,
Sein Volk nicht beſſer führen kann.

Budritzkys heldenhaftes Vorgehen bei Le Bourget iſt in einem beſonderen Liede verherrlicht worden. Mit großer An-

ſchaulichkeit und lebhafter Begeiſterung ſchildert es, wie der tapfere General ſeiner Diviſion vorangeht, vergeblich ſich bemüht, die ſteile Barrikade zu erklettern, und endlich mit Hülfe eines Pioniers hinaufkommt, und fährt dann fort:

Und als der große Kleine
Hoch oben auf dem Wall,
Schwingt kräftig er die Fahne
Und ruft mit Donnerſchall:

Eliſabether, Kinder,
Vorwärts ins Dorf! Hurra!
Seht, Franz und Alexander,
Die ſind ſchon Beide da!

Hei, das war luſt'ges Stürmen.
Genommen Haus für Haus;
Man fegt von rothen Hoſen
Das Dorf ganz gründlich aus.

Und als nach heißem Kampfe
Erſcholl: Viktoria!
Scholl auch dem tapfern Feldherrn
Ein donnerndes Hurra!

Es mag damit genug ſein zur Kennzeichnung des freudigen und wohlbegründeten Stolzes, mit dem unſere Soldaten auf ihre höheren Führer ſahen. Aber faſt noch bedeutſamer erſcheinen mir die zahlreichen Aeußerungen des Vertrauens, der Liebe und Verehrung für die untergeordneten Führer. Denn daß die an ſo hervorragender Stelle ſtehenden Männer die Blicke der Bewunderung auf ſich zogen, begreift ſich leicht, zumal wenn ſie, wie General Budritzki bei Le Bourget, Schulter an Schulter mit dem gemeinen Soldaten ſich an dem Kampfe betheiligten; wer aber das Garniſonleben und den engeren Dienſt überhaupt mit ſeinen vielen unvermeidlichen Kleinigkeiten und Plackereien kennt, der weiß auch, daß ſo manches dabei iſt, was das Verhältniß der Soldaten zu ihren nächſten Vorgeſetzten trüben zu

können scheint. Der Krieg aber hat bewiesen, daß das im deutschen Heere dennoch nicht der Fall war. Wer weiß heutzutage noch viel von den Heldenthaten eines Hanstein, Rantzau, Hindenburg, Michler, Stöphasius, Tschirschky, Ronneberg? Verschwand doch in diesen Riesenkämpfen die Bedeutung der geringeren Offiziere fast ebenso wie die des gemeinen Mannes. Aber treue Soldatenliebe hat vielen von ihnen ein Denkmal gesetzt im Liede und klagt um die Gefallenen in zum Theil tief ergreifenden Worten. — Graf Rantzau war Hauptmann und Compagniechef der 4. Compagnie des 2. Garderegiments zu Fuß; er fiel beim Sturm auf St. Privat; ein Gefreiter seiner Compagnie widmet ihm einen rührenden Nachruf. Den Führer und Berather seiner Compagnie nennt er ihn, der wie ein Vater für sie gesorgt habe, und fährt dann fort:

War die Arbeit noch so blutig,
Hast du uns doch todesmuthig
Bei Privat zum Sturm geführt.
Sanken auch der Tapfern viele,
Unaufhaltsam ging's zum Ziele;
Vorwärts war ja kommandirt.

Stets voran im ernsten Streite,
Wichst du nicht von unf'rer Seite,
Ob das Blut in Strömen floß.
Da — o Schmerz, getheilt von Allen! —
Sehen wir den Führer fallen
Von dem feindlichen Geschoß.

Nur mit dem Schmerz seiner leiblichen Kinder weiß der treue Grenadier diesen Schmerz zu vergleichen und fügt dann das Gelübde hinzu:

Ja, du lebst als Held und Streiter
Stets in der Erinnerung weiter
Bei der vierten Compagnie.

Premierlieutenant Michler vom 50. Regiment fiel beim Ausfall der Pariser gegen Malmaison am 21. Oktober. An der

Spitze der Seinen hat er eine feindliche Batterie gestürmt und bringt, auf der ersten eroberten Kanone stehend, ein Hoch auf den König aus, da trifft ihn das tödtliche Geschoß, und es gemahnt an die Kämpfe der Helden des trojanischen Krieges, wenn wir hören, wie die Fünfziger um seine Leiche mit den wiederanstürmenden Feinden kämpfen:

Vor Zorn und Schmerz aufschreien All',
Die Feinde wieder anstürmen.
Manch Tapferer kommt darüber zu Fall,
Den Todten zu beschirmen.
Wie Löwen kämpfen die Fünfziger kühn,
Nicht von dem Gefallenen weichen,
Bis daß der Franken Ungestüm
Vergeht vor ihren Streichen.
Sie bringen den Todten siegreich zurück,
Auch zwei Kanonen als Beute.
Den Gefallenen traf des Tages Geschick,
Doch war's sein Ehrentag heute.

Besonders schön und warm ist ein dem bei Villiers gefallenen Major von Hanstein gewidmetes Lied. Schon ist unter seiner tapferen Führung die feindliche Stellung genommen, nur hin und wieder fällt noch ein Schuß. Da wird plötzlich Hanstein von einer Kugel durchbohrt.

Und wie vom Schlag getroffen
Erstarret jedes Herz;
Verloren hat ihn Jeder,
Ein Jeder fühlt den Schmerz.
Schnell wird die Bahr' gefertigt,
Gelegt er sanft drauf hin,
Und vier Mann sieht man trauernd
Mit ihm von dannen zieh'n.

Nach Villiers in die Quartiere
Rückt spät das Bataillon,
Macht Halt dann an der Kirche,
Nacht war's inzwischen schon.

Dort hatten sie die Leiche
Des Braven abgesetzt,
Und einmal schaut noch Jeder
Ihm ins Gesicht zuletzt.

Verstohlen manche Thräne
Rollt in den Kriegerbart.
O laßt die Thränen fließen,
Wehrt nicht den Schmerz euch ab!
Wenn je gerechte Thränen
Geflossen in ein Grab,
So waren's unf're Thränen
An Ritter Hansteins Grab.

Wenn auch in fremder Erde
Er ruht in fränk'schem Sand,
Wird unvergeßlich bleiben
Sein Nam' im deutschen Land.
Schmückt einst ein Kranz von Lorbeer
Eu'r Haupt im Vaterland,
Vergeßt nicht Ritter Hanstein,
Der euch den schönsten wand.

Das sind doch herrliche Zeugnisse über das Verhältniß zwischen Offizieren und Soldaten, und sie ließen sich aus den vorliegenden Liedern leicht vermehren. Man kann es dahingestellt sein lassen, wen sie mehr ehren, die Soldaten, die so herzlicher Verehrung fähig waren, oder die Führer, die sie sich zu erwerben wußten. Wie werthvoll aber solche Stellung der Mannschaften zu ihren Vorgesetzten sein mußte, leuchtet von selbst ein. Selbstverständlich erstrecken sich diese Aeußerungen der Liebe und Verehrung, diese freudige und stolze Anerkennung ihrer Tapferkeit nicht nur auf die gefallenen, sondern ebenso auf die lebenden Offiziere. Auch so Manchem von ihnen sind besondere Lieder gewidmet worden, und auch wo keine Namen genannt werden, wird doch oft ihres Muthes und ihres kühnen Vorangehens mit Bewunderung gedacht.

Echt soldatisch sind nun aber vor allem die Darstellungen

der Kämpfe selbst. Es ist natürlich ein Unterschied; ob ein Generalstabsoffizier den Gang einer jener Schlachten beschreibt, oder ob ein gemeiner Soldat seine Erlebnisse in derselben Schlacht erzählt. Und es ist ein Unterschied, ob ein Dichter in der Heimath, von der Herrlichkeit des gemeldeten Sieges ergriffen, seine Erregung im Liede ausströmen läßt, oder ob der soldatische Dichter dasselbe thut. Dort die großen, allgemeinen Züge, die entscheidenden Wendungen, der gewaltige Eindruck des Ganzen, hier das Kleine und Einzelne, der Antheil des einzelnen Mannes, des einzelnen Truppentheils, das aber mit einer Anschaulichkeit, mit einer Fülle konkreter Züge, wie sie das Leben selbst bietet. Wie aber gerade darin eine Bürgschaft der Wahrheit liegt, so auch zugleich der Reiz dieser Lieder. Wir lauschen der Erzählung von Mitkämpfern und erleben mit. Was die Schlacht von Mars-la-Tour bedeutete, weiß heutzutage Jeder; was aber bekam das 13. Ulanenregiment darin zu erleben? Ein Ulan erzählt es uns: zunächst stundenlanges Halten im feindlichen Feuer und dann endlich — wie eine Erlösung wurde es empfunden —

Schon naht des Tages letzte Stunde,
Die Sonne dort im Westen sinkt,
Da schallt es froh von Mund zu Munde:
Seht, wie's da drüben golden blinkt!
Das sind des Kaisers Garden, brüstend sich im Glanze.
Ein tausendstimmig Hurra schallt durch Wald und Flur,
Und vorwärts geht's. Die nerv'ge Faust umspannt die Lanze;
Wie Spreu im Winde, so zerstiebt des Feindes Spur.

Was leistete in derselben Schlacht die 4. Schwadron des 2. Gardedragonerregiments? Hören wir einen Dragoner! Die Schwadron steht auf dem äußersten linken Flügel als Bedeckung einer weit vorgeschobenen Batterie. Da

Heimlich schleicht heran mit Tücke
Ein Regiment Chasseurs d'Afrique,

Nahen den Kanonen schon.
Doch wie still sie auch gekommen,
Richtig hat sie wahrgenommen
Unsere vierte Eskadron.

Fragt nicht, ob sie attackire,
Denkt nicht, Einer gegen Viere
Wäre allzu schwer für sie.
Nein, sie reitet fröhlich, munter
Unter die Franzosen und drunter
Und errettet die Batt'rie.

Hindenburg und Szerdahele
Und noch manche brave Seele
Starben für den König hier.
Aber sollt's so wiederkommen,
Wird Attacke angenommen,
Wieder Einer gegen Vier.

Und wie genau das den Thatsachen entspricht, dafür hier nur ein paar Zeilen aus der neuesten Darstellung des Krieges von Lindner: „Eine andere Schwadron rettet eine Batterie, indem sie sich vier Schwadronen der Chasseurs d'Afrique entgegenwirft; auch ihr Führer, Rittmeister von Hindenburg, zahlt mit dem Tode." — So ließe sich gerade von der Reiterei noch manche kühne That, manches lustige Stückchen, erzählen, etwa wie in der Schlacht von Sedan Wachtmeister Hildebrand vom 2. Leibhusarenregiment allein 18 Franzosen attackirt und samt ihrem Hauptmann gefangennimmt, oder wie ein Unteroffizier von den bayrischen Chevaulegers — Schwalangschierer, sagt der Bayer — gefangene Kameraden aus weit überlegener Franzosenmenge heraushaut u. dergl. Doch sei es von den Reitern genug! Fast noch reicher an einzelnen kleinen Zügen sind die Schlachtberichte der Infanteristen. Man begreift das, wenn man denkt, wie das Eingreifen der Reiterei meist in einem einzigen gewaltigen Moment sich vollzieht, die Infanterie dagegen meist den ganzen Schlachttag hindurch in Anspruch

genommen wird. Das Regiment ist auf dem Marsche. Schon lange hört man Kanonendonner. Ein Ordonnanzoffizier überbringt Befehle. Jetzt wird es Ernst. Die kaum angezündeten Pfeifen verschwinden im Brotbeutel. Die Musik stimmt ermuthigende Weisen an. Dies Regiment zieht mit dem Gesang der „Wacht am Rhein" in den Kampf, jenes begrüßt den Befehl zum Vorgehen mit einem Hoch auf den Führer. Aber unter dem blauen Rock pocht doch unruhig das Herz, und ein Gebet steigt zum Himmel. Wen wird's heute treffen? Jetzt kommen die Tapfern in den Bereich des feindlichen Feuers; so Mancher bekommt schon die Antwort auf seine Frage, rechts und links brechen die Kameraden zusammen, und man kann doch noch keinen Gebrauch von der eigenen Waffe machen. Endlich ist man so weit. Aber der Feind ist gut gedeckt; dort liegt er hinter dem Eisenbahndamm, in den Weingärten, in den Häusern. Nun beginnt das furchtbare Ringen. Gesicht und Hände sind bald geschwärzt vom Pulverdampf, und noch immer steht der Feind, ja er zwingt zum Zurückgehen. Endlich treffen Verstärkungen ein, mit Jubel begrüßt. Nun ein neuer Vorstoß und dann endlich Sieg und Siegesfreude und zum Schluß etwa — die deutsche Gemüthlichkeit, die sich nach hartem, blutigem Strauß ein Pfeifchen Tabak schmecken läßt, „riecht's auch nach pfälzischem Land". — Das alles zieht mit größter Anschaulichkeit an unseren Augen vorüber.

Aber trotz dieser naturgemäßen Richtung auf das Einzelne und Kleine sind diese Lieder in ihrer Gesamtheit doch eine poetische Geschichte des ganzen Krieges. Denn außer den Schlachten von Amiens und Bapaume dürfte es kaum einen bedeutenderen Kampf, ein wichtigeres Ereigniß des Feldzugslebens geben, die nicht in einem dieser Lieder niedergelegt worden wären. Von jenem komisch berühmten Siege an, den Napoleon am 2. August mit zwei Divisionen bei Saarbrücken

gegen die paar der Compagnien Vierziger erfocht, führen sie uns von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Belagerung zu Belagerung, durch alle Mühsal und Noth, durch alle Lust und Freude des Kriegslebens hindurch bis zur Kapitulation von Paris und zum freudig begrüßten Friedensschluß. Sie ergänzen sich so gegenseitig in der glücklichsten Weise und doch völlig ungesucht. Es möge an einem einzelnen Beispiel illustrirt werden, an der gewaltigsten Schlacht des Krieges, an der von Gravelotte.

Nicht weniger als elf Lieder über diesen blutigen Tag finden sich in der Ditfurthschen Sammlung; aber kein einziges ist etwa ein Ueberblick über den Verlauf der Schlacht im allgemeinen, sondern sie vertheilen sich auf die drei großen Gruppen von Kämpfen, in denen sich die gewaltige Handlung dieses Tages abspielte. Der Kampf begann im Mittelpunkt der feindlichen Stellung. Auf deutscher Seite standen dort das 9. Armeecorps und die 25. (hessische) Division in furchtbar verlustreichem Gefecht. Die drei Lieder, die sich auf diesen Teil der Schlacht beziehen, führen uns nun allerdings nicht in das Kampfgetümmel selbst hinein, sondern auf den Verbandplatz; sie sind von einem Arzt. Dennoch lassen sie uns erkennen, mit wie zäher Hartnäckigkeit hier gestritten wurde und mit welcher Ausdauer man hier den Gegner, den man nicht verdrängen konnte, wenigstens festhielt. Hessen sind es, die dem Arzte zugeführt werden. Da kommt Einer mit drei Kugeln im Leibe, in Arm und Brust und Bein. Ruhig schaut er den schmerzlichen Eingriffen des Arztes zu, und als der sein Erstaunen darüber äußert, erwidert er:

Herr Doktor, schaun's, so dacht' ich,
Du weichst nicht aus den Reih'n,
So lang' von deinen achtzig
Noch eine Kugel dein.

Erst willst du die verschießen
Bis auf das letzte Stück.

Dein Blut mag so lang' fließen,
Du gehst nicht eh'r zurück.

Zur Ruh' für mein Gewissen
That ich erst meine Pflicht;
Ich denk', von allen Schüssen
Fehl ging wohl mancher nicht.

Ein anderer wird hergeigebracht mit einer tiefen Wunde in der Brust; er trägt standhaft und mit würdigem Stolz den Schmerz. Aber gerade, als er verbunden ist, kommt eine zweite Kugel angesaust und zerreißt ihm den Rock. Da fährt er zornig auf,

Wie wenn die zweite Kugel
Noch tiefer träf' ins Blut.
Der Fetzen in dem Rocke
Der schmerzte dich weit mehr,
Weil du darauf dem Feinde
Erwidern konnt'st nicht mehr.

Ein dritter kommt herangehinkt; der Arzt verbindet ihm eine Wunde in der Schulter. Eine Wunde im Rücken — das ist keine Ehre, giebt ihm ein Kamerad zu verstehen. Der Hesse bleibt ruhig; aber als der Arzt fertig ist, wendet er sich und bittet:

So, Herr, nun bitt', verbinden
Sie mir die andern zwei;
Hier in den beiden Hüften
Traf noch des Feindes Blei.

Denn jene da im Rücken
Der Feind hinein erst blies,
Als ich mit diesen beiden
Die Schlachtreih' schon verließ.

Besser, scheint mir, als durch diese Aeußerungen vom Verbandplatze kann das opfermuthige Standhalten auf diesem Theile des Schlachtfeldes gar nicht beleuchtet werden.

Währenddeſſen war auch auf dem rechten deutſchen Flügel der Kampf entbrannt. Hier rang die 16. Diviſion um die Manceſchlucht und die ſie beherrſchenden Höfe von St. Hubert, Moscou und Point du jour. Ein Dreiunddreißiger erzählt davon:

Der Morgen des achtzehnten Auguſt
Graute am öſtlichen Himmel kaum,
Als wir mit großer Kampfesluſt
Empfingen bei Gorze am Waldesſaum
Den Befehl: Zum ernſten, heiligen Streit
Haltet, Füſiliere, euch bereit!

Ein donnernd Hurra von den Lippen ſchallt
Der Dreiunddreißiger Tirailleurs,
Daß tauſendfach der Wald es widerhallt
Als Gruß für jenes Wort des Kommandeurs.
Dann ein dreifach Hoch dem Kriegesherrn,
Dem jeder Preuß' zum Kampfe folget gern.

Der Weg führte durch das Laubgehölz
Ueber den blutgetränkten Acker
Nach Rezonville; hier ſtand wie Stein und Fels
Der Feind ſo feſt und kämpfte wacker;
Doch die Zahl der Leichen gab Beweis,
Wie geſtern gewüthet der Kampf ſo heiß.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Vorwärts ging's nach Gravelotte ſo ſchnell,
Die Dreiunddreißiger voran,
Den Franzoſen zu klopfen das Fell,
So lang' und viel ein Jeder kann.
Kameraden, nur vorwärts, Hurra!
Die Dreiunddreißiger Füſilier' ſind da.

Lärmend die Mitralleuſen krachten,
Granaten ſchlugen ein in unſ're Mitt',
Und Chaſſepots ihr Schnellfeuer machten
Auf eintauſend und vierhundert Schritt',
Daß viele Kameraden blieben
Als Leichen, fern von ihren Lieben.

Vorwärts ging es, vorwärts zur Stell',
Ohne Aufenthalt wurde avancirt,
Nach jedem Schuß die Büchse geladen schnell,
Das Langblei dem Feinde hinspedirt.
Auch unſ're Artill'rie, nicht faul,
Klopfte dem Feinde tüchtig aufs Maul.

Zehn Stunden währte schon der Kampf
Auf dem Flügel rechts von Gravelotte.
Geſchwärzt war Hand, Geſicht von Pulverdampf
Und Viel', ach Viele! ſchon lagen todt,
Weil Hülfe uns vonnöthen war
Gegen die doppelt ſtarke Feindesſchar.

Endlich brachten die Pommern die erſehnte Hülfe. Es iſt bekannt, wie ſie nach langem Marſche in ſpäter Abendſtunde auf dem Schlachtfelde eintrafen und, von Moltke ſelbſt vorgeführt, noch in den Kampf eingriffen. Das ſchildert ein Pommer, ein Horniſt vom 42. Regiment. Das Regiment liegt in Pont-à-Mouſſon im Quartier. Da kommt um ½1 Uhr nachts der Befehl zum Aufbruch. Im Mondſchein geht's vorwärts. Geſpenſtiſch ziehen die langen, dunklen Reihen die Straße entlang. Bei Sonnenaufgang begrüßt ſie der König. Um Mittag eine kurze Raſt im Sonnenbrand, ohne einen Tropfen Waſſer, vom Durſt gequält. Endlich gegen Abend treffen die todmüden und dennoch kampfesfrohen Leute auf dem Schlachtfelde ein.

Der Feind ſtand gut auf Waldeshöh'n —
Schon wankt' der Kampf, bald wär's geſcheh'n —
Da gingen wir Pommern friſch drauf los,
Nicht ſcheuend Mitrailleuſ' noch Chaſſepots.
Im Sturmſchritt wurde avancirt,
Bis Franzmann völlig retirirt.

Die Pommern glaubten, die Entſcheidung gebracht zu haben, und man kann ihnen das nicht übelnehmeu, da die deutſche Heeresleitung ſelbſt dieſer Meinung war. In Wirklichkeit war

aber die Entscheidung nicht hier, sondern auf dem linken Flügel gefallen, wo die Sachsen und die preußische Garde Roncourt und St. Privat stürmten. Die Thaten der Garde sind darum der Inhalt der dritten Gruppe von Liedern über die Schlacht von Gravelotte. Da haben wir zuerst ein Lied eines Unteroffiziers der 1. Garde-Infanterie-Munitionskolonne. Die Kolonne liegt noch im Biwak, hört aber schon in der Ferne das Rollen des Feuers.

Da plötzlich flog heran
Auf schaumbedecktem Rosse
Ein Ordonnanzoffizier
Und forderte Geschosse.

Alarmgeschmetter rief
Zum schnellen Satteln Alle.
Wir saßen auf, und fort
Ging's im Galopp zu Thale,

Durch's Dorf, den Berg hinauf,
Schon kam der zweite Bote —
Laut tobt vor uns die Schlacht,
Und ringsum lagen Todte.

Auf einem Berge hoch
Da hielten wir und schauten
Hinab, wo Kampf und Blut
Die Wuth zusammenbrauten.

Wie eine Hölle war's
Zu schau'n, so meinten Alle,
Ein grausig Toben war's,
Ein mörderisch Geknalle.

Bis daß die Sonne sank
Blutroth im Pulverdampfe,
Bis in die Nacht hinein
War man im wilden Kampfe.

Und was Jener von seiner Höhe überschaute, dahinein führt uns ein Mitkämpfer vom Augustaregiment in einem

ernſten Liede. Der ſtimmungsvolle Eingang des Liedes hebt den Gegenſatz hervor zwiſchen dem klaren Morgenhimmel mit der leuchtenden Auguſtſonne und dem todbergenden Dunkel der Zukunft. Und der Gedanke an die Qualen ſchwerer Verwundung wird zum Gebet um wenigſtens ein ſchnelles Ende. Um Mittag hört man den erſten Kanonenſchuß fallen. Das Regiment tritt unter den Klängen der „Wacht am Rhein" den Vormarſch an. Auf einer Anhöhe wird ein kurzer Halt gemacht; man ſieht ſchon in das furchtbare Gewühl hinein. Und nun giebt der Dichter ein prächtiges Bild von dem berühmten, todesmutigen Sturm der Garde:

Nun ging es vor in ſcharfem, ſchnellem Schritt,
Gefaßt und ernſt ward das Gewehr geladen,
Noch einmal ſchallte laut das Preußenlied,
Jetzt wurden wir erreicht von den Granaten.
Doch vorwärts nun ging muthig Mann an Mann,
Nicht Einer achtete der Kanonade.
Major und Oberſt ſtürmten ſelbſt voran,
Nicht beſſer konnt' es gehen zur Parade.

Doch eh' das Regiment noch ſchießen konnt',
Ward ihm von Chaſſepots und Mitrailleuſen
Ein wahrer Kugelregen ſchon entſandt.
So manches edle Blut ſah man jetzt fließen.
Jetzt ging's im Laufſchritt eine Strecke drauf,
Die Schützen vor- und auseinanderziehen,
So ging es immerzu; im ſchnellſten Lauf
Ward vorgerückt, bis man den Feind ſah fliehen.

Das war aber nur der erſte Erfolg. Die ſchwerſte Arbeit blieb noch übrig, das feſte St. Privat zu nehmen. Und erſt als über Haufen von Leichen hinweg der Einbruch der Grenadiere gelungen war und der Reſt der Feinde ſich gefangen gegeben hatte, konnte man jubelnd den Sieg begrüßen. Aber mit welchen Opfern war er erkauft worden! Welch Grauſen deckte das Dunkel der Nacht zu! Der Dreiunddreißiger möge darüber das Schlußwort haben:

Der Mond sandte sein bleiches Licht
Auf's blutgetränkte Feld mit Beben,
Wo Freund' und Feinde lagen dicht,
Vereint zu einem beff'ren Leben.
Gott schenke ihnen die ew'ge Ruh',
Führ' ihre Seelen dem Himmel zu!

Das Wimmern armer Sterbender,
Der Verwundeten lautes Schrei'n
Erhöre du, Allmächtiger,
Lindere ihrer Schmerzen Pein,
Daß sie in ihrem großen Leid
Auch ob des Sieges haben Freud'! —

Damit treten wir an der Hand unserer soldatischen Führer in das düstere Nachspiel der Schlacht- und Kampfestage ein, das sich beim Zusammentragen der Verwundeten, auf den Verbandplätzen und in den Lazaretten und bei dem Begraben der gefallenen Kameraden abspielte, und wir dürfen auch das wohl als charakteristisch für den deutschen Soldaten ansehen, daß so oft in diesen Liedern die Erinnerung daran wiederkehrt. Menschliches Empfinden war im Wüthen des Kampfes nicht erstorben. Die Kämpfer waren warm- und weichfühlende Christenmenschen, die keine Lust am Morden hatten. Man freute sich des Sieges. Es kam auch wohl zu übermüthigem Ausbruch der Freude und zu toller, durch das Uebermaß der Erregung doppelt erklärlicher Ausgelassenheit, wie z. B. nach der blutigen Arbeit von Gravelotte in einem Schloß bei Flanville irgendein musikalischer Krieger die Tasten des Klaviers bearbeitete und bald alle Kameraden durch die Macht der Töne zu lustigem Tanze fortriß; so berichtet ein Dreiundfünfziger. Aber immer wieder klingt doch durch allen Siegesjubel die Klage hindurch um die lieben Kameraden, die auf dem Schlachtfelde verblutet waren. Vermißte man sie schon selbst schmerzlichst, wieviel heißere Thränen mochten daheim um sie fließen, wo Frauen und Kinder, Bräute und Eltern auf die Rückkehr der Theuern hofften! Und wie

mußte das Bewußtſein davon das Sterben erſchweren! Da liegt ein braver Siebenundzwanziger in den Weingärten vor Paris, durch eine Granate furchtbar verſtümmelt; der Freund neben ihm kann ihm nicht helfen, und doch läßt der Sterbende ein junges Weib, ein Kind und Eltern zurück, die auf ſeine Fürſorge angewieſen ſind, und ihnen gilt ſein letzter Gedanke, ſein letztes Gebet. — Ein anderes Lied zeigt uns ein nicht weniger erſchütterndes Bild: den Vater an der Leiche des Sohnes. Es handelt ſich um einen berühmten und beſonders in der Provinz Schleswig-Holſtein wohlbekannten Namen und um einen mir auch von anderer Seite beſtätigten Vorgang. Am Abend des Tages nach der Schlacht bei Spichern reitet ein einſamer Reiter über das Schlachtfeld, ſuchend, ſpähend, fragend. Endlich trifft er Soldaten damit beſchäftigt, ein ſchmuckloſes Kreuz auf einen eben aufgeworfenen Grabhügel zu ſetzen, und hier findet er, was er ſucht.

Da weint der greiſe Reitersmann,
Held Manſtein, heiße Thränen,
Der Alſen einſt im Sturm gewann
Im Kampfe mit den Dänen.

Ergriffen ſchau'n die Krieger all'
Auf den berühmten Reiter.
„Auf! ſchaufelt fort den hohen Wall,
Flink, flink, ihr wackern Streiter!

Der geſtern euch zum Sieg geführt,
Zum Heldentod erleſen,
Den ihr geliebt wie ſich's gebührt,
Er iſt mein Sohn geweſen."

Da ſchaufeln ſie die Erde fort
Und legen bloß die Leiche.
Der Vater ſtarrt dem Sohne dort
Ins Angeſicht, ins bleiche.

Und als ſie aus der Stadt ins Thal
Mit ſchlichtem Sarg gelangen,
Da küßt bewegt der General
Dem Sohn die bleichen Wangen.

Dann ſteigt er wieder ſtill zu Roß,
Der Mond blitzt auf der Wehre.
Zur Heimath geht der Leichentroß,
Der Vater ſtill zum Heere. —

Das tiefe Mitgefühl mit den Opfern des Krieges erſtreckte ſich aber keineswegs nur auf die Kameraden des eigenen Heeres; es galt ebenſo dem verwundeten Feinde. Freunde und Feinde tragen die Krankenträger unterſchiedslos zuſammen, und ſie ſelbſt, die Verwundeten, die nur eben noch mit den Waffen in der

Hand einander gegenüberſtanden — jetzt empfinden ſie nur kameradſchaftlich für einander.

Kam'rad Français, haſt balle in Bein?
Du willſt wohl auch verbunden ſein?
Haſt nix Charpie in Taſch, nix Sous?
In Buddel nix? rien du tout?
Malheur!

Da nimm und iß un peu, du pain!
Da koſt' einmal, iſt gut le vin!
Hier iſt auch noch ein Stück fromage,
Da kriegſt du doch un peu courage.
Malheur!

„Merci monsieur!" — Na, iſt ſchon gut,
Weiß ſchon allein, wie Hunger thut.
Kam'rad nix böſe auf Kam'rad,
Weil Chaſſepot mich getroffen hat.
Malheur!

So und ähnlich mag wohl manchmal die Unterhaltung zwiſchen den nun verſöhnten Feinden geführt worden ſein, indem das gleiche menſchliche Elend über den Abgrund des nationalen Gegenſatzes die Brücke baute. Und vielleicht noch mehr als das bildete die treue Arbeit der Krankenträger und Krankenpfleger ein erfreuliches Gegengewicht gegen das Kriegselend. Die Krankenträger bekamen wohl gelegentlich zu fühlen, daß ſie den anderen Soldaten nicht für voll galten, da ſie ja nur hinter der Front zu thun hatten; aber zwei Krankenträgerlieder zeigen uns, daß ſie ſich mit dem Bewußtſein der Erfüllung einer ſchweren und ſchönen Pflicht darüber zu tröſten wußten. Vom frühen Morgen bis tief in das Dunkel der Nacht hinein, ſo erzählt uns Einer von dem großen Ausfall der Pariſer am 19. Januar, eilten die Krankenträgerpatrouillen, oft im dichteſten Kugelregen, über das Schlachtfeld „für Freund und Feind Erlöſer", und als endlich die ſchwere Arbeit des Tages gethan war, lagen

nicht weniger als drei von ihnen selbst unter den Verwundeten. — Von den Verbandplätzen ging's in die Lazarette, und hier begann das stille und geduldige Walten der Diakonissen, und wie dankbar die Leidenden das zu schätzen wußten, dafür nur ein paar Verse aus dem Loblied, das Einer seiner treuen Pflegerin gesungen hat:

Die Wunden, die der Krieg geschlagen
Dem, der ans Lager festgebannt,
So manches Stöhnen, manches Klagen,
Das heilt mit ihrer Segenshand
Die reinste Liebe einer Fee,
Die liebe Schwester Salome.

Wie freundlich geht sie von dem Bette
Des Einen zu dem Andern hin,
Als ob nie eine Wolke hätte
Getrübet ihren heitern Sinn.
Gemüthlichkeit macht sie zur Fee,
Die heit're Schwester Salome.

Sie dienet in dem kleinen Kreise
Im Wesen, ach, so mild und zart
Nach echter deutscher Frauen Weise,
Entsagend, treu, nach deutscher Art.
Sie wachet treu wie eine Fee,
Die treue Schwester Salome.

Und in diesem versöhnenden Klange mögen die traurigen Disharmonien des Kriegsjammers, wie sie in jenen Liedern widertönten, ausklingen.

Es gab aber für unsere Soldaten Nöthe und Beschwerden, in die so freundliche Helferhände nicht hineinreichten und die doch vielleicht noch mehr innere und äußere Widerstandsfähigkeit erforderten, als die Schmerzen einer Verwundung. Die Unbilden der Witterung, die ermüdenden Märsche, die Mühseligkeiten der langen Belagerungen mutheten ihnen fast Uebermenschliches zu. Was half ihnen darüber hinweg? Hier kam der deutsche Humor zu seinem Recht, und wer unsere Soldaten kennt,

der müßte sich billig wundern, wenn nicht auch er in den Soldatenliedern von 1870/71 lustig und reichlich sprudelte.

Da boten sich zunächst die Gestalten Napoleons und seines vorzeitig zum Helden gemachten Sohnes dar als mächtig die Lachluft reizend. Mögen wir jetzt auch den kläglichen Zusammenbruch des napoleonischen Glanzes nur als ein Stück des in der Weltgeschichte sich vollziehenden Gottesgerichtes ansehen, so war doch der Gegensatz zwischen der prahlerischen Anmaßung und dem schmählichen Ende des Franzosenkaisers zu groß, als daß er nicht auch von der lächerlichen Seite hätte aufgefaßt werden müssen. Und das ist denn auch reichlich und natürlich in oft recht derber Weise geschehen. Eine ganze Tragikomödie rollt sich vor uns auf.

Napoleon hat endlich den ersehnten Anlaß zum Kriege gefunden; er faßt den kühnen Entschluß:

Ich setz' mich selbst aufs Pferdchen
Und nehm' den Lulu mit einmal
Und schwör' bei meinem Bärtchen:
Das wird ein General!
So geht denn hin und fechtet kühn!
Der Preuße, der wird gleich entflieh'n,
Er hat nicht viel Courage,
Flieht vor uns überall.

Allein Bismarck erwidert ihm warnend:

Du glaubst, du seist der Schlauste
Wohl in der ganzen Welt, Welt, Welt,
Ich lauf' vor deiner Fauste?
Da ist es weit gefehlt.
Geh' du nur hin, du kriegst dein Theil!
Ich führ' dich nur am Narrenseil.
Du wirst es bald erleben,
Daß du bist arg geprellt.

Der Erfolg giebt Bismarck Recht. Schon nach den ersten Schlachten vergeht Napoleon der stolze Muth.

Nach Oeſtreich ſandt' er Klagetöne,
Daß dies ihm helfe ſchleunigſt doch.
Doch Oeſtreich dacht': Hilf dir alleene!
Was purzeln ſoll, das purzelt doch.

So geht denn das Spiel weiter. Bei Sedan wird der Fuchs eingekreiſt. Vergeblich macht er die Runde in dem Kreiſe, um ein Loch zu erſpähen, durch das er entſchlüpfen könnte.

Da ſchrieb er einen Brief,
Es geh' ihm gar zu ſchief,
Er wolle ſeinen Degen
Wilhelm zu Füßen legen —
Na, ſiehſte wohl, Napoleon.

Adjö, adjö, Mahon!
Adjö, Napoleon!
Jetzt biſt du nach dem Rheine
Nun wirklich auf die Beine —
Wir haben dich, Napoleon!

So wird denn nun Napoleon, „der alte Sünder, Mucke-bold, Europaſchinder", „preußſcher Priſonjeh" auf Wilhelmshöhe und ſendet Eugenien den guten Rath, ſich aus dem Staube zu machen, doch nicht ohne ihr zu empfehlen:

Nimm Lulu mit auf deinen Arm
Und halt' ihn vor dem Schnupfen warm!
Seine Kugel von Saarbrücken
Thu' mir ſchicken!

Doch die Kaiſerin hat den guten Rath nicht erſt abgewartet; denn als die Nachricht von Sedan in Paris eintraf,

Da thät's auch Eugenien grauſen,
Wüſt war's ihr im ganzen Hauſen,
In den ſchönen Tuilerien,
Und mit heißeſtem Bemüh'n
Riß ſie aus nach England.

Lulu, ganz bedeckt mit Orden,
Der beinah' ein Held geworden,

Naß noch von der Feuertauf',
Raffte schnell die Hosen auf,
Rannte hin zu Muttern.

Und mitleidig ruft ihnen ein Schlesier nach:

Lulu, armes Kaiserkindel,
's Scepter schloag der aus'm Sinn!
Mütterle, pack ei de Windel,
Rutsch mit ihm noach England hin!
— — — — — — — —
Denk oahn alle deine Sünden,
Armes Kaiserweibel, du.
Wenn du kannst a Kloster finden,
Gieh durt nei, durt huste Ruh! —

Napoleon aber wünscht zum Abschied seinen lieben Franzosen einen Anderen an seine Stelle,

Der wird euch kujoniren,
Recht schnüren —

in der Hoffnung, daß sie dann doch wieder nach ihm verlangen werden. Der deutsche Krieger aber zieht aus der schönen Geschichte den Schluß:

Ja, ein Jahr des Heils ist 70;
Ganz Franzosien übergiebt sich.
Darum, Nachbar Parleh-wuh,
Laß die Deutschen hübsch in Ruh'!
Kriegst sie sonst in'n Magen.

So die napoleonische Tragikomödie im Soldatenliede. — Noch gründlicher indessen, als mit diesen Scherzen wurden die Marsch- und Lagerbeschwerden wohl damit überwunden, daß man sie selbst belachte und von der komischen Seite betrachtete. Und das ist ja erst wahrer Humor.

Die Gewaltmärsche von Sedan nach Paris waren keine Kleinigkeit für den schwerbelasteten Soldaten; aber ein Sechsundvierziger erklärt:

Und so strample ich auch wieder
Mit den Sechsundvierzigern,
Oft recht müde, matt und hungrig,
Aber immer froh und gern.

Und ein Gardepionier, der nach Vollendung der Schanzarbeiten vor Metz zur gleichen Arbeit nach Paris marschiren muß und mit seinem Bataillon an einem Tage sieben Meilen zurückgelegt hat, kann nun stolz verkünden,

Wo heute noch zu finden
Siebenmeilenstiefel sind:
Bei unsern Pionieren,
Die immer flott marschieren,
Marschieren!

Aber schlimmer als die schlimmsten Märsche war doch das Stilliegen vor Metz und Paris. Wie anders zeigte sich doch da der Aufenthalt in dem schönen Frankreich, als die Lieben in der Heimath sich's träumen ließen! Ein vor Paris liegender Fünfziger hört im Geiste seine guten Bekannten im heimathlichen „Kretscham" (Schenke) sehr weise und sehr „patrejautsche" Kriegsgespräche führen, in die sich wohl auch etwas Neid gegen die im Felde stehenden Soldaten mischt; nicht nur wegen des heiß erkämpften Ruhmes, sondern besonders auch wegen des „Chlampagners" und der anderen schönen Weine, die das üppige Frankreich den deutschen Siegern bietet. Solchen falschen Vorstellungen gegenüber giebt er nun ein trübluftiges Bild der Wirklichkeit. Die schönen Zeiten, wo man noch zuweilen in fürstlichen Schlössern im Quartier lag, sind längst vorüber; jetzt ist das Lager „a Häufel Stroh, das heißt mehr Dreck, und drinnen Schlafkollegen". Hühner und „Karnickel" sind längst ausgestorben, auch für Geld ist nichts Eßbares mehr zu bekommen. Die einzige Speise ist

A Bree, vo Arbſenwurſt gemacht,
Die werd't ihr go ni kennen,
Se wird mit Waſſer ogemacht
Und ſchmeckt — aich kann's ni nennen.

Und wenn man die nur noch immer bekäme! Aber

Oft, wenn ſcho de Suppe kocht,
Der Magen freudig knarret,
Wird allemirt, eh' man's gedacht,
Und Laufſchritt über'n Berg gemacht,
Uff a Franzos geharret.
Wenn der nu ni kümmt oagerückt,
Marſchier'n wir uff de Seete;
A Stückl Broaut wird dann verdruckt,
De Suppe ging halt pleete.

Dazu die unheimlichen Granatenungethiere, die Freuden des nächtlichen Poſtenſtehens, der unaufhörliche Regen und darum der Schluß:

Ja beſſer, vielmoal beſſer is
Bei Muttern ſcho derheeme! —

Klingt hier beinahe der trübſelige Ton vor, ſo iſt er um ſo luſtiger überwunden in dem ſchönen Lied von Bougival:

Wo mit lautem Knall
An dem Schützenwall
Die Granate platzt in einem fort,
Und der Franctireur
Mit dem Schießgewehr
Uns von hinten drohet Tod und Mord:
Dieſes ſchöne Thal iſt mein Bougival,
Iſt mein ſchönes, theures Bougival.

Wo durch Gärten frech
Auf Kolonnenweg
Der Soldat im Drecke triefend kriecht,
Zwiſchen Seineſtrand
Und der Häuſerwand
Muſikal'ſche Barrikade[2] liegt:
Dieſes ſchöne Thal u. ſ. w.

Wo der „Bullerian“
Uns kein Leid gethan
Außer an dem Tage des Gefechts,
Auf Matratzen froh
Kriechen Laus und Floh,
Militärisch schwenkend links und rechts:
Dieses schöne Thal u. s. w.

So werden durch eine ganze Reihe von Strophen die zweifelhaften Vorzüge des schönen Bougival gepriesen. Der „Bullerian“, wie die Soldaten das Fort Mont Valerien nannten, war ein besonders bevorzugter Gegenstand des soldatischen Spottes. Selbst auf einzelne deutsche Soldaten schoß man von dort mit den Riesengeschossen, aber meist ohne Schaden anzurichten, da die Granaten keineswegs immer explodirten. Da ist wieder solch ein Ungethier mit unheimlichem Getöse angekommen.

Die Granate lag im Sande,
Und wir lauschten den Accorden
Und sie — fühlt sich nicht im stande,
Einen Menschen zu ermorden.
Auch der Preuße liegt im Sande,
Keiner rühret sich im Corps,
Murmelt nur: „Verfluchte Bande!“
's kommt ihm doch sehr komisch vor.

Einen Hauptspaß machte es den Belagerern, das feindliche Feuer auf eine harmlose Soldatenmütze zu lenken, die man auf einen Stock gesteckt hatte. Zeigte sich dergleichen, sofort donnerten die Franzosen drauf los,

Und traf die Kugel, hurra, so fiel
Ein armer, hölzerner Mützenstiel.

Auch das Erscheinen eines Luftballons wurde in der Langenweile des Lagerlebens freudig begrüßt.

Was bammelt da am Luftballon?
Scheint, ein Pariser fliegt davon.
Das ist ein luft'ges Männken — kiek!
Gar Einer von der Republik.

Man bemüht ſich, ihn herunterzuſchießen, da es doch ungemüthlich iſt, daß er ſo von oben in das Biwak hineinguckt. Aber der Wind iſt ihm günſtig, er treibt ihn fort. Vielleicht war's Gambetta ſelbſt, und ärgerlich ruft ihm der Füſilier nach:

Das nennt nun ſo'n Franzoſe Krieg.
Die ſchönſte Keile iſt ihm Sieg.
Gambetta, halt' das große Maul!
Inwendig iſt der Appel faul. —

Weniger angenehm waren die Unterbrechungen durch die häufigen Ausfälle. Aber wie ſelten kam es dabei zu etwas Ernſthaftem! Wieder einmal iſt allarmirt. Man liegt ſchußbereit da. Der Hauptmann „pantſcht" im wäſſerigen Schnee die Front auf und nieder. „Viſir 200," kommandirt er, „nicht eher ſchießen, Jungens, als bis ſie ſo nahe ſind!" Aber ſo nahe kommen die Rothhoſen gar nicht; ein paar Granatſchüſſe haben ſie wieder zurückgejagt. „Wieder niſcht," brummt unſer Hauptmann, „da kriegt man den Schwindel über," und fröſtelnd kriechen die Soldaten wieder in das naſſe Stroh ihrer Hütten. — Aber darum dachte man doch keineswegs daran, den belagerten Franzmann loszulaſſen. Man giebt ihm zwar den guten Rath, nicht länger „am Hungerlutſch" zu ſaugen, ſondern friedlich zu kapituliren; will er aber nicht, nun gut, ſo wird man ihm zeigen, daß man es doch noch länger aushalten kann, als die da drinnen in Paris oder Metz, wie ein Jäger vom 9. Bataillon erklärt:

Und zögerſt du auch lange noch,
Bazainchen, mürbe wirſt du doch
Und ſiehſt am Ende kläglich ein,
Dein ſtolzes Metz muß unſer ſein.
Der Feind, er ſitzt im Eiſennetz,
Feſt ſteht und treu die Wacht bei Metz.

Eine andersartige Schwierigkeit bot unſern Landsleuten die Verſtändigung mit den Einwohnern des Landes; aber ſie

wußten sich zu helfen. Ein Wasserpole des 23. Regiments schildert das in sehr lustiger Weise. Erst „beim Militär" hat er vor vier Jahren Deutsch gelernt. Da muß er nach Frankreich hinein und findet sich hier nun wieder einer fremden Sprache gegenüber — welche Pein!

Doch als ich sah, daß jedes Kind
Französ'sch hier spricht, dacht' ich geschwind:
Die Sprache kann so schwer nicht sein,
Sie muß mir in den Kopf hinein.

Und bald geht es. Im Quartier

Frag' ich den ersten citoyen:
„Sie, hat es hier wohl noch du pain?"

Wenn ich dabei den Finger steck'
In meinen Mund und kau' frisch weg,
Schreit er gewiß: „Aha, monsieur,
Voilà ici un boulanger!"

Wein und Speck weiß er ähnlich zu bekommen; bei der Stiefelschmiere freilich muß der dem marchand unter die Nase gehaltene Stiefel zur Verständigung helfen. Nur ein Wort hat er nie gelernt und auch keiner seiner Kameraden; die letzte Strophe sagt es uns:

Gar Mancher fiel, fand leider hier
In Feindesland sein letzt Quartier —
Doch Keiner hat, treu seinem Schwur,
Gelernet hier, was heißt: retour! —

Mit Humor ist indessen nicht überall auszukommen; der Krieg ist doch trotz aller lustigen Einzelerlebnisse eine zu ernste Sache, als daß sich sein Leid und seine Beschwerde einfach hinweglachen ließe, und man würde auch den Kämpfern von 1870/71 keineswegs gerecht werden, wenn man nicht eine tiefere Quelle ihrer Kraft voraussetzte. Und daß sie vorhanden war und worin sie bestand, auch davon geben die Soldatenlieder Zeugniß. Es ist doch mehr als ein bißchen sentimentale

Schwärmerei, was einer jener Gardiſten, die immer wieder die blutigen Kämpfe um Le Bourget zu beſtehen hatten, ein Einjährig-Freiwilliger, uns erzählt. In der ſternenklaren Chriſtnacht, während man daheim ſich um die ſtrahlenden Tannenbäume ſcharte, ſteht er in dem in Trümmern liegenden, noch vor wenigen Tagen wieder heiß umſtrittenen Dorf einſam auf Poſten. Tiefe Stille ringsum, nur unterbrochen von dem Dröhnen des feindlichen Geſchützfeuers aus den Forts, die auch in dieſer heiligen Nacht ihre Arbeit nicht einſtellen. Aber er hört es kaum mehr; ein Klang, den ſein inneres Ohr vernimmt, übertönt es, der alte, heilige Weihnachtsgeſang: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen.

Und ob es rings geblitzt und gekracht
Wie Wetterzorn und Grauen:
Mir wird jene ſelige Sternennacht
Durchs ganze Leben blauen.

Man kann es ihm wohl glauben. Und das iſt kein vereinzeltes Zeugniß von der Macht des alten Glaubens in unſeren Soldaten. Es gab doch noch Viele, die den alten, ſtarken Gott im Himmel noch kannten, und ſo Manchem, der ihn etwa im Jugendleichtſinn verloren hatte, ging er im Donner der Schlachten wieder auf. Gerade durch die Schlachtenlieder zieht ſich oft ein tief religiöſer Ton. Es iſt ſchon einmal zum Ausdruck gekommen, wie das bange Gefühl, das vor der Schlacht auch den Tapferſten ergreift, überwunden wurde durch den Aufblick zu dem, in deſſen Händen unſer Geſchick liegt. Und ſo rang ſich wohl auch inmitten des furchtbaren Kampfes manch' ein „Gott helf!" aus der gepreßten Bruſt. War aber endlich der Sieg erfochten, ſo tönten die alten, ſchönen Choräle über das Schlachtfeld hin, und — ſo heißt es in einem Liede — „jeder mußt' mitſingen"; er mußte, nicht aus äußerem Zwang, ſondern

aus tiefem Herzensdrang. Der Lieben in der Heimath, der Qualen der Verwundeten und Sterbenden, der durch ihren Tod Verwaisten, des ganzen theuern Vaterlandes wird nicht selten in den Soldatenliedern betend gedacht, und der Dank für Bewahrung bei dem furchtbaren Mähen des Todes und die Bitte um ferneren Sieg hat sich sogar zu besonderen Liedern gestaltet, die in jedem Soldatengesangbuche ihre Stelle finden könnten. Die Worte, mit denen König Wilhelm den Sieg von Sedan in die Heimath meldete: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!“ und die herrlichen Aeußerungen echter, demüthiger Frömmigkeit in den Briefen an die Kaiserin Auguſta gehören der Geschichte an und kennzeichnen die Gesinnung des obersten deutschen Heerführers. Aber sie geben nicht nur den Eindruck wieder, den er selbst bei seinen großen Erfolgen empfand, sondern wie er, so spürten auch viele seiner Soldaten darin das Walten der starken Gotteshand in der Geschichte der Völker. Und so schließt denn der bayerische Sänger der Sedanschlacht sein Lied:

Gott hat geholfen wunderbar,
Gebt ihm allein die Ehr'!
Deutschland ist herrlich erstanden,
Der Feind gemacht zu Schanden,
Gestürzt in Staub sein Heer. —

Endlich kam der Friede, mit Jubel und Jauchzen begrüßt. Wie malte man sich die Freude des Wiedersehens aus mit der alten Mutter, dem jungen Weibe, den Kindern! Wie die Wonne, als ruhmgekrönter Sieger in die alte Garnison einzuziehen! — Ein Pionier steht auf einer Höhe über dem schönen Seinethal. Wie anders jetzt das Treiben da unten als noch vor kurzem! Frohes Leben wogt hin und her, freundlicher Verkehr zwischen den Bewohnern und Soldaten. Denn die Deutschen verstehen sich auch auf den Sieg im Frieden,

Den Sieg, der die Menschen verbrüdert,
Bezwingend das hassende Herz.

Ueber dem Beschauer ragen die Trümmer einer Burgruine, des Chateau-Gayard; sie sind ihm ein Bild der in Trümmer gesunkenen Herrlichkeit des Franzosenvolkes. Aber sie legen ihm auch ernste Gedanken nahe an die jüngst durchlebten kampf- und ruhmreichen Tage und an die Zukunft, ob es nicht noch einmal gelten wird, im wolkigen Pulverdampf mit Gott für Kaiser und Reich einzustehen. Da weckt ihn plötzlich ein Hornsignal aus seinem Sinnen und ruft ihn ins Thal hinab. Noch heute soll eine Brücke geschlagen werden für den Abmarsch der Truppen.

Heut' bau'n wir eine Brücke
Der frohen Wiederkehr;
Denn Friede, Friede tönt es,
Der Krieg, er ist nicht mehr.

Die Regimenter ziehen
Jetzt heim zu ihrem Stand.
Mit Kränzen schmückt sie baldig
Das theure Vaterland.

Es kehrt zurück vom Kampfe
Der Sohn zum Vaterhaus,
Und mancher Kinder Vater
Zum Herd nach blut'gem Strauß.

Es wartet auch in Liebe
So manche Braut daheim,
Drum lustig an die Arbeit!
Heut' soll ein Festtag sein.

Ein Hoch sei unserm Kaiser,
Der weis' gelenkt den Krieg,
Der ruhmbekränzten Frieden
Diktirt' nach blut'gem Sieg!

Ein Hoch sei unserm Hauptmann,
Der uns geführt bisher!
Sein Name, der ist Ritter,
Dem Namen macht er Ehr'.

Nun freudig an die Arbeit
Für frohe Wiederkehr!
Und laßt den Ruf erklingen:
Der Krieg, er ist nicht mehr! —

Ich rechne nach diesen Proben auf Zustimmung für meine Behauptung, daß ein reicher, dichterischer Gehalt in den Soldatenliedern von 1870/71 enthalten ist und daß sie es verdienen, daß in diesem Jubiläumsjahr auch an sie erinnert wird. Werthvoller aber als das dichterisch Schöne, so scheint mir, ist der Blick, den uns diese Lieder in die Herzen unserer Soldaten von 1870 gewährt haben. Nicht leichten Herzens rissen sich diese Männer von ihrer Friedensarbeit und von ihren Lieben

los. Aber ihre Herzen glühten in heiliger Begeisterung für das einige, große deutsche Vaterland. Freudig stellten sie sich jeder an die Stelle, die ihm befohlen war, eifrigst bemüht, sie mit Ehren auszufüllen. Vertrauensvoll folgten sie ihrem greisen Kriegsherrn, ihren Führern in den Graus der Schlachten; mit Todesverachtung nahmen sie die blutige Arbeit des Kampfes auf sich. Mit weichem Herzen wendeten sie sich nach dem Kampfe den armen Opfern zu. Mit Scherz und munterer Laune überwanden sie übermenschliche Anstrengungen. Zu dem allen schöpften sie Kraft aus dem Vertrauen zu dem alten Gott im Himmel, und mit Jubel kehrten sie wieder zu der stillen Arbeit des Friedens zurück. Das sind die Helden des großen Krieges in ihren Liedern. Nun weiß ich wohl, daß die Poesie immer, und so auch die in diesen schlichten Liedern, Ideale darstellt und daß die Wirklichkeit manche rauheren Züge aufweist; aber doch sind dies nicht Ideale, denen nicht eine kraft- und lebensvolle Wirklichkeit entspräche. Und darum weiß ich unserm Volke, sollte es einstmals wieder fremder Uebergriffe sich erwehren müssen, nichts Besseres zu wünschen, als daß es dann ebenso gesinnte und so saugesfreudige Männer stellen möchte, wie sie damals im Felde standen, Männer, denen zu der Waffe von Stahl und Eisen die innere Ausrüstung der Männer jener Zeit nicht fehle. Dann

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Anmerkungen.

[1] Eine große Anzahl solcher Lieder findet sich in der Sammlung von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870—71. Berlin, Lipperheide, 1871 und 1872, auf die ich mich hier fast ausschließlich beziehe.

[2] Von Julius Wolff („Aus dem Felde") ist hier selbstverständlich abgesehen worden.

[3] Man hatte dort eine Barrikade aus sechs Pianinos gebaut.

Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Einladung zum Abonnement auf die

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

In 30 Jahrgängen bereits 720 Hefte erschienen.

Neue Folge, XI. Jahrgang. (Heft 241—264 umfassend.)

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennig.

In dem XI. Jahrgang werden u. a., Abänderungen vorbehalten, erscheinen:

Roth (Halle), Die Verbreitungsmittel der Pflanzen.
Wagner (Altona), Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege.
Schmidt (Gr.-Lichterfelde), Ueber Miltons Jugendjahre.
Meyer (München), Oesterreich und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts.
Fromm (Aachen), Lieder und Geschichten der Suaheli.
T[illegible]iedel (Rom), Italienische Sagen und Märchen.
Joel (Basel), Die Frauen in der Philosophie.
Herrmann (Chemnitz), Glacialerscheinungen in der geologischen Vergangenheit.
Paul Richter (Coblenz), Kloster Laach.
F. Linz (Elberfeld), Friedrich der Große und Voltaire.
Siecke (Berlin), Ueber die Bedeutung der Grimm'schen Märchen für unser Volksthum.
Th. Achelis (Bremen), Aufgabe der vergleichenden Rechtswissenschaft.

Schlagwortkatalog über den Inhalt sämtlicher 720 erschienenen Hefte, etwa 5000 Nachweise enthaltend.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Wilh. Wattenbach**.

**Die Serie, 24 Hefte umfassend, kostet 12 Mk.,
also jedes Heft nur 50 Pf.**

Die Serien I—XX (Jahrgang 1866 bis 1885, Heft 1—380) und N. F., Serie I—IX (Heft 1—216 umfassend) sind nach wie vor zum Subskriptionspreis, Serie I, à Mk. 13.50 geh., Mk. 15.50 gebunden in Halbfranzband, Serie II—XX und N. F. I—X à Mk. 12.— geh., à Mk. 14.— in Halbfranzband gebunden, durch alle Buch- und Kunsthandlungen oder die Verlagshandlung zu beziehen.

Die „Sammlung" bietet Jedem die Möglichkeit, sich über die **verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen**, und ist vorzüglich geeignet, den **Familien, Vereinen etc.** durch Vorlesen und Besprechen des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders **hervortretenden wissenschaftlichen Interessen** unserer Zeit berücksichtigt, als: **Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge** und erforderlichenfalls durch Abbildungen erläutert.

Der im laufenden Jahrgange erscheinende **Schlagwortkatalog** ist der **Schlüssel**, welcher die reichen, in der Sammlung verborgenen Schätze eröffnet und ihre Verwerthung in leichtester Weise ermöglicht. Er erhöht den Wert der Sammlung in ungeahnter Weise.

Soldatenlieder

aus dem

deutsch-französischen Kriege von 1870/71.

Von

Martin Wagner

Direktor der städtischen höheren Töchterschule in Altona.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 242.

Die Verbreitungsmittel der Pflanzen.

Dr. E. Roth
in Halle a/S.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.
(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Parlerthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Das Buch gewährt einen tiefen Einblick in das moderne Frankreich und verdient wegen der Bereicherung an positiven Kenntnissen, die es gewährt, allgemeine Beachtung. (Westermann's Monatshefte, 1896, April.)

Die
Verbreitungsmittel der Pflanzen.

Von

Ernst
Dr. E. Roth
in Halle a. S.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

VIII . 175 a.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Und aus dem Wieſenland
Zieht es mit eig'ner Hand
Ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt ſich aufs Wandern.

Im großen und ganzen pflegt man ſich bei der Frage einer Grenze zwiſchen dem Thierreich und den Pflanzen mit der Antwort zu begnügen, daß den Mitgliedern des Thierreiches eine freiwillige Ortsveränderung zu Gebote ſtehe, während den Kindern Floras dieſe Annehmlichkeit verſagt ſei und ſie, an eine Stelle gefeſſelt, ihr Leben ausharren müßten. Genauer betrachtet, ſchwindet freilich dieſe Trennung in Nichts, ein ſo ſchroffes Auseinanderhalten von Thieren und Pflanzen giebt es nicht; ja, noch mehr, wir kennen in den minder ausgebildeten Gewächſen genug Beiſpiele einer im Vergleich zu den Geſchöpfen ungeheuren Beweglichkeit, welche in der Regel durch das Licht und ſeine Strahlen hervorgerufen wird. Andererſeits ſind wir auch wiederum im ſtande, zu behaupten und nachdrücklichſt zu beweiſen, daß nicht dem geſamten Thierreiche ſchrankenlos eine jede Ortsveränderung nach ſeinem Gutdünken zu Gebote ſtehe; man denke an die bis in die Wolken ragenden Gebirgsketten, welche mit ihren ewigen Schnee- und Eismaſſen oftmals ein unüberſchreitbares Hinderniß bilden; man erinnere ſich der breiten Flüſſe und Ströme, welche ein Landthier, das in der Regel des Schwimmens unkundig ſein wird, nicht zu überwinden vermag; man ſtelle ſich die oftmals in weiter Ausdehnung vorhandenen Wüſten vor, welche bei ihrem Mangel an Futter und dem das Leben erhaltenden Naß nur wenig auserwählten und beſonders organiſirten Thieren die Durchquerung ermöglichen. So vermögen die Fiſche mit ſehr wenigen

Ausnahmen nicht außerhalb ihres feuchten Elementes zu leben, während umgekehrt für viele Landthiere das Verſetzen in das Waſſer das ſichere Verderben, den unwiderruflichen Untergang herbeiführt. Wie ſollte ſich eine Giraffe z. B., abgeſehen von den klimatiſchen Verhältniſſen und ähnlichen Umſtänden, am Nordpol zu ernähren vermögen, oder ein Eisbär im Gegenſatz dazu in der Wüſte Sahara des weiteren gedeihen?

Man ſieht alſo bereits an dieſen wenigen Beiſpielen, welche ſich leicht in charakteriſtiſcher Weiſe erweitern ließen, daß auch die freiwillige Ortsveränderung der Thiere nicht ſchrankenlos gilt, daß gewiſſe Geſetze eine Art von Schranken aufrichten und der Bewegung Grenzen ziehen.

Wie ſteht es aber nun mit dem Pflanzenreiche? Haben wir es hier wirklich mit einem Gebanntſein an die Scholle zu thun, giebt es hier keine Verbreitung oder Aenderung des jeweiligen Zuſtandes?

Gar manche dieſer Erſcheinungen dürfte den Leſern bekannt ſein, und es daher wohl der Mühe lohnen, einmal die Verbreitungsmittel der Pflanzen zuſammenzuſtellen und zu beleuchten, wie die Gewächſe gewiſſermaßen auch wandern und Ortsveränderungen vornehmen, wenn es auch den einzelnen Individuen in der Regel verſagt iſt, von ihrem einmal eingenommenen Standpunkte zu weichen.

Wir wollen in dieſer Skizze von den verhältnißmäßig kleinen Krümmungen und Bewegungen der einzelnen Pflanzenart abſehen und nur erwähnen, wie ſich z. B. die Scheibe der Sonnenblume unter den Strahlen der Sonne wendet und dreht, wie die Blättchen der ſchamhaften Mimoſe unter dem Einfluß einer noch ſo zarten Berührung ſich ſofort ſchließen und zuſammenklappen, wie die Blüthen gewiſſer Pflanzen im Sonnenbrand eine gewiſſe Stellung einnehmen, welche ſie im nicht beſonnten Zuſtande nicht inne hatten.

Ausgeführt soll dagegen werden, welch' eine immense Ausbreitungsfähigkeit dem Pflanzengeschlecht zukommt, auf welchen Wegen es erreicht, daß seine Nachkommen gewissermaßen Eroberungszüge in die Nachbarschaft zu machen im stande sind, und wie mannichfach die gütige Mutter Natur ihre Schützlinge ausstattet, um diesem Zwecke gewachsen zu sein. Man wird staunen, wie einfach zuweilen die Mittel sind, mit denen großes erreicht wird, man wird hören, daß anderweitig wiederum komplizirte Einrichtungen dazu gehören, um den gewünschten Zweck zu erreichen, und sich bei vielen längst bekannten Thatsachen erst klar werden, welchen Werth sie für die betreffenden Pflanzen, für die Erhaltung der Sippe und der weiteren Existenz haben.

Sehen wir im Interesse unseres Leserkreises von der einfachsten Fortpflanzung der Gewächse ab, wie sie sich bei den weniger entwickelten Vertretern einfach durch Theilung zeigt und nur mittelst des Mikroskopes zu erkennen ist, so leuchtet wohl Jedem ein, daß das Fortbestehen einer Art hauptsächlich von dem Samen und Früchten derselben abhängig ist. Hier werden uns denn also in der Regel die Einrichtungen begegnen und aufstoßen müssen, welche einer Weiterverbreitung — denn nur in dieser Hinsicht haben wir dieses Mal die Fortpflanzungsprodukte zu prüfen — förderlich und nützlich sind.

Es hat eine geraume Zeit gewährt, bis man diesem Gegenstande überhaupt seine Aufmerksamkeit schenkte, und Jahrhunderte hindurch begnügten sich die Botaniker damit, die Samen und Früchte zu schildern und zu beschreiben, ohne irgend einen Hinweis auf die Verbreitungsfähigkeit zu bemerken oder — auch nur zu suchen.

Joseph Gärtner, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte und in St. Petersburg die Stelle eines Direktors des dortigen botanischen Gartens bekleidete, war wohl der

Erſte, welcher in ſeinem berühmten Werke über die Früchte und Samen der Pflanzen eine große Anzahl der verſchiedenſten Einrichtungen wenigſtens anmerkte und abbildete, wenn ſich auch in ſeinem lateiniſch geſchriebenen Buche noch kein Hinweis findet, welchen Nutzen die Gewächſe aus dieſen ſo verſchiedenen Ausbildungen zögen. Aug. Pyramus De Candolle erkannte wohl zuerſt in ſeiner 1832 erſchienen Physiologie végétale die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes an und widmete dem natürlichen Ausſtreuen der Samen und Früchte einen beſonderen Theil. Sein Sohn Alphonſe förderte dann dieſen Abſchnitt der Biologie beſonders dadurch, daß er nachwies, welchen bedeutenden Einfluß die den Samen bewegenden und forttragenden Hülfsmittel der Natur ausübten, wodurch ſich allmählich die Erkenntniß Bahn brach, daß im allgemeinen die ſchrittweiſe Wanderung einen ungleich größeren Umfang beſitze, als die ſprungweiſe auf weite Entfernungen hin. Wichtig ſind eine Reihe von Bemerkungen über den in Frage ſtehenden Punkt von Darwin in ſeinen ſo unzählige Beobachtungen und Anregungen enthaltenden Werken; nicht minder beachtungswerth ſind die Thatſachen, welche Wilhelm Naegeli in einer Rede über Entſtehung und Begriff der naturhiſtoriſchen Art zuſammenſtellte, während Delpino, Kerner, Hoffmann und andere Gelehrte der neueren Zeit ſich bemühten, Beiträge zur Löſung dieſer Frage zu liefern, welche Friedrich Hildebrand dann zu einem klaſſiſchen Ganzen verarbeitete. Dingler widmete dann der mathematiſchen Seite dieſer Materie ein Werk, während die Fülle der Einzelbeobachtungen und Erörterungen in Hand-, wie Jahrbüchern und Zeitſchriften ein Eingehen darauf zur Unmöglichkeit macht.

Zum Verbreiten und Zerſtreuen von Samen oder Früchten gehören zweierlei Sachen; erſtens muß dieſen Produkten die Möglichkeit gegeben ſein, ſich fortbewegen zu laſſen, und zweitens

müssen gewisse Gewalten auf sie einzuwirken vermögen, denn von selbst geschieht nichts in der Natur, man muß stets Ursache und Wirkung unterscheiden können und den Grund eines Vorganges zu erklären vermögen.

Hildebrand spricht in Ausführung dieses Gedankens von Verbreitungsagentien und Verbreitungsausrüstungen, wobei wir uns erstere als aktive Faktoren zu denken haben, während die letzteren die passive Seite darstellen und in ihrer Passivität den möglichsten Gewinn aus den ersteren zu ziehen trachten; bei der gegebenen Form der Früchte, bei ihrer Vielgestaltigkeit bietet sich der Natur ein reiches Feld dar, ihre Mannigfaltigkeit zu zeigen.

Als Verbreitungsagentien kommen hauptsächlich drei in Betracht, namentlich die Luftströmungen in ihrer verschiedenen Stärke bis zum Orkan, die Bewegung des Wassers im Bach, Fluß, Strom und Meer und die Verschleppung durch Mensch und Thier, erstere meistens beabsichtigt und künstlich hervorgebracht, letztere ohne Willen der betreffenden Thiergattung vor sich gehend; Ausnahmen bestätigen auch hier, wie ja stets, nur die Regel.

Zum Schluß sollen uns dann noch die Schleudervorrichtungen der Pflanzen selbst beschäftigen und die ihnen verwandten Vorgänge eine kurze Beleuchtung erfahren.

Fassen wir zunächst einmal die Luftströmungen ins Auge, so wird der Laie im allgemeinen denselben eine viel zu große Bedeutung einräumen, wie denn auch die Botaniker früher geneigt waren, diesen Luftbewegungen einen hohen Werth beizumessen. Erst wissenschaftliche Versuche, bei denen ein Kerner von Marilaun an der Spitze der Beobachter steht, haben dargethan und überzeugend nachgewiesen, wie gering die horizontalen Entfernungen sind, über welche in den Alpen die Samen emporgehoben und hinweggeweht werden; erschwerend wirkt bei der

Figuration des Hochgebirges noch dazu der Umstand, daß in der Regel sich dort Luftbewegungen nicht horizontal bewegen, sondern vertikale Richtungen einschlagen. Aehnliche Verhältnisse finden insofern in der Ebene statt, als durch eine bedeutende Reihe von Beobachtungen festgestellt ist, daß der größte Theil der selbst durch den heftigsten Sturm fortgerissenen Samen bald wieder auf den Boden fällt und keine bedeutenden Strecken zurücklegt.

Dem leichten Luftzuge können wir also keine zu starke Bedeutung für die Fortbewegung von Samen zugestehen, wenn wir auch selbstverständlich nicht seinen Einfluß vollständig leugnen. Sind die Samen nur von ganz untergeordnetem Gewichte, so wird selbst ein bloßer Windhauch genügen, um sie ein Stückchen weiter zu tragen.

Kommt diesen leichten Luftbewegungen noch eine gewisse Stetigkeit zu gute, so wird die Wirkung der starken Winde bedeutend dadurch abgeschwächt und herabgedrückt, daß sie in der Regel nur stoßweise wehen und wellenförmig einsetzen, so daß der Zwischenraum zweier solcher Luftwellen, dem Wellenthal bei den Fluthen vergleichbar, genügt, um den betreffenden Samen die Erde wieder erreichen zu lassen, wodurch oftmals einer jeden Weiterbewegung ein Ziel gesetzt wird. So sagt Hildebrand: Von hundert Samen, die der erste Windstoß fortgestreut hat, werden das zweite Mal kaum mehr fünfzig emporgehoben, bei dem dritten Windstoß vielleicht noch zehn, und schon der vierte oder fünfte Windstoß wird kein Korn jenes ersten Hunderts weiter zu treiben haben. Früher oder später gelangen sie alle bei ihrem Niederfallen auf befeuchtetes Erdreich und befeuchtete oder klebrige Pflanzentheile, auf den Spiegel fließender oder stehender Gewässer, in Nischen, Ritzen und Klüfte des Terrains oder unter die schützende Decke von Büschen und Kräutern, zumal in die kleinen Zwischenräume, welche labyrinthartig das

Stengel- und Blattwerk rasiger Gewächse durchziehen. Aber immerhin ist die wichtige schrittweise Weiterverbreitung der Samen nicht in Abrede zu stellen.

Ein schlagender Beweis für die verhältnißmäßig geringe Fortbewegung leichter Körper durch den Wind ist, wie P. Ascherson mittheilt, die verhältnißmäßig sehr große Stabilität der Flugsanddünen, auch in der Sahara, und die Sicherheit, mit der eine Karawanenstraße auch in Dünenterrain durch auf dem Sande liegen bleibende leichtere Gegenstände, wie Thierexkremente in vertrocknetem Zustande, Stückchen und Reste von Stricken und anderem Packmaterial bezeichnet bleibt.

Um aber der Einwirkung des Windes überhaupt eine Handhabe zu bieten, um die Möglichkeit eines Bewegtwerdens vor allen Dingen zu sichern, muß die Passivität der Pflanze sich auch entgegenkommend äußern; denn es leuchtet ein, daß leichter Luftzug nicht so ohne weiteres z. B. im stande sein wird, eine etwa Manneskopfsgröße erreichende Kokosnuß eine Strecke weit zu befördern; es springt in die Augen, daß dieses Vorgehen bei einem Hundert dieser Früchte als ganz aussichtslos zu gelten hat; wir müssen uns also in der Natur umsehen, wodurch diese Passivität sich geltend macht, und die Verbreitungsausrüstungen studiren, auf welche der Wind einzuwirken vermag.

Dreierlei Dinge spielen nun bei dem Walten des Aeolus eine Rolle und gewährleisten durch ihre Form und Ausrüstungen eine Verbreitbarkeit der Fortpflanzungsprodukte.

Je kleiner und zugleich dabei leichter die Samen sein werden, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Windzug sie in Bewegung setzt. Das Vorkommen von flügelartigen Anhängen steigert, wie ja die Bezeichnung von selbst ergiebt, die Möglichkeit des Eingreifens seitens der Winde, und die Ausbildung von haarigen oder federigen Organen bei den Samen,

welche sich bis zur Schaffung von fallschirmartigen Gebilden versteigt und große lufterfüllte Hohlräume um die Früchte oder einzelne Parthien derselben entstehen läßt, sucht diesem Zwecke noch weiter entgegenzukommen.

Unter den höher entwickelten Pflanzen, welche unseren Lesern wohl zumeist nur bekannt sind, finden sich nun kaum Arten, welche einen derartigen kleinen Samen erzeugen, daß er sich vermöge seines geringen Umfanges staubartig selbst in einer fast unbewegten Luftschicht schwebend zu erhalten vermöge. Diesen Vorgang können wir aber bei den Abtheilungen der Kinder Floras beobachten, welche man gewöhnlich als Kryptogamen zu bezeichnen pflegt. Die Moose, Pilze und Farnkräuter sind hiermit gemeint. Wer hat nicht bereits einmal eine Mooskapsel mit dem Fuß berührt und über den hervorsprühenden braunen Regen gestaunt, wem sind nicht bei dem Umstoßen eines Pilzes die Mengen von Sporen aufgefallen, welche dem altersmüden Körper entstiegen? Auch an das Hexenmehl soll erinnert werden, welches aus den Sporen des Bärlapps besteht und als Blitzpulver dem Regisseur auf kleineren Theatern gute Dienste zur Herstellung der Blitze leistet, auch zum Bestreuen von Pillen eine ausgedehnte Verwendung findet. Die Leichtigkeit der Samen bei den Farnkräutern bewirkt, daß es nicht leicht gelingt, von einer Art dieser Familie eine ganz reine Aussaat zu erzielen, da bereits auf die Wedel, dem Entstehungsorte der Sporen, zur Zeit der Bildung der letzteren von benachbarten Farnkräutern die Sporen herbeifliegen.

Bei den Phanerogamen wird der Zweck der leichten Beweglichkeit zum Theil dadurch erreicht, daß das spezifische Gewicht der Samen ein ganz minimales ist. Eine derartige passive Erleichterung finden wir z. B. bei einer Reihe von Orchideen, doch lassen sich auch noch Beispiele aus anderen Familien anführen. Von etwas bekannteren Gewächsen gehören

dazu etwa die Pyrola- oder Wintergrünarten, der Pfeifenstrauch, welcher gemeinhin fälschlich als wilder Jasmin bezeichnet wird, und die Sonnenthaue.

Auch ganze Familien erfreuen sich des Vorzuges der Kleinheit ihrer Fortpflanzungsprodukte. Da ein einziger Same stets von einer Fruchthülle umgeben ist, werden wir es hier mit Abtheilungen des Pflanzenreiches zu thun haben, in denen sich ein großer Haufe von Samen in einer gemeinsamen Fruchthülle befindet, nach deren Sprengung oder Oeffnung dem Austreten der einzelnen Samen nichts mehr im Wege steht. Derartiger Sammelbassins mit winzigen Samen erfreuen sich von allbekannten Familien die glockenblumartigen, die Gentianen, die Mohnblumen, Steinbreche. In anderer Weise wird der Zweck, dem Winde ein winziges Objekt von kleinem Gewichte zu überliefern, dadurch erreicht, daß die Früchte bei ihrer Reife von selbst in einzelne Theile zerfallen und so gewissermaßen als Stückgut ihre Reise in die Welt antreten. Einige Malven wären hier zu nennen, viele Lippenblüthler schließen sich ihnen an, die Doldenblüthler stellen ein starkes Kontingent dazu, und Kompositen tragen mit Beifuß, Gänseblümchen u. s. w. ihr Theil bei.

Aber ungleich mannigfaltiger wird der Vorgang, eine wesentlich stärkere Verschiedenheit zeigt sich, wenn wir nunmehr zu den Flügelanhängen kommen, die sich an den verschiedensten Theilen der Samen oder Früchte und an ihren Hüllen in der größtmöglichsten Variirung sich ausbilden und zeigen.

Zunächst kann eine Annäherung an eine Flügelform dadurch erreicht werden, daß sich der Same vollkommen flach gestaltet und an Ausdehnung gewinnt, was er an Dicke einbüßt. Derartiges Vorkommen können wir an Lilien und Tulpen in unseren Gärten bequem beobachten. Soll das Herabschweben noch verlangsamt werden, so zieht sich wohl ein häutiger Saum oder eine Art Hautkante um den Samen und ermöglicht auf

dieſe Weiſe ein längeres Verweilen in der Luft. Man erinnere ſich an die Form der Früchte der Mondviole (Lunaria), und man wird ein prachtvolles Beiſpiel für dieſe Art von Verbreitungsmittel vor ſich haben.

Zieht ſich dieſe Haut nur nach der einen Seite, und nimmt die Ausdehnung eine etwas größere Form an, ſo wird der Wind derartige Samen nur wirbelnd herumdrehen können, wobei der ſchwerere Samen ſtets nach unten gerichtet iſt. Schließlich gewinnt der zurückgelegte Weg durch dieſen Wirbeltanz eine ungleich größere Ausdehnung, als wenn der Körper ohne den Anhang dem Einfluß des Windhauches ausgeſetzt geweſen wäre. Unſere Flora bietet uns leider kein ordentliches Beiſpiel für dieſen Vorgang, welcher ſich in Arten der Gattung Banksia ſo recht hervorragend ausgebildet hat, einer Gattung, welche in Auſtralien und Tasmanien in vielerlei Arten heimiſch iſt. Doch wird es unſern Leſern nicht allzu ſchwer ſein, ſich entweder Abbildungen dieſer Früchte zu verſchaffen oder dieſelben in naturhiſtoriſchen Sammlungen und Muſeen ſelbſt zu betrachten.

In einzelnen Fällen geht die Natur nun noch weiter und hängt den Samen gar inmitten zweier derartigen Flügel auf; wir bekommen alſo etwa die Form eines Schmetterlings, deſſen Schweben und Gaukeln ſelbſt bei ganz bewegungsloſer Luft wohl hinreichend bekannt iſt. Dieſe Ausrüſtung zeigt die Trompetenblume (Bignonia muricata), welche dem tropiſchen und ſubtropiſchen Amerika angehört und auch in keinem botaniſchen Lehrinſtitute zum Zwecke der Vorzeigung fehlen ſollte.

Auch dreiflügelige Samen kommen vor; andere Früchte ſuchen ihren Zweck durch die Ausbildung eines Kranzes von kleinen derartigen Gebilden zu erreichen, doch ſind dieſe Fälle ſchon ſehr ſelten und wohl mehr als Proben ſeitens der Natur zu betrachten, die der weiteren Einführung nicht lohnte.

Eine Flügelausrüſtung an der unmittelbaren Umgebung

der Samen, die aus der Fruchtknotenwand entstanden, ist nach Hildebrand noch eine bedeutend mannigfaltigere. Bald hat dieser Flügelabnex eine horizontale Richtung, bald nicht; bald ist er längs gestellt, bald sichelförmig gebogen, und wie diese Möglichkeiten alle sind. Hier muß der Leser selbst Umschau halten, wozu wir ihm einige Beispiele angeben wollen.

So lautet die botanische Beschreibung der Ulmenfrucht: Frucht häutig, ringsum geflügelt, der Flügel oben mehr oder weniger ausgeschnitten. — Ptelea trifoliata, aus der Familie der Rautengewächse und in Nordamerika einheimisch, pflegt bei uns ziemlich viel angepflanzt zu werden, so daß wir wohl nur auf die lederige, zwei- bis dreiflügelige Frucht aufmerksam zu machen brauchen, welche eine ziemliche Aehnlichkeit mit einer Schiffsschraube verräth. — Soll ich noch vom Ahorn reden mit seinen prächtigen Anhängseln, dessen Doppelflügelfrucht sich wohl jeder Leser als Kind hintereinander einzeln auf die Nase geklemmt haben mag?

Die Birke weist ein gutes Beispiel von Früchten mit Flügeln auf, die nicht in mehrere Theile zerfallen; ähnlich stellt sich der Vorgang bei der Schwarzerle.

Dreiflügelige Früchte, die zum Theil bei der Reife nicht in Theilfrüchte zerfallen, liefert uns der Rhabarber und manche Art der vielgestaltigen Sippe der Knöteriche.

Von vierflügeligen Früchten ist in unserer Flora nichts zu schauen. Da müssen dann wieder Abbildungen oder Sammlungen aushelfen; vielleicht findet sich auch hin und wieder Halesia tetraptera angepflanzt, eine Holzart aus Nordamerika, welche im Frühjahre im Schmucke reizender, länglich-eiförmiger, glockenartiger Blüthen von einer tadellosen Weiße prangt.

Die Gattung Pentaptera (Fünffrucht) zeigt bereits durch ihren Namen, weß Geisteskind sie ist, doch liefert das Ausland

noch andere Vertreter dieſer Klaſſe, wenn ſie auch ſeltener ſind und wohl nur wenig bei uns in den Herbarien liegen.

Sechs Flügel ſind auch einzeln vertreten, ebenſo wie die folgenden Ziffern; die Neunzahl kann man noch bei mehreren Malpighiaceen beobachten, Gewächſen, welche namentlich in den Tropen Amerikas zu Hauſe ſind und bereits zahlreich in den Tertiärſchichten auftreten.

Auch die Tannenzapfenſchuppen und die Bildungen in dieſer ganzen Gruppe kann man zu den einflügeligen Früchten zählen, wenn auch der morphologiſche Vorgang ſich etwas anders geſtaltet, als bei den bisher angeführten Beiſpielen. Aber hier gilt es ja nur, den Effekt zu beurtheilen. Man wolle bei der Betrachtung der einzelnen Tannenſchuppe ſich noch fernerhin überzeugen, wie durch die Umkippung der Spitze die tänzelnde Bewegung noch zunimmt, wie das Verweilen in dem Luftzuge noch hinausgezogen wird, mit welcher Raffinirtheit, möchte man ſagen, ſich dieſer ganze Vorgang abſpielt.

Dann hat die Natur einmal wieder ſtatt der Ausbildung von Flügeln eine andere Weiſe gewählt, um denſelben Zweck zu erreichen. Sie ſchuf blaſige Früchte, wobei der Fruchtknoten bei der Reifung der Frucht dieſe Geſtalt annimmt. Ungemein häufig als Zierſtrauch findet ſich der Blaſenſtrauch oder die Knallſchote (Colutea arborescens), deſſen mit einem Geräuſch verbundenes Aufdrücken der Hülſen ein oft und gern geübter Zeitvertreib kleiner, wie großer Kinder iſt.

Auch die Blumenkrone trägt zuweilen dazu bei, der Frucht zu einer flügeligen Verbreitungsausrüſtung zu verhelfen, doch hält es ſchwer, eine geeignete Beſchreibung davon zu geben, da die Vertreter dieſer Abtheilung kaum irgendwo mit Sicherheit aufzutreiben ſind und die reine Anführung von lateiniſchen Namen nur eitel wäre, ohne irgend welchen Nutzen zu ſtiften. Wir begnügen uns alſo damit, die Thatſache regiſtrirt zu haben.

Eher ist es uns bei dem Kelche möglich, die zum Fliegen dienende Einrichtung an unseren einheimischen Pflanzen namhaft zu machen. So bildet die Grasnelke (Armeria) aus einem einblätterigen Kelch eine Art von Fallschirm aus; dann werden wieder einmal die freien Zipfel des Kelches membranös und sichern dadurch eine Fortbewegung durch die Luft. Das am Meeresstrande gemeine und im Innern des Landes auch an Salzstellen häufige, in Sandgegenden, wie bei Berlin, sogar gemeine Salzkraut (Salsola) zeigt dann eine Bildung, wo nach Hildebrands Beschreibung die fünf Perigonblätter nach der Blüthe auf der Mitte ihres Rückens einen horizontal stehenden membranösen Flügel entwickeln, während ihre obere und untere Hälfte um den Fruchtknoten zusammenschließt, so daß dieser von einer aus verschieden großen Flügeln gebildeten horizontal stehenden Membran umgeben ist.

Der Kelch vermag ebenfalls blasige Form anzunehmen, wie dieser Vorgang an der Judenkirsche mit ihrem scharlachrothen Fruchtkelch hinreichend bekannt ist; der weniger gebräuchliche Name Blasenkirsche ist eigentlich viel charakteristischer für diese Verwandte unserer Kartoffel, wie denn auch die Bezeichnung Korallenkirsche sich lieber einbürgern sollte, als jene nichtssagende Bedeutung, zumal die Beeren nicht einmal giftig sind, sondern nur bittersäuerlich schmecken.

Dieser Vorgang, daß der Flügelkelch der Verbreitung von Samen dient, wiederholt sich noch bei anderen Gewächsen. So findet sich namentlich an den Wiesen längs der See, aber auch an salzhaltigen Stellen des Binnenlandes, wie an Flußufern, ziemlich häufig der Erdbeerklee (Trifolium fragiferum), dessen rosenroth angehauchte Blüthenköpfe später in einen aufgeblasenen, häutigen Zustand übergehen und einen eigenthümlichen Anblick gewähren.

Manche Mitglieder der Lippenblüthler, dieser durch ihren

vierkantigen Stengel ausgezeichneten Familie mit meist angenehm-aromatischem Geruche, gehören hierher, von denen die Gattung Molucella, eines vom Mittelmeere nach dem Orient ausstrahlenden Genus, genannt sein mag; in keinem botanischen Garten fehlt diese Spezies, aber auch jeder Schulgarten sollte diese so leicht zu ziehende Labiate aus dem Grunde der Demonstration bereit stellen. — In einer etwas weniger hervorragenderen Weise tritt dieselbe Erscheinung ebenfalls bei den sehr gesellig wachsenden Klappern (Alectorolophus) unserer Flora uns entgegen, deren häutig geflügelten Samen wenigstens jedem Interessenten in hinreichender Masse zur Verfügung stehen.

Es bleiben uns nun noch die Deckblätter zu besprechen übrig, welche in ihrer Flügelausbildung theilweise ganz Ausgezeichnetes leisten. Es braucht wohl nur kurz auf die Linde hingewiesen zu werden, deren Stämme, nebenbei bemerkt, von unseren Waldbäumen das höchste Alter erreichen. Soll diese Flugausrüstung auch ursprünglich einem ganzen Blüthenstande zu gute kommen, so findet sich doch in der Regel nur eine Frucht schließlich vor, welche lustig in jedem Windhauche dahingaukelt und durch ihr Spiel zur neckischen Jagd auffordert.

Auch der Hopfen wird diese Erscheinung uns klar vor Augen führen, den wir in feuchten Gebüschen und an Flußrändern wohl überall antreffen. Hildebrand schildert uns sehr anschaulich, wie je zwei Früchte dieser für die Bereitung und Herstellung des Bieres so nothwendigen Pflanze am Grunde eines kahnartigen Deckblattes befestigt sind. Ob diese nachenförmige Ausbildung mit Rücksicht auf das Wasser von der Natur in vorsorglicher Weise erfolgt ist, um der Verbreitung durch Wind und Wellen in gleichem Maße zu dienen, mag zunächst dahingestellt bleiben.

Weiterhin sind auch einzelne Früchte mit Flügeldeckblättern versehen, aus deren Reihe die Dahlia einen Platz finden möge,

als eines der Gewächse, welche wenigstens Jedermann erlaubt, sich diese Vorrichtung anzuschauen und zu studiren.

Der Fortbewegung durch den Wind dient auch augenscheinlich der Umstand, daß bei manchen Gräsern, wie dem Rispengras, dem Knaulgras, dem Honiggras, „die Früchte von den flachgedrückten Spelzen lose eingeschlossen sind" und bei ihrer Kleinheit von jedem Hauche weitergetragen werden.

Bei der Hopfenbuche (Ostrya), einem in Südeuropa vielfach wild wachsenden Verwandten unserer Buchen und Eichen, umgiebt das Deckblatt die Frucht sogar blasenförmig und läßt dieselbe zu einem leichten Spielball des Windes werden. Allzuhäufig scheint diese Anpassung in der Natur nicht gerade zu sein, wenigstens gelingt es nicht, außer einer Pflanze aus der Familie der Winden ein weiteres Beispiel aufzufinden. Da diese Neuropeltis in Ostindien zu Hause ist, wird man sich gemeinlich auf die Ostrya beschränken müssen.

Mit diesen Ausführungen über die Flügelanhänge sind nun freilich nicht die sämtlichen vorkommenden Variationen erschöpft und aneinandergereiht, aber der uns zur Verfügung stehende Raum würde nicht genügen, um alle Formen zu beschreiben, ganz abgesehen davon, daß unsere Leser wohl nur selten in die Lage kommen würden, sich dieselben zu verschaffen; eine Betrachtung der Dinge nützt aber in der Regel bei den Naturwissenschaften, oder wenigstens ihren beschreibenden Faktoren, mehr, als langathmige Auseinandersetzungen.

Eine weitere Möglichkeit, dem Winde einen Angriffspunkt zur Fortbewegung von Früchten zu verschaffen, besteht nun, wie in der Einleitung ausgeführt wurde, in der Ausbildung von haarigen oder federigen Organen. Diese Anhänge treten hauptsächlich in drei Variationen auf, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sich durch Uebergänge, wie ja fast stets in der Natur, die zwischen ihnen gähnende Kluft theilweise überbrücken

läßt. Die Ausläufer dieser Entwickelungsreihen stellen sich dar als völlige Behaarung, als Haarzopf, bezw. -schopf, und als einzelnstehende Haargebilde.

Da die erste Ausrüstung einen ziemlichen Aufwand von Material verlangt, scheint ihr Vorkommen nicht allzuhäufig zu sein, zumal durch geringere Mittel sich fast ebensoviel erreichen läßt. Unsere Flora bietet uns keinen Vertreter dieser Sippe, wir müssen uns an das Ausland wenden. Aber als unbekannt tritt uns die Baumwolle doch nicht entgegen, deren Abbildung sogar fast jedes Schulbuch in mehr oder minder gelungenem Maße zu bringen pflegt. Bekanntlich ist die Geschichte der Baumwollenindustrie eine sehr alte, und in den verschiedensten Ländern ist die Benutzung dieses von der Natur so freigebig und freiwillig gespendeten Faserstoffes unabhängig voneinander begonnen worden.

Haarschöpfe finden wir im Gegensatz als ziemlich verbreitet vor, und ihre Anheftungsstelle läßt eine große Mannigfaltigkeit erkennen, welche ebenfalls in dem Entstehungsorte ihr richtiges Pendant findet.

Weiden und Pappeln bieten uns hier ausgezeichnete und überall leicht zu beschaffende Beispiele, wo die an der Basis des Samens zusammenstehenden Haare denselben vollständig einhüllen und als leichtes Gepäck dem leisesten Windhauche überantworten. Die Ausbreitung der letztgenannten Gattungen wäre durch diese Leichtflügeligkeit wahrscheinlich eine ungeheure, und ihre Aktien müßten in dem Kampfe um das Dasein entschieden sehr hoch stehen, wenn nicht vorsorglicherweise durch einen anderen Umstand dafür gesorgt worden wäre, daß die Bäume im wahren Sinne des Wortes nicht in den Himmel wachsen. Pappel, wie Weide gehören nämlich zu den zweihäusigen Gewächsen, d. h. die männlichen Blüthen finden sich auf der einen, die weiblichen auf einer anderen Pflanze. Da nun sich

beide Geschlechter nicht immer bei einander finden, ist der Erzeugung ihrer leichtbeschwingten Samen ein gewisses Ziel gesetzt. Unter den angepflanzten Pappeln treffen wir meist nur das eine Geschlecht an. So giebt P. Aschersen in seiner klassischen Flora der Mark Brandenburg an, daß die aus dem Orient stammende Pyramidenpappel überall nur in männlichen Exemplaren stehe, während ihm die Balsampappel aus Nordamerika nur weiblich bekannt sei.

Doch zurück zu unserem eigentlichen Thema.

Lassen wir auswärtige Vertreter dieser durch die Weiden und Pappeln vertretenen Genossenschaft beiseite, so bildet sich ferner ein Haarschopf aus in der Mikropyle der Samenknospen. Besonders die Familie der Asclepiadeen, der Seiden- oder Schwalbenwurzpflanzen, welche hauptsächlich zwischen den Wendekreisen zu Hause ist und in Südafrika die stärkste Artenentwickelung zeigt, ist reich an dieser Erscheinung des Haarzopfes. Am bekanntesten von dieser Familie dürfte der Oleander sein, dessen rothe Blüthen Jedermann entzücken, wenn es auch nur relativ selten bei uns gelingt, von ihm Samen zu ernten.

Am sogenannten Hagelflek (der Chalaza) ist die Bildungsstätte des Haarschopfes bei dem Weidenröschen, dessen weitverbreitete Arten einem Jeden das Aufsuchen und Studiren dieser Flugmaschine erlauben und gestatten.

Bei dem Ibischstrauche oder der Pestblume, Hibiscus syriacus, einem Verwandten unserer Malven, der aus dem Orient stammt und vielfach kultivirt wird, ist der gesamte Same am Rande mit Haaren versehen, die ein Schweben in kaum bewegter Luft hinreichend ermöglichen und das Bestreichen ganzer Flächen erlauben. Einzelne Haare kommen scheinbar nur selten in Natur vor, und die bekannt gewordenen Beispiele entstammen nur schwer zu beschaffenden Pflanzen.

Hatten wir es bisher mit Samen zu thun, so erheischen

nunmehr die Früchte unsere Aufmerksamkeit. Die Fruchtknoten sind gar nicht so selten mit Haaranhängen versehen, welche als eine besondere Spezialität noch vielfach wollig gekräuselte Haare zeigen. Das Windröschen (Anemone) trägt seinen Namen nicht mit Unrecht, und die silberweißwolligen Früchte des Wald-Windröschens bilden die Zierde eines jeden Blumenstraußes, welchen die an schönen Pflanzen so reiche Waldflora in großer Fülle darbietet.

Die Platanen, deren Anwesenheit sich oftmals unliebsam durch die zahlreichen Sternhaare auf den jungen Blättern und ihr Eindringen in die menschliche Haut bemerkbar machen, bestehen in ihren Früchten aus einsamigen Nüßchen, welche am Grunde mit zerbrechlichen, gegliederten Haargebilden reichlich versehen sind.

Die Frucht von Helicocarpus americana, welche wir bei Hildebrand abgebildet finden, zeigt eine äußerst zierliche Gestalt und erinnert in ihrer, der Längsrichtung nach von einem Kranze federiger Anhänge umzogenen Erscheinung an die von Neuhauß so prächtig wiedergegebenen Schneekrystalle; es muß pompös aussehen, wenn eine Anzahl dieser Früchte sich in ruhiger Luft dahinschwebend bewegen.

Der Griffel bietet uns zuweilen Gelegenheit, so einen richtigen Federschwanz in nächster Nähe zu bewundern, eine Flugausrüstung, die bei einer Reihe von Rosenblüthigen sich vorfindet. So tritt uns diese Anpassung bei der Berg-Nelkenwurz, bei der kriechenden Nelkenwurz, entgegen; von den Ranunculaceen wollen wir die Waldrebe anreihen, diesen prachtvollen Vertreter der Lianen in unseren mitteldeutschen Waldungen; aus dem Alpengebiete sei die dortige Verwandte Atragene namhaft gemacht, während unsere Kuhschellen sich ebenfalls mit ihren bärtigen Griffeln sehen lassen können.

Von den Blumenblättern der Myrtacee Verticordia oculata

aus Neuholland wird nach Ludwigs Worten ein zierlicher Fallschirm gebildet, wozu sich die Petalen ausgezeichnet eignen, da sie die Gestalt kleiner, aus je zehn Federn zusammengesetzter Fächer zeigen.

Der Kelch muß in zahlreichen Fällen zur Anbringung von Flugorganen dienen, und hier treffen wir wieder einmal auf ein Beispiel, das uns aus dem gewöhnlichen Leben entgegentritt. Wer kennt nicht die Pustblume (Taraxacum vulgare), wer erinnert sich nicht aus seiner Jugend des Auseinanderblasens der Fruchtköpfe als beliebter Spielerei? Bei vielen ihrer Verwandten und den benachbarten Baldriangewächsen bildet der haarige oder federige Kelch eine der Frucht entweder unmittelbar aufsitzende oder gestielte Federkrone, welche der Botaniker als Pappus bezeichnet; dieser breitet sich zur Reifezeit der Samen fast horizontal aus, bietet dem Winde eine große Angriffsfläche und kann vielfach als ein Fallschirm verwendet werden, wie ihn unsere menschliche Kunst nicht besser darzustellen vermag. Aber selbst bei dieser im großen und ganzen übereinstimmenden Ausrüstung treten uns noch Unterschiede in der Bildung der Haarorgane entgegen. Bald sind diese einfach, wie in der großen und so unbeliebten Gattung der Disteln und der Mariendistel, dann wieder finden wir sie gestielt, wie beim Lattich, der uns im kultivirten Zustande den Salat liefert, während die Kratzdistel und die Eselsdistel mit ungestielten aufwartet.

Gänzlich behaart ist der Kelch zum Fliegen bei einer Reihe von Ausländern, aus deren Zahl Gomphrena globosa, der Kugelamarant oder die rothe Immortelle, aus Ostindien genannt sei, welche nicht selten in Gärten und Gewächshäusern kultivirt wird und daher leicht zu beschaffen ist.

Einen Federkranz um die gesamte Frucht leistet sich Tournereuxia variifolia, welche nur in trockenem Zustande die Haare ihres Federkelches ausbreitet und als Fallschirm wirken läßt.

Der eigentliche Fruchtstiel wird nur selten von der Natur zu der Anbringung von Haarbildungen in Anspruch genommen, wie wir es am Rohrkolben zu beobachten Gelegenheit haben, doch stellen die Gräser einige Beispiele.

Komisch wirkt der Perückenbaum, dessen Fruchtstand sich zur Zeit der Reife von der Mutterpflanze loslöst und durch die durcheinandergefilzten Blüthenstiele dem Strauche den so bezeichnenden Namen eingetragen hat. Dies Gewirr wird dadurch erreicht, daß in der Rispe sich nur wenige Blüthen zu Früchten ausbilden, während die Stengel der unfruchtbaren Blüthen in ihrem Wachsthum ungehindert fortfahren und sich mit dichtem Filz bedecken. Der neuerdings bei Gartenanlagen wohl mit Unrecht etwas vernachlässigte, ursprünglich südeuropäische Rhus läßt bei anhaltendem Beobachten den ganzen Vorgang leicht verfolgen.

Bei den sich so ähnlich sehenden und doch eine unendliche Mannigfaltigkeit in ihrem Baue aufweisenden Gräser vermögen wir auch Haaranhänge an Deckblättern aufzufinden, wie sich in dieser Familie auch Beispiele dafür zeigen, daß eigentliche Deckblätter in ihrem Haupttheile in haarartige Anhänge der Frucht umgewandelt sind.

Hiermit wären wohl die haarigen und federigen Ausrüstungsvorgänge so ziemlich erschöpft, wenigstens wenn wir uns auf große Umrisse und hauptsächlich auf die in unserer Umgebung vorhandenen Beispiele beschränken wollen. Es sollen ja auch in dieser Skizze nicht minutiös alle vorkommenden Einzelheiten in umfassender Breite geschildert und vorgebracht werden; wir ziehen eben die fremden Ländern stets nur insoweit heran, als sie uns vortreffliche und in der Regel zu schaffende Typen liefern, oder Verbreitungsmittel darstellen, welche zu wichtig erscheinen, um gänzlich übergangen zu werden.

Hier müssen wir noch besonders des hervorragenden Werkes

von Hermann Dingler erwähnen, der in seinem „Beitrag zur Physiologie der passiven Bewegungen im Pflanzenreiche" die Bewegung der pflanzlichen Flugorgane in mathematischem Sinne zu erklären und zu berechnen sucht. Er giebt von vornherein zu, daß die Bewegungsvorgäuge, welche von ihm behandelt werden, zum Theil mit zu den verwickeltsten, jedenfalls den mathematisch am schwierigsten angreifbaren in der gesamten Mechanik gehören. In seiner Ausführung begegnen uns zwölf Haupttypen, bei deren Wiedergabe der geneigte Leser die Mehrzahl der von uns behandelten Fälle wiedererkennen wird. Nach Dingler sind die Flugorgane staubförmig, körnchenförmig, blasig aufgetrieben, haarförmig, scheibenförmig, konvexscheibenförmig, fallschirmförmig, flügelwalzenförmig, länglichplattenförmig, mit einer belasteten Längskante oder Kurzkante oder mit einer schwach belasteten Längs- und einer stark belasteten Kurzkante. Eine große Anzahl der pflanzlichen Flugorgane läßt sich nun nicht so ohne weiteres in diese zwölf Haupttypen hineinpressen; eine Aufstellung von Zwischentypen würde aber die Zahl dieser Sippen ganz bedeutend emporschnellen und ihr eine jede Uebersichtlichkeit rauben. Zudem läßt sich auch, wie bereits mehrfach betont wurde, die Natur nicht schematisiren; das Festhalten an einem Schema ist ihr unbekannt, sie liebt es, Uebergänge zu schaffen und in langsamen Abstufungen das einmal Geschaffene zu verändern.

Für die mathematisch veranlagten Gemüther unserer Leser sei das Werk Dinglers hiermit dem Studium empfohlen; der Durchschnittsmensch wird das Buch mit seinen mathematischen Formeln in stiller Resignation nach einem Hineinblicken beiseite legen.

Wichtig sind die Ergebnisse dieses Botanikers über die Leistungsgröße eines jeden Typus, wozu eine ganz bedeutende Anzahl von Versuchen angestellt werden mußte, die zum Theil

sehr zeitraubend waren. Wir können hier leider nicht näher auf diese Resultate eingehen, da dieselben ziemlich weit ausholende Erklärungen beanspruchen würden und — auch wohl nur ein ziemlich geringes Interesse mit ihren Formeln ergeben könnten. Erwähnt sei nur, daß die höchste Leistungsfähigkeit in der Ausnutzung des Luftwiderstandes die Typen 1 und 4 infolge ihrer verhältnißmäßig bedeutenden adhärirenden Lufthülle aufwiesen. Die nächsthohen Leistungen zeigen die typisch drehenden Formen etwa in folgender Anordnung: Typus 10, 12, 9, 5, 8 und 11. Die geringste Leistungsfähigkeit finden wir infolge des seitlich erleichterten Luftabflusses bei den Typen 6, 3, 2 und 7.

Die weiterhin folgende Tabelle aus Ludwigs „Lehrbuch der Biologie der Pflanzen" möge den Nutzen der Flugorgane für die Pflanzen überzeugend darthun, indem aus ihr mit Sicherheit hervorgeht, um wieviel das ganze Organ mit Flugapparat langsamer fällt, als das des Flugapparates beraubte Organ allein. Die Zahlen weisen auf die verschiedenen Typen Danglers hin.

	Fallzeit auf 6 m Höhe in Sekunden		Größe der Fallverlangsamung
	ganzes Organ	ohne Flugvorrichtung	
Cynara Scolymus (Artischocke) 3	7,8	1,2	6,5fach
Ptelea trifoliata 6	4,4	1,4	3,14 „
Ailanthus glandulosus 10.	6,8	1,2	5,66 „
Bignonia echinata 10	24,6	4,6	5,34 „
	11,0	3,0	8,2 „
Fraxinus excelsior 11 (Esche)	2,8	1,4	2,0 „
Acer Pseudoplatanus 12 (Bergahorn)	5,6	1,2	4,66 „

Die forschende Wissenschaft hat dann auch Vergleiche der segelnden Flugorgane der Pflanzen mit dem der Vögel angestellt; namentlich Karl Müllenhoff in Berlin widmete diesem Vorgange seine Aufmerksamkeit und stellte z. B. für die

Schraubenflieger unter den Pflanzenfrüchten und -samen fest, daß nach der Größe des Segelareals der Fall der Samen ein sehr verschiedener ist.

Hier spielt ebenfalls die Mathematik eine bedeutende Rolle, so daß wir es mit diesem Hinweis Genüge sein lassen wollen.

Als Schluß dieses dem Winde gewidmeten umfangreichen Kapitels müssen noch diejenigen Pflanzen eine Erwähnung finden, welche gewissermaßen in ihrer Gesamtheit sich auf Aeolos Fittigen davontragen lassen.

Da sei die sog. Rose von Jericho den Lesern in die Erinnerung zurückgerufen, welche weder zu den Rosen gehört, noch bei Jericho gerade vorkommt; dieses zu den Kreuzblüthlern gehörende und in Aegypten, Arabien, Syrien u. s. w. einheimische Gewächs rollt sich beim Absterben zu einem bräunlichen Knäuel zusammen und wird so ein leichter Spielball der Winde, die es weithin über die Steppen dahintragen. Auch die Steppenhexen oder Windhexen gehören hierher, wo ebenfalls ganze Pflanzen in trockenem Zustande von der Windsbraut über diese unfruchtbaren Einöden dahingefegt worden; vielfach fault der Stock oberhalb der Wurzel ab und wird zum sog. Windroller, oder es lösen sich nur die Fruchtstände von der Pflanze, wie wir es vom Perückenbaume kennen, und gerathen untereinander in ein kaum zu lösendes Gewirr, in welches sich der Wind leicht hineinsetzen kann. Die Reisenden berichten, derartige Ballen bis zur Wagenhöhe angetroffen zu haben, welche bei ihrer Leichtigkeit unschwer von jedem Luftzuge in eine rollende Bewegung gesetzt werden. Hier müssen die Schilderungen unserer Entdeckungsforscher einsetzen, und bei einiger Aufmerksamkeit wird man in zahlreichen Reisebeschreibungen, welche sich mit Wüsten und ähnlichen Gegenden befassen, derartige Vorgänge erwähnt finden. Leider vermögen wir aus unser Flora dem nicht etwas Aehnliches an die Seite setzen.

Als ein zweites Verbreitungsagens haben wir das Wasser hingestellt, welches sofort den Nimbus eines gut verbreitenden Mittels einbüßt, wenn wir der Sache wissenschaftlich näher treten.

Dabei wollen wir abermals stillschweigend die niederen Pflanzen außer acht lassen und selbst die aktiven Bewegungen gewisser Algen, welche es bis zu einem Fortschreiten von 1 mm in 43 Sekunden bringen sollen, nur so nebenher erwähnen. Bei den höher ausgebildeten Gewächsen giebt es nur sehr wenig wirkliche Anpassungen an das Wasser; die Ausrüstungen von Früchten und Samen an die Verbreitung durch das feuchte Element sind recht sparsam.

Bei unserer weißen Wasserrose können wir einen dahinzielenden Apparat bemerken, welcher wohl auch in der Verwandtschaft aufzufinden sein wird. Zur Reifezeit löst sich nämlich die ganze Frucht an ihrem Stiele ab, ihre Wände gehen nach Hildebrands Beschreibung auseinander, und es bleibt ein kugeliger Klumpen am Samen übrig, welcher infolge seiner schleimigen Beschaffenheit von den Wogen hin- und hergetragen wird. Durch eine allmählich sich vollziehende Auflösung dieses Klumpens gerathen dann die Samen einzeln in das Wasser und sinken an den verschiedensten Orten zu Boden. Auch die gelbe Teichrose hat einen besonderen Anpassungstypus an das sie umgebende Naß, welcher aber in seiner Komplizirtheit nicht mit ein paar Worten abgethan werden kann und deshalb nur angegeben sei.

Als eine leicht verständliche Ausrüstung ist aber sicherlich diejenige zu bezeichnen, welche einsamige Früchte derart platt und von einer so glatten Oberfläche herstellt, daß eine Benetzung seitens des Wassers fast gänzlich ausgeschlossen erscheint. Wir finden diesen Vorgang z. B. bei dem Pfeilkraut, welches an Flußufern, wie stehenden Gewässern nicht gerade selten zu sein pflegt.

Die Samen der Schwertlilie sollen mit einer dünnen Oelschicht umgeben sein, welche selbstverständlich einer raschen Befeuchtung und Quellung dadurch ein Ziel setzt.

Die Verbreitung gewisser Pflanzen längs der Bäche in Gebirgen hat wohl auch mit ähnlichen Ursachen zu thun, zumal, wenn es sich um ausländische Gewächse handelt. Dieser Fall tritt z. B. bei der Gauklerblume (Mimulus luteus) aus Amerika ein, welche sich an Flußufern in Schlesien, Thüringen, der sächsischen Schweiz, in der Rheinprovinz u. s. w. angesiedelt hat, ohne ihren Verbreitungsbezirk scheinbar aus den Thälern oder über die Bergwandungen hinaus ausdehnen zu können.

Das Hochwasser wird oftmals nicht nur Samen und entwickelungsfähige Theile von Wasser-, sondern auch von Landpflanzen stromabwärts reißen, wo diese dann einzeln, nach dem Ablauf der wildrauschenden Wogen, zur Entwickelung und zuweilen auch zur dauernden Ansiedelung gelangen. Derartige bleibende Kolonien sind uns vom Rhein, wie von der Elbe, im Harz, wie Elbgebiet vielfach bekannt, und die ziemlich große Gleichförmigkeit der Uferflora an den tropischen Strömen verdankt diesem Umstande wohl nicht zum geringsten ihre Entstehung.

Betrachten wir uns die Früchte der Stachel- oder Wassernuß, welche eine Verwandte des Schotenweiderich trotz ihres so gänzlich verschiedenen Aussehens ist und in Seen und Teichen durch ganz Europa und Asien, wenn auch selten vorkommt, so fallen uns die dornartigen Hörner an ihnen auf. Man kann dieselben recht gut als eine Art von Anker bezeichnen, welche dazu dienen, bei der Wasserfahrt mittelst dieser starken gekrümmten Stacheln an geeigneten Stellen Posto fassen zu können.

Aehnliche gekrümmte Dorne finden wir auch bei einigen Arten des Hornblattes oder Igellockes (Ceratophyllum), welche bei dieser Gattung nicht den Früchten angehören, sondern sich an den Blättern ausbilden.

Auch eine bei Wasserpflanzen zahlreich zu beobachtende Brüchigkeit kann hier einen Platz finden, wodurch Theile dieser Auswüchse durch die Strömung weitergetragen werden und ern von ihrem ursprünglichen Standorte landen. Der Name Bruchweide sagt bereits wohl allein genug. Die Wasserpest (Elodea canadensis) verdankte nach ihrer zufälligen Einführung aus Nordamerika hauptsächlich diesem Umstande ihre so überraschende Verbreitung, welche, verbunden mit einer ungemein raschen Entwickelungsfähigkeit, der Schifffahrt in unseren Flüssen und Kanälen gefährlich zu werden drohte.

Die Wanderknospen bei einer Anzahl unserer Schwimmpflanzen können als Anpassungsrüstungen an das Wasser aufgefaßt werden. Diese Bildungen lösen sich freiwillig von ihrem Mutterstamme und tragen so zur Verbreitung direkt recht wesentlich bei.

Die Krebsschere (Stratiotes aloides) mit ihren stachelig gesägten Blättern soll sich bei Beginn des Winters durch das Zusammenschlagen der Blätter von selbst in die Tiefe der Gewässer zurückziehen, von wo sie im Frühjahr wieder auftaucht. Daß dadurch sich oftmals eine Verschiebung des Standortes gegen das vorhergehende Jahr ergeben muß, leuchtet wohl jedem Leser ein.

Die Hygrochasie gehört hierher, welche darin besteht, daß nach P. Aschersons Angaben bei einigen Pflanzen aus Gebieten, in denen Trockenzeit mit Niederschlagsperioden abwechseln, die Fruchtstände infolge von Durchfeuchtung Bewegungen ausführen, welche die Ausstreuungen von Samen und Sporen erleichtern, beim Austrocknen sich aber wieder schließen. Als bekanntestes Beispiel möge hier die bereits einmal genannte Anastatica genannt sein, welcher sich aus den Wohngebieten der Wüste noch eine Reihe anderer Gewächse anschließen.

Bei der Kuhblume (Caltha palustris) können wir schwammige,

luſterfüllte Gewebe an den Früchten wahrnehmen, welche wohl hauptſächlich dazu beſtimmt ſiind, ein Schwimmen der Samen und ſomit die Verbreitung zu fördern.

Mit unſerem ſüßen Waſſer wären wir damit wohl ſo ziemlich fertig, wenn auch wohl hier genauere Beobachtungen noch manches Beiſpiel an das Licht ziehen werden, da ja die Waſſerbewohner ſich meiſt einer etwas ſtiefmütterlichen Behandlung ſeitens der Sammler zu erfreuen haben.

Aber auch die Meeresſtrömungen liefern uns keine beſondere Ausbeute. Wohl richten die neuerdings in ſteigender Folge ausgerüſteten Fahrten zu Meeresunterſuchungen ihr Augenmerk auch dieſer Seite der Wiſſenſchaft zu; wohl berichtet z. B. die Challenger-Expedition in ihren ſo unendlich viel Material verarbeitenden Bänden über 97 Arten von Treibfrüchten, welche in ihrer Mehrzahl den Palmen und Leguminoſen angehören, aber was will das gegen die Anpaſſungen an die Windverbreitung ſagen. Meiſt handelt es ſich hier um große Früchte mit dicken und harten Schalen, welche im Waſſer ſo leicht nicht dem Verderben ausgeſetzt ſind, aber etwa eine beſondere Sorgfalt ſeitens der Natur iſt doch immerhin nicht in dieſer Schwimmfähigkeit zu erblicken. Man war in den früheren Jahrzehnten nur zu geneigt, namentlich den Meeresſtrömungen eine gar große Rolle zuzuſchreiben, man wollte ihnen vielfach die Haupturſache in der Beſiedelung von Inſeln mit der Pflanzenwelt zuſchreiben, aber ſeit den Zeiten Griſebachs iſt hierin ein großer Umſchwung eingetreten. So haben nach Aſcherſons Darſtellung die Verſuche von Darwin und Anderen hinreichend überzeugend dargethan, daß die große Mehrzahl, ſelbſt der mit dicken und harten Schalen verſehenen Früchten und Samen, die Keimfähigkeit binnen kurzem verliert, und ſo iſt die Verbreitung durch Meeresſtrömungen nur für das Meer ſelbſt und ſeine Küſten bewohnende Gewächſe, deren Samen durch das Salz-

wasser in ihrer Keimkraft nicht geschädigt werden, anzunehmen.

Freilich wird man bei der Beurtheilung dieser anscheinend so geringen Anpassungen an das Wasser in gebührende Berücksichtigung zu ziehen haben, daß das letztere an sich fast stets in Bewegung ist und dadurch die etwa hineinfallenden Samen von der Ursprungsquelle fortführen wird. Für Bäche, Flüsse und Ströme gilt diese Annahme wohl von vornherein, aber selbst für sog. stehende Gewässer läßt sich meistens eine Art von Bewegung feststellen, welche vom Winde häufig bedeutend gesteigert wird. Die Landpflanzen bedürfen eben im Gegensatz dazu besonderer Ausrüstungen, ohne welche sie wohl kaum im stande wären, von ihrer Mutterpflanze aus weitere Strecken zu erobern und zu besiedeln.

Unser dritter Haupttheil führt uns zu der Verbreitung der Pflanzen, wie sie von Mensch und Thier in das Werk gesetzt werden.

Die Krone der Schöpfung kommt hier insofern in Betracht, als die Erdenbewohner sich fast durchgehends in einer, was die Zahl betrifft, aufsteigenden Kurve befinden, die Menschenmassen nehmen fast überall zu, die wenigen Völker, bei denen dieses nicht zutrifft, rechnen im Verhältniß zu den übrigen Nationen so gut wie gar nicht. Die Folge des Anschwellens der hungrigen Scharen bedingt eine Mehrerzeugung von Lebensmitteln; einestheils machen wir also alle öde und wüste liegenden Gegenden nach Möglichkeit dem Pfluge unterthan und säen unsere Kulturgewächse hinein, anderentheils wenden wir uns in die Ferne, suchen fremde Lande auf, um dort Ackerbau zu treiben. Neben dieser gewissermaßen gewollten Verbreitung von allerhand Gewächsen geht aber eine vollständig unbeabsichtigte einher, das ist die Verschleppung der sog. Unkräuter, von denen wir allgemein vorkommende sorgfältig von denen getrennt halten müssen, die

durchgehends nur inmitten gewiſſer Pflanzen vorkommen. So trifft man Mohn, Rade, Kornblume im Getreide an, der Lein hat ſeine beſonderen Unkräuter, Hanffelder weiſen noch andere auf u. ſ. w., ein Kapitel, das zwar ſehr intereſſant iſt, uns aber hier zu weit führen würde. Wohin nun der Menſch auch zieht, wo er ſich Niederlaſſungen begründet, dorthin führt er eine Reihe von ſolchen Ubiquiſten mit, welche, hart geſotten im Kampfe um die Exiſtenz in ihren alten Wohngebieten, als ſieggewohnte Scharen über die einheimiſche Flora herfallen und in der Regel Sieger bleiben.

Wir könnten Pflanzen namhaft machen, welche ſich wie die Kletten an die Kleider der Leute ſetzen und ſo die Meerfahrt eventuell mitmachen. Wir vermöchten andere zu nennen, die, wie die Kornrade oder Kornblume im Getreide, mitgeſchleppt wird, und wie ſich dieſe Verhältniſſe mannigfaltig geſtalten, aber einige paſſende Beiſpiele dürften den ganzen Vorgang am beſten darthun und illuſtriren.

Urſprünglich ſoll der große Wegerich in Nordamerika nicht vorhanden geweſen ſein, erſt die Europäer brachten deſſen Samen abſichtslos mit; aber die Pflanze folgte den Anſiedlern auf dem Fuße, ſie war ein treuer Pionier der Kultur und wurde den Indianern bald als ſolche bekannt, welche den Plantago als Fußtapfen der Weißen bezeichneten.

Umgekehrt ſoll die Dürrwurz (Erigeron canadense) im Jahre 1655 zufällig aus Canada dadurch in Europa eingeführt ſein, daß ſich etliche Samen in einem ausgeſtopften Vogelbalg befanden und auf das Erdreich geriethen; heutzutage iſt dieſe Kompoſite auf allen unbebauten Stellen, auf Mauern und Dächern, auf Aeckern, wie Waldſchlägen und Eiſenbahndämmen eine ungemein häufige Pflanze.

Der Stechapfel ſoll im Gefolge von Zigeunern ſeinen Einzug aus Aſien bei uns gehalten haben; gewiſſe Pflanzen

bei Wien, welche sonst nur ein östlicheres Vorkommen aufweisen, führt man auf die Belagerungslager der Türken zurück; das Vorhandensein des Kalmus wollen manche Gelehrte mit den Zügen der Mongolen in Verbindung bringen.

Sichergestellt sind aber demgegenüber neuere Ansiedelungen, deren Beginn vielfach sogar authentisch mit bestimmten Jahreszahlen belegt werden kann. So bezog die französische Armee in den Kriegsjahren 1870/71 ihr Pferdefutter vielfach aus Nordafrika; als Folge zeigten sich in den darauf folgenden Jahren an den Standquartieren einer Reihe von Kavallerieregimentern afrikanische Pflanzen, welche man bis dahin dort niemals beobachtet hatte.

Montpellier war in früheren Jahren ein Haupteinfuhrort für überseeische Wollen; die Schiffe löschten diesen Artikel gemeinlich an einem bestimmten Orte, welcher binnen kurzem unter den Botanikern eine ziemliche Berühmtheit durch die große Menge von ausländischen Pflanzen erhielt, die durch die eingeführte und bearbeitete Wolle dort eingewandert waren und zum Theil einen dauernden Wohnsitz genommen hatten.

Die Schuttablagerungsstätten großer Städte, wie Berlin, zeigen fast stets eine sog. Flora advena,[1] welche durchgehends jährlich bereichert zu werden pflegt. Viele dieser Ankömmlinge erhalten dann das Aussehen einer wirklich wilden Pflanze, so daß sie vielfach als ein wirklich wildes und einheimisches Gewächs gilt. Dahin gehört z. B. jene Dürrwurz; zu ihr gesellt sich die Nachtkerze, welche seit 1614 in Europa aus Nordamerika eingewandert sein soll, — der steife Sauerklee (Oxalis stricta) aus demselben Heimathslande, — die bereits früher erwähnte Wasserpest, das kleinblüthige Springkraut (Impatiens parviflora) aus dem südlichen Sibirien und der Mongolei, — der Frühling-Baldgreis (Senecio vernalis), welcher z. B. erst Mitte der fünfziger Jahre, von Osten her, in

der Mark Brandenburg erschien und seinen Siegeszug längst bis zum Rhein und wohl darüber hinaus fortgesetzt hat, — doch, hier wird wohl jeder Leser aus eigener Erfahrung und seiner Heimathsflora passende Beispiele anzuführen vermögen, zumal derartige neu erscheinende Gäste bald den Blicken der botanisirenden Sammler aufzufallen pflegen.

Fassen wir größere Länderstrecken ins Auge, so konnte Büttner z. B. bereits 1883 für die Mark Brandenburg 55 eingebürgerte Gewächse aufzählen, welche wohl nicht wieder aus dem Gebiete verschwinden werden.

Dieselbe Anzahl Pflanzenarten soll sich aus Amerika in unserem Erdtheile heimisch gemacht haben, während wir der neuen Welt dieses Geschenk mit nahezu zweihundert Spezies erwiderten, welche die Bewohner zum Theil herzlich gern wieder los wären. So soll namentlich eine Distelart in manchen Gegenden Amerikas zur reinen Landplage geworden sein, deren Ausrottung nicht mehr gelingen wolle.

In England sollen seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts auch weit über fünfzig Pflanzen vollständig sich eingebürgert haben und in nichts mehr errathen lassen, daß sie der Flora nicht ursprünglich angehörten.

Für die Aucklandinseln hat, um ein weiteres Beispiel aus der Neuzeit beizubringen, T. F. Chesemann die naturalisirten Gewächse zusammengestellt, und kommt dabei auf die erschreckende Höhe von 387. Von ihnen sollen 280 Europa entstammen, zehn sind in den östlichen Theilen Nordamerikas heimisch, vier an der Westküste desselben Kontinents. Von Australien sind trotz der großen Nähe nur zehn Spezies eingeführt, während Chile und die kälteren Theile Südamerikas neun lieferten, das Kap der guten Hoffnung aber mit 21 Nummern vertreten ist. Allein hieraus läßt sich ein Schluß auf die Handelsverbindungen ziehen, da ein gesteigerter Verkehr auch eine höhere Zahl von Unkräutern oder sich leicht ansiedelnden Pflanzen liefern wird.

Freilich können wir den Menschen nicht allein gänzlich für die Kolonisirung — wenn man so sagen darf — verantwortlich machen; ihm fällt nur ein Theil dieser Verbreitungen zur Last, während die Thiere im großen und ganzen eine weit wirksamere Thätigkeit entwickeln und entfalten.

Es dürfte schwierig zu entscheiden sein, ob der Wind sich als ein wirksames Verbreitungsagens erweist, oder ob der Preis in dieser Hinsicht dem Thierreich zufalle; zwei Autoritäten in dieser Frage vertreten den entgegengesetzten Standpunkt: Alphonse De Candolle glaubt an eine bedeutendere Wirksamkeit seitens der Thiere, Delpino redet dem Winde das Wort. Eine Entscheidung wird sich voraussichtlich erst treffen lassen, wenn sich die Aufmerksamkeit der Botaniker diesem Gegenstande in erhöhter Weise zugewandt haben wird.

Theoretisch ist wohl dem Thierreiche eine größere Rolle zuzuweisen, da sich die Einwirkung des Windes doch eben stets nur zu Zeiten bemerkbar macht, auch in der Regel auf den Abschnitt der Jahre beschränkt bleibt, wo die Samen und Früchte gereift sind. Wenn nun auch die letztere Beschränkung ebenfalls auf die Thiere zutrifft, so sind letztere doch in einer stetigen Bewegung und vermögen durch ihre große in Betracht zu ziehende Schar auch erkleckliches zu leisten.

Lassen wir nun die Beurtheilung des höheren oder geringeren Einflusses auf die Verbreitung der Samen beiseite, und wenden wir uns dem Thierreiche zu. Hier treten uns nun hauptsächlich zwei Ausrüstungsrichtungen entgegen; bei der einen handelt es sich darum, daß die Samen von den Thieren verschlungen werden und unbeschädigt den Thierkörper wieder zu verlassen vermögen, während eine zweite Anpassung sich in Hakenorganen, Klebrigkeit u. s. w. äußert.

Für den ersteren Weg werden sich nun hauptsächlich die fleischigen Früchte eignen, wie Beeren, Kirschen u. s. w., dann

haben wir die Steinfrüchte in Berückſichtigung zu ziehen, und die Nüſſe werden uns beſchäftigen müſſen.

Als eine Vorbedingung des Nutzens einer derartigen Verſchlingung iſt vor allem hinzuſtellen, daß auch die Samen keimfähig wieder zu Tage kommen; ſie dürfen alſo nicht etwa verdaut werden. Da iſt denn anzuführen, daß z. B. viele Vögel mit dem aus dem Kropfe ausgebrochenen Gewölle eine große Reihe von Pflanzen verſchleppen und verbreiten. Andere ſorgen wieder durch ihre Exkremente dafür, daß Gewächſe an benachbarte Lokalitäten gebracht werden, und ſind hierin von anderen Thierklaſſen unterſtützt. Um nun die Thiere aber dazu zu veranlaſſen, daß ſie die Früchte verzehren, müſſen dieſen gewiſſe Anlockungsmittel zu Gebote ſtehen. Dieſe können ſich nun in der auffallenden Form äußern, ſie können durch weithinleuchtende Farben hervorgebracht werden, ſie zeigen ſich durch intenſiv duftende Gerüche oder ſchmackhaftes Fruchtfleiſch, dann tritt wieder einmal eine Fülle von Saftigkeit auf, und was derlei Ausrüſtungen mehr ſind, die einzeln oder zu mehreren zum Genuſſe der Früchte verlocken.

Ueberblicken wir dieſe geſamten Ausrüſtungsmittel, ſo tritt uns zunächſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dieſen Einrichtungen und den für den Wind berechneten Mitteln entgegen. In jenem Abſchnitte ſahen wir, daß die Windausrüſtungen bei einer bedeutenden Zahl an den Samen ſelbſt vorkamen, während jetzt der Fruchtknoten in den Vordergrund tritt und uns mit allerhand Umformungen überraſcht.

Der Same ſelbſt zeigt nur ſelten fleiſchige Ausrüſtungen; derartige fleiſchige Beſchaffenheit weiſen z. B. die Stachelbeeren auf, die Granaten ſchließen ſich an, und bei den Magnoliaceen iſt das Fleiſchigwerden der äußeren Schicht der Samenknoſpe leicht zu beobachten. Andererſeits finden wir wider einen Arillus fleiſchförmig ſich um den Samen entwickeln, wie es das Pfaffen-

hütlein in ſeinem orangenen Samenmantel prächtig zeigt, und die kirſch-ſcharlachrothe, ſo angenehm ſüßlich-fade ſchmeckende Umhüllung der Samen des Taxusbaumes oder Eibe darthut.

In ungleich größerer Anzahl treten uns die Fälle entgegen, wo ſich die Wände des Fruchtknotens zu fleiſchiger Konſiſtenz umbilden. Da haben wir von Beeren zu ſprechen, wenn die geſamte Wand dieſen Zuſtand einnimmt, wie wir ihn in den Heidelbeeren und Verwandten verkörpert ſehen, wie wir ihn von den ſcharlachrothen Früchten der Berberitze und aus vielen anderen Beiſpielen kennen.

Verfleiſchicht ſich nur die äußere Schicht, während die innere um den meiſt in der Einzahl vorhandenen weichhäutigen Samen eine ſteinharte Umhüllung bildet, ſo haben wir es mit Steinfrüchten zu thun, welche uns nur zu gut als Kirſchen, Pflaumen, Schlehen, Brombeeren und andere Vettern bekannt ſind. Ganze Familien, wie die Drupaceen, tragen nur ſolche Steinfrucht, während ſie in anderen, wie bei den Labkräutern, theilweiſe vorkommen.

Unſere Erdbeeren machen uns mit einer anderen Erſcheinung bekannt, inſofern bei dieſen Früchten der Blüthenboden zur fleiſchigen Form übergeht. Verwandt iſt hiermit das Vorgehen der Feige, auf welcher die Blüthen zahlreich in einem hohlen, meiſt kugeligen bis birnförmigen, auf dem Scheitel mit einer verhältnißmäßig kleinen Oeffnung verſehenen Behälter ſtehen, welcher dann zu der bekannten fleiſchigen Maſſe auswächſt.

Bei der Maulbeere bildet der weibliche Blüthenſtand durch das bleibende, ſaftig werdende Perigon die weißen Scheinfrüchte oder die ſchwarz-violetten der ſchwarzen Art, eine Erſcheinung, welche ſich noch häufig im Pflanzenreiche wiederholt, wenn auch die Arten unſeren Leſern in der Regel nicht vertraut ſein dürften.

Kelch und Fruchtknoten werden fleiſchig bei den Apfel-

gewächsen, wo wir Beerenfrüchte beim Birnbaum von der Steinfrucht der Mispel zu unterscheiden vermögen.

Der Blüthenstiel wird bei einigen exotischen Gewächsen zur fleischigen Frucht, wie es in unserer Flora bei der Rose eintritt, wenn auch nicht die sämtlichen Botaniker diese Entstehung als richtig anerkennen wollen. Ein ähnlicher Vorgang wird von den Deckblättern beschrieben. Die unserer Eibe verwandte Gattung Phyllocladus wird in dieser Hinsicht von Strasburger genannt.

Alle diese Früchte und Samen zeigen durchgehends lebhaftes Kolorit, während wir bei den Windanpassungen von der Farbe gar nicht zu sprechen brauchen. Bei den auf Thierverbreitung durch Verzehren angewiesenen Gewächsen ist aber ein Hervortreten der Früchte aus dem meist gleichfarbigen Laube unbedingt geboten. Diese Färbung erstreckt sich nun entweder über die ganze Frucht oder den ganzen Fruchtstand, wie wir es an der Kirsche und der Himbeere zu beobachten Gelegenheit haben, oder tritt nur stückweise auf; man stelle sich die rothen Bäckchen der Aepfel vor, wie sie aus dem Laube hervorlugen, während der von den Blättern verdeckte übrige Theil in einfachem grünlich-gelben Gewande verharrt. Je nach dem Laube, d. h. seiner Färbung, finden sich die verschiedensten Töne vertreten; am meisten tritt uns ein leuchtendes Roth entgegen, dann folgt wohl ein blendendes Weiß, auch wohl mit einem Stich ins Gelbliche; blau ist recht häufig, oder es thun sich verschiedene Farben zusammen. Oftmals läßt die Natur auch das Farbenspiel sich erst zur Zeit der Reife entwickeln, es bildet sich so eine Art Schutz aus, um das frühzeitige Verschlingen der Früchte zu verhindern, wodurch nur unreife und nicht entwickelungsfähige Samen verbreitet würden. Auch das Weichwerden des Fruchtfleisches an den Aepfeln z. B., der Eintritt der Süßigkeit bei den Kirschen erst zur Zeit der Reifung des Samens

ist eine Anpassungsvorrichtung. In den Tropen mehrt sich diese Art von Schilderheraushängen in bedeutendem Maße; in dem dicht verschlungenen Waldesdickicht müssen eben besondere Mittel angewandt werden, um den Thieren die Früchte sichtbar zu machen und sie zum Genuß förmlich einzuladen. Einen Begriff von diesen Vorgängen können wir uns an unserem einheimischen Pfaffenhütchen machen. Wenn die Früchte reifen, springen die rothen Kapseln auf, und weithin leuchten dann die grellgelbroth gefärbten Samen; bei anderen Arten dieser Gattung ist dann wieder der Samenmantel orange, und die Samen sind dunkel gehalten; jedenfalls wird aber bewirkt, daß die letzteren sich scharf von ihrer Umgebung abheben und auf weite Entfernungen leicht sichtbar sind.

Selbstverständlich kommen die Thierklassen nicht gleichmäßig bei der Frage nach der Verbreitung von fleischigen Früchten in Betracht; hauptsächlich haben wir es wohl mit den Vögeln zu thun, welche auch so recht geeignet sind, weite Strecken zurückzulegen und der Kolonisirung zu dienen. Danach will man den Fledermäusen eine ziemliche Rolle zuweisen, während in der Klasse der Säugethiere die Affen sicherlich die erste Stelle einnehmen.

Da es von Interesse ist, zu erfahren, welche von den Samen denn den Magen und den Darmkanal gewisser Thiere unbeschädigt zu passiren vermögen, unternahm Kerner von Marilaun es, diese Frage durch Fütterungs- und Kulturversuche klarzustellen. Er berichtet darüber in seinem „Pflanzenleben", daß zu diesem Zwecke 250 verschiedene Pflanzenarten an eine Reihe von Vögeln, an Murmelthier, Pferd, Rind und Schwein verfüttert wurden, was 520 Einzelversuchen gleichkam. Als Resultat ergab sich, daß die von den Säugethieren aufgenommenen Früchte und Samen fast sämtlich entweder bereits beim ersten Angriff oder beim Wiederkauen zerstört wurden.

Von den Vögeln richten die einen, wie das Huhn und die Taube, alle, auch die härteſten Früchte und Samen in ihrem Magen vollſtändig zu Grunde. Bei Raben und Dohlen paſſirten die Steinkerne und hartſchaligen Samen der als Nahrung aufgenommenen Fleiſchfrüchte den Darmkanal unbeſchädigt, während die weichſchaligen Samen und Früchte insgeſamt zerſtört wurden. Als eine Gruppe ſtellt Kerner Amſel, Singdroſſel und Rothkehlchen zuſammen; hier iſt beſonders die kurze Zeit zwiſchen Fütterung und Entleerung bemerkenswerth, indem ſich gewiſſe Samen bereits nach einer halben Stunde im Koth wiederfanden. Als eine weitere Folgerung ergab ſich, daß das Keimen der durch den Darmkanal gegangenen Früchte und Samen meiſtens ſich verzögerte und einen gegen normale Verhältniſſe verlängerten Zeitraum in Anſpruch nahm; nur bei einigen Fleiſchfrüchten, wie der Berberitze, war eine Verkürzung der Keimdauer zu bemerken.

Es zeigt ſich ferner durch die Erfahrung, daß gewiſſe Arten von den Thieren auch gewiſſe Spezies von den Pflanzen zu verbreiten pflegen, wie das ja häufig in der Natur zu einer derartigen Wechſelwirkung kommt. So ſoll der Samen von Evonymus europaea hauptſächlich durch das Rothkehlchen weitergetragen werden, und das Pfaffenhütchen erfreut ſich deshalb in manchen Gegenden auch der Bezeichnung als Rothkehlchenbrot. Wachholder ſteht in inniger Beziehung zu Droſſeln, Krammetsvögeln und ähnlichen Vögeln; die Eibenfrüchte werden gar gern von Amſeln verzehrt; Miſtelfrüchte bilden einen beſonderen Anziehungspunkt für Miſteldroſſeln und ihre Brüder, welche auch der Tollkirſche in hervorragendem Maße nachſtellen ſollen; die Hollunderbeeren ſind die Nahrung zahlreicher gefiederter Gäſte; die Vogelbeere führt ihren Namen nicht mit Unrecht, da ſie das Futter vieler Bewohner der Lüfte bildet — doch genug, erſchöpfen ließe ſich dieſe Liſte ſo leicht nicht, und

wir haben uns nur an das heimiſche Leben gehalten, während die fremden Gegenden der Beiſpiele noch genug bieten würden.

Unſchwer läßt ſich ebenfalls erkennen, daß in der Ausbildung der eigentlichen Nüſſe eine Verbreitungsausrüſtung für die Thiere liegt. Dieſe Früchte werden theilweiſe auf ziemlich bedeutende Entfernungen verſchleppt, um als Vorrath für die Wintermonate zu dienen. Nicht ſelten werden derartige Verſtecke dann von den Thieren nicht wieder aufgefunden oder vergeſſen, wodurch ſich neue Anpflanzungen ergeben. Vor allem ſind hier die verſchiedenen Häherarten zu nennen: dem Eichhörnchen können wir ein gut Theil dieſer Verbreitungsort auf das Konto ſchreiben, der Hamſter trägt ſeinen reichlichen Part bei u. ſ. w., denen ſich nach neueren Beobachtungen auch die Ameiſen anſchließen.

Faſt ebenſo zahlreich als die bisher beſchriebenen Ausrüſtungseinrichtungen der Pflanzen für die Thiere, ſind die Fälle, wo wir es mit einem Anhaften der Samen und Früchte mittelſt klebriger und ſchleimiger Beſchaffenheit der Fortpflanzungsprodukte zu thun haben, wo hakenförmige Organe ein Anhaften beſorgen, oder Klettvorrichtungen demſelben Zwecke dienen.

Noch einfacher wickelt ſich der Vorgang ab, wenn etwas feuchte Erde den Samen aufnimmt und ſich mit demſelben einem berührenden Thierleibe anhängt, oder wenn die Früchte der eigentlichen waſſerbewohnenden Pflanzen ihre Früchte jedem ſie ſtreifenden Gegenſtande mitgeben. Namentlich die Waſſervögel tragen dadurch in hohem Maße zur Verbreitung von allerhand Gewächſen bei, zumal ſie vielfach von einem Tümpel zum andern ſtreichen. Die Wichtigkeit dieſer Verbreitungsart ſpringt in die Augen, wenn man vernimmt, daß es einem Darwin gelang, aus 6¾ Unzen Schlamm 357 Pflanzen zu erziehen, und daß Kerner von Marilaun ebenfalls auf ſtattliche Ausbeuten zurückſieht, welche er kleinen Erdklümpchen verdankt, die von Schnäbeln,

Füßen oder dem Gefieder von Schwalben, Schnepfen, Bachstelzen und Dohlen stammten.

Demnach ist es ein beachtenswerther Gedanke, mit Engler die von Palmén festgestellten Wanderstraßen der marinelittoralen Vögel längs den West- und Nordküsten Europas mit der Verbreitung gewisser Pflanzenarten in Beziehung zu bringen, und ein Zoologe würde gewiß manche Uebereinstimmungen der Vogelwelt mit dieser Sippe der Gewächse zu Tage fördern, welche Verfasser eingehend bearbeitet hat.[2] Ziehen wir nun noch die Schnelligkeit in Betracht, mit welcher die richtigen Wandervögel ihre Reisen durchführen, so begreift man, welches Verbreitungsmittel den Pflanzen dadurch zu Gebote steht.

Glaubt die Natur ihren Zweck nicht durchaus gesichert, so wendet sie eben besondere Mittel an.

Der Vogelleim dürfte unseren Lesern keine unbekannte Erscheinung sein, vielleicht aber der Umstand, daß er aus den Früchten der Mistel gewonnen wird. Dieses Gewächs ist ein Schmarotzer, dessen Samen erst durch fremde Hülfe auf die die Wirthe gebracht werden muß, als welche in den verschiedenen Ländern besondere Baumarten bevorzugt werden. Vielfach findet sich dieser grünlich-gelbe Strauch auf Kiefern, dann auf Pappeln und Kernobstbäumen, seltener auf Eichen und anderen Stämmen. Die Misteldrossel frißt nun die Beeren sehr gern, doch wird durch die zähklebrige Masse des Fruchtinhaltes dafür gesorgt, daß auch das Gefieder oder die Beine die Samen weiter tragen.

Der klebrigen Beschaffenheit der Früchte hat man bisher noch keine allzu große Aufmerksamkeit geschenkt, doch lassen sich immerhin aus unserer Flora einige gute Beispiele anführen. So dürfte vom Lein bekannt sein, daß die Zellenhaut des Samens ungemein reich an Schleim ist; dasselbe wird vom Wermuth berichtet. Die überall nur spärlich auftretende Linnaea

borealis zeigt der Frucht dicht anliegende Deckblätter mit drüsigen Haargebilden, dem das zierliche Gewächs wohl hauptsächlich seine weite Verbreitung zu danken hat.

Mannigfaltiger treten uns die Anheftungsorgane entgegen, welche sich mechanisch anhängen. Dieser Verbreitungsmodus spielt eine hervorragende Rolle in der Natur, und Kerner von Marilaun glaubt ihre Zahl mit einem Zehntel aller Phanerogamen nicht zu hoch angegeben zu haben. So aktiv die Thiere bei den bisherigen Verbreitungsarten sein mußten, so dulden sie diesen Vorgang nur passiv und suchen sich in der Regel der ihnen unangenehmen Anhängsel baldmöglichst zu entledigen, wodurch ja dann der Zweck der Weiterverbreitung erreicht ist.

Aber wie mannigfaltig sind auch diese Greiforgane geformt, wie vielgestaltig sind diese Ausrüstungen, welche hauptsächlich auf die Behaarung spekuliren, aber auch dem Gefieder der Vögel zuweilen lästig fallen. Besonders hervorzuheben ist dabei der Umstand, daß, wie Hildebrand es so trefflich schildert, die Säugethiere in den meisten Fällen nicht alle Theile ihres Körpers mit der Schnauze oder den Beinen leicht zu erreichen vermögen; das angeführte Beispiel von einer Klette auf dem Rücken eines Hundes wird Jeden überzeugen, das Kopfschlagen, Schweifwedeln und Beinestrampeln der Pferde bei lästigen Bremsen Niemandem entgangen sein.

Es ist hier wohl kaum nöthig, des weiteren auf die hakigen, stechenden oder rauhen Anhänge in all ihren Einzelheiten einzugehen und neben dem anatomischen Bau die äußere Form in einer weitläufigen Weise zu behandeln.

Wer kennt nicht die Kletten, deren Thätigkeit uns Huth in einer längeren Abhandlung so anschaulich schildert? Wer sich des genaueren über diese Wollkletten, Ankerkletten, Schleuder- oder Schüttelkletten, über Trampelkletten und, wie diese Organe

heißen, unterrichten will, sei auf jene Arbeit verwiesen. Jeder nur einigermaßen aufmerksame Naturbeobachter wird eine reichliche Menge von Beispielen dieser Art anzuführen im stande sein, welche den verschiedensten Familien entstammen und sich zu den bizarrsten Gestalten, wie der Wollspinne der Tuchfabrikanten nachgeahmt, versteigen. Der so lebhaften Schilderung Huths, seiner prächtigen Darstellung, wie seiner reichen Aufzählung von Beispielen aller Art ließe sich auch nur weniges zufügen, was eben neueren Beobachtungen und späteren Versuchen entstammt.

Wir kommen jetzt zu den Schleudervorrichtungen der Pflanzen, welche ebenfalls der Weiterverbreitung dieser Gewächse dienen und sich eines ziemlich reichen Vorkommens in der Natur erfreuen. Freilich spielt sich dieser Spritzmechanismus vielfach bei den niederen Pflanzen ab, welche wir eigentlich beiseite lassen wollen; aber hingewiesen muß jedenfalls werden auf diese Vorrichtungen, welche im Reiche der Pilze und Farnkräuter eine bedeutende Rolle spielen. Wir wollen uns nur an die Vorgänge bei den Phanerogamen halten, welche genug des Staunenswerthen und Wissenswerthen darbieten.

Einem jeder Leser ist von feuchten Waldstellen und schattigen Bachufern das Springkraut (Impatiens noli tangere) hinreichend bekannt, dessen goldgelbe, im Schlunde roth punktirte Blüthen an dem saftigen Stengel so anmuthig aus dem Grün hervorzuleuchten pflegen. Beginnen nun die Früchte zu reifen, so stellen sie länglich-lanzettliche, aus fünf Fruchtblättern gebildete Kapseln dar, welche aus drei verschiedenen Zellschichten bestehen; die unter der Oberhaut gelegene ist nun als ein Schwellkörper zu betrachten, welcher nach Lockerung der Trennungsschichten der Fruchtblätter, wie sie durch das Berühren mit einem Stock oder der menschlichen Hand erfolgt, eine plötzliche Zusammenrollung der letzteren bewirkt, deren Erfolg

eine beträchtliche Fortſchleuderung der Samen hervorruft. Wie oft iſt wohl dieſes Manöver hervorgebracht, wie oft haben wir uns an dieſem Spiel ergötzt, ohne darüber nachzudenken, wozu wohl dieſe Einrichtung getroffen ſei, und zu welchem Zwecke ein ſo ſinnreich funktionirender Apparat ſeine Leiſtungen vorführe! — Aber noch andere Gewächſe unſerer Heimath gehören zu dieſen ſog. Rollſchleudern, wie verſchiedene Arten des Schaumkrautes und die in Buchenwaldungen nicht eben ſeltene zwiebeltragende Zahnwurz (Dentaria).

In den Gärten treffen wir nicht ſelten den Springkürbiß oder die Eſelsgurke an, welche in den Mittelmeergebieten zu Hauſe iſt; die 4—5 cm lange, 2,5 cm breite, grüne, weichſtachelige, dreifächerige und vielſamige Frucht in Geſtalt einer Gurke ſpringt nun bei reifem Sameninhalt durch eine leiſe Berührung elaſtiſch vom Stiel ab und ſpritzt mit ziemlicher Kraft die breiartige Maſſe aus dem Innern mit dem Samen nach außen. Dieſe Spritzvorrichtung ermöglicht das Beſtreichen von etwa 1 qm Fläche, eine im Verhältniſſe zu der Frucht großartige Leiſtung.

Die Sauerkleearten zeigen uns abermals eine andere Schleuderausrüſtung. Bei dieſen Gewächſen iſt es nach Ludwig die die Samen umhüllende durchſichtige, elaſtiſche Haut, durch deren Zerreißen und Zuſammenſchnellen die Samen durch die unmittelbar vor ihnen befindlichen Spalten der fünfkantigen Kapſel hindurch weithin fortgeſchleudert werden. Bei dem gehörnten Sauerklee kann man noch beſonders beobachten, wie die Stielchen anfangs ſämtlich nach unten gewendet ſind, ſich aber vor der Ejakulation mit der Frucht ſtarr nach oben richten, und zwar nacheinander; die abgeſchoſſenen und entleerten fallen ab, wodurch die ausſchleudernden Früchte frei über die Pflanze hinwegragen und eine ungeſtörte Flugbahn vor ſich haben.

Durch das Austrocken ſaftiger Pflanzentheile wird ebenfalls nicht ſelten eine Art von Schleuderbewegung hervorgerufen.

Wir können dieſelbe z. B. an den Veilchen beobachten, welche Jedermann leicht zugänglich ſind, aber in der Regel nur während der Blüthezeit Beachtung finden. Die Kapſeln ſind in mehreren Schichten aufgebaut, welche in ungleicher Weiſe trocken werden und zuſammenſchrumpfen; durch das ſo erfolgende Zuſammenbiegen der Seitenwände werden die Samen fortgeſchleudert. Da manche Arten ihrem Grundſatze getreu im Verborgenen blühen und fruchten, d. h. unter dem Schutze ihrer Blätter, ſo richten ſie, wie die Sauerkleeſpezies, vor dem Abſchießen ihre Fruchtſtiele mit den ſamentragenden Behältern mechaniſch empor; ohne dieſe Aufwärtsbewegung würde eben das Ausſchleudern kaum von irgend einem Effekt begleitet ſein, da die kleinen Körner nicht im ſtande wären, die großen und ſtarken Blattſpreiten zu durchbohren oder bei Seite zu ſchieben.

Eine Reihe unſerer Schmetterlingsblüthler, denen ſich auswärtige Familien anſchließen, ruft nun wieder eine Bewegung ihrer Seiten dadurch hervor, daß die Fruchtklappen im Augenblick des Oeffnens eine ſchraubige Drehung vollführen. Dieſe Erſcheinung iſt z. B. von dem Beſenſtrauch (Sarothamnus scoparius) bereits ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert bekannt. Unſere Platterbſen, die vielfach als Düngemittel angebauten Lupinen laſſen den Vorgang prächtig ſtudiren und erkennen.

Die Kraft, mit welcher dieſes Fortſchleudern der Samen erfolgt, iſt gar nicht unbedeutend, und Reiſende haben in ihren Berichten mitgetheilt, daß Bauhinia purpurrea in Oſtindien, aus der Familie der Cäſalpiniaceen, welche unſeren Papilionaceen naheſtehen, auf dieſe Weiſe ihre Geſchoſſe bis zu 15 m Entfernung ſende! Da kann man doch wahrlich von einer verbreitenden Wirkung ſprechen, welche auch der eingenommenſte Gegner zugeben muß.

Dieſes Spannen, Krümmen und Losſchnellen der Fruchtklappen wird ebenfalls durch verſchiedene Quellungsfähigkeit er-

reicht, welche sich je nach den einzelnen Arten in einem höheren oder minderen Grade entwickelt.

Aehnlich ist auch das Verhältniß bei dem Schleudermechanismus der Früchte unserer Storch- und Reiherschnäbel. Die Früchte dieser Pflanzen zeigen bei dem Eintrocknen das Bestreben, sich uhrfederig aufzurollen, weshalb sie zu sehr einfachen Feuchtigkeitsmessern zu verwenden sind. Durch die Drehung der Granne werden die Theilfrüchtchen dann über einen weiten Raum gestreut. Steinbrinck („Bot. Zeitung", 1878) hat den Vorgang genau untersucht und beschrieben, wobei er nachzuweisen vermochte, daß im einzelnen noch eine bedeutende Mannigfaltigkeit der Anpassungen und Ausrüstungen besteht, über welche wir noch keine genaue Kenntniß besitzen.

Jedenfalls lassen sich noch einige allgemeine Regeln aus den verschiedenen Schleudersystemen ableiten. Des Aufrichtens der vorher liegenden oder versteckten Fruchtstengel haben wir bereits gedacht. Wunderbar berührt es ferner, daß in der Regel Vorrichtungen getroffen sind, welche das Abschnellen der Samen unter einem Winkel von 45° gewährleisten; der mathematisch erfahrene Leser wird sich dabei vergegenwärtigen, daß die Wurfweite unter 45° das Maximum erreicht. Da schmale Körper am leichtesten den Widerstand der Luft überwinden und dieselbe durchschneiden, richtet sich die Gestalt dieser abzuschießenden Samen danach; die Linsenform ist häufig, die Bohne tritt uns zahlreich entgegen, und die Kugel ist nicht gerade selten. Vielfach läßt sich dadurch noch eine Art von Nebenanpassung auf die Windverbreitung herausseben. Die flachen Samen werden nach der Ausschleuderung noch häufig vom Windhauche weiter getragen werden.

Eine ruckweise Bewegung zeigen die Grannen einiger Hafersorten. Nach Hildebrand ist der untere Theil der an Früchten befestigten Grannen derartig gebaut, daß er bei der

Austrocknung sich spiralig aufdreht, während der obere Theil der Grannen dies nicht thut; da nun zwei Grannen an jedem Fruchtkomplex sind, so begegnen sich dieselben auf ihrem Umdrehungswege und stemmen sich gegeneinander, bis sie sich so gegenseitig ein wenig fortschleudern.

Bei einer Reihe von Gewächsen begnügt sich nun die Natur nicht damit, die Verbreitung durch eine dieser vielen Ausrüstungen zu sichern, sondern sie vereinigt mehrere derselben auf denselben Stamm. So unterscheidet z. B. A. N. Lundström bei den überall angepflanzten Ringelblumen (Calendula) folgende Haupttypen von Früchten desselben Köpfchens:

1. Windfrüchte, die, wenig gebogen, die äußere Fruchtwand zum Flugwerkzeug ausgebildet haben, so daß sie nachen- oder schalenförmig werden. Sie fallen bald aus, sind sehr leicht und können vom Winde weit umhergeführt werden.

2. Hakenfrüchte, die der Flugwerkzeuge entbehren, aber an ihrer Stelle an der Rückseite zahlreiche, auswärts gerichtete Haken besitzen, die an der Spitze gekrümmt sind und sich an andere Gegenstände, z. B. an das Haarkleid vorübergehender Thiere, anhaken können, da sie peripherisch angeordnet sind.

3. Larvenähnliche Früchte, die innerhalb der beiden ersteren Fruchtformen sitzen. Sie sind stark gebogen, haben keine Flügel und Haken, aber ihre äußere Fruchtwand ist wellig gefaltet, so daß sie zusammengerollten Raupen sehr ähnlich sind. Diese Art von Mimikry läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß insektenfressende Vögel diese Früchte für Larven halten und nach dem Verzehren durch ihre Exkremente verbreiten.

Derartige Kumulirungen ließen sich noch mehrere anführen, doch genügt es wohl, auf die Judenkirsche noch einmal zurückzukommen. Wir sehen diese Pflanze zur Windverbreitung durch den blasig aufgetriebenen Kelch vortrefflich ausgerüstet; der scharlachrothe Fruchtkelch ist aber auch im stande, durch seinen

ſatten Ton die Vögel auf ſich aufmerkſam zu machen, während die orangenfarbige Frucht zum Anbeißen lockt und eine Verſchleppung der Samen auf dieſem Wege ebenfalls begünſtigt. So finden wir in der Flora geflügelte Steinfrüchte, wodurch ſich die doppelte Beſtimmung bereits zeigt, und was dergleichen Sachen mehr ſind.

Höchſt intereſſant iſt es ferner, die Verſchiedenheit der Verbreitungsausrüſtungen innerhalb derſelben Familie oder derſelben Gattung wahrzunehmen, und zu konſtatiren, daß oft innerhalb enger Verwandtſchaftskreiſe die größte Mannigfaltigkeit in dieſer Richtung auftritt. Das Fehlen von beſonderen Anpaſſungserſcheinungen an die Verbreitung oder eine ſtarke Ausbildung dieſer Eigenſchaft hat mit der ſyſtematiſchen Zuſammengehörigkeit gar nichts zu thun und ſpielt ſich völlig unabhängig davon ab.

Nur in ſeltenen Fällen beſchränken ſich gewiſſe Ausrüſtungen auf einzelne Familien, meiſtens ſind ſie durchaus nicht an beſtimmte Gruppen gebunden, ſondern treten an Gewächſen auf, welche keine Spur von irgend einer Verwandtſchaft und in irgend einer Richtung aufweiſen.

Hildebrand hat uns verſchiedene Liſten zuſammengeſtellt, deren eine eine Anzahl von Familien enthält, welche verſchiedene Verbreitungsausrüſtungen erkennen laſſen, während eine zweite die weniger zahlreichen Fälle zuſammenfaßt, wo die Arten einer und derſelben Gattung verſchiedene Erſcheinungen tragen. In der erſten Reihe ſchießen die Kompoſiten den Vogel ab, indem ſich 18 verſchiedene Verbreitungsausrüſtungen bei ihnen aufzählen laſſen; in der zweiten Tabelle zeichnet ſich das Rapünzchen aus, von dem berichtet wird: Zwei Fruchtfächer blaſig, oder Kelchrand fallſchirmbildend, oder Kelchrand blaſenbildend, oder Kelchzipfel haarig.

Zum Schluß wollen wir noch darauf hindeuten, daß durch dieſe Mannigfaltigkeit der Verbreitung nicht nur ein Vorwärtsgehen

der Pflanzen ermöglicht wird, sondern noch einem anderen wichtigen Zwecke Rechnung getragen wird, nämlich der Kreuzung. Es ist nämlich festgestellt worden, daß jede dauernde Inzucht für die betreffenden Arten von unberechenbarem Nachtheile ist, mag man es nun mit Pflanze, Thier oder Mensch zu thun haben; nur durch die Kreuzung verschiedener Individuen ist im Pflanzenreich eine dauernde Erhaltung der Spezies zu gewährleisten, wie bei den Thierklassen die Erneurung des Blutes durch andere Männchen nothwendig ist.

Die umseitig verzeichnete Litteratur soll den Leser in den Stand setzen, sich über die in Frage kommenden Erscheinungen gegebenen Falles näher zu unterrichten; die durchaus nicht erschöpfende Uebersicht wird aber Gelegenheit genug darbieten, einschlägige Arbeiten kennen zu lernen.

Anmerkungen.

[1] Vergl. z. B. für Berlin: R. Büttner in Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg. Jahrgang 25. 1893.

[2] Ueber die Pflanzen, welche den atlantischen Ozean auf der Westküste Europas begleiten. Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg. Jahrgang 25. 1893.

Litteratur.

Aschersон, Paul, Von der Verbreitung der Pflanzen. S.-A. aus Leunis' Synopsis der Pflanzen. 3. Aufl. Theil 2.

Dingler, Hermann, Die Bewegung der pflanzlichen Flugorgane. Ein Beitrag zur Physiologie der passiven Bewegungen im Pflanzenreich. München 1889.

Grisebach, A., Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Ein Abriß der vergleichenden Geographie der Pflanzen. Band 1, 2. Leipzig 1872.

Hildebrand, Friedrich, Die Verbreitungsmittel der Pflanzen. Leipzig 1873.

Huth, E., Die Klettpflanzen mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verbreitung durch Thiere. Kassel 1887.

Derselbe, Die Verbreitung der Pflanzen durch die Exkremente der Thiere. Berlin 1889.

Derselbe, Systematische Uebersicht der Pflanzen mit Schleuderfrüchten. Ebenda 1890.

Derselbe, Die Wollkletten. Ebenda 1891.

Kerner von Marilaun, Anton, Pflanzenleben. Band 1, 2. Leipzig, Wien 1890/91.

Ludwig, Friedrich, Lehrbuch der Biologie der Pflanzen. Stuttgart 1895.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Zoologie und Botanik.

(56 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 28 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

de Bary, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschnitten. 2. verbesserte Aufl. (87/88) ..... M. 1.60
Bolau, Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren Afrikanischen Kolonien. (N. F. 30) ..... „ 1.—
Boll, Ueber elektrische Fische. (210) ..... „ —.75
Braun, Ueber den Samen. Mit 4 Holzschnitten. (298) ..... „ —.60
Claus, Der Bienenstaat. (179) ..... „ —.75
Cohn, Ferd., Ueber Bakterien, die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschnitten. (165) ..... „ —.80
— Licht und Leben. 2. Aufl. (80) ..... „ —.60
Engler, Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. (346) ..... „ —.60
Franceschini, Die Biologie als selbständige Wissenschaft. (N. F. 157) „ —.80
Fritsch, Die elektrischen Fische im Dienste der Descendenzlehre. Mit 7 Holzschnitten. (430/431) ..... „ 1.60
Goebel, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen-Organe. (453) „ —.60
Göppert, Ueber die Riesen des Pflanzenreiches. (68) ..... „ —.60
Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 4. Aufl (52/53) ..... „ 1.60
— Ueber Arbeitstheilung im Natur- und Menschenleben. Mit 1 Titelkupfer und 18 Holzschnitten. 2 Abz. (78) ..... „ 1.—
— Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten (110) ..... „ 1.—
Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Mit 12 Holzschn. (247) „ 1.60
Hertwig, Der Zoologe am Meere. (371) ..... „ —.60
Joseph, Die Tropfsteingrotten in Krain und die denselben eigenthümliche Thierwelt. (228) ..... „ —.60
Kny, Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 4 Holzschn. (223/224) „ 1.60
Kraepelin, Die Brutpflege der Thiere. (N. F. 140) ..... „ —.60
Luerssen, Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschn. (197) .. „ —.75
Marshall, Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit. (N. F. 16) „ 1.—
v. Martens, Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) ..... „ 1.20
Meyer, Die Ortsbewegung der Thiere. (N. F. 95) ..... „ 1.—
v. Meyer, Die thierische Eigenwärme und ihre Erhaltung. (N. F. 133) „ —.60
Möbius, Das Thierleben am Boden d. deutschen Ost- u. Nordsee. (122) „ —.60
Müller, Aug., Ueber die erste Entstehung der organischen Wesen und deren Spaltung in Arten. 3., durch eine Beurtheilung der Lehre Darwins vermehrte Aufl. (13—13c) ..... „ 3.—
Münter, Ueber Korallenthiere. Mit 1 Tafel Lithographien. (163) „ 1.—
— Ueber Muscheln, Schnecken und verwandte Weichthiere. (260) .. „ 1.—
Nagel, Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten. (474) ..... „ 1.—
Neumann, Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt. (N. F. 169) „ —.60
Papenstecher, Ueber die Thiere der Tiefsee. (315/316) ..... „ 1.20
Pfuhl, Thierpflanzen und Pflanzenthiere. (373) ..... „ —.60
— Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' und Asche werden. (398) „ —.75
Potonié, Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen. (N. F. 11) ..... „ —.60
— Das Skelett der Pflanzen. Mit 17 Holzschnitten. (382) ..... „ 1.—
Rees, Ueber die Natur der Flechten. Mit 10 Holzschnitten. (320) „ 1.—
Schumann, Die Ameisenpflanzen. Mit einer Tafel. (N. F. 83) .. „ 1.—
Semper, Ueber die Aufgabe der modernen Thiergeographie. (322) „ —.60
Simroth, Bedeutung der Weichthiere. (N. F. 94) ..... „ —.80

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Die
Verbreitungsmittel der Pflanzen.

Von

Dr. E. Roth
in Halle a/S.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Sammlung 1896
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 243.

Miltons Jugendjahre und Jugendwerke.

Von
Dr. Immanuel Schmidt
Professor in Gr.-Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Seeligs Führer und Karten

in neuen Auflagen und vorzüglichster Ausstattung mit zahlreichen Karten und Plänen

Dresden	Mk.	1.—
Die Sächsisch-Böhmische Schweiz	„	1.—
Dresden und die Sächsische Schweiz, geb.	„	2.—
Hamburg, Altona und Umgegend. 31. Aufl., geb.	„	1.—
Hamburg and its environs 2. Edition	„	1.20
Ostholstein, Führer. 11. Auflage, geb.	„	2.—
Ost-Schleswig, Führer. 5. Aufl., geb.	„	—.80
Sylt und Föhr, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.20
Norderney, Borkum, Juist, Wangeroog, Spiekeroog, geb.	„	1.—
Helgoland, Führer. 4. Aufl.	„	1.—
Kopenhagen, Führer. 7. Aufl., geb.	„	2.—
div. Wegweiser	„	1.—
Mecklenburg, Hauptstädte, Seebäder und Sommerfrischen, geb.	„	1.50
Ratzeburg, Mölln und Umgegend, Führer. 7. Aufl.	„	—.60
Rügen, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.—
Der Harz, Führer. 4. Aufl., geb.	„	2.—

Seeligs Führer haben sich während ihres zwölfjährigen Bestehens wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit die Anerkennung aller Reisenden und Touristen erworben. Die Führer erscheinen jetzt in bedeutend verbesserter Gestalt und handlichem, dauerhaftem Einband, während der äußerst billige Preis beibehalten wird.

„Seeligs Führer haben alle das für sich, daß sie genaue Wegweiser in voller Bedeutung des Wortes sind, so daß der Reisende, was die Touren selbst, die Orte, die berührt werden, ihre Sehenswürdigkeiten, Hotels ꝛc. ꝛc. betrifft, nicht leicht in Verlegenheit kommen kann." (Hamburg. Correspondent.)

Aehnlich sprechen sich aus: Kölnische Zeitung, Kreuzzeitung, Vossische Zeitung, Nordd. Allg. Zeitung, Kieler Zeitung, Eisenbahn-Zeitung, Schlesische Zeitung, Fürs deutsche Volk u. s. w.

Miltons
Jugendjahre und Jugendwerke.

Von

Dr. Immanuel Schmidt,
Professor a. D. in Groß-Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Seeligs Führer und Karten

in neuen Auflagen und vorzüglichster Ausstattung mit zahlreichen Karten und Plänen

Dresden	Mk.	1.—
Die Sächsisch-Böhmische Schweiz	„	1.—
Dresden und die Sächsische Schweiz, geb.	„	2.—
Hamburg, Altona und Umgegend. 31. Aufl., geb.	„	1.—
Hamburg and its environs 2. Edition	„	1.20
Ostholstein, Führer. 11. Auflage, geb.	„	2.—
Ost-Schleswig, Führer. 5. Aufl., geb.	„	—.80
Sylt und Föhr, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.20
Norderney, Borkum, Juist, Wangeroog, Spiekeroog, geb.	„	1.—
Helgoland, Führer. 4. Aufl.	„	1.—
Kopenhagen, Führer. 7. Aufl., geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
Mecklenburg, Hauptstädte, Seebäder und Sommerfrischen, geb.	„	1.50
Ratzeburg, Mölln und Umgegend, Führer. 7. Aufl.	„	—.60
Rügen, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.—
Der Harz, Führer. 4. Aufl., geb.	„	2.—

Seeligs Führer haben sich während ihres zwölfjährigen Bestehens wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit die Anerkennung aller Reisenden und Touristen erworben. Die Führer erscheinen jetzt in bedeutend verbesserter Gestalt und handlichem, dauerhaftem Einband, während der äußerst billige Preis beibehalten wird.

„Seeligs Führer haben alle das für sich, daß sie genaue Wegweiser in voller Bedeutung des Wortes sind, so daß der Reisende, was die Touren selbst, die Orte, die berührt werden, ihre Sehenswürdigkeiten, Hotels ꝛc. ꝛc. betrifft, nicht leicht in Verlegenheit kommen kann." (Hamburg. Correspondent.)

Aehnlich sprechen sich aus: Kölnische Zeitung, Kreuzzeitung, Vossische Zeitung, Nordd. Allg. Zeitung, Kieler Zeitung, Eisenbahn-Zeitung, Schlesische Zeitung, Fürs deutsche Volk u. s. w.

Miltons
Jugendjahre und Jugendwerke.

Von

Dr. Immanuel Schmidt,
Professor a. D. in Groß-Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

ſatten Ton die Vögel auf ſich aufmerkſam zu machen, während die orangenfarbige Frucht zum Anbeißen lockt und eine Verſchleppung der Samen auf dieſem Wege ebenfalls begünſtigt. So finden wir in der Flora geflügelte Steinfrüchte, wodurch ſich die doppelte Beſtimmung bereits zeigt, und was dergleichen Sachen mehr ſind.

Höchſt intereſſant iſt es ferner, die Verſchiedenheit der Verbreitungsausrüſtungen innerhalb derſelben Familie oder derſelben Gattung wahrzunehmen, und zu konſtatiren, daß oft innerhalb enger Verwandtſchaftskreiſe die größte Mannigfaltigkeit in dieſer Richtung auftritt. Das Fehlen von beſonderen Anpaſſungserſcheinungen an die Verbreitung oder eine ſtarke Ausbildung dieſer Eigenſchaft hat mit der ſyſtematiſchen Zuſammengehörigkeit gar nichts zu thun und ſpielt ſich völlig unabhängig davon ab.

Nur in ſeltenen Fällen beſchränken ſich gewiſſe Ausrüſtungen auf einzelne Familien, meiſtens ſind ſie durchaus nicht an beſtimmte Gruppen gebunden, ſondern treten an Gewächſen auf, welche keine Spur von irgend einer Verwandtſchaft und in irgend einer Richtung aufweiſen.

Hildebrand hat uns verſchiedene Liſten zuſammengeſtellt, deren eine eine Anzahl von Familien enthält, welche verſchiedene Verbreitungsausrüſtungen erkennen laſſen, während eine zweite die weniger zahlreichen Fälle zuſammenfaßt, wo die Arten einer und derſelben Gattung verſchiedene Erſcheinungen tragen. In der erſten Reihe ſchießen die Kompoſiten den Vogel ab, indem ſich 18 verſchiedene Verbreitungsausrüſtungen bei ihnen aufzählen laſſen; in der zweiten Tabelle zeichnet ſich das Rapünzchen aus, von dem berichtet wird: Zwei Fruchtfächer blaſig, oder Kelchrand fallſchirmbildend, oder Kelchrand blaſenbildend, oder Kelchzipfel haarig.

Zum Schluß wollen wir noch darauf hindeuten, daß durch dieſe Mannigfaltigkeit der Verbreitung nicht nur ein Vorwärtsgehen

der Pflanzen ermöglicht wird, sondern noch einem anderen wichtigen Zwecke Rechnung getragen wird, nämlich der Kreuzung. Es ist nämlich festgestellt worden, daß jede dauernde Inzucht für die betreffenden Arten von unberechenbarem Nachtheile ist, mag man es nun mit Pflanze, Thier oder Mensch zu thun haben; nur durch die Kreuzung verschiedener Individuen ist im Pflanzenreich eine dauernde Erhaltung der Spezies zu gewährleisten, wie bei den Thierklassen die Erneurung des Blutes durch andere Männchen nothwendig ist.

Die umseitig verzeichnete Litteratur soll den Leser in den Stand setzen, sich über die in Frage kommenden Erscheinungen gegebenen Falles näher zu unterrichten; die durchaus nicht erschöpfende Uebersicht wird aber Gelegenheit genug darbieten, einschlägige Arbeiten kennen zu lernen.

Anmerkungen.

[1] Vergl. z. B. für Berlin: R. Büttner in Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg. Jahrgang 25. 1893.

[2] Ueber die Pflanzen, welche den atlantischen Ozean auf der Westküste Europas begleiten. Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg. Jahrgang 25. 1893.

Litteratur.

Aschersон, Paul, Von der Verbreitung der Pflanzen. S.-A. aus Leunis' Synopsis der Pflanzen. 3. Aufl. Theil 2.

Dingler, Hermann, Die Bewegung der pflanzlichen Flugorgane. Ein Beitrag zur Physiologie der passiven Bewegungen im Pflanzenreich. München 1889.

Grisebach, A., Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Ein Abriß der vergleichenden Geographie der Pflanzen. Band 1, 2. Leipzig 1872.

Hildebrand, Friedrich, Die Verbreitungsmittel der Pflanzen. Leipzig 1873.

Huth, E., Die Klettpflanzen mit beſonderer Berückſichtigung ihrer Verbreitung durch Thiere. Kaſſel 1887.

Derſelbe, Die Verbreitung der Pflanzen durch die Exkremente der Thiere. Berlin 1889.

Derſelbe, Syſtematiſche Ueberſicht der Pflanzen mit Schleuderfrüchten. Ebenda 1890.

Derſelbe, Die Wollkletten. Ebenda 1891.

Kerner von Marilaun, Anton, Pflanzenleben. Band 1, 2. Leipzig, Wien 1890/91.

Ludwig, Friedrich, Lehrbuch der Biologie der Pflanzen. Stuttgart 1895.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Zoologie und Botanik.

(56 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 28 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

de Bary, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschnitten. 2. verbesserte Aufl. (87/88) ..... M. 1.60
Bolau, Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren Afrikanischen Kolonien. (N. F. 30) ..... „ 1.—
Boll, Ueber elektrische Fische. (210) ..... „ —.75
Braun, Ueber den Samen. Mit 4 Holzschnitten. (298) ..... „ —.60
Claus, Der Bienenstaat. (179) ..... „ —.75
Cohn, Ferd., Ueber Bakterien, die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschnitten. (165) ..... „ —.80
— Licht und Leben. 2. Aufl. (80) ..... „ —.60
Engler, Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. (346) ..... „ —.60
Franceschini, Die Biologie als selbständige Wissenschaft. (N. F. 157) „ —.80
Fritsch, Die elektrischen Fische im Dienste der Descendenzlehre. Mit 7 Holzschnitten. (430/431) ..... „ 1.60
Goebel, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen-Organe. (453) „ —.60
Göppert, Ueber die Riesen des Pflanzenreiches. (68) ..... „ —.60
Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 4. Aufl. (52/53) ..... „ 1.60
— Ueber Arbeitstheilung im Natur- und Menschenleben. Mit 1 Titelkupfer und 18 Holzschnitten. 2 Abz. (78) ..... „ 1.—
— Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten (110) ..... „ 1.—
Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Mit 12 Holzschn. (247) „ 1.60
Hertwig, Der Zoologe am Meere. (371) ..... „ —.60
Joseph, Die Tropfsteingrotten in Krain und die denselben eigenthümliche Thierwelt. (228) ..... „ —.60
Kny, Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 4 Holzschn. (223/224) „ 1.60
Kraepelin, Die Brutpflege der Thiere. (N. F. 140) ..... „ —.60
Luerssen, Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschn. (197) .. „ —.75
Marshall, Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit. (N. F. 16) „ 1.—
v. Martens, Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) ..... „ 1.20
Meyer, Die Ortsbewegung der Thiere. (N. F. 95) ..... „ 1.—
v. Meyer, Die thierische Eigenwärme und ihre Erhaltung. (N. F. 133) „ —.60
Möbius, Das Thierleben am Boden d. deutschen Ost- u. Nordsee. (122) „ —.60
Müller, Aug., Ueber die erste Entstehung der organischen Wesen und deren Spaltung in Arten. 3., durch eine Beurtheilung der Lehre Darwins vermehrte Aufl. (13—13c) ..... „ 3.—
Münter, Ueber Korallenthiere. Mit 1 Tafel Lithographien. (163) „ 1.—
— Ueber Muscheln, Schnecken und verwandte Weichthiere. (260) .. „ 1.—
Nagel, Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten. (474) ..... „ 1.—
Neumann, Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt. (N. F. 169) „ —.60
Papenstecher, Ueber die Thiere der Tiefsee. (315/316) ..... „ 1.20
Pfuhl, Thierpflanzen und Pflanzenthiere. (373) ..... „ —.60
— Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' und Asche werden. (398) „ —.75
Potonié, Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen. (N. F. 11) ..... „ —.60
— Das Skelett der Pflanzen. Mit 17 Holzschnitten. (382) ..... „ 1.—
Rees, Ueber die Natur der Flechten. Mit 10 Holzschnitten. (320) „ 1.—
Schumann, Die Ameisenpflanzen. Mit einer Tafel. (N. F. 83) .. „ 1.—
Semper, Ueber die Aufgabe der modernen Thiergeographie. (322) „ —.60
Simroth, Bedeutung der Weichthiere. (N. F. 94) ..... „ —.80

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Die
Verbreitungsmittel der Pflanzen.

Von

Dr. E. Roth
in Halle a/S.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 243.

Miltons Jugendjahre und Jugendwerke.

Von
Dr. Immanuel Schmidt
Professor in Gr.-Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Seeligs Führer und Karten

in neuen Auflagen und vorzüglichster Ausstattung mit zahlreichen Karten und Plänen

Dresden	Mk.	1.—
Die Sächsisch-Böhmische Schweiz	„	1.—
Dresden und die Sächsische Schweiz, geb.	„	2.—
Hamburg, Altona und Umgegend. 31. Aufl., geb.	„	1.—
Hamburg and its environs 2. Edition	„	1.20
Ostholstein, Führer. 11. Auflage, geb.	„	2.—
Ost-Schleswig, Führer. 5. Aufl., geb.	„	—.80
Sylt und Föhr, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.20
Norderney, Borkum, Juist, Wangeroog, Spiekeroog, geb.	„	1.—
Helgoland, Führer. 4. Aufl.	„	1.—
Kopenhagen, Führer. 7. Aufl., geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
Mecklenburg, Hauptstädte, Seebäder und Sommerfrischen, geb.	„	1.50
Ratzeburg, Mölln und Umgegend, Führer. 7. Aufl.	„	—.60
Rügen, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.—
Der Harz, Führer. 4. Aufl., geb.	„	2.—

Seeligs Führer haben sich während ihres zwölfjährigen Bestehens wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit die Anerkennung aller Reisenden und Touristen erworben. Die Führer erscheinen jetzt in bedeutend verbesserter Gestalt und handlichem, dauerhaftem Einband, während der äußerst billige Preis beibehalten wird.

„Seeligs Führer haben alle das für sich, daß sie genaue Wegweiser in voller Bedeutung des Wortes sind, so daß der Reisende, was die Touren selbst, die Orte, die berührt werden, ihre Sehenswürdigkeiten, Hotels ꝛc. ꝛc. betrifft, nicht leicht in Verlegenheit kommen kann." (Hamburg. Correspondent.)

Aehnlich sprechen sich aus: Kölnische Zeitung, Kreuzzeitung, Vossische Zeitung, Nordd. Allg. Zeitung, Kieler Zeitung, Eisenbahn-Zeitung, Schlesische Zeitung, Fürs deutsche Volk u. s. w.

Miltons
Jugendjahre und Jugendwerke.

Von

Dr. Immanuel Schmidt,
Professor a. D. in Groß-Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

XIII . 175 c

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Unter die zur Führerschaft berufenen Geister, welche den Hauptbestrebungen ihrer Mitwelt in poetischen Werken Ausdruck verliehen, zugleich aber neue Bahnen eröffnet haben, zählt England dem großen Dramatiker zunächst den Dichter des Verlorenen Paradieses. Vor allen Söhnen des Landes verdient er den Namen eines Geisteshelden; denn in dem Riesenkampfe des siebzehnten Jahrhunderts, dem die Segnungen der Freiheit zu verdanken sind, hat er, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, in den Reihen der Streiter gestanden. Und als das Palladium verloren war, hat er der großen Zeit ein Denkmal für alle Zeiten gesetzt. Zwar ist er weder bei Lebzeiten recht volksthümlich gewesen, noch werden seine Werke jetzt so viel gelesen, wie die minder bedeutender Dichter; aber Neid und Mißgunst haben nie gewagt, die Reinheit seines Namens anzutasten. Seine Persönlichkeit verdient es, daß man sich mit ihr bekannt mache. Er war nicht nur ein Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, unentwegt, was immer auf ihn einstürmen mochte, sondern auch einer der edelsten Menschen, die je durch Schriften auf weitere Kreise gewirkt haben. Sein Leben ist erhebend, weil er nie an sich gedacht, vielmehr alle seine Kräfte stets der Sache seines Volkes in den Dienst gegeben hat. Auch uns muß es weihevoll stimmen in einer Zeit, in der um die höchsten geistigen Güter immer aufs neue gerungen wird. Die Grundzüge seines sittlichen Wesens, Selbständigkeit des Urtheils und

Treue der Ueberzeugung, treten schon früh bei ihm hervor und lassen ahnen, was von dem Manne vollbracht werden sollte. Deshalb besonders haben seine Jugendjahre Interesse für uns. Und wenn auch seine ersten poetischen Werke hinter dem Verlorenen Paradiese bedeutend zurücktreten, so enthalten sie doch schon den Grundton der Anschauungen, die in dem Leben des Dichters, wie in seinen Hauptwerken verkörpert sind.

Die großen Abschnitte im Leben eines Volkes, in denen gemeinsame Gedanken zum sittlichen Pathos werden und alle wie mit vulkanischer Gewalt über sich erheben, werden durch Perioden der Vermittelung voneinander geschieden; jenen gehört das Geschlecht der „hellgeborenen heiteren Joviskinder" an, diesen ein gewöhnlicher Menschenschlag von geringerer geistiger Tragweite und ohne eigenthümliches Schöpfungsvermögen. Eine solche Zeit des Ueberganges, theils der Erschlaffung, theils der zu frischem Beginn sich sammelnden Kräfte, ist die, welche zwischen Shakespeare und Milton liegt. Die Dichter arbeiten in kleinem Maßstabe, oft recht gefällig, oder sie geben auch einem falschen Modegeschmack nach; Milton ist seit dem Elisabethschen Zeitalter der Erste, der wieder mit der Poesie Ernst macht und in seinen Werken, wie in seinem Leben, die Würde eines Propheten des alten Bundes mit der Ruhe eines Griechen der besten Zeit vereint, der Erste, der wieder das ganze Denken, Empfinden und Wollen seines Volkes in sich zusammenfaßt. Shakespeare, wie Ben Jonson so schön gesagt hat, gehörte nicht einem Zeitalter an, sondern war für alle Zeiten; Milton ist wirklich ein Sohn seines Jahrhunderts und repräsentirt dabei zugleich den Einfluß, den England über Europa gewinnt. Mit ihm beginnt recht eigentlich das moderne England, und darum ist es von besonderer Bedeutung, daß wir seine Lebensverhältnisse genauer kennen, als die der meisten früheren Dichter; seine Biographie fällt zusammen mit der Geschichte seiner Zeit.

John Milton wurde 1608, in demſelben Jahre geboren, wie der Geſchichtſchreiber der Revolution, Edward Hyde, bekannter unter ſeinem ſpäteren Titel Lord Clarendon, und er hat mit dieſem auch das Todesjahr 1674 gemein, ſo daß alſo die beiden größten Schriftſteller der entgegengeſetzten Parteien ganz gleichzeitig ſind. Miltons Geburtstag, der 9. Dezember, iſt zugleich der des Königs Guſtav Adolf, dem er als Vorkämpfer der proteſtantiſchen Freiheit gleicht. Das Geſchlecht ſtammte aus der Grafſchaft Oxford, und der auch in der Schreibart Mylton vorkommende Name war urſprünglich derſelbe, als der des Dramatikers Middleton, entſprechend unſerem Mittelſtädt. Der Großvater des Dichters war ein Freiſaſſe (yeoman) und hing der katholiſchen Kirche an. Deſſen Sohn trat zum Proteſtantismus über und bekannte ſich zur puritaniſchen Partei; ob es mehr als Sage iſt, daß er durch ſeinen Religionswechſel mit den Eltern zerfallen ſei, läßt ſich kaum entſcheiden. Er wurde Notar (scrivener) und brachte es durch ſeinen Fleiß im Geſchäftsleben zu bedeutendem Wohlſtand. Von ſeinen beiden Häuſern in Bread Street, einer nach der Seite der Themſe zu gelegenen Nebenſtraße von Cheapſide, der Verbindung der Paulskirche mit der Bank, hatte das Geſchäftshaus, in welchem ſein berühmter Sohn geboren wurde, ein Schild, worauf ein Adler mit ausgeſpannten Schwingen dargeſtellt war — in jener Zeit wurden ſowohl in England, als bei uns die Häuſer noch nicht mechaniſch numerirt —, und es führte davon ſeinen Namen Spread Eagle. Wahrſcheinlich war das Emblem des Hauſes, das 1666 im großen Brande der City zerſtört wurde, das alte Familienwappen. Das Siegel des Dichters zeigte ſpäter jenes ſchöne Sinnbild ſeiner Phantaſie, die ſtets in kühnem Fluge dem Urquell des ewigen Lichtes zuſtrebte.

Daß ſich in Bread Street ein damals ſehr berühmtes Weinlokal, die Seejungfer (Mermaid Tavern) befand, in welchem

Shakeſpeare, Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher, ſowie andere litterariſche Größen jener Zeit, zuſammenzukommen pflegten, iſt nur von zufälligem Intereſſe. Ueberhaupt hat der Ort, wo Milton das Licht der Welt erblickte, mit den äußeren Umgebungen ſeiner Kindheit nur eine untergeordnete Bedeutung, da in ſeinem ganzen Weſen Sinnigkeit der Empfindung weit kräftiger hervortritt, als Empfänglichkeit für äußere Einflüſſe. Um zu erfahren, durch welche Eindrücke ſeine Entwickelung in früheſter Jugend vorzugsweiſe beſtimmt worden iſt, müſſen wir einen Blick in das Innere ſeines elterlichen Hauſes werfen.

Es war in ſpäteren Jahren ein Stolz des Dichters, daß er einem Manne von der größten Rechtſchaffenheit entſproſſen ſei. Auch hatte er eine vortreffliche Mutter, die wegen ihrer Wohlthätigkeit in der ganzen Nachbarſchaft verehrt wurde. Nachdem drei ſeiner Geſchwiſter frühzeitig verſtorben waren, ſtand er in der Mitte zwiſchen einer ein paar Jahre älteren Schweſter und einem ſieben Jahre jüngeren Bruder Chriſtopher. Milton gehörte einem Hauſe des begüterten Mittelſtandes an, in dem gute bürgerliche Sitte, ſtrenge Zucht und ernſte Frömmigkeit herrſchten. Aber ſein Vater war ebenſowenig ein Zelot, was ja leider die meiſten anderen Puritaner nicht vermieden, als er in bloßem Geſchäftsbetrieb aufging. Wenn er auch wohl nur unglückliche dichteriſche Verſuche machte, ſo erwarb er ſich dagegen als Muſiker bedeutenden Ruf, indem er allerlei Kompoſitionen veröffentlichte. Es wird uns überliefert, daß Milton von ſeinem Vater Muſikunterricht erhalten habe und zum tüchtigen Orgelſpieler ausgebildet worden ſei. Wir können uns leicht die Scenen ausmalen, wie er deſſen Melodien nachſpielte, in den Geſang ſeiner Eltern einſtimmte, oder den bedeutenden Tonkünſtlern lauſchte, die im Hauſe verkehrten. Die frühe und gründliche Beſchäftigung mit der Muſik, namentlich mit einfacher Kirchenmuſik, hat auf ſeine poetiſche Richtung nachhaltigen

Einfluß geübt; der Vater hatte ihm einen Hauch seiner Seele als Erbtheil mitgegeben.

Etwas sehr Ernstes und Sinniges liegt in den Zügen des zehnjährigen Knaben in einem wahrscheinlich von Cornelius Janſen gemalten Porträt. Jedenfalls war er ungemein früh gereift, wie wir gerade im 17. Jahrhundert — ich erinnere an Hugo Grotius — manche Fälle finden, daß Diejenigen, welche ſich ſpäter auszeichnen ſollten, als Kinder ihren Jahren weit vorauseilten. Einer von Miltons alten Biographen behauptet, er ſei ſchon im Alter von zehn Jahren ein Dichter geweſen; glücklicherweiſe ſind uns die erſten Kinderſchuhe ſeines poetiſchen Genius verloren gegangen. Obgleich ſich das frühe Hervortreten eines dichteriſchen Triebes wohl kaum als das für Milton am meiſten Charakteriſtiſche bezeichnen läßt, ſo geht doch aus ſeinen eigenen Aeußerungen wenigſtens ſicher hervor, daß ſein Geiſt ſchon in der Jugend unverhältnißmäßig ernſt war. Die Verſe aus dem Wiedergewonnenen Paradieſe (I, 201 ff.), welche unter den erſten Kupferſtich des eben erwähnten Bildes geſetzt ſind, ſcheinen, obgleich vom Erlöſer geſungen, einen Anklang an den Dichter ſelbſt zu enthalten:

Als ich noch Kind war, fand am Kinderſpiel
Ich kein Gefallen; ernſt mit ganzer Seele
Strebt' ich zu lernen, um zu handeln einſt
Fürs öffentliche Wohl. Ich glaubte mich
Für dieſen Zweck geboren, nur geboren
Zum Dienſt der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Die Hauptſtelle, in der Milton von ſeiner erſten Bildung ſpricht, lautet folgendermaßen: „Schon als kleinen Knaben beſtimmte mich mein Vater für das Studium der litterae humaniores, welches ich mit ſolchem Eifer betrieb, daß ich ſeit meinem zwölften Jahre faſt nie vor Mitternacht zu Bett ging. Dies war in der That die erſte Urſache der Schwächung meiner

Sehkraft, indem zu natürlicher Augenschwäche häufige Kopfschmerzen hinzutraten. Da dies aber meinen Ungestüm zu lernen, nicht hemmte, so ließ mein Vater mich täglich sowohl in der Schule als zu Hause von verschiedenen Privatlehrern unterrichten, und, nachdem ich verschiedene Sprachen erlernt und der Philosophie ziemlichen Geschmack abgewonnen hatte, sandte er mich nach Cambridge, einer unserer beiden Landesuniversitäten."

Miltons Vorbildung für das Gymnasium war von seinem Vater einem puritanischen Prediger Thomas Young aus Schottland übertragen worden, dem der Dichter später wegen der ihm erwiesenen Wohlthaten unsäglichen Dank schuldig zu sein bekennt, indem er Gott zum Zeugen anruft, daß er ihn wie einen Vater verehre. Ehe Young nach Hamburg übersiedelte, war der Knabe 1620 in die St. Pauls-Domschule aufgenommen, theils wohl, weil sie dem Hause seines Vaters am nächsten lag, theils, weil dort viel geleistet wurde; denn der Notar theilte keineswegs die bei vielen Puritanern eingewurzelte Abneigung gegen die klassischen Studien. Dies Gymnasium war zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem Humanisten John Colet, der in naher Beziehung zu Erasmus stand, gegründet worden und sollte ursprünglich 153 Schüler aufnehmen, nach der Zahl der Fische, welche Petrus aus dem Meere zog, als Christus nach seinem Tode den Jüngern erschien. (Ev. Johannis 21, 11.) Die Schüler wurden Tauben der Paulskirche genannt mit Anspielung auf die um den Thurm der Kathedrale flatternden Tauben. Der erste Direktor war der in England durch eine lateinische Grammatik, die noch in diesem Jahrhundert gebraucht ist, wohlbekannte William Lily gewesen; als Milton die Schule besuchte, stand sie unter der Leitung eines Oxforders Alexander Gill, eines bedächtigen alten Herrn, der aber in hergebrachter Weise mit dem Röhrchen stramme Disziplin übte. Er schrieb, nachdem ihm allerdings schon Andere auf diesem

Gebiet vorangegangen waren, in lateinischer Sprache eine auch den Versbau behandelnde englische Grammatik Logonomia Anglica (1619) und forderte darin Bewahrung des sächsischen Bestandes seiner Muttersprache und Reinhaltung derselben von Latinismen. Diesem Direktor zur Seite stand als zweiter Lehrer sein Sohn, ein zwar sehr begabter, aber ziemlich unzuverlässiger junger Mann, mit dem wir Milton später in lateinischer, zum Theil metrischer Korrespondenz finden.

Unser junger Dichter erwarb sich auf der Schule eine ziemlich umfassende Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, welche letztere Sprache er schon vor Ablauf seines siebzehnten Lebensjahres in Prosa und Versen mit außerordentlicher Gewandtheit zu handhaben wußte. Er hatte außerdem an der Philosophie Geschmack gewonnen, das Hebräische studirt, Französisch und Italienisch gelernt und war in englischen Dichtern belesen, besonders in Shakespeare, Spenser und dem barocken Joshua Sylvester (1563—1618), dem Uebersetzer der Semaine von Guillaume Salluste du Bartas († 1590). Bekanntschaft mit dessen eigenthümlicher Sprache bekunden die gereimten Paraphrasen zweier Psalmen, die er im Alter von 15 Jahren anfertigte.

Auf den poetischen Stil Spensers, sowie des diesem keineswegs ebenbürtigen Sylvester können wir die Verse Goethes in dem Gedicht „Amor als Landschaftsmaler" anwenden:

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel.

Es ist charakteristisch für Milton, daß er sich den Blüthenschmelz der Diktion aneignete, welcher den Stil der Spenserschen, oder, wie man sie auch genannt hat, der arkadischen Schule kennzeichnet, sowie, daß er andererseits die Verse der römischen

Elegiker in ziemlich freien Nachahmungen wiederzugeben verstand. Denn bei aller hochpoetischen Begabung steckte in ihm zugleich eine philologische Natur.

Mit der geschilderten Ausrüstung bezog Milton die Universität Cambridge zu Ostern 1625, als er in sein siebzehntes Lebensjahr eingetreten war, und wurde wenige Tage nach der Thronbesteigung Karls I. immatrikulirt. Die englischen Universitäten bestehen bekanntlich seit alter Zeit aus einer Anzahl einzelner colleges, d. h. aus lauter Konvikten der Studenten mit ihren Lehrern und Vorgesetzten. Milton wurde als gewöhnlicher Student (lesser pensioner), d. h. weder als Stipendiat (sizar), noch als aristokratisch privilegirter fellow commoner (greater pensioner) in Christ's College aufgenommen. Das Zimmer, welches er bewohnte, hat für die Engländer ein besonderes Interesse durch das Geständniß des Dichters Wordsworth gewonnen, daß er dort als Student in einer lustigen Gesellschaft zum ersten und letzten Male in seinem Leben zu viel Wein getrunken habe. Der Tutor oder akademische Spezial-lehrer, dessen Obhut Milton übergeben wurde, war William Chappell, der als hochkirchlich Gesinnter und als treuer Anhänger Lauds später Provost oder oberster Leiter des Trinity College in Dublin und zuletzt Bischof von Cork und Roß wurde.

Dem Christ's College, das mit Stolz zu seinen früheren Mitgliedern den Dichter Philip Sidney und den Märtyrer der Reformation Hugh Latimer zählte, gehörte, als Milton schon ein älterer Student war, John Cleveland an, der später theils durch erotische Verse, theils durch seine von royalistischem Geist eingegebenen Satiren einen Namen gewann. Unter den mit Milton etwa gleichaltrigen Studenten anderer Colleges zeichneten sich in der Folge besonders aus der witzige Kirchenhistoriker Thomas Fuller, der, in demselben Jahre mit unserem Dichter geboren, schon früher nach Cambridge ge-

kommen war, und der drei Jahre ältere, in späterer Zeit als Lyriker hervorgetretene Edmund Waller. George Herbert war damals als Dichter noch nicht bekannt, repräsentirte aber die Universität glänzend in seiner Stellung als öffentlicher Redner.

Milton machte nun den herkömmlichen, nach scholastischem Muster zugeschnittenen Universitätskursus durch, wurde in die aristotelische Philosophie eingeführt und erweiterte noch den schon ausgedehnten Kreis seiner philologischen Kenntnisse; aber er blieb nie pedantisch bei der Form stehen, so vollkommen er sich diese auch aneignete, sondern drang wirklich in den Geist der Dichter, Redner, Geschichtsschreiber und Philosophen des Alterthums ein, indem er besonders den Schriften Platos ein genaues Studium widmete. Dabei strebte er, das Ideal, welches die Griechen als Einheit des Guten und Schönen bezeichnet haben, in sich zu verkörpern, und trieb deshalb auch Leibesübungen und ritterliche Künste regelmäßig. Dies setzte er auch in späteren Jahren fort, und es gelang ihm dadurch, seinen Körper zu stählen, „damit er dem Geiste ein williges und tüchtiges Werkzeug in dem Kampfe für die Religion und Freiheit des Vaterlandes würde".

In seiner Tracht war er sauber und elegant, ein vollkommener Gentleman, dazu außerdem von seltener Schönheit, so daß seine Kommilitonen ihn, weil er zugleich sehr jugendlich aussah, vielleicht auch wohl, weil er sich gegen die gewöhnlichen studentischen Vergnügungen spröde abweisend verhielt, das Fräulein (the lady) von Christ's College zu nennen pflegten. Wir können uns selbst von der Regelmäßigkeit seiner edlen Gesichtszüge durch ein in Kupferstichen vervielfältigtes Bild überzeugen, das ihn im Alter von 21 Jahren darstellt.

Die jüngeren Studenten standen damals, wie die Schüler der oberen englischen Gymnasialklassen noch bis in unsere Zeit

hinein, unter der Disziplin des Stockes. Milton soll nun auch eine körperliche Züchtigung erfahren haben; doch läßt sich dieser Bericht ziemlich bestimmt als unwahr nachweisen. Hingegen hat es wohl seine Richtigkeit mit der Angabe, die hinzugefügt wird, er sei mit dem consilium abeundi bestraft worden, welches der Engländer als rustication, als unfreiwilligen Genuß des Landlebens, bezeichnet. Wir können mit ziemlicher Sicherheit annehmen, er habe Cambridge infolge seiner Unbotmäßigkeit und eines Zerwürfnisses mit seinem Tutor, dessen hochkirchliche Richtung ihm in tiefster Seele zuwider sein mußte, auf kurze Zeit verlassen, habe dann aber wieder zurückkehren dürfen, ohne daß der verlorene Theil des Kursus von seinem Quadriennium in Abrechnung gebracht sei. Es kann als eine Art Ehrenerklärung für Milton gelten, daß er später einem anderen Tutor in die Hände gegeben wurde, was sonst so leicht nicht vorkam. Andererseits läßt sich die nicht fortzuleugnende Bezugnahme auf eine erzwungene Unterbrechung des Studiums in einem seiner Briefe bei der obigen Annahme in Einklang setzen mit seiner späteren Entgegnung auf hämische Angriffe: „In Cambridge widmete ich mich, frei von allem Tadel, sieben Jahre lang der Litteratur und den Wissenschaften, die man dort gewöhnlich lehrt, und erwarb mir den Beifall aller Guten, bis ich den Grad eines Magister artium erhielt.“ Diese Würde ertheilte man ihm 1632.

Obgleich hiernach die früheren Mißklänge längst verhallt waren, als Milton aus den Cambridger Kreisen schied, so bewahrte er doch seiner Universität keine so freundliche und dankbare Erinnerung, wie man wohl erwarten sollte. Ohne für die Freuden edler Geselligkeit unempfänglich zu sein, fühlte er sich doch bei seinem hohen Idealismus von dem flachen Treiben der meisten seiner Kommilitonen abgestoßen, und die Schärfe und Selbständigkeit seines Urtheils bekundete sich darin, daß er schon

als Student die Oberflächlichkeit der gewöhnlich erworbenen Bildung bemerkte und die Befürchtung aussprach, die Geistlichkeit könne in die Unwissenheit früherer Jahrhunderte zurücksinken. Später übte er eine noch viel schneidendere Kritik, sah in dem Hangen an bloßen Formen und am äußeren Schema eine Dressur ohne wirkliche Zucht des Geistes, die nur Bedientenseelen für das Prälatenthum liefere, oder höchstens befähige, dessen Sache mit Advokatenkniffen zu vertheidigen.

Wir haben aus Miltons Universitätsjahren eine Reihe rhetorischer Uebungen in lateinischer Sprache, theils über philosophische Thesen, theils über Themata ganz müßiger Art, wie z. B. Vergleich der Vorzüge des Tages und der Nacht. Sie zeigen die Fertigkeit des jungen Mannes im lateinischen Ausdruck und Periodenbau, hin und wieder kommen auch recht glückliche Gedanken vor. Ein größeres Interesse beanspruchen schon die lateinischen Gedichte, von denen sich einige jenen Deklamationen anschließen, während andere, besonders die in elegischem Versmaß abgefaßten, selbständige Schilderungen enthalten, in denen die Phantasie durch Nachahmung und Reminiscenzen hindurchbricht. Wirklich ansprechend sind aber nur die englischen Gedichte; denn die fremde Mundart ist und bleibt ein Kunstprodukt, nur in der Muttersprache offenbart sich der poetische Genius.

Als junger Student verfaßte Milton einige Strophen auf den Tod einer kleinen Nichte, aus deren Anfang sich ergiebt, wie sehr er sich den Stil der Spenserschen Schule angeeignet hatte:

O schönster Kelch, der, kaum erblüht, erblaßte,
Du seid'ne Primel welktest vor der Zeit,
Ein Schmuck des Sommers, wenn dich nicht erfaßte
Des Winters Macht, der rauh um Blüthen freit.
Der Wangen zarte Röth' und Lieblichkeit
Bezaubert' ihn, zu rauben einen Kuß;
Du starbst, und er beweint todbringenden Genuß.

Ein etwas ſpäteres Gelegenheitsgedicht mag zeigen, daß, obgleich man Milton die Gabe des Humors gänzlich hat abſprechen wollen, ihm doch wenigſtens flüchtige Anwandlungen einer gemüthlichen, humoriſtiſchen Stimmung nicht fremd waren; freilich treten ſie nicht oft hervor, gerade wie Schiller ungeachtet ſeines ſcharfen Witzes und ſeines Talentes für komiſche Darſtellung ſich nur ſelten in das Gebiet des eigentlichen Humors begeben hat. Noch zu Shakeſpeares Zeiten hatte ein Fuhrmann Thomas Hobſon den erſten Perſonenwagen in England eingerichtet; er fuhr regelmäßig jede Woche von Cambridge nach London, wo er im Gaſthof zum Stier (the Bull) in Biſhopgate Street ausſpannte, und von da wieder zurück. Während des Winters von 1630—31 ſtarb der alte Mann, und es läßt ſich vermuthen, daß ſein Tod durch den für ihn unerträglichen Mangel an Beſchäftigung beſchleunigt war, da die Perſonenfahrten infolge des Ausbruchs der Peſt in der Hauptſtadt hatten aufhören müſſen. Milton verfaßte auf ſeinen Tod zwei Gedichte, von denen das eine lautet:

Hier liegt der alte Hobſon; ihm zerbrach
Der Tod ein Rad, daß er im Drecke lag.
Faſt ſetz' ich leere Karte gegen Trumpf,
Bei ſchlechten Wegen kippt' er um im Sumpf.
's war ſolch ein Schlaukopf, wenn man's ſagen darf,
Der Tod war froh, als er ihn niederwarf.
Zehn Jahr' lang ſchlug er manches Wippchen ſchier
Ihm jederzeit von Cambridge bis zum Stier,
Und hat ſich vor dem Tode kühn bewahrt,
So lang' er's forttrieb mit der Wochenfahrt.
Vor kurzem blieb er lange Zeit zu Haus;
Da glaubt der Tod, mit Reiſen ſei's nun aus,
Er ſei gelangt zur letzten Station;
Als Hausknecht nahet er ihm freundlich ſchon,
Zeigt ihm das Schlafgemach, thut ſeine Pflicht,
Zieht ihm die Stiefel ab, bläſt aus das Licht.
Wenn Einer nach ihm fragt, ſo ſage du:
„Hobſon aß Abendbrot und ging zur Ruh'."

Seiner Bewunderung Shakespeares gab der junge Dichter etwa um dieselbe Zeit Ausdruck in der Grabschrift:

Bedarf mein Shakespear[1] für sein stolz Gebein,
Daß Menschenalter schichten Stein auf Stein
Zur Pyramide, die sich sternhoch hebt,
Indem sie seinen heil'gen Staub begräbt?
Des Ruhmes theurer, großer Erb' und Sohn,
Verlangt dein Name nur so schwachen Lohn?
Da alle Welt bewundernd auf dich schaut,
Hast du ein ew'ges Denkmal dir erbaut.
Beschämend einer matten Kunst Beginn,
Fließt leicht dein Vers, und jedes Menschen Sinn,
In Ahnung staunend, liest aus deinem Buch
Tiefsinn'gen delphischen Orakelspruch;
Die Phantasie entrückend allen Schranken,
Erstarrst du uns zu Marmor durch Gedanken.
So groß ist deines Grabmals Pracht; gern stirbt
Ein König, wenn er solche Gruft erwirbt.

Von besonderer Bedeutung für Miltons Entwickelungsgang als Dichter sind drei religiöse Hymnen, welche in Zusammenhang miteinander stehen und uns schon ahnen lassen, daß seine Muse dereinst vor allem der Verherrlichung des christlichen Glaubens gewidmet sein sollte. Bei weitem das bedeutendste dieser Gedichte ist die Ode „Auf den Morgen von Christi Geburt". Es schließt sich daran eine zweite „Auf die Beschneidung", die bei der unglücklichen Wahl des Themas ein übel angebrachtes Pathos zeigt. Von dem dritten Gedicht mit der Ueberschrift „Die Passion" gesteht der Verfasser selbst, er habe den Gegenstand zu schwierig für seine Jahre gefunden und ihn, da er mit dem Anfang nicht zufrieden gewesen sei, nicht zu Ende geführt. Von der Ode auf die Geburt Christi hat Hallam in Uebereinstimmung mit dem Urtheil der meisten Engländer, die sie wirklich gelesen haben, behauptet, sie sei vielleicht die schönste der englischen Sprache; wenn Pindar als Muster der lyrischen Poesie gelten dürfe, so halte es schwer,

eine andere so wahrhaft pindarische Ode namhaft zu machen. Wenige deutsche Leser werden in diese unbedingte Bewunderung einstimmen, bei der die nationale Vorliebe für ein religiöses Thema allzu sehr mitredet. Manche Wendungen sind gekünstelt, und der Dichter setzt sich bei dem unverhältnißmäßig langen Erguß immer wieder in Schwung, als ob er selbst zu ermatten fürchte. Doch sind einzelne Stellen wirklich schön, wie z. B. die beiden folgenden Strophen:

Orakel werden stumm,
Nicht Stimme, noch Gesumm'
Durch Tempel hallt von trügerischen Lippen.
Apollo vom Altar
Sagt fortan nicht wahr,
Scheidet mit dumpfem Schrei von Delos' Klippen;
Nicht die hohläug'ge Priesterin
Verkündet, noch berückt des Gottes Sinn.

Auf öden Bergen schallt,
Indem das Ufer hallt,
Des Jammers Stimme und ein lautes Weinen.[2]
Der Genius seufzend zieht,
Gefeiten Quell er flieht
Und stilles Thal, umsäumt mit Pappelhainen.
Zerreißend das umkränzte Haar,
Im Waldesdickicht klagt der Nymphen Schar.

Unter den Gedichten aus Miltons Studienzeit befindet sich als Abschluß ein Sonett, das erste in der Reihe dieser Versgebilde, in denen er, ohne sich auf künstliche und fernliegende Themata einzulassen, stets nur wirkliche Erlebnisse mit Ernst besprochen hat. Gleich den Sonetten aus späteren Jahren, schließt es sich der ursprünglichen italienischen Form genau an.

Als er das Alter von 23 Jahren erreicht hatte.

Wie bald der Jugend list'ger Dieb, die Zeit
Im Flug mir drei und zwanzig Jahre stahl!
In hast'ger Flucht mehrt sich der Tage Zahl,

Doch bleibt mein Spätlenz ohne Blüthenkleid.
Mein Anschein[3] täuscht vielleicht die Wirklichkeit,
Da ich der Mannheit nah' bin allzumal,
Und inn're Reife schwindet vor dem Strahl,
Der reich gezeitigte Naturen weiht.
Ob früh, ob spät — dies ruht im Zeitenschoß —
In vollem Maße gilt es zu erfüllen,
Sei es ein nied'res, sei's ein höher Los,
Wohin die Zeit mich führt und Himmels willen,
Um zu besteh'n, fügt's gnädiges Geschick,
Vor meines mächtigen Werkmeisters Blick.

Miltons tiefer sittlicher Ernst, der es zu seinem Hauptstreben machte, „zu besteh'n vor seines mächtigen Werkmeisters Blick", bekundete sich, als es sich für ihn um die Wahl des künftigen Berufes handelte. Es war von jeher der Wunsch seiner Eltern gewesen, daß er sich möchte ordiniren lassen, und ihm selbst hatte seit seiner frühesten Jugend das Lehramt der Kirche als höchstes Ideal gegolten. Allein die puritanischen Grundsätze, denen er infolge seiner Erziehung und vermöge seines ganzen Wesens mit voller Ueberzeugung anhing, wurden von Jahr zu Jahr mehr geächtet, besonders seitdem Laud, schon früher als Würdenträger der anglikanischen Kirche von Einfluß, durch seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury im Sommer 1633 die Macht gewonnen hatte, sein den herrschenden politischen Tendenzen zur Stütze bestimmtes kirchliches System in Kraft zu setzen. Während die Puritaner, welche die entschiedene Mehrheit des Volkes auf ihrer Seite hatten, sich zu der strengen Lehre Calvins von Prädestination und Gnadenwahl bekannten, neigten sich die Machthaber der Kirche dem weniger auf konfessionelle Unterscheidungslehren dringenden Arminianismus zu. Dadurch wurde ein freundlicheres Entgegenkommen gegen die Katholiken möglich, zugleich aber regte sich die Befürchtung, es solle die Kluft zwischen England und Rom überbrückt werden. So wurden die nach Unabhängigkeit strebenden Geister, indem sie

für den Bestand der protestantischen Kirche fürchteten, von der freieren dogmatischen Auffassung zurückgedrängt und zum engsten Anschluß an die unduldsamen puritanischen Zeloten getrieben. Von noch größerer praktischer Bedeutung als das Dogma war für die streitenden Parteien die Frage der Kirchenverfassung, indem diese gerade die nahe Verwandtschaft des auf religiösem und auf politischem Gebiete Erstrebten auf das bestimmteste hervortreten ließ. Die Bischöfe galten gleich sehr als Pfeiler der Kirche, wie als Stützen der Monarchie, und in der theologischen Begründung ihres Amtes und ihrer Weihe näherte man sich immer mehr dem Katholizismus. Auch der Ritus des anglikanischen Gottesdienstes sollte dem der katholischen Kirche wieder möglichst gleich gemacht werden; wohingegen die Puritaner, die das Prälatenthum haßten und entweder an einer presbyterianischen Kirchenverfassung festhielten, oder noch weiter gingen und völlige Selbständigkeit der einzelnen, voneinander ganz unabhängigen Gemeinden forderten, in den Gebräuchen des katholischen Kultus mit allem auf Fesselung der Sinne berechneten Zubehör nur Ueberreste eines gottlosen Heidenthums erblickten. Laud war es vorbehalten, nachdem früher nur matte Versuche in dieser Richtung gemacht waren, alles daran zu setzen, damit der katholisirenden Tendenz durch rücksichtslose Verfolgung der Widerstrebenden zur Herrschaft verholfen würde. Da erkannte Milton, „das heilige Amt des Predigers kann nur durch Knechtschaft oder Meineid erkauft werden", und entsagte seinem Lieblingswunsche, in den Dienst der Kirche zu treten. Sein Vater ließ ihn frei gewähren.

Dieser hatte sich seit kurzem aus dem Geschäftsleben zurückgezogen und ein bescheidenes Landhaus in einer mäßigen Entfernung von London gekauft. Dasselbe war gelegen in dem Dorfe Horton am Colne, einem kleinen Nebenflusse der Themse am linken Ufer etwas unterhalb Windsor. Der Kirchthurm

war, wie man es in England auf dem Lande so oft sieht, dicht mit Epheu umkleidet, und die Umgegend bot die stillen Reize der friedlichen Landschaft der großen englischen Tiefebene in reichem Maße dar. Dorthin nun begab sich der junge Dichter und vertiefte sich in der Muße ununterbrochener Ferien aufs neue in das Studium der lateinischen und griechischen Schriftsteller, in die Lektüre englischer und fremder moderner Werke und in die Beschäftigung mit Mathematik und Geschichte. Hin und wieder besuchte er London, wo seine Schwester, Frau Phillips, als Witwe eines Beamten der königlichen Kanzlei, mit zwei Kindern wohnte und sein jüngerer Bruder Christopher sich zum Juristen ausbildete. Er gab sich dem Genusse der Naturschönheit hin, doch wohl, wie es in seinem ganzen Wesen lag, mit der stillen Freude eines sinnigen Gemüthes. In den aus Horton stammenden Gedichten herrscht meistens ein gemessener Ton; das Selbstgesehene in der Natur scheint sich mit den von anderen Dichtern entworfenen Bildern zu einer Phantasmagorie mit milden Farben verschmolzen zu haben.

Anschauungen der Naturscenerie und des Lebens sind bei aller Frische der Farben doch gleichsam in eine geistige Ferne gerückt, mit dem Gewinn aus reichen geistigen Genüssen verschmolzen und mit vollendeter Kunst zu Bildern von Gemüthsstimmungen benutzt in den beiden aus dem Jahre 1633 stammenden, sowohl dem Inhalt als der Form nach zusammengehörenden Gedichten „L'Allegro“ und „Il Penseroso“, die als die vollkommensten poetischen Naturschilderungen auf dem ganzen Gebiete der englischen Litteratur zu gelten pflegen. Die genaue Beziehung dieser beiden idyllischen Stimmungsgedichte aufeinander, indem jedes derselben in seiner Einseitigkeit durch das andere ergänzt wird, ist glücklich charakterisirt worden durch den Vergleich mit den Thorwaldsenschen Reliefs „Tag und Nacht“. Milton hat zwei Seiten seines eigenen Wesens, oder wir können

ſagen der dichteriſchen Phantaſie überhaupt geſchildert; aber mit großer Feinheit hat er die Extreme vermieden, dem lebensluſtigen Frohſinn die Schwermuth nicht als den mit ihm unverträglichen Trübſinn gegenübergeſtellt, ſondern als ſinnenden Ernſt ihm zur Ergänzung gegeben. Es ſind zwei Selbſtgeſpräche in der Form einer Strophe und Antiſtrophe, die zwar nicht ängſtlich in der Gleichzahl genau übereinſtimmender Verſe, aber doch in der ganzen Anlage, in dem Wechſel entſprechender Geſamtbilder und in dem Uebergang von den mehr pathetiſchen Anfangsaccorden zu ruhigeren Schilderungen durchgeführt iſt.

Im Allegro führt der Dichter nach einem etwas ſchwülſtigen Anfang nicht ohne gelehrte Pedanterie den Urſprung der Nymphe Luſt auf Venus und Bacchus, oder, indem er dem Leſer die Wahl läßt, auf Zephyr und Aurora zurück; dann ruft er das Gefolge der ihr verwandten perſonifizirten Weſen auf; Scherz und Munterkeit, Späße, Schwänke, Gelächter und Freiheit ſollen ihn an ihrem fröhlichen Treiben theilnehmen laſſen. So gewinnt er von dieſer für unſeren heutigen Geſchmack befremdenden mythologiſchen Einleitung den Uebergang zu wirklich anheimelnden Schilderungen deſſen, was den Frohſinn ergötzt; in den einzelnen Bildern findet ein Fortſchritt von den Reizen der Natur und des Landlebens zu den Freuden der ſtädtiſchen Geſellſchaft und zu den Genüſſen ſtatt, die uns von der Dichtkunſt und Muſik geboten werden.

Il Penseroso, das Pendant zu L'Allegro, noch gehaltener und gemeſſener im Ton, giebt uns recht eigentlich ein Bild der dauernden Stimmung des Dichters ſelbſt. Gegen die im Allegro geſchilderten Freuden ſchließt er ſich zwar nicht ab, eilt aber als Zuſchauer an den Bildern vorüber; in die ihm höher geltenden Genüſſe des ruhigen Sinnens verſenkt ſich ſein Geiſt mit der innigſten Wonne. Ein Parallelismus findet in den Anfangsſtrophen beider Gedichte, in den Genealogien

der Luſt und Schwermuth und in der beide begleitenden Schar ſtatt; zu der Schwermuth geſellen ſich Friede, Ruhe, Faſten, ſtille Muße und der Cherub Gedanke. Auch die einzelnen Bilder entſprechen einander, dem Morgengruß der Lerche das Lied der Nachtigall in der Dämmerung des Haines, dem fröhlichen Hörnerklang der Jagd am frühen Morgen der feierliche Hall der Abendglocke; ſtatt der Geſelligkeit nach dem Schluß des Tagewerks wird hier das einſame Studium der Nacht geſchildert.

Und Platos Geiſt mir dann enthüllt,
In welchem weiten Weltgefild'
Vom Tode frei die Seele weilt,
Wenn ſie des Fleiſches Haft enteilt.

Beiden Gedichten gemeinſam iſt die Einführung der Bühne; aber ſtatt des Luſtſpiels im Allegro ſchreitet im Penseroso die tragiſche Muſe dahin. Während dann der Frohſinn ſich am lyriſchen Liede ergötzt, führt ernſtes Sinnen zum Epos. Den Schluß des Penseroso bildet die Stille des Kloſters und das Leben des Einſiedlers im Alter.

Es wandle gern mein Fuß, wo Fleiß
Herrſcht in des Kloſters engem Kreis,
Zum Dom, der hochgewölbt ſich dacht
Mit alter Pfeiler Wucht und Macht;
Hiſtorienbild des Fenſters bricht
Und dämpfet trüb' und fromm das Licht;
Es ſchwillt der Orgel Schall hervor
Zum untern vollen Stimmenchor
Beim Hochamt und beim Hochgeſang,
Daß durch mein Ohr der ſüße Klang
Die Seele auflöſt in Entzücken
Und off'nen Himmel zeigt den Blicken.

Zuletzt ſei müden Alters Los
Einſied'lung in Waldfriedens Schoß,
In mooſ'ger Klauſ' ein Haargewand,
Wo ich dann ſitze und den Stand

Der Stern' erforsch' am Himmelszelt
Und Kräuter, trinkend Thau vom Feld,
Bis zu prophet'schem Ton die Zeit
Erfahrung reifer Jahre weiht.
Kannst, Schwermuth, du die Freuden geben,
So ist's mein Wunsch, mit dir zu leben.

Im Jahre 1634 verfaßte Milton zwei Dichtungen in dramatischer Form, von denen die kleinere mit dem Titel „Arcades" durch einen Zusatz des Dichters als ein für gesellige Unterhaltung bestimmtes, vor der verwitweten Gräfin von Derby zu Hatfield in Hertfordshire aufgeführtes Festspiel bezeichnet wird. Das andere führt von einer darin auftretenden, halb mythologischen Person den Namen Comus und gelangte in dem genannten Jahre zur Darstellung, als der zum Lord-präsidenten oder Statthalter von Wales ernannte Graf von Bridgewater sein Residenzschloß Ludlow an der Grenze von Shropshire und Worcestershire, ein paar deutsche Meilen westlich vom Flusse Severn, bezog. Die Halle, in welcher damals Lady Alice Egerton, die fünfzehnjährige Tochter des Grafen, und ihre beiden jüngeren Brüder in den ihrem geschwisterlichen Verhältniß entsprechenden Rollen des Stückes auftraten, wird noch jetzt unter den Ruinen des Schlosses als Comus Hall gezeigt. Wahrscheinlich bildete ein Freund des Miltonschen Hauses, der berühmte Musiker Henry Lawes, die Vermittelung zwischen dem Dichter und der gräflichen Familie, oder bestimmte ihn zur Abfassung des Werkes. Er komponirte die lyrischen Partien darin und übernahm selbst die Rolle des Schutzgeistes.

Comus ist ein sog. Maskenspiel (masque), d. h. ein zur Aufführung bei einer höfischen Lustbarkeit bestimmtes dramatisches Gelegenheitsgedicht, das seinen Namen vom Gebrauch der für Frauenrollen damals auf der Bühne herkömmlichen Masken erhalten hat. Mummereien waren in England, wie anderswo, seit alter Zeit heimisch; man bediente sich ferner, besonders bei

festlichen Anlässen, tableauartiger Darstellungen (pageants), zu denen auch hin und wieder maskirte Personen hinzutraten, um Reden zu halten, oder Verse zu rezitiren. Wenn dazu noch Tanz und Musik kam, unterstützt von dekorativer Kunst, so hatte man alle Bestandtheile des Maskenspieles. Obgleich auch andere sehr namhafte Bühnenschriftsteller, wie Beaumont, Fletcher, Middleton, Dekker, Shirley und Carew solcherlei Festspiele schrieben, knüpft sich doch die eigentliche Ausbildung dieser Unterart des Dramas an den Namen Ben Jonsons. Er verfaßte zur Aufführung durch die Gemahlin Jakobs I. mit ihren Hofdamen zahlreiche masques mit einem großen Aufwand klassischer Gelehrsamkeit, zum Theil in sehr zierlicher poetischer Sprache; er führte ferner ein komisches Element ein, das besonders in den sog. antimasques Ausdruck erhielt. Der bedeutendste englische Architekt jener Tage, Inigo Jones, sorgte für theatralische Maschinerie und Dekoration, und angesehene Musiker komponirten die für Gesang bestimmten Lieder.

Dadurch, daß im Jahre 1633 der alteingewurzelte Haß des Puritanismus gegen alle theatralischen Aufführungen in dem Werke eines ihrer Stimmführer, in Prynnes Histriomastix, Ausdruck gewonnen hatte, mochte vielleicht der natürliche Oppositionsgeist erregt sein und sich in erneutem Interesse der lebenslustigen Kavaliere für Maskenspiele kund geben. Auf den ersten Blick wird es uns auffallend erscheinen, daß der Dichter des Puritanismus im Jahre darauf ein solches Werk verfaßte. Aber so wenig er den Heißspornen seiner Partei Shakespeares Werke preisgab, ebensowenig ließ er sich von dem herrschenden Geschmack bestimmen. Indem er das Maskenspiel zu einer idealen Höhe erhob, die dessen eigentlicher Schöpfer nie geahnt hatte, legte er zugleich Protest ein gegen die Frivolität der damaligen Festspiele.

Im Jahre 1634 war ein seltsames Werk von Erycius

Puteanus (Hendrik van der Putten, 1574—1646, seit 1606 Professor an der Universität zu Löwen) mit dem Titel Comus, sive Phagesiposia Cimmeria, somnium (Lovanii 1608), halb in Prosa, halb in Versen, wie das Satyricon des Petronius Arbiter († 66 n. Chr.), dem es nachgebildet ist, in einem Neudruck zu Oxford erschienen. Indem Milton die von Puteanus geschaffene mythologische Person des Comus sich aneignete und gewisse Reminescenzen aus Ben Jonsons Maskenspiel Pleasure reconciled to Virtue, aus George Peeles Old Wives Tale und aus John Fletchers Faithful Shepherdess benutzte, schuf er seine Dichtung, mit der keins der genannten Stücke sich messen kann.

Die Person des Comus ist der Inbegriff des ausgelassenen Sinnentaumels. Bei dem ungenirten Verkehr der klassischen Götter mit Göttinnen und Nymphen fiel es dem Dichter nicht schwer, nach dem aus L'Allegro und Il Penseroso schon bekannten Rezept des Euripides der etwas zweifelhaften Gottheit ein Elternpaar zu verschaffen. Bacchus, sagt er, kam auf die Insel der Circe und zeugte mit ihr einen Sohn, der dem Vater sowohl in der äußeren Erscheinung gleicht, als von ihm die jugendliche Freude am Lebensgenuß geerbt hat, nur gesteigert zur wüstesten Ausschweifung. Mehr aber noch als dem Vater ähnelt er der Mutter; denn ihre Zauberkraft und ihr dämonisches Wesen ist auf ihn übergegangen. Nach allerlei Irrfahrten hat er sich Britannien zum Wohnsitz gewählt und haust seitdem nicht fern von der Saverne im Schatten eines ungeheuerlichen Waldes. Wanderer, die sich dahin verirren, werden von ihm berückt, indem er ihnen in Gestalt eines einfachen und harmlosen Menschen naht und zur Stillung des Durstes einen Zaubertrank bietet. Durch das süße Gift wird ihr menschliches Antlitz in den Kopf eines Wolfes, Tigers, Bären oder eines anderen wilden Thieres verwandelt, während der übrige Körper

die urſprüngliche Geſtalt behält. Auch ihr innerer Sinn, ihr ganzes Denken und Treiben wird verthiert; ſie wälzen ſich im Koth der Sinnenluſt und feiern mit Comus wüſte Orgien beim Sternenlicht im Schatten des Waldes. Wir werden hier theils an Homers Lotophagen, theils an die von Circe verwandelten Gefährten des Ulyſſes, theils auch an den verführeriſchen Geſang der Sirenen erinnert; doch ſind die alten Sagen dahin gedeutet, daß ſündige Luſt durch anmuthigen Reiz unſere Sinne beſtrickt, nur damit wir dem geiſtigen Tode, dem Vergeſſen unſeres göttlichen Weſens, anheimfallen.

Das Sujet des Stückes iſt über die Maßen einfach, wie dies ſchon durch den Charakter eines Maskenſpiels bedingt wird. Eine Jungfrau, die Tochter des Lordpräſidenten, geräth in die Gewalt des Comus, wird von ihren Brüdern unter Mitwirkung eines Schutzgeiſtes befreit und zuletzt durch den Beiſtand der Flußnymphe Sabrina vom Zauber erlöſt.

Der Prolog des Schutzgeiſtes, welcher ſpäter in der Kleidung des Schäfers Thyrſis auftritt, erinnert an Euripides, der ſich durch ſeine mannigfachen Aenderungen der mythiſchen Ueberlieferung in vielen ſeiner Stücke zu einem Vorbericht veranlaßt ſah, um den Zuſchauern das zum Verſtändniß Nöthige anzugeben. Jenem iſt die Bewachung der durch den düſteren Wald ziehenden Kinder des hohen Herrn, der den Weſten Englands unter ſeiner Obhut hat, weil Comus darin hauſt, vom Herrſcher der Götter anvertraut. Als der Schutzgeiſt Schritte hört, verſchwindet er. Jetzt tritt Comus mit ſeiner Rotte auf und hält einen Monolog in kurzen gereimten Verſen, der mit einem Anruf der Cotytto, der Göttin nächtiger Luſt, ſchließt, worauf Alle einen phantaſtiſchen Tanz beginnen. Dieſen müſſen ſie bald auf Befehl ihres Führers abbrechen; denn ein leiſer Schritt verkündet ihm, dem durch ſeine Kunſt alles Ahnenden, daß eine im Walde verirrte reine Jungfrau naht. Um ſie zu berücken,

ſtreut er ſeinen Zauberſtaub in die Luft und erwartet ſie allein, um ſie mit erheuchelter Harmloſigkeit zu täuſchen. Die Jungfrau erklärt, wie ſie hierher gekommen iſt. Sie hat im Walde ihre Brüder verloren und iſt ihrem Ohr nachgegangen, da ſie geglaubt hat, daß Landleute dem Pan zu Ehren tanzten und jubelten. Von Schatten und Schreckgeſtalten umringt, läßt ſie den Muth nicht ſinken.

Ein tugendhaft Gemüth erſchauert d'rob,
Doch zagt es nicht, denn ihm zur Seite ſteht
Als ein getreuer Kämpe das Gewiſſen.
Willkommen Glaube mit dem reinen Blick,
Weißarm'ge Hoffnung — Engel goldbeſchwingt,
Du unbefleckte Weſen keuſchen Sinns!
Mein Aug' erblickt dich, und ich glaube jetzt,
Daß er, der höchſte Gott, dem Böſes ſelbſt
Nur dient als ſklaviſch Werkzeug ſeiner Rache,
Wenn's noth thut, einen lichten Engel ſchickt
Zu meines Lebens, meiner Ehre Schirm.
Irrt' ich mich? Oder zeigt ein ſchwarz Gewölk
Des Mantels innern Silberſaum der Nacht?
Ich irre nicht, dort zeigt ein ſchwarz Gewölk
Des Mantels innern Silberſaum der Nacht,
Ein Abglanz trifft die Wipfel dieſes Hains.

Ermuthigt und in der Hoffnung, von ihren Brüdern gehört zu werden, ſtimmt die Jungfrau einen Geſang an Echo an. Dieſer macht ſelbſt auf Comus einen ſolchen Eindruck, daß er eine nie gekannte Seligkeit empfindet. Er begrüßt die Jungfrau als ein fremdes Wunder, als Göttin des Waldes. Sie lehnt ſeine Lobſprüche ab und giebt an, was ſie vermocht habe, ein Lied zu ſingen. Comus will ihre Brüder geſehen haben, verheißt, ſie zu ihnen zu führen, und veranlaßt ſie durch ſein Verſprechen, mit ihm zu kommen.

Nun treten die beiden Brüder auf, im Walde umherirrend; der jüngere beſonders bangt um ſeine Schweſter, während der ältere ihm Muth einſpricht.

Die Tugend kann zum Werk der Tugend seh'n
Beim Licht, das ihr entstrahlt, ob Sonn' und Mond
Gleich sänk' ins eb'ne Meer.
— — — — — — — — —
Wer Licht sich wahrt in seiner reinen Brust,
Erfreut sich hellen Tags im Erdengrund;
Doch wer in schwarzer Seele Frevel birgt,
Irrt auch umnachtet in der Mittagssonne,
Er selbst sein eig'ner Kerker.

Bald erscheint der Schutzgeist den Brüdern als Schäfer Thyrsis, setzt sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß, warnt aber vor einem unüberlegten Wagstück, indem er zugleich Schutz durch ein Zaubermittel verheißt. Durch einen Scenenwechsel werden wir plötzlich in einen herrlichen, mit allen Kostbarkeiten geschmückten Palast versetzt; Tafeln tragen allerlei Leckereien, und sanfte Musik ertönt. Comus erscheint mit seiner Rotte, und auf einen Zauberstessel gebannt sieht man die Jungfrau sitzen. Jener bietet ihr sein Glas an; sie stößt ihn zurück und macht einen vergeblichen Versuch, sich zu erheben. Es beginnt nun eine nach dem Muster euripideischer Streitreden angelegte förmliche Disputation, indem Comus die Rechte der Sinnlichkeit vertritt, wogegen die Jungfrau die höheren Gesetze der Mäßigkeit und Keuschheit geltend macht. Die in der Jungfräulichkeit liegende Zaubermacht wird ganz in Uebereinstimmung mit der romantischen Lehre des Mittelalters geschildert. Comus muß gestehen:

Sie redet wahr. Mir sagt ein bang' Gefühl,
Ihr Wort sei stark durch eine höh're Macht.

Doch indem er die Worte der Jungfrau für bloßen Sittenschwatz erklärt, sucht er sie zum Kosten seines Tranks zu bewegen. Da stürzen die Brüder mit gezogenen Schwertern herein, reißen ihm das Glas aus der Hand und zerschmettern es am Boden. Comus entflieht, nachdem sein Schwarm vergeblich

Miene zum Widerstand gemacht hat. Der jetzt eintretende Schutzgeist beklagt die Flucht des Zauberes, den man hätte binden und zur Befreiung der Jungfrau zwingen sollen. Er erinnert an Sabrina, die Nymphe des nahen Stromes, die selbst einst Verfolgungen entronnen sei und stets zum Schutz bedrohter Keuschheit herbeieile. In einem Gesang angerufen, steigt die Göttin, von Wassernymphen umgeben, singend empor und löst den Zauberbann, so daß sich die Jungfrau von ihrem Sitze erheben kann. Nach einer Verwandlung der Scene treten Hirtentänzer vor dem Schloß des Statthalters auf, dem der Schutzgeist die drei Geschwister zurückbringt. Ein Gesang desselben als Epilog schließt mit den Worten:

Sterbliche, o stimmt mir bei,
Liebt die Tugend, sie ist frei;
Sie allein trägt euch empor
Ueber Stern' und Sphärenchor.
Wenn die Tugend Schwäche zeigt,
Der Himmel selbst sich zu ihr neigt.

Als dramatisches Werk betrachtet, ist der Comus äußerst schwach, denn es fehlt sämtlichen Charakteren an wirklicher Individualität. Die Unbestimmtheit der Umgebungen läßt sich fast als poetisches Motiv bezeichnen; es ist die Unbestimmtheit einer Mondscheinlandschaft, deren trübe verschwimmende Gegenstände uns um so mehr beschäftigen, je weniger wir sie zu begrenzen vermögen. Die Figur des Comus, wie es ja schon der Name nahe legt, lud zu komischer, ja nach dem Vorgang Ben Jonsons in Pleasure reconciled to Virtue zu grotesker Behandlung ein; sie konnte eigentlich nur auf diese Weise befriedigend dargestellt werden. Aber eine derartige Behandlung lag Miltons ganzer Denkungsweise fern. Offenbar hat er sich zur Abfassung des Werkes nur verstanden, um seine sittlichen Ideale, Tugend und Keuschheit, zu verherrlichen, in bewußtem

Gegensatze zu der Richtung, welche die Bühnenschriftsteller seit Shakespeares Hingang eingeschlagen hatten. Frei von den Vorurtheilen der Puritaner gewöhnlichen Schlages, war er im innersten Herzen den puritanischen Ideen, dem eigentlich revolutionären Elemente der damaligen Zeit, zugethan. Insofern hat der Comus ein bedeutendes biographisches Interesse.

Charakteristisch für die Sprache im Comus ist es, daß der Farbenglanz der Spenserschen Schule in das Reich des reinen Lichtes übergeht. Dies strahlt uns um so heller entgegen, als ihm eine Sphäre des Dunkels entgegentritt. Auch das Leben des Geistes steht unter dem Einfluß dieser Mächte. Die Keuschheit kleidet sich in Sonnenstrahlen, lichte Engel schweben vom Himmel herab, und die Tugend strahlt durch das Licht in ihrem Busen, während der Geist des Frevlers von der finsteren Nacht seines inneren Kerkers umfangen ist. Die Bilder, welche aus dieser Doppelwelt des Lichtes und der Schatten stammen, hängen nicht nur mit dem Sujet und der Scenerie des Comus auf das innigste zusammen, sondern bezeichnen geradezu das Wesen der Miltonschen Dichtung. Wir sprechen gern von dem Fluge der Phantasie, lassen den Dichter sich zum reinen Aether des Göttlichen aufschwingen. Miltons Dichterflug möchte ich mit den weißen Tauben vergleichen, die wir oftmals im hellen Sonnenschein hoch in den Lüften kreisen sehen. Bald blenden uns ihre flimmernden Silberschwingen; dann aber, wenn ihr Flug sich gewendet, treten sie in scharfen Schatten am blauen Himmel hervor, und während unser Auge eben noch diesen Schatten folgt, wandeln sie sich wieder gaukelnd in lichten Schimmer.

Im April des Jahres 1637 verlor Milton seine Mutter. Vier Monate später starb Ben Jonson, der mit Recht als der bedeutendste von Shakespeares jüngeren Zeitgenossen den Ehrenposten des Hofdichters (Poet Laureate) bekleidet hatte. Am Tage nach seinem Begräbniß fand ein Studiengenosse Miltons,

Edward King, der in Cambridge demſelben Kolleg wie er angehört und ihm ſehr nahe geſtanden hatte, durch Schiffbruch bei der Ueberfahrt nach Irland den Tod. Unſer Dichter hat ihm ein Denkmal geſetzt in dem elegiſchen Idyll „Lycidas“, das in der engliſchen Litteratur ſeinesgleichen nicht gehabt hat, bis in unſerm Jahrhundert wahre Poeſie wieder erwacht iſt und ihren Ausdruck in einfachen und herzlichen Naturlauten zu finden weiß. Die Klage um den Verſtorbenen und die Schilderung ſeiner Perſönlichkeit iſt einem griechiſchen Hirten in den Mund gelegt:

So ſang der ſeltſam fremde Hirt im Hain,
Als ſtiller Morgen ſtieg mit grau'n Sandalen;
Der Flöte haucht' er ſeinen Kummer ein,
In dor'ſcher Weiſe ſein Gefühl zu malen.

Der klaſſiſchen Einkleidung in Hirtenpoeſie entſpricht die Milton eigenthümliche klaſſiſche Stimmung der Ruhe, die beſonders dies Gedicht durchdringt; dabei ſind in antiken Formen chriſtliche Anſchauungen wiedergegeben.

Weint nicht mehr, weiche Hirten! Weinet nicht!
Nicht ſtarb, um den ihr trauert, nein, er ruht,
Ob über ſeinem Haupt die Wog' auch bricht.
So taucht der Tagesſtern in Meeresfluth.
Hebt bald ſein ſinkend Haupt und ſchmückt mit Gluth
Den Strahl, flammt in des Goldes Flimmerlicht
Neu an des Morgenhimmels Stirn hervor.
Auch Lycidas ſank tief und ſtieg empor
Durch Macht des Herrn, der auf den Wellen ſchritt,
Und and're Hain' und and're Bäch' entlang
Lenkt er mit nektarfeuchtem Haar den Tritt
Und hört geheimnißvollen Brautgeſang
Im ſeel'gen Reich voll Freude, Lieb' und Leben,
Wo grüßend ihn die Heiligen umſchweben
In einer feierlichen, holden Schar;
Indem ſie ſingend ſich im Lichtglanz heben,
Trocknen ſie Thränen ihm für immerdar.

Eine Stelle des Gedichtes hat Milton ſelbſt dadurch hervorgehoben, daß er bei Wiederveröffentlichung desſelben mit ſeinem,

zuerst nur durch die Anfangsbuchstaben J. M. angedeuteten vollen Namen hinzusetzte: „Der Verfasser verkündet bei Gelegenheit den Untergang unserer verdorbenen, damals auf dem Höhepunkt stehenden Geistlichkeit."

Der Fährmann auf dem See
Von Galiläa war zuletzt am Ort;
Zwei mächt'ge Schlüssel hat er mitgebracht,
Der gold'ne öffnet, der eh'rne schließt mit Macht.
Die Mitra schüttelnd, sprach er strenges Wort:
„Für dich mißt' ich gern Manchen, der, bedacht
Auf sich, nur ewig fröhnen will dem Bauch,
Kriechend und klimmend in die Hürde bringt
Und ungetreu der Sorg' und schuld'gem Brauch
Zum Schafschurfest sich einschiebt voller Hast,
Fortstoßend würd'gen und gelad'nen Gast.
Kaum wissen sie, wie man den Krummstab schwingt.
Die blinden Mäuler, haben nichts erfaßt,
Was sich auf treuer Hirten Kunst bezieht.
Was sorgen sie, denen ihr Selbst behagt?
Sie pfeifen, wenn sie's lüstet, schrilles Lied
Auf dünnem Halm, das jedes Ohr zerreißt.
Die Schafe hungern, starres Aug' es klagt;
Gedunsen von dem Dunst, der sie umkreist,
Verrotten sie, von Seuch' ist's Land geplagt.
Täglich manch Schaf der grimme Wolf verspeist
Mit gier'gem Schlund; es wird kein Wort gesagt.
Doch steht schon vor der Thür zweischneidig Schwert,
Das einmal treffend allem Frevel wehrt.

Milton verheißt schon eine Umwälzung, die mancher Puritaner längst ahnen mochte, denn sonst wäre es unmöglich, daß das Gericht vollzogen würde, daß das Schwert die untreuen Hirten träfe. Wie er sich stellen wird, wenn die Krisis wirklich eintritt, können wir leicht vorausseben. Zwar mußte er als vollendeter Gentleman, sowie infolge seiner feinen wissenschaftlichen Bildung Sympathie mit den Kavalieren empfinden, und seine vornehme Gesinnung hätte ihn dieser Partei in die Arme treiben können, wenn nicht puritanischer Ernst seine ganze

Seele erfüllt hätte. Manche seiner Dichtungen entsprachen ungeachtet der zu Grunde liegenden tieferen Anschauungen dem Geschmack der vornehmen Welt. Im Comus, dessen Stil der Modesprache der Hofpoeten noch nahe steht, begegnen sich puritanische Ansichten mit mittelalterlicher Romantik. Im Lycidas bekennt der Dichter Farbe und sagt sich von der durch die Staatsgewalt herrschenden Kirche vollständig los. Seine Stellung in dem bevorstehenden Kampfe kann nicht mehr zweifelhaft sein.

Aber es war dem jungen Manne noch eine schöne Zwischenfrist gestattet, die er benutzte, um Italien, das Land seiner Sehnsucht, zu besuchen. Bisher hatte ihn wahrscheinlich die Besorgniß seiner Mutter zurückgehalten, wenn er an eine italienische Reise dachte. Jetzt sah er sich durch nichts mehr verhindert; denn sein Vater gab ihm gern die Erlaubniß und setzte ihn in den Stand, die Reise ohne irgend welche Beschränkung und Entbehrungen als Gentleman zu unternehmen. Ueber den Anlaß derselben ist eine Anekdote im Umlauf. Als Student, heißt es, war Milton eines Tages unter einem Baum an der Heerstraße nahe bei Cambridge eingeschlafen, als ein Wagen vorbeifuhr und zwei darin sitzende junge Damen den Schläfer bemerkten. Angezogen von seiner Schönheit, von den fein geschnittenen Zügen seines Gesichts, umwallt von braunem Lockenhaar, ließen sie halten, stiegen aus und betrachteten den Endymion. Dann schrieb eine derselben auf ein Blatt ihres Portefeuilles die Verse des italienischen Dichters Guarini:

Ihr Augen, Stern' auf Erden,
Die Leidensquell mir werden,
Ihr schlugt mir Wunden schon im Schlaf;
Wie erst, wenn euer Blick mich traf?

Nachdem der Wagen weiter gefahren, fand Milton beim Erwachen die in einer ihm wohlbekannten Sprache geschriebene Strophe in seiner Hand und wurde von einem Bekannten,

welcher unbemerkt Zeuge der Scene gewesen war, von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt. Nun soll es ihm keine Ruhe mehr gelassen haben, bis er nach Italien pilgern konnte, um wo möglich die Unbekannte dort aufzufinden. Abgesehen davon, daß diese Erzählung zu Miltons ganzem Wesen gar nicht einmal recht paßt, entbehrt sie schon deshalb der Wahrheit, weil fast dasselbe auch von Anderen berichtet wird. Für Milton bedurfte es eines solchen Anlasses nicht; Italien war das Land seiner Seele, und mächtig zog es ihn, zu wandeln „des Fremdlings Reisetritt über Gräber heiliger Vergangenheit".

Obgleich Eton, Windsor gegenüberliegend, von Horton nicht weit entfernt ist, war Milton doch erst kurz vor seinem Aufbruch nach dem Kontinent im April 1638 mit dem Provost (Direktor) des dortigen altberühmten Gymnasiums, dem schon bejahrten Sir Henry Wotton, bekannt geworden. Von Comus entzückt, schickte dieser ihm einen Empfehlungsbrief an Lord Scudamore, einen der englischen Gesandten in Paris, wohin die Reise zuerst gerichtet war. Dieser nahm den jungen Landsmann freundlich auf und machte ihn mit Hugo Grotius bekannt, der damals als schwedischer Botschafter in Paris lebte. Dem eleganten Uebersetzer griechischer Verse ins Lateinische mußte Milton willkommen sein wegen seiner genauen Bekanntschaft mit den alten Dichtern, insbesondere mit Euripides. Von Lord Scudamore erhielt er Empfehlungen für die Fortsetzung seiner Reise durch Frankreich über Nizza nach Genua und dann weiter nach Florenz. Diese Stadt konnte damals fast als litterarische Hauptstadt Italiens gelten. Es war die Blüthezeit der Akademien, in denen sich nach dem Erlöschen der eigentlichen dichterischen Schöpfungskraft philologisch-ästhetische Studien konzentrirten; die bedeutendsten derselben hatten ihren Sitz in der Stadt der Mediceer. In mehrere derselben wurde Milton von den Gelehrten, deren Bekanntschaft er machte, eingeführt und

fand viel Anerkennung, als er seine lateinischen Verse vortrug. Mehrere Florentiner sprachen, nachdem sie sich überzeugt hatten, sie dürften es einem Protestanten gegenüber ohne Gefahr thun, ihren Haß gegen die Kirche und ihre Empörung über das auf ihnen lastende Joch mit Bitterkeit aus. Von Florenz aus besuchte Milton entweder schon damals, oder bei seiner späteren Rückkehr, was sich nicht genau bestimmen läßt, zu Gioiello bei Arcetri den berühmten Galilei, wie er sagt, „alt geworden in der Gefangenschaft der Inquisition, weil er in der Astronomie andere Ansichten hegte, als die franziskanischen nnd dominikanischen Censoren". Er hat des Märtyrers der Wissenschaft gedacht in dem Verlorenen Paradies (I, 287 ff.), wo er Satans Schild beschreibt:

Es hing das breite Rund
Auf seinen Schultern gleich dem Mondeskreis,
Wenn durch sein Fernglas ihn der Tusker Forscher
Am Abend von dem Thurm zu Fesole
Oder Valdarno schaut und Land und Fluß
Und Berg in Flecken seiner Scheib' erspäht.

Ueber den Aufenthalt des Dichters in Rom wissen wir sehr wenig, da er sich mit der Angabe begnügt hat, daß die Alterthümer nebst dem alten Ruhm der Stadt ihn zwei Monate lang fesselten. Er scheint viel mit dem kunstsinnigen Kardinal Francesco Barberini und dessen Geheimschreiber Lucas Holsten (Holstenius) verkehrt zu haben. Letzterer war aus Hamburg gebürtig und hatte sich nach seinem Uebertritt zum Katholizismus in Rom niedergelassen, war Bibliothekar im Vatikan geworden und beschäftigte sich mit dem Studium und der Herausgabe griechischer Schriftsteller. Wahrscheinlich war es in einem Konzerte des Palastes Barberini, daß er die berühmteste Sängerin jener Zeit, Leonora Baroni, hörte, deren Kunst er in drei kürzeren lateinischen Elegien gefeiert hat. Noch einer anderen Italienerin hat er einen Tribut gezollt; wir wissen aber ihren Namen nicht. Unter seinen Werken finden sich fünf

Gedichte in italienischer Sprache, an eine Schöne gerichtet, deren majestätische Bewegungen und liebestrahlende Augen ihn hingerissen. Er konnte aber späteren Angriffen gegenüber versichern, daß er völlig rein geblieben sei.

Sir Henry Wotton hatte seinem jungen Freunde auf Grund eigener Erfahrung während eines längeren Aufenthalts in Italien brieflich die Lehre gegeben, die er selbst von Alberto Scipioni in Siena erhalten hatte: „Verschlossenheit der Gedanken und Freiheit des Blickes führt sicher durch die ganze Welt." Milton war jedoch zu ehrlich und meinte es zu ernst mit seinem protestantischen Glauben, um seine Gedanken stets verschließen zu können. Er wird die Gelegenheit nicht vom Zaune gebrochen haben, sich unnöthigerweise auszusprechen; aber, wenn es ihm als Pflicht erschien, ein freies Zeugniß abzulegen, kannte er keine Rücksicht, fürchtete keine Gefahr. So kam es, daß die englischen Jesuiten in Rom über ihn empört waren; aber sei es, daß sie ihm doch nichts anzuhaben wußten, oder daß sie sich scheuten, durch Anreizung zur Verfolgung Anstoß zu erregen: er entging der Inquisition.

Die Reise von Rom nach Neapel machte der Dichter in Gesellschaft eines Einsiedlers, und durch diese wurde er bekannt gemacht mit dem ehrwürdigen Manso. Giovanni Battista Manso, Marquis von Villa, bekannt als Tassos Biograph, stand damals schon im achtundsiebzigsten Lebensjahre und genoß allgemeines Ansehen als der Mäcen Süditaliens. Tasso und später Marini hatten in seinem Hause gewohnt; er würde gewiß den englischen Dichter, der jene beiden zu überstrahlen bestimmt war, zu sich eingeladen haben, wenn er die Inquisition nicht gefürchtet hätte. Er erwies ihm alle nur mögliche Freundlichkeit und führte ihn in der Stadt umher, gestand aber, daß unvorsichtige Aeußerungen über Religion ihn von noch regerem Verkehr zurückgehalten hätten.

Milton hatte ursprünglich seine Reise über Sizilien, die Heimath Theokrits, nach Griechenland ausdehnen wollen; allein Botschaften sehr ernster Natur riefen ihn in die Heimath zurück, denn schon ließen sich die Vorboten des Sturmes vernehmen, der das Staatsschiff in drohenden Fluthen umherschleudern sollte. Später schrieb er selbst, „er habe es für eine Schande gehalten, wollte er auf Reisen in der Fremde zu eigenem Ergötzen die Zeit verbringen, während seine Landsleute daheim für die Freiheit kämpften". Da er aber ahnen mochte, daß er die Sonne Italiens nie wieder sollte leuchten sehen, so nahm er sich Zeit und richtete seine Rückreise sehr gemächlich ein. Er blieb wieder zwei Monate lang in Rom und ebensolange Zeit in Florenz; dann ging er über Bologna und Ferrara nach Venedig, wo er den Monat April des Jahres 1639 verlebte. Nachdem er die in Italien gesammelten Bücher und Musikalien zu Schiffe nach England gesandt hatte, überstieg er die Alpen und reiste nach Genf, der zweiten Heimath Calvins, die den Puritanern als geweihte Stätte galt. Ueber seinen mehrwöchentlichen Aufenthalt in dieser Stadt wissen wir so gut wie nichts; er selbst hat nur geschrieben: „Ich war täglich in Gesellschaft des hochgelehrten Professors der Theologie Giovanni Diodati." Dessen Neffe Karl war von der Paulsschule her Miltons Busenfreund gewesen; er erfuhr wohl hier zuerst seinen im August des Jahres vorher erfolgten Tod. Die Rückreise führte wieder über Paris, und die Ankunft in England muß in den letzten Tagen des Juli, oder zu Anfang August erfolgt sein.

Anmerkungen.

[1] So schreibt Milton den Namen.

[2] Jeremias 31, 15.

[3] Man hatte ja Milton das Fräulein von Christ's College genannt.

In der Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

(54 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

	M.
Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	—.80
Conrad, Schillers Realismus. (N. F. 233)	1.—
Corrodi, Rob. Burns und Peter Hebel. Eine litterarhistorische Parallele. (182)	—.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190)	—.80
Dierks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372)	—.75
— Poetische Turniere. (447)	—.60
Ebner, Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (N. F. 227)	1.—
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31)	1.—
— Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53)	1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229)	—.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie. (N. F. 98)	—.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183)	—.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	—.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305)	—.60
Goetz, Die Rialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)	—.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	—.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81)	—.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88)	—.80
Hauff, Shakespeares Hamlet. (N. F. 117)	1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282)	—.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321)	—.60
v. Holtzendorff, Englands Presse (95)	—.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52)	1.—
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21)	—.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79)	—.80
Maas, Das deutsche Märchen. (N. F. 24)	—.80
Mannhardt, Klytia. (239)	1.—
Martin, Goethe in Straßburg. (135)	—.60
Marx, Die dichterische Entwickelung Shakespeares. (N. F. 211)	—.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22)	1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45)	—.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92)	1.—
Reißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445)	—.80
Reményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341)	1.20
Rover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F. 25)	—.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68)	—.80
— Die Thiersage. (N. F. 164)	1.—
— Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. (N. F. 201)	1.—
Radlkofer, Die sieben Schwaben. Mit 1 Abb. (N. F. 221)	1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265)	—.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Aufl. (83)	—.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde. (N. F. 111)	—.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463)	

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Miltons Jugendjahre
und Jugendwerke.

Von

Dr. Immanuel Schmidt
Professor in Gr.-Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

LIBRARY, 1896 Minot fund.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.

(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 244.

Glacialerscheinungen

in der

geologischen Vergangenheit.

Von

Dr. O. Herrmann

in Chemnitz.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1896, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1896, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1896, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1896, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1896, Nr. 122.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Glacialerſcheinnngen

in der

geologiſchen Vergangenheit.

Vortrag,
gehalten in der Naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft zu Chemnitz

von

Dr. G. Herrmann
in Chemnitz.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

VIII. 175 a

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Thatsache, daß in den Alpen in früheren Zeiten die Gletscher eine viel bedeutendere Ausdehnung besaßen, als jetzt, wurde schon zeitig erkannt. Bereits im Jahre 1829 trug Venetz[1] aus dem Kanton Wallis gelegentlich der Versammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft auf dem Großen St. Bernhard seine Ansichten über die ehemalige größere Verbreitung der Gletscher seiner Heimath vor und führte als Beweise für dieselbe die vielen erratischen Blöcke und Moränenwälle in den Thälern der Schweiz an. Er wurde durch seine Ausführungen zum eigentlichen Vater der neueren wissenschaftlichen Glacialgeologie, wenn auch vor ihm schon andere Forscher, wie Playfair, Esmark und namentlich Bernhardi, ähnliche Gedanken für verschiedene Landstriche ausgesprochen hatten, denn durch Venetz wurde zunächst J. de Charpentier zur eingehendsten Erforschung der diluvialen Bildungen des Alpengebietes angeregt. Eine Unterredung Charpentiers mit dem durch seine Blattstellungslehre bekannten Botaniker Karl Schimper[2] († 1867), der bereits in Vorträgen während des Winters 1835/36 in München erklärte, daß die Findlinge am Starnberger See nicht durch Wasser, sondern durch Eis dahin transportirt sein müßten, und eine lange Kälteperiode annahm, war dann die Veranlassung, daß L. Agassiz sich dem Studium des alpinen Glacialphänomens widmete. Die beiden, für die

fand viel Anerkennung, als er seine lateinischen Verse vortrug. Mehrere Florentiner sprachen, nachdem sie sich überzeugt hatten, sie dürften es einem Protestanten gegenüber ohne Gefahr thun, ihren Haß gegen die Kirche und ihre Empörung über das auf ihnen lastende Joch mit Bitterkeit aus. Von Florenz aus besuchte Milton entweder schon damals, oder bei seiner späteren Rückkehr, was sich nicht genau bestimmen läßt, zu Gioiello bei Arcetri den berühmten Galilei, wie er sagt, „alt geworden in der Gefangenschaft der Inquisition, weil er in der Astronomie andere Ansichten hegte, als die franziskanischen nnd dominikanischen Censoren". Er hat des Märtyrers der Wissenschaft gedacht in dem Verlorenen Paradies (I, 287 ff.), wo er Satans Schild beschreibt:

Es hing das breite Rund
Auf seinen Schultern gleich dem Mondeskreis,
Wenn durch sein Fernglas ihn der Tusker Forscher
Am Abend von dem Thurm zu Fesole
Oder Valdarno schaut und Land und Fluß
Und Berg in Flecken seiner Scheib' erspäht.

Ueber den Aufenthalt des Dichters in Rom wissen wir sehr wenig, da er sich mit der Angabe begnügt hat, daß die Alterthümer nebst dem alten Ruhm der Stadt ihn zwei Monate lang fesselten. Er scheint viel mit dem kunstsinnigen Kardinal Francesco Barberini und dessen Geheimschreiber Lucas Holsten (Holstenius) verkehrt zu haben. Letzterer war aus Hamburg gebürtig und hatte sich nach seinem Uebertritt zum Katholizismus in Rom niedergelassen, war Bibliothekar im Vatikan geworden und beschäftigte sich mit dem Studium und der Herausgabe griechischer Schriftsteller. Wahrscheinlich war es in einem Konzerte des Palastes Barberini, daß er die berühmteste Sängerin jener Zeit, Leonora Baroni, hörte, deren Kunst er in drei kürzeren lateinischen Elegien gefeiert hat. Noch einer anderen Italienerin hat er einen Tribut gezollt; wir wissen aber ihren Namen nicht. Unter seinen Werken finden sich fünf

Gedichte in italienischer Sprache, an eine Schöne gerichtet, deren majestätische Bewegungen und liebestrahlende Augen ihn hingerissen. Er konnte aber späteren Angriffen gegenüber versichern, daß er völlig rein geblieben sei.

Sir Henry Wotton hatte seinem jungen Freunde auf Grund eigener Erfahrung während eines längeren Aufenthalts in Italien brieflich die Lehre gegeben, die er selbst von Alberto Scipioni in Siena erhalten hatte: „Verschlossenheit der Gedanken und Freiheit des Blickes führt sicher durch die ganze Welt." Milton war jedoch zu ehrlich und meinte es zu ernst mit seinem protestantischen Glauben, um seine Gedanken stets verschließen zu können. Er wird die Gelegenheit nicht vom Zaune gebrochen haben, sich unnöthigerweise auszusprechen; aber, wenn es ihm als Pflicht erschien, ein freies Zeugniß abzulegen, kannte er keine Rücksicht, fürchtete keine Gefahr. So kam es, daß die englischen Jesuiten in Rom über ihn empört waren; aber sei es, daß sie ihm doch nichts anzuhaben wußten, oder daß sie sich scheuten, durch Anreizung zur Verfolgung Anstoß zu erregen: er entging der Inquisition.

Die Reise von Rom nach Neapel machte der Dichter in Gesellschaft eines Einsiedlers, und durch diese wurde er bekannt gemacht mit dem ehrwürdigen Manso. Giovanni Battista Manso, Marquis von Villa, bekannt als Tassos Biograph, stand damals schon im achtundsiebzigsten Lebensjahre und genoß allgemeines Ansehen als der Mäcen Süditaliens. Tasso und später Marini hatten in seinem Hause gewohnt; er würde gewiß den englischen Dichter, der jene beiden zu überstrahlen bestimmt war, zu sich eingeladen haben, wenn er die Inquisition nicht gefürchtet hätte. Er erwies ihm alle nur mögliche Freundlichkeit und führte ihn in der Stadt umher, gestand aber, daß unvorsichtige Aeußerungen über Religion ihn von noch regerem Verkehr zurückgehalten hätten.

Milton hatte ursprünglich seine Reise über Sizilien, die Heimath Theokrits, nach Griechenland ausdehnen wollen; allein Botschaften sehr ernster Natur riefen ihn in die Heimath zurück, denn schon ließen sich die Vorboten des Sturmes vernehmen, der das Staatsschiff in drohenden Fluthen umherschleudern sollte. Später schrieb er selbst, „er habe es für eine Schande gehalten, wollte er auf Reisen in der Fremde zu eigenem Ergötzen die Zeit verbringen, während seine Landsleute daheim für die Freiheit kämpften". Da er aber ahnen mochte, daß er die Sonne Italiens nie wieder sollte leuchten sehen, so nahm er sich Zeit und richtete seine Rückreise sehr gemächlich ein. Er blieb wieder zwei Monate lang in Rom und ebensolange Zeit in Florenz; dann ging er über Bologna und Ferrara nach Venedig, wo er den Monat April des Jahres 1639 verlebte. Nachdem er die in Italien gesammelten Bücher und Musikalien zu Schiffe nach England gesandt hatte, überstieg er die Alpen und reiste nach Genf, der zweiten Heimath Calvins, die den Puritanern als geweihte Stätte galt. Ueber seinen mehrwöchentlichen Aufenthalt in dieser Stadt wissen wir so gut wie nichts; er selbst hat nur geschrieben: „Ich war täglich in Gesellschaft des hochgelehrten Professors der Theologie Giovanni Diodati." Dessen Neffe Karl war von der Paulsschule her Miltons Busenfreund gewesen; er erfuhr wohl hier zuerst seinen im August des Jahres vorher erfolgten Tod. Die Rückreise führte wieder über Paris, und die Ankunft in England muß in den letzten Tagen des Juli, oder zu Anfang August erfolgt sein.

Anmerkungen.

[1] So schreibt Milton den Namen.

[2] Jeremias 31, 15.

[3] Man hatte ja Milton das Fräulein von Christ's College genannt.

In der Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

(54 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

	M.
Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	—.80
Conrad, Schillers Realismus. (N. F. 233)	1.—
Corrodi, Rob. Burns und Peter Hebel. Eine litterarhistorische Parallele. (182)	—.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190)	—.80
Dierks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372)	—.75
— Poetische Turniere. (447)	—.60
Ebner, Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (N. F. 227)	1.—
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31)	1.—
— Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53)	1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229)	—.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie. (N. F. 98)	—.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183)	—.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	—.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305)	—.60
Goetz, Die Njalssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)	—.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	—.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81)	—.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88)	—.80
Hauff, Shakespeares Hamlet. (N. F. 117)	1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282)	—.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321)	—.60
v. Holtzendorff, Englands Presse (95)	—.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52)	1.—
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21)	—.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79)	—.80
Maas, Das deutsche Märchen. (N. F. 24)	—.80
Mannhardt, Klytia. (239)	1.—
Martin, Goethe in Straßburg. (135)	—.60
Marx, Die dichterische Entwickelung Shakespeares. (N. F. 211)	—.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22)	1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45)	—.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92)	1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445)	—.80
Reményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341)	1.20
Rover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F. 25)	—.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68)	—.80
— Die Thiersage. (N. F. 164)	1.—
— Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. (N F. 201)	1.—
Radlkofer, Die sieben Schwaben. Mit 1 Abb. (N. F. 221)	1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265)	—.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Aufl. (83)	—.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde. (N. F. 111)	—.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463)	—.8

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Miltons Jugendjahre
und Jugendwerke.

Von

Dr. Immanuel Schmidt
Professor in Gr.-Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

T.III. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

HARVARD COLLEGE LIBRARY, JUN 1896 CAMBRIDGE
Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 244.

Glacialerscheinungen
in der
geologischen Vergangenheit.

Von

Dr. O. Herrmann
in Chemnitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 510.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Glacialerſcheinungen

in der

geologiſchen Vergangenheit.

Vortrag,
gehalten in der Naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft zu Chemnitz

von

Dr. G. Herrmann
in Chemnitz.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

VIII. 175a

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Thatsache, daß in den Alpen in früheren Zeiten die Gletscher eine viel bedeutendere Ausdehnung besaßen, als jetzt, wurde schon zeitig erkannt. Bereits im Jahre 1829 trug Venetz[1] aus dem Kanton Wallis gelegentlich der Versammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft auf dem Großen St. Bernhard seine Ansichten über die ehemalige größere Verbreitung der Gletscher seiner Heimath vor und führte als Beweise für dieselbe die vielen erratischen Blöcke und Moränenwälle in den Thälern der Schweiz an. Er wurde durch seine Ausführungen zum eigentlichen Vater der neueren wissenschaftlichen Glacialgeologie, wenn auch vor ihm schon andere Forscher, wie Playfair, Esmark und namentlich Bernhardi, ähnliche Gedanken für verschiedene Landstriche ausgesprochen hatten, denn durch Venetz wurde zunächst J. de Charpentier zur eingehendsten Erforschung der diluvialen Bildungen des Alpengebietes angeregt. Eine Unterredung Charpentiers mit dem durch seine Blattstellungslehre bekannten Botaniker Karl Schimper[2] († 1867), der bereits in Vorträgen während des Winters 1835/36 in München erklärte, daß die Findlinge am Starnberger See nicht durch Wasser, sondern durch Eis dahin transportirt sein müßten, und eine lange Kälteperiode annahm, war dann die Veranlassung, daß L. Agassiz sich dem Studium des alpinen Glacialphänomens widmete. Die beiden, für die

Glacialgeologie der Alpen klaſſiſchen älteren Werke: L. Agaſſiz': Etude sur les glaciers. Neuchâtel 1840 und Charpentiers: Essai sur les glaciers etc. Lauſanne 1841, enthalten die Reſultate dieſer Studien. Beide genannte Geologen kommen auch, jeder von einem etwas anderen Geſichtspunkte aus, zu der Behauptung, daß das Klima der Erde in der jüngſten Periode ihrer Bildung ein kälteres geweſen ſei, als es heute iſt, ja Agaſſiz ging ſogar zeitweiſe ſo weit, die einſtige Vereiſung faſt der ganzen nördlichen Hemiſphäre anzunehmen.

So wurde denn ſchon in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Theorie einer Eiszeit, wie Karl Schimper das in Rede ſtehende Phänomen 1837 zum erſten Male in einem bei Gelegenheit einer Gedenkfeier zu Ehren Galileis verfaßten Gedichte nannte, lebhaft diskutirt, ohne doch keineswegs allgemeine Anerkennung zu finden. Während ſich die Annahme einer gewaltigen ehemaligen Vergletſcherung des Alpengebietes bald allgemeiner Zuſtimmung erfreute, wurde diejenige Skandinaviens in Frage gezogen. Erſtere blieb ein lokales Phänomen.

Noch in den 60er Jahren wird für die Entſtehung unſeres norddeutſchen Diluviums, in dem man ſchon im vorigen Jahrhundert die aus Skandinavien ſtammenden erratiſchen Blöcke erkannt hatte, allgemein die Lyellſche Drifttheorie angewendet, die bekanntlich behauptet, daß die fremden Geſteine und Kiesmaſſen auf ſchwimmenden Eisbergen, welche von den bis zum Meer herabſteigenden Gletſchern der nordiſchen Gebirge losbrachen, in unſere Breiten gelangten. Gerade quer durch Sachſen ſollte die ſüdliche Küſte des angenommenen großen Diluvialmeeres verlaufen ſein.

Daß dieſe Theorie — nach der alle diluvialen Bildungen, ſeien ſie lehmige, ſandige oder rein thonige, ſeien ſie geſchichtet oder ganz ungeſchichtet, ſeien es einzelne Blöcke oder über 100 m mächtige Ablagerungen, durch Eisſchollen befördert worden ſein

ſollten — ſo lange zu Recht beſtehen konnte, iſt wohl nur durch das hohe wiſſenſchaftliche Anſehen des Trägers dieſer Theorie zu erklären.[3]

Da ſprach in der bedeutungsvollen Sitzung der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft[4] vom 3. November 1875 zu Berlin der ſchwediſche Geolog Otto Torell aus, „daß ſich eine Vergletſcherung Skandinaviens und Finlands bis über das norddeutſche und nordruſſiſche Flachland erſtreckt" habe. Torell, welcher die loſen Ablagerungen ſeines Vaterlandes, wie diejenigen Islands, Finlands und ſolche aus Theilen Norddeutſchlands ſorgfältig ſtudirt hatte, war beim Anblick der an manchen Stellen umgebogenen und zertrümmerten, an anderen abgeſchliffenen und geſchrammten oberſten Schichten des Muſchelkalkes in den Kalkbrüchen von Rüdersdorf[5] veranlaßt worden, die Glacialtheorie auch auf Norddeutſchland auszudehnen.

Faſt mit einem Schlage war der Bann der Drifttheorie gebrochen, der neue Weg war gezeigt, von zahlreichen Geologen wurde er betreten.

Es iſt bekannt, wie in raſcher Folge ſämtliche unumſtößlichen Beweiſe für eine ehemalige Vergletſcherung des deutſchen Bodens aufgefunden, wie ältere Beobachtungen in dem neuen Lichte richtig gedeutet wurden. Man entdeckte eine große Anzahl von ſog. Rundhöckern, das ſind bekanntlich Felsklippen, die von dem darüber hinweggegangenen Eiſe zugerundet, abgeſchliffen, an der Oberfläche geglättet, polirt und theilweiſe mit parallelen Schrammen verſehen worden ſind. Derartige „Gletſcherſchliffe" fand man in Sachſen beiſpielsweiſe auf dem Quarzporphyr des Dewitzer Berges bei Taucha, auf dem Pyroxenquarzporphyr bei Kleinſteinberg, ferner bei Alt-Oſchatz, Oſchatz, in der Hohburger Schweiz, bei Lommatzſch, bei Lüttichau zwiſchen Radeburg und Königsbrück, bei Kamenz, bei Großſchweidnitz, an vielen anderen Punkten außerhalb Sachſens,[6] deren Zahl noch immer vermehrt

wird. Es sei sogleich hier erwähnt, daß in neuerer Zeit Glacialschrammen durch F. Wahnschaffe[7] auf dem Jurakalk bei Krotoschin in Posen (Schrammen N. 32° W.) und auf dem Basalte des Kirchberges unweit Jauer in Schlesien (Schrammen O.-W.), ferner durch Althans[8] auf dem Granit bei Strehlen in Schlesien (Richtung N.-S.) beschrieben und auch solche auf dem Lausitzer Granit bei Station Demitz[9] zwischen Bischofswerda und Bautzen (Schrammen N. 20° O.) entdeckt worden sind. Man stellte fest, daß die Richtung der Glacialschrammen nach demselben Striche von Schweden und Finland zeigte, wie die fremden Blöcke und Geschiebe, welche ebenfalls ein eingehendes Studium erfuhren und noch neuerdings zum Gegenstande von zahlreichen Arbeiten[10] geworden sind.

Man erkannte sodann in dem außerordentlich verbreiteten Geschiebemergel, bezw. -lehm, jener thonig-sandigen, ungeschichteten, kalkhaltigen, bezw. kalkfreien Masse, welche kleine, größere und größte Geschiebe ganz unregelmäßig vertheilt umschlossen hält, die wohlerhaltene Grundmoräne, also den auf dem Boden des Inlandeises forttransportirten Gesteinsschutt. In diesem Geschiebelehm wurden dann die kantenbestoßenen, mit Schliffflächen und Kritzen versehenen Geschiebe überall beobachtet. Von Gesteinskuppen auf deutschem Boden mit charakteristischen Felsarten fand man die Geschiebe aus letzteren durch die Grundmoräne weit nach Süden zu verschleppt.

So sehen wir in den 80er Jahren rüstig an dem Werke arbeiten, das alte Driftgebiet von dem neu gewonnenen Gesichtspunkte aus zu erforschen. Es betheiligen sich hieran für Norddeutschland namentlich G. Berendt, H. Credner, J. Jentzsch, K. Keilhack, A. Penck, F. Wahnschaffe und die anderen Diluvialgeologen der preußischen und sächsischen Landesuntersuchungen; für das Alpengebiet sehen wir in jener Zeit thätig: K. v. Zittel, C. W. Gümbel, A. Penck, für Skandinavien

O. Torell, E. Erdmann, A. Nathorst, Th. Kjerulf, A. Helland u. s. w., für Großbritannien A. C. Ramsay, Archibald Geikie und namentlich James Geikie. Bald waren die Hauptzüge in der Zusammensetzung und Verbreitung der von dem alten Eise zurückgelassenen Bildungen festgestellt.

Ein Hauptunterschied zwischen den Resultaten dieser speziellen Untersuchungen und Aufnahmen von denjenigen der reinen Spekulation, die Agassiz für die Länder außerhalb der Alpen übte, lag darin, daß es sich herausstellte, daß nicht das Polareis bis zu unseren Breiten vorgedrungen, sondern die Hochgebirge der verschiedenen Länder Ausgangscentren einer gewaltigen Ausbreitung von Eismassen gewesen, so das skandinavische Hochgebirge für das Inlandeis, welches das Becken der Ost- und Nordsee ausfüllte und Norddeutschland überzog, das schottische Hochland, die Gebirge von Wales und Irland für das Eis, welches die britischen Inseln — der südöstlichste Theil von England wurde vom skandinavischen Eis erreicht — bedeckte, das Timan-Gebirge und der nördliche Ural für die Eisdecke der Nordostecke von Rußland und der Nordwestecke von Asien, die Alpen nur für die Eisdecke der angrenzenden Länder, Grönland für Nordamerika ꝛc. Das Areal, welches Spuren einer Vereisung während der Diluvialzeit aufwies, ergab sich als ein außerordentlich flächenreiches. Es umfaßt[11] die Polarländer, sodann ganz Skandinavien, Island, die britischen Inseln mit Ausnahme des südlichsten Streifens von England, Holland, ungefähr die Hälfte des europäischen Rußland, Deutschland von Norden her bis zum Fuße der mitteldeutschen Gebirge, die Meeresbecken, welche zwischen den genannten Ländern gelegen sind, ferner die Schweiz, die bayerische Hochebene bis München, Theile von Norditalien und kleine Gebiete um die Pyrenäen, den Kaukasus und um andere Gebirge herum, in Europa insgesamt einen Flächenraum von etwa 115000 □Meilen, ferner Grönland, Kanada, von dem

Gebiete der Vereinigten Staaten im Osten bis zum 40., im Westen bis zum 50. Breitengrade (mit Ausnahme des eisfrei gebliebenen Gebietes, des driftless area,[12] zwischen dem 42. und 45. Breitengrade und unter dem 90. Längengrade von ca. 25 900 □km), so daß über 360 000 □Meilen von Nordamerika mit Eis bedeckt waren. Dazu kommen noch die Nordostspitze, sowie die Nordwestecke von Asien, kleine Striche um das Himalayagebirge und andere größere Erhebungen Asiens, sowie des westlichen Nordafrikas herum, auf der südlichen Halbkugel außer den Polarländern die Südspitze von Südamerika bis zum 40. Breitengrad, Theile Natals (?), die größte Insel von Neuseeland und kleine Gebiete Brasiliens und mehrere Punkte der Anden.

Die Erscheinung, daß die bezeichneten Theile der Erdoberfläche zu einer bestimmten Zeit der Diluvialperiode mit zusammenhängendem, jegliche Bodenerhebungen bedeckenden, beweglichen Eis, also mit Inlandeis — nicht mit einzelnen Eisströmen, also nicht mit Gletschern — überzogen waren, nennt man bekanntlich schlechthin die Eiszeit, richtiger die diluviale Eiszeit."

Schon in der Mitte der 80er Jahre konnte auf Grund der zahlreich vorliegenden Arbeiten W. Dames im Jahre 1886[13] eine Uebersicht über die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene geben, nachdem schon im Jahre 1878 Th. Kjerulf in „Die Eiszeit" (diese Vortragssammlung, Heft 293. 294) über die damals bekannten Glacialerscheinungen in den verschiedenen Ländern berichtet hatte. M. Neumayr gab dann im zweiten Bande seiner Erdgeschichte (Leipzig und Wien. 1890) einen erneuten Ueberblick.

In der Damesschen Arbeit, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene (diese Sammlung. Heft 479) wird das Glacialphänomen für Deutschland kurz folgendermaßen geschildert:

Als älteſte diluviale Ablagerungen, Gebilde der Zeit vor dem Herannahen des nordiſchen Eiſes (Präglacialzeit), finden ſich Süßwaſſerkalke, -thone und -ſande, welche bereits auf nordiſchen Diluvialſanden, den Abſätzen der aus dem anrückenden Inlandeiſe hervorſtrömenden Gletſcherwäſſer, auflagern (Belzig, Görtzke, Uelzen, Korbiskrug u. ſ. w.). Zu dieſen Bildungen gehört namentlich auch eine 4 m mächtige Paludinenbank, welche zuerſt in Rixdorf bei Berlin, dann an weiteren Punkten[14] in Berlin erbohrt wurde, ſo daß ſie jetzt durch acht Bohrlöcher auf einer Erſtreckung von 10 km in ca. 40 m unter dem Nullpunkte des Berliner Dammmühlenpegels nachgewieſen iſt. Auf eine noch größere Ausdehnung deutet nach M. Fiebelkorn der Fund eines Exemplares von Paludina diluviana Kunth in einem Brunnen bei der Irrenanſtalt Herzberge, nordweſtlich von Friedrichsfelde.[15]

In der Nähe der heutigen Meeresküſte fand man auch marine Bildungen, alle aber mit einer Fauna, die auf ein Klima deuten, das dem heutigen ganz ähnlich war, nur in Weſtpreußen ſolche mit einer arktiſchen Fauna, mit Cyprina islandica und Yoldia artica, woraus auf eine damals exiſtirende Verbindung der Oſtſee mit dem weißen Meere geſchloſſen wird.

Auf die Präglacialzeit folgt die Zeit der erſten Eisbedeckung, in der das ſkandinaviſche Inlandeis allmählich nach Süden zu vordringt, den Untergrund hier und da abſchleift, polirt und mit Schrammen bedeckt, an anderen Stellen aufwühlt, zuſammenſchiebt und -ſtaucht, überall auf deutſchem Boden reichliches Geſteinsmaterial in die Grundmoräne aufnehmend und nach Süden zu forttransportirend. Hinter Geſteinskuppen entſteht durch dieſe reichliche Materialaufnahme die lokale Grundmoräne oder Lokalmoräne (Kroßſtensgrus). Beim Abſchmelzen dieſer erſten Inlandeisdecke hinterbleibt die Grundmoräne als unterer Geſchiebelehm, lokal

durch Aufarbeitung des Materials desselben mit Einlagerungen von Sand oder Kies versehen oder gänzlich zu solchen ausgeschlämmt. Als Begleiterscheinungen können Strudellöcher (Riesentöpfe, Riesenkessel) und Sölle oder Pfuhle auftreten.

Hier möge eingeflochten werden, daß vor wenigen Jahren von G. Berendt[16] vom Adlerfels in Schreiberhau auf der Nordseite des Riesengebirges zahlreiche Steinkessel auf der Oberfläche des Isergebirgsgranites als Gletschertöpfe beschrieben worden sind. Namentlich auf Grund der Entdeckung dieses „Gletschergartens" wurde von G. Berendt ein ausgedehnter Schreiberhauer Gletscher konstruirt und eine allgemeine diluviale Vergletscherung des Riesengebirges angenommen. J. Partsch[17] hält dagegen die schon lange unter dem Namen Opferkessel bekannten Hohlformen, deren Zahl im Riesengebirge Tausend übersteigen mag, und die sich allerorts auf dem Granit finden, durch die Verwitterung allein für erschöpfend erklärbar und die daraus für Glacialwirkung gezogenen Schlüsse für hinfällig.

Gelegentlich meiner geologischen Aufnahmen im Lausitzer Granitgebiete und meiner Wanderungen im Iser-Riesengebirge, auf denen ich auch den Adlerfels besuchte, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß Partsch die richtige Erklärung von der Entstehung dieser Hohlformen gegeben hat.

Gestützt auf die Entdeckung einiger fossilführender Schichten zwischen Glacialbildungen wird nun angenommen, daß das Inlandeis sich beträchtlich zurückzog, das Klima milder wurde, so daß auf dem eisfreien deutschen Boden in dieser Interglacialzeit sich organisches Leben entwickeln konnte.

So sind verschiedene Kalktufflager, namentlich aber das von K. Keilhack[18] beschriebene Torflager von Lauenburg an der Elbe, dessen Lagerungs- und Altersverhältnisse später viel umstritten wurden,[19] entstanden. Dieser Interglacialzeit entstammt weiterhin eine schon lange bekannte reiche Fauna, die sich

namentlich aus riesigen Thieren, wie Elephas primigenius, Tichorhinus antiquitatis, Megaceros hibernicus, Bos primigenius und priscus ꝛc. zusammensetzt und auf ein nördlich gemäßigtes bis arktisches Klima deutet (Sande von Rixdorf ꝛc.).

Als Interglacialbildungen wurden später von C. Weber sieben Torflager aus dem westlichen Holstein beschrieben,[20] welche durch die Arbeiten an dem Nord-Ostseekanal aufgedeckt worden sind. Vier davon finden sich bei Großen-Bornholt, eines bei Beldorf, eines bei Lütgen-Bornholt, eines bei Steenfeld. Sie liegen oberhalb blauen Moränemergels und haben höchst frappante Stauchungen durch das Inlandeis erfahren. In einzelnen fand Weber Samen von Cratopleura holsatica[21] und von Paradoxocarpus carinatus Nehr. — Zu den Interglacialbildungen gehört weiter mit großer Wahrscheinlichkeit das in neuester Zeit berühmt gewordene untere Thon- und Torflager der Schichten von Klinge bei Kottbus[22] (vergl. S. 16), an deren Erforschung sich in erster Linie A. Nehring, sodann auch C. Weber, K. Keilhack, H. Credner, H. Potonié betheiligt haben.

In der Schmidt'schen Thongrube bei Klinge bietet sich nach A. Nehring folgendes Profil: Zu unterst lagert eine Kiesschicht mit nordischem (nach H. Credner auch mit Lausitzer) Gesteinsmaterial, darauf der sog. untere Thon, welcher nach A. Nehring Megaceros Ruffii, Alces, Cervus elephas, Equus, Rhinoceros, Vulpes spec., Castor lieferte. Darüber folgt das sog. untere Torflager, in dessen Flora als eigenthümliche Arten Cratopleura helvetica f. Nehringi Weber und Paradoxocarpus carinatus Nehring (= Folliculites carinatus Potonié) erscheinen, durch welche jene Flora mit der Tertiärflora verknüpft wird. Von Thierresten kamen in dem Lager vor: Cervus Tarandus, Equus, Rhinoceros, Elephas, Castor, Emys, Tinca. Die nächste Schicht über diesem Torflager bildet der sog. obere Thon, welcher nur in den untersten, mit torfigen

Zwischenlagern versehenen Theilen Thierreste (Bison, Equus) ergab, in dem aber Nathorst Reste von Betula nana gefunden. Ueber dem Thon folgt dann das sog. obere Torflager mit Resten von Megaceros und Rhinoceros, sodann geschichteter Decksand.

Zu den interglacialen Bildungen gehören nach C. Weber,[28] und sind denjenigen von Klinge äquivalent, die fossilführenden Süßwasserkalke, Leber- und Moostorfe von Honerdingen bei Walsrode am westlichen Rande der Lüneburger Haide. Aus ihnen wurden 80 Pflanzenarten, worunter Naja flexilis, Ilex aquifolium, Taxus baccata, ferner Thierreste, wie Sumpfschildkröte, Eichhörnchen, Wisent, Urstier, Rothhirsch ꝛc. bekannt.

Auf die Schilderung dieser Interglacialperiode folgt in der Damesschen Arbeit diejenige einer zweiten Eisbedeckung, der wiederum Ablagerungen von Sanden vorausgingen. Diese zweite, innerhalb Norddeutschlands in der Richtung von Osten nach Westen vorschreitende Vereisung reichte jedoch nicht so weit nach Süden, wie die erste. Die Hinterlassenschaft derselben ist der gelblich-graue obere Geschiebemergel, als dessen „Auslaugungs- und Erosionsprodukt" man die sog. Steinsohle unter dem Löß angesprochen hat.

In der Zeit des abschmelzenden Eises, in welcher die Grundbedingung für unser heutiges Flußnetz und die Konfiguration der Höhenzüge zu suchen ist, soll sich zunächst die Lehm- (Löß-) decke gebildet haben, welche sich in einem dem Gebirgsrande parallelen Streifen vorfindet und so entstanden sein soll, daß die Schmelzwässer sich über das Gebiet zwischen dem Nordabfall der deutschen Mittelgebirge und dem Südrande des zweiten Inlandeises ausdehnten und sich aus ihnen die feinsten Theile der Grundmoräne, welche sie suspendirt in sich trugen, absetzten (vergl. S. 28—34). In derselben wurden durch A. Nehring namentlich von Thiede bei Wolfenbüttel und Wester-

egeln bei Magdeburg Thierformen beschrieben, in denen hauptsächlich eine Steppenfauna mit Murmelthier, Ziesel, Springmaus, Lemming, Pfeifhase ꝛc. vertreten ist. Später hat A. Nehring, zunächst für die Fauna der Bildungen am Schweizerbild bei Schaffhausen, sodann für die aus dem Löß von Thiede ꝛc. von unten nach oben eine Aufeinanderfolge einer Tundren-, Steppen- und Waldfauna nachzuweisen gesucht.[24]

Ferner entstand während dieser Zeit die dünne Decke von Decksand auf den Plateaus, als Rest des von seinen feineren, thonig-kalkigen Theilen durch Auslaugung befreiten oberen Geschiebemergels.

Als die Schmelzwässer wuchsen, gruben sie sich auf verschiedenen Etappen in der Abschmelzperiode breite Querthäler ein, in denen unsere heutigen Ströme eine Zeitlang flossen, bis sie sich nach gänzlichem Rückzuge des Eises einen kürzeren Weg zum Meere bahnten. — So viel vom Inhalt der Damesschen Arbeit. —

Seit dem Erscheinen jener namhaft gemachten Werke ist wieder eine Reihe von Jahren verstrichen, Jahre, in denen auf dem Gebiete der Glacialgeologie unermüdlich weitergearbeitet worden ist. Den Leser mit einigen Resultaten der neueren Arbeiten der Glacialforschung, insonderheit derjenigen, welche Deutschland betreffen, bekannt zu machen, soll die erste Aufgabe meiner Bemerkungen sein.

Wie zahl- und inhaltsreich diese Arbeiten sind, zeigt uns die ziemlich vollständige Zusammenstellung der Resultate derselben, welche James Geikie samt seinen eigenen Untersuchungen zu dem herrlichen Werke „The Great Ice Age“, London, verarbeitet hat. Dasselbe stellt in der dritten, im Jahre 1894 erschienenen Auflage[25] einen stattlichen Band von 850 Seiten dar, der mit zahlreichen Uebersichtskarten, die namentlich die Verbreitung der Eismassen während der verschiedenen

Glacialepochen veranſchaulichen, ſowie einer Fülle von Textfiguren ausgeſtattet iſt.

Für Norddeutſchland ſind dieſelben im Jahre 1891 von F. Wahnſchaffe in ausführlicher Weiſe zu dem ſchönen Werke: „Die Urſachen der Oberflächengeſtaltung des Norddeutſchen Flachlandes“ (Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde. Bd. IV. Heft 1), auf das ich ganz beſonders die Aufmerkſamkeit lenken möchte, verarbeitet worden.[26]

Der Punkt, den ich voranſtellen will und um den viel geſtritten worden, iſt die Frage: War die von den Hochgebirgen ausgehende Vereiſung eine einmalige oder eine wiederholte, mit anderen Worten: giebt es mehrere diluviale Vereiſungen, die durch Perioden getrennt ſind, in denen die Gebiete wieder eisfrei lagen, in denen ein wärmeres Klima einzog und ein organiſches Leben ſich entwickeln konnte? Wie ſchon erwähnt, nimmt W. Dames auf Grund der Arbeiten der preußiſchen Geologen eine zweimalige Vereiſung Norddeutſchlands während der Diluvialzeit an, und wir ſehen auf den preußiſchen Karten in der That nur einen unteren Geſchiebelehm, herrührend von der erſten, großen Eisbedeckung, und einen oberen, nebſt den aus beiden abzuleitenden Bildungen, unterſchieden, wenn auch das urſprünglich für den oberen Geſchiebelehm aufgeſtellte Kriterium, die gelblichgraue Farbe gegenüber der blaugrauen Farbe des unteren, ſich als nicht ſtichhaltig herausgeſtellt hat.

Die Publikationen der däniſchen geologiſchen Landesunterſuchung kennen ebenfalls nur zwei Geſchiebelehme, den unteren und oberen „Moränenlehm“ (nedre und øvre moräneler), und K. Rørdam[27] meint auf Grund der Geſchiebeverbreitung, daß die Eisbewegung während der erſten Eiszeit ungefähr von Norden nach Süden, während der letzten Eiszeit jedoch von Süden gegen Norden in Dänemark gerichtet geweſen ſei.

Die Schweden unterſcheiden den unteren bläulichgrauen

„blå Krossstens-lera“ und den oberen gelblichgrauen „gul Krossstens-lera“.

Die meisten nordamerikanischen Glacialgeologen nehmen eine zweimalige Vereisung Nordamerikas an.

Im Gegensatze zu diesen Ansichten wurde von A. Penck schon seit langer Zeit, vor allem für das Alpengebiet, für welches derselbe die Resultate seiner unermüdlichen Forschungen in der gekrönten Preisschrift: „Die Vergletscherung der deutschen Alpen“, Leipzig, 1882, zusammengefaßt hat,[28] eine mindestens dreimalige Vereisung mit zwei Interglacialzeiten vertheidigt, ohne daß seine Behauptungen sich zunächst allgemeinere Anerkennung zu verschaffen vermochten. In neuerer Zeit gewinnt die Penck'sche Auffassung jedoch immer mehr Anhänger und scheint allmählich durchzudringen. So sind E. Brückner, G. Steinmann, L. du Pasquier zu denselben Resultaten gekommen; auch E. Richter[29] rechnet in seiner Arbeit über die Ostalpen mit drei diluvialen Eiszeiten. Alle diese Forscher stimmen darin überein, daß die zweite Vereisung die intensivste gewesen ist.

Eine gewaltige Anerkennung der Penck'schen Auffassung spricht sich aber in den neusten Publikationen der süddeutschen Landesuntersuchungen aus.

Da der Rhein, dessen Schotterablagerungen mit den Vereisungen des Alpengebietes in direkter Beziehung stehen, in Süddeutschland Gebiete berührt, welche von fünf verschiedenen Landesuntersuchungen bearbeitet werden, so wurde im Frühjahr des Jahres 1892 von Mitgliedern der geologischen Landesanstalten von Baden, Bayern, Elsaß-Lothringen und Hessen eine große gemeinschaftliche Exkursion in das Gebiet des Mittel- und Oberrheins ausgeführt, um zu einer gemeinsamen Deutung der Thatsachen und einer zuverlässigen Parallelisirung der Quartärbildungen im Rheinthal gelangen zu können. Die Resultate

der gemeinsamen Begehung und Diskussion wurden zu einem gemeinschaftlichen Bericht,[30] dessen Inhalt durch spätere Mittheilungen etwas modifizirt worden ist,[31] zusammengefaßt. Nach diesen Exkursionen und denjenigen, welche A. Penck im Frühjahr 1893 in Oberschwaben von der Donau bis zum Bodensee führte, sprach R. Lepsius für das Gebiet des Mittelrheines ebenfalls drei Eiszeiten[32] an, deren Ablagerungen auch auf den Karten der großherzoglich hessischen Landesuntersuchung getrennt gehalten sind:[33]

In der ersten Eiszeit (unteres Diluvium) entstand die älteste Diluvialterrasse, gebildet aus den ältesten Schottern des Mains und seiner Zuflüsse (entsprechend den Deckenschottern [genannt löcherige Nagelfluh] der Voralpen)[34], während der zweiten Eiszeit (mittleres Diluvium) die Grundmoränen der Spessart- und Odenwaldgletscher, sowie Schotter des Mains und seiner Zuflüsse, welche Ablagerungen als „mittlere Diluvialterrasse" (entsprechend der Hochterrasse, haute terrasse, der Voralpen) zusammengefaßt werden; auf beiden Stufen lagert eine äolische Hülle von Flugsand und Löß. In der dritten Eiszeit (oberes Diluvium) werden die mitteldiluvialen Gebilde kräftig ausgefurcht, und in die so entstandenen Rinnen legen sich Lehme, Flußkiese und -sande, sowie dejektive Lößmaterialien, welche als Aequivalente von du Pasquiers Niederterrasse, basse terrasse, der Voralpen betrachtet werden.

Es fehlt in der neuesten geologischen Litteratur nicht an Aeußerungen, die auch für andere Gebiete eine mehr als zweimalige Vereisung annehmen. So ist A. Nehring geneigt, unter Zustimmung zu einer Annahme von drei pleistocänen Eiszeiten, das untere Thon- und Torflager von Klinge (vergl. S. 11) einer ersten (älteren) Interglacialzeit zuzurechnen. Das Vorhandensein des von H. Credner beobachteten Lausitzer Materials in dem unter dem Thonlager ruhenden fluvio-glacialen Misch-

ſchotter könnte man durch Aufnahme aus zerſtörten präglacialen Schottern (vergl. S. 26) erklären.

Weiterhin ſei erwähnt, daß Salisbury geneigt iſt, für Nordamerika drei durch zwei Interglacialzeiten getrennte Epochen der Eiszeit anzunehmen.[35]

Von pflanzengeographiſchen Betrachtungen ausgehend, kommt A. Schulz neuerdings[36] zu der Annahme von vier diluvialen Eiszeiten. Die erſte derſelben iſt die erſte der von A. Penck und E. Brückner für das Alpengebiet nachgewieſenen, die zweite und dritte die erſte und zweite der norddeutſchen Geologen.

Während ſich nach Schulz die Lage der Seen in den Pyrenäen und in Schottland, ſowie diejenige gewiſſer Endmoränen in den Alpenthälern zu Gunſten einer vierten Eiszeit deuten laſſen, giebt es aus Mitteleuropa keine geologiſchen Beweiſe für dieſelbe, dagegen weiſen die Thatſachen der Pflanzenverbreitung auf eine ſolche, viel unbedeutendere, als die vorausgehenden, hin. Während derſelben drang das ſkandinaviſche Eis nicht mehr bis nach Norddeutſchland vor, die Gletſcher in den Alpen und Pyrenäen reichten nicht in das Vorland hinaus.

Die pflanzengeographiſche Begründung der vierten Eiszeit geſchieht etwa folgenderweiſe:

Dieſelben Pflanzengenoſſenſchaften treten an Punkten auf, die durch weite Lücken voneinander getrennt ſind, durch ſo weite Lücken, daß ſie die Pflanzen nicht mit ihren Hülfsmitteln der Samenverbreitung überſprungen haben können. Alſo müſſen früher einmal auch innerhalb dieſer Lücken wenigſtens ſporadiſch jene Pflanzengenoſſenſchaften angeſiedelt geweſen ſein. Später iſt ein Ereigniß eingetreten, das ihnen auf weiten Strecken den Garaus machte, und zwar eben nicht nur einzelnen Arten, ſondern den ſämtlichen, untereinander verſchieden organiſirten Gliedern einer größeren Genoſſenſchaft. Das kann nicht eine ganz geringe,

lange andauernde Verschlechterung des Klimas gewesen sein, denn dann hätten einige Arten Zeit zur Anpassung gefunden, sondern nur ein größerer Temperaturabfall, eine Eiszeit. Eine solche, jetzt nur noch fetzenhaft vorhandene Pflanzengenossenschaft bewohnt in der Gegenwart den Saalebezirk. Hätte die dritte Eiszeit die heute sichtbaren Lücken gerissen, so wäre nicht einzusehen, wie diese wärmebedürftigen Pflanzen sich im Saalebezirk hätten halten können, während sich das nordische Eis bis an die Nordgrenze des Königreiches Sachsen erstreckte. Demnach ist jene thermophyte Genossenschaft erst nach der dritten Eiszeit eingewandert. Die vierte Eiszeit hat dann als deutliche Spuren die Lücken hinterlassen.

A. Schulz gelangt auf Grund seiner Betrachtungen über das Erscheinen, die Ausbreitung, das Verschwinden der Thermophyten (Wärme liebende Pflanzen), der Thermopsychrophyten (Wärme und Kälte liebende Pflanzen) Psychrophyten (Kälte liebende Pflanzen), Xerophyten (Trockenheit liebende Pflanzen) zur Aufstellung folgenden Schemas für das Klima Mitteleuropas seit dem Ende der Tertiärformation (nach einer Wiedergabe durch F. Regel):[37]

A. Tertiärperiode.

1. Ende der Pliocänzeit = Präglacialzeit.

B. Quartärperiode.

2. Erste Eiszeit.
3. Erste Interglacialzeit: Wahrscheinliche Gliederung in a) Uebergangsperiode, b) Kontinentalzeit, c) Uebergangsperiode.
4. Zweite Eiszeit.
5. Zweite Interglacialzeit: a) Uebergangsperiode, b) 1. (wahrsch. 2.) Kontinentalzeit, c) Uebergangsperiode.

6. Dritte Eiszeit.
7. Dritte Interglacialzeit: a) Uebergangsperiode,
   b) 2. (wahrsch. 3.) Kontinentalzeit,
   c) Uebergangsperiode.
8. Vierte Eiszeit.
9. Postglacialzeit: I. a) Uebergangsperiode,
   b) Postglaciale Kontinentalzeit,
   c) Uebergangsperiode.
(10.) II. Kühle Periode,
(11.) III. Uebergangsperiode = Jetztzeit.

James Geikie, der bekannte britische Glacialgeolog, stellte nach seinen Forschungen und dem Inhalte der Glaciallitteratur im Jahre 1892 fünf Glacial- mit vier Interglacialepochen auf;[38] in der dritten Auflage seines wiederholt erwähnten großen Werkes dagegen glaubt er sechs Glacial- und fünf Interglacialepochen,[39] denen er in einer noch jüngeren Arbeit[40] bestimmte, von der Ausbreitung des Eises oder von typischen Lokalitäten abgeleitete Namen beilegt, unter scheiden zu können. Zunächst sei hier die Parallelisirung der Glacialepochen wiedergegeben, wie er sie im Jahre 1895 nach einer Aussprache mit A. Penck hinstellte:[41]

1. Epoche des ältesten baltischen Gletschers. Unterster Geschiebelehm Schwedens und der Provinz Preußen. Weybourn Crag.
2. Epoche der größten Eisausdehnung. Unterer Geschiebelehm in Brandenburg und England.
3. Epoche der kleineren Eisausdehnung. Oberer Geschiebelehm der genannten Länder.
4. Epoche des letzten baltischen Gletschers. Baltische, finnische, mittelschwedische und norwegische Endmoränen. Endmoränen in Schottland.
5. Epoche der kleinen lokalen Gletscher.

Sodann sei unter Benutzung der beiden letzgenannten Werke, von denen das zweite mir nur durch ein Referat von A. Nehring bekannt geworden ist,[42] das Bild reproduzirt, welches J. Geikie von dem Verlaufe der Eiszeit entwirft.

Während wir in dem älteren Pliocän im Gebiete der Nordsee und in anderen Landstrichen eine Fauna antreffen, die auf ein warmes Klima deutet, verschwand in der Präglacialepoche dieselbe allmählich. Die südlichen Formen zogen sich aus der Nordsee zurück, nordische und boreale Typen treten an ihre Stelle. Aehnliche Migrationen vollzogen sich weiter südlich. Die üppige Landflora und die großen Säugethiere des Pliocäns weichen nach und nach dem Eintritte der Kälte.

In der ersten Glacialepoche, Scanian genannt, in welcher die Nordsee eine durchaus arktische Fauna bevölkerte, nahm ein gewaltiger Gletscher Südschweden (daher der Name) ein. Die gebirgigen Theile der britischen Inseln, die Alpen, das vulkanische Kuppengebirge von Central-Frankreich und wohl noch andere Gebirgsgegenden waren mit Schnee und Eis überzogen und haben wahrscheinlich Gletscher entwickelt. Sie hinterließen in den Alpen Endmoränen. Dieser Zeit entstammt der unterste Geschiebelehm Südschwedens, der Weybourn crag und Chillesford clay in Großbritannien.

Während der nun folgenden langen ersten Interglacialepoche, dem Norfolkian, schwächte sich die Kälte zunächst allmählich ab, die arktische Fauna zog sich aus der Nordsee, in deren südlichem Theile Land Platz griff, zurück. Auch in anderen Theilen Europas herrschte ein Klima, das wärmer war, als es heute in den betreffenden Breiten angetroffen wird. Gegen Ende der Periode fand eine Aenderung des Klimas und eine Verschiebung von Fauna und Flora in umgekehrter Weise statt. Während dieser Epoche bürgerten sich Elephas, Hippopotamus, Cervus etc. in England ein. Charakterisirt ist die Fauna durch

Elephas meridionalis. Es werden zu dieſer Zeit die Schichten des Cromer-Forest-bed in Norfolk, die Ablagerungen von Leſſe in der Lombardei und die Höttinger Breccie aus der Nähe von Innsbruck, die ſog. oberen Pliocän-Alluvionen des centralen Frankreichs und Anſchwemmungen, welche in Norddeutſchland das untere Diluvium unterlagern, gerechnet.

Es folgt die Hauptglacialepoche der diluvialen Eiszeit, die zweite Glacialepoche oder das Saxonian, in welcher das nordiſche Inlandeis bis nach Sachſen vordrang, die alpinen Gletſcher die Moränen der „äußeren Zone" anhäuften und auch andere Gebirge Gletſcher entwickelten. Ausgedehnte Verſchiebungen innerhalb der Flora und Fauna fanden ſtatt, arktiſch-alpine Pflanzen erobern die niederen Theile von Central-Europa, und nordiſche Thiere beſtreichen die Küſten des mittelländiſchen Meeres. Dieſer Epoche entſtammen der lowerboulder-clay Englands und der untere Geſchiebemergel Norddeutſchlands, Hollands ꝛc., nebſt den damit vergeſellſchafteten fluvio-glacialen Ablagerungen, ferner die älteren Moränen des Urals, der Karpathen, der Gebirge von Central-Europa, der Pyrenäen, der Apenninen ꝛc.

Die jetzt ſich wieder durch Klimaänderung und Verſchiebung in der Flora und Fauna anzeigende zweite Interglacialepoche oder das Helvetian birgt eine Fauna, welche durch Elephas antiquus gekennzeichnet iſt. England und Nordafrika waren wahrſcheinlich mit dem europäiſchen Kontinent durch Land verbunden. Während dieſer langen Zeit milden oder ſogar warmen Klimas, in der, wie in der erſten Interglacialzeit, die Flüſſe ihre Thäler tief einſchnitten, bildeten ſich die Schieferkohlen von Utznach und Dürnten in der Schweiz, die interglacialen Schichten von Holſtein, Rixdorf, Klinge bei Kottbus, Moskau ꝛc., eine ganze Reihe britiſcher Ablagerungen. Es würden nach A. Nehring die durch ihren Reichthum an Knochenreſten bekannten Kalktuffe von Taubach

bei Weimar — wo jüngst in dem durch Elephas antiquus und Rhinocerus Merckii charakterisirten Knochensand zwei menschliche Molaren gefunden wurden[48] — und die pflanzenführenden Schichten von Belzig hierher gehören.

In der dritten Glacialepoche, dem Polandian, waren der größere Theil Großbritanniens und weite Strecken unseres Kontinentes mit Eis, das jedoch nicht die Ausdehnung der zweiten Epoche erreichte, überzogen. In den Alpen wurden die Moränen der „inneren Zone" abgelagert. Auch andere Gebirge können vereist gewesen sein. Es entstammen diesem Abschnitte der diluvialen Eiszeit der upper boulder-clay Großbritanniens und der obere oder zweite Geschiebemergel von Norddeutschland, Polen ꝛc., nebst den damit vergesellschafteten fluvioglacialen Ablagerungen.

Die dritte Interglacialepoche, das Neudeckian, zeigt wie alle interglacialen Perioden, zu Anfang noch kühles, in der Mitte ein mildes, gegen das Ende hin wieder kälteres Klima. Diesen Abschnitten entsprechend birgt die Fauna theils arktische Formen, theils solche eines gemäßigten Klimas. In diese Epoche stellt Geikie die jüngsten interglacialen Ablagerungen der Länder an der Ostsee, wie diejenigen von Neudeck bei Freistadt in Westpreußen; gleichzeitig vermuthet er, daß die Entstehung gewisser sog. postglacialer Gebilde Englands und Irlands, welche unter den älteren Torflagern liegen, sich in jener Zeit vollzog. In der Fauna tritt Bos primigenius hervor.

Am Anfange der vierten glacialen Epoche, dem Mecklenburgian, lagen die Küstenstriche Schottlands wenigstens 100 englische Fuß unter dem heutigen Seespiegel, während eine arktische marine Fauna rings um die Küste lebte. Das schottische Hochland und die skandinavische Halbinsel trugen mächtige Eisdecken, von denen aus sich Gletscher in alle Fjords hinabzogen, um im Meere zu kalben. Das Bassin der Ostsee

wurde von einem gewaltigen Eisstrom eingenommen, der nach Norddeutschland, bis Mecklenburg, und nach Dänemark vordrang. Das Eis hinterließ Geschiebelehm und gewaltige Endmoränen in Großbritannien, Süd-Norwegen, Schweden, auf dem baltischen Höhenrücken in Finnland und Rußland. In den Alpen finden sich ebenfalls riesige Gletscher, auf welche die Ablagerungen der „ersten postglacialen Vergletscherung" A. Pencks zurückzuführen sind, kleine Lokalgletscher, die unbedeutende Moränen hinterließen, sind wahrscheinlich auch in einigen gebirgigen Theilen Mittel-Europas vorhanden gewesen.

In der Mitte der nächsten, der vierten Interglacialepoche finden wir Laubbäume in Gegenden, in denen sie heute nicht mehr gedeihen. Die gesunkenen Länder steigen wieder empor, die britischen Inseln bilden einen Theil des europäischen Kontinentes, das Ostseebecken ist in einen großen See verwandelt. In diese Periode gehören die Ancylusschichten, theilweise auch die Littorinaschichten der baltischen Länder, vor allem aber die unter den Torfmooren West-Europas begrabenen Wälder, welche die untere Waldschicht bilden, weshalb für diese Periode der Name unteres Forestian gewählt wurde.

Die fünfte Glacialepoche, das untere Turbarian, in welcher eine Senkung Schottlands um 50 englische Fuß und eine solche Skandinaviens stattfand, ist charakterisirt durch lokale oder Thalmoränen der britischen Inseln und Norwegens, in den Alpen durch die Endmoränen der „zweiten postglacialen Vergletscherung" A. Pencks, die ein erneutes Anwachsen der Gletscher anzeigen. In jene Periode fällt die Entstehung gewisser Kalktuffe, von Carse-clays, eines Theiles der skandinavischen Littorinaschichten und vor allem von Torfmooren (turbaries), welche die untere „Schicht begrabener Wälder" überlagern.

Das Land steigt wieder, die Gletscher ziehen sich zurück, das Klima wird trocken, und die fünfte Interglacialepoche,

das obere Foreſtian, tritt ein. Die obere Schicht „begrabener Wälder" des nordweſtlichen Europas iſt ein Produkt derſelben.

Noch einmal, in der ſechſten Glacialepoche, dem oberen Turbarian, wird das Klima feucht und dem Baumwuchs ungünſtig. Weite Torfmoore treten an Stelle von Waldfläche. Die Torflager über der oberen Waldſchicht entſtehen. Schottland ſenkt ſich um 20—30 Fuß. In einigen der höchſten Gebirgstheile Großbritanniens und der Weſtalpen entſtehen kleine Gletſcher und hinterlaſſen unbedeutende Moränen.

Die Gegenwart iſt in England durch das Zurückſinken des Meeresſpiegels auf ſeine jetzige Höhe, die Rückkehr milder und trockener klimatiſcher Verhältniſſe und das gänzliche Verſchwinden von dauernden Schneefeldern gekennzeichnet.

Damit wollen wir die Geikieſche Gliederung der diluvialen Eiszeit, welche für alle künftige Glacialforſchung richtunggebend ſein wird, verlaſſen.

J. C. Chamberlain[44] ſucht im Anſchluß daran für Nordamerika die durch J. Geikie aufgeſtellten Horizonte herauszufinden und paralleliſirt fünf Formationen mit der zweiten bis ſechſten Glacialepoche.

A. Gutzwiller erkannte im Weſten von Baſel und auch am Irchel bei Schaffhauſen außer den drei Terraſſenſchottern der Nordſchweiz (S. 16) noch einen vierten älteſten Schotter,[44] den ſog. oberelſäſſiſchen Deckenſchotter, den er als fluvioglaciale Bildung eines bis in die Nähe von Baſel vorgerückten Gletſchers betrachtet, welcher weſentlich Geſteine der Weſtalpen brachte und einer älteſten vierten Glacialperiode entſpräche. Wenn die Beobachtungen Gutzwillers Beſtätigung fänden, müßte man auch analoge Ablagerungen in anderen Erdſtrichen erwarten, und es würde ſich unter Umſtänden eine neue, in der Zuſammenſtellung von J. Geikie noch nicht enthaltene Glacialepoche

ergeben, die eine Verschiebung der Stellung der anderen verursachte.

Was nun die glacialen Verhältnisse im Königreiche Sachsen anbelangt, so ist zunächst zu betonen, daß bei der neuen, jetzt abgeschlossenen Spezialaufnahme desselben es nicht gelungen ist, sichere Beweise in Interglacialbildungen für eine mehrmalige Vereisung der Gebietsfläche desselben von Norden her nachzuweisen, wenn auch einzelne Profile Oscillationen des Eises andeuten. Eine zweite auffällige Erscheinung ist es, daß unzweideutige Anzeichen dafür fehlen, daß das Lausitzer-Jeschkengebirge in der Diluvialzeit Gletscher entwickelt hat, da doch im nahen Riesengebirge von J. Partsch[45] solche nachgewiesen wurden.

Für das Erzgebirge steht eine Beobachtung von Produkten glacialer Thätigkeit, die von A. Sauer und E. Laube in dem grandigen Blocklehm des Eisenbahneinschnittes zwischen Schlößl und Schmiedeberg[46] gemacht wurde, vereinzelt da. Wie zahlreich sind dagegen derartige Punkte aus anderen gleichhohen Gebirgen. Ich will nur die Vogesen und den Schwarzwald[47] anführen, ferner auf die alten Moränen hinweisen, die uns G. Klemm[48] aus dem Spessart und dem Odenwald geschildert hat. Gleichzeitig will ich erwähnen, daß auch vom Harz durch E. Kayser[49] die Vergletscherung während der Diluvialperiode behauptet und vertheidigt worden ist, eine Ansicht, der sich andere Geologen, ausdrücklich vor kurzem W. Dames[50], angeschlossen haben, während von K. A. Lossen und F. Wahnschaffe[51] die Beweise Kaysers als nicht genügend hingestellt und die angeblichen Moränen als Aufschüttungen der Flüsse gedeutet werden.

In Sachsen haben wir als älteste diluviale Ablagerung die sog. präglacialen Schotter, geschichtete, sandig-kiesige Bildungen ohne jegliches nordisches Material, die namentlich in der Lausitz eine große Verbreitung besitzen, dann aber auch im Leipziger Kreis auftreten und hier neuerdings von H. Credner

zum Pliocän gestellt worden sind.[52] Sodann folgt der Geschiebemergel, bezw. -lehm, weiterhin die altdiluvialen, feuersteinführenden Schotter, z. B. der Mulde, Elster, Elbe 2c. An Stelle des Geschiebelehms sind vielfach durch Umlagerung und Ausschlämmung altdiluviale Sande, Kiese und Schotter auf der einen, Bänderthon, Thonsand und Schlepp auf der anderen Seite zur Ablagerung gekommen. Als weitere Diluvialbildungen sind zu nennen der Löß, Lößlehm, Lößsand, der Decksand der Lausitz (vergl. S. 29—34), ferner die jungdiluvialen Schotter, Thalsand, Thallehm. Von den westelbischen sächsischen Diluvialgeologen ist außerdem noch als endmoränenartiges Rückzugsgebilde aus der Abschmelzperiode des Inlandeises der hügelbildende Decksand (Geschiebesand) in der Umgebung von Leipzig beschrieben worden.

In jüngster Zeit hat A. Nathorst auch in Sachsen, wie dies A. Sauer gelegentlich der Aufnahme von Sektion Tharandt nach dem Funde einer Flügeldecke von Carabus groenlandicus und einer Torfschicht unter Gehängelehm bei Deuben unweit Dresden vermuthet hatte, an derselben Stätte im diluvialen Thon Reste einer arktischen Flora (Salix herbacea L., S. retusa L., Polygonum viviparum L., Saxifraga oppositifolia etc.), welche nach Rückzug des Eises dort sich ausgebreitet hatte, nachgewiesen.[53] Durch diese Entdeckung werden die Fundpunkte von arktischen, postdiluvialen Pflanzenresten (namentlich Betula nana; Salix polaris; Dryas octopetula; Polygonum viviparum), die A. Nathorst bereits vor drei Jahren von 22 Lokalitäten aus Schweden (in Schonen allein 30 Stellen), Norwegen, den russischen Ostseeprovinzen, Norddeutschland, Dänemark anführte, wiederum vermehrt.[54]

Wie aus den Referaten über die neueren glacialgeologischen Arbeiten hervorgeht, gewinnt es immer mehr an Wahrscheinlichkeit, daß während der Diluvialperiode eine mindestens dreimalige

gewaltige Ausbreitung von Eismassen stattgefunden hat. Dieselbe kann nur in der durchgreifenden Aenderung der klimatischen Verhältnisse, in einer allgemeinen Temperaturerniedrigung und Vermehrung der Niederschläge begründet sein. Wenn eine solche die mehrmalige Vergletscherung der Alpen, Skandinaviens, Schottlands verursachte, wenn das Eis mehrmals bis über das Becken der Ostsee vordrang, so ist es unmöglich, daß diese Klimaschwankungen sich nicht auch in den zwischen jenen Punkten gelegenen Gebieten in irgend einer Weise geltend machten. Für Sachsen scheinen mir in der That Zeugnisse von mindestens drei niederschlagsreichen diluvialen Klimaperioden vorzuliegen. Wir haben in den präglacialen Schottern, welche ihr Material aus dem Süden Sachsens herleiten, gewaltige Ablagerungen, die auf Ströme mit enorm breiten Betten deuten, die in der Lausitz über meilenbreite Flächen, an denen man Ufer gar nicht entdecken kann, von dem Gebirge her auf dem sich nach Norden zu abdachenden Terrain dahingefluthet sein müssen. Diese präglacialen Deckenschotter scheinen mir eine erste diluviale, niederschlagsreiche Periode zu illustriren, eine Periode, in welcher es in den Hochgebirgen der Schweiz ꝛc. zur ersten Entfaltung der Gletscher und Eisdecken kam. In der zweiten, von allen Seiten als Haupteiszeit hingestellten Epoche würde dann die Bedeckung Sachsens von Norden her mit skandinavisch-deutschem Inlandeis erfolgt sein. Der Grundmoräne desselben entstammen der Geschiebelehm und seine Derivate, ferner die altdiluvialen Schotter. Aber auch für die dritte in der Schweiz und am Oberrhein unterschiedene Vergletscherung scheint mir in Sachsen ein Vertreter, der wiederum eine Veränderung im Klima anzeigt, vorzuliegen. Es sind dies die mächtigen jungdiluvialen Schotter nebst Thalsand ꝛc. Diese Bildungen als Absätze der in den Thälern sich sammelnden Schmelzwässer des Inlandeises aufzufassen, ist meiner Ansicht nach nicht zulässig. Ich will

als Stütze meiner Behauptung hier nur anführen, daß sich das Material dieser Schotter in der Lausitz zu etwa 75% aus einem Gebiete herleitet, welches oberhalb des von Norden her vereisten Theiles desselben, also außerhalb des Wirkungsbereiches der Schmelzwässer, liegt.

Nach dem Gesagten würde sich folgende, schon von G. Klemm[33] theilweise gezogene Parallele ergeben:

	In der nördlichen Schweiz	Bezeichnung von J. Geikie	Im nördlichen Sachsen
I. Diluviale Glacialepoche	Deckenschotter (vergl. S. 16)	Scanian	Präglaciale Schotter.
II. Diluviale Glacialepoche	Hochterrassenschotter	Saxonian	Geschiebelehm und dessen Derivate: Sande, Kiese, Schotter, Bänderthon, Thonsand, Schlepp. Altdiluviale Flußschotter.
III. Diluviale Glacialepoche	Niederterrassenschotter	Polandian	Jungdiluviale Flußschotter (der Mulde, Neiße ꝛc.), ferner: (?) Thalsand, Thalkies, Thallehm.

Wenn einmal über die jungdiluvialen Terrassensysteme der Ströme Mitteldeutschlands ein Ueberblick gewonnen sein wird, so werden sich wohl noch weitere ausgesprochene Klimaänderungen und Perioden von Landhebungen ableiten lassen.

Im Anschlusse an die besprochene Frage möchte ich einige Worte über den Löß, obgleich ich denselben nicht für eine Glacialbildung halte, sagen. Es ist bekannt, daß v. Richthofen für die mächtige chinesische Lößdecke eine äolische Entstehung nachgewiesen hat. Es ist dieselbe nach den Beobachtungen des genannten Forschers nur ein Absatz von Staub aus Staubwolken. Durch regelmäßige Winde wurden vom Hochgebirge die feinsten Verwitterungsprodukte der Gesteine in

eine bestimmte Gegend getragen. Infolge dieser Darstellung ist für den Löß verschiedener außerdeutscher Striche Europas von zahlreichen Geologen dieselbe Entstehung angenommen worden. Das Gleiche gilt von dem Löß Deutschlands, bezüglich dessen die Arbeit von A. Sauer: Ueber die äolische Entstehung des Löß am Rande der norddeutschen Tiefebene. Halle, 1889, eine lebhafte Diskussion hervorgerufen hat. Die Mehrzahl der deutschen Geologen scheint, wie dies aus direkten Aeußerungen oder der Stellung, die man dem Löß bei Besprechung diluvialer Gebilde anweist, hervorgeht, die Ansicht der subaërischen Entstehung der deutschen Lößablagerungen zu theilen. Es muß jedoch erwähnt werden, daß auch neuerlich die ältere Ansicht von verschiedenen Forschern vertreten und verfochten worden ist, so von A. Leppla[55] für den Rheinlöß, von F. Wahnschaffe und F. Klockmann[56] für den Löß der Magdeburger Börde. Wahnschaffe betrachtet denselben als „Wasserabsatz, entstanden in mehreren miteinander in Verbindung stehenden Staubecken, welche sich in der Abschmelzperiode der letzten Vereisung zwischen dem zurückschmelzenden Eisrande und dem Nordrande der deutschen Mittelgebirge bildeten".

Nach dem Resultate meiner örtlichen Untersuchungen im östlichen Sachsen kann für den Löß und dessen Aequivalente in der Lausitz nur die äolische Entstehung in Betracht kommen. In jenem Theile Sachsens finden wir die gesamte Oberfläche, mit Ausnahme natürlich des Alluviums und einiger jüngerer diluvialen Ablagerungen, mit einer dünnen Hülle überzogen, die lokal bis etwa 4 m anschwillt, meist aber nur geringmächtig, vielfach unter 1 m stark ist. Dieser von mir als diluviale Deckschicht[57] bezeichnete Ueberzug, dessen Lagerungsverhältnisse und Eigenschaften von mir im Verein mit G. Klemm [und E. Weber in den Jahren 1885 und 1886 unter Benutzung der Beobachtungen von E. Geinitz aus der Stolpener Gegend[58]

näher festgestellt werden konnten, setzt sich aus typischem Löß, Lößsand, Lößlehm, Decksand[59] und lehmigem Decksand zusammen. Die Deckschicht lagert diskordant auf dem Untergrunde; in den Profilen sieht man hier und da sackartige Ausbuchtungen nach unten. Diese Säcke sind angeschnittene Ausfüllungen von rinnen- oder schüsselförmigen Unebenheiten im Untergrunde derselben. Nirgends ist eine Störung des letzteren, irgend welche Zusammenschiebung, Aufwühlung, Stauchung zu beobachten. Die genannten Bildungen, welche die Deckschicht in bestimmten Strichen ausmachen, gehen in horizontaler Richtung allmählich ineinander über; auch finden sich Partien der einen Facies innerhalb einer anderen in vertikaler Richtung eingeschaltet. An der Basis dieser Deckschicht finden sich entweder in einer schwachen Steinsohle wie Perlen an einer Schnur nebeneinanderliegend oder doch in einer basalen, wenig mächtigen Zone angereichert die Gebilde, welche man als Kanten-, Pyramidal- oder Facettengeschiebe, bei uns am häufigsten unter der Bezeichnung Dreikanter nennen hört. Die Vollkommenheit und Häufigkeit dieser Form sind bei den verschiedenen Facies verschieden, am größten unter dem reinsandigen Decksand, wo oft 90% der Gerölle sie tragen, am geringsten unter dem Lößlehm, wo man oft sehr lange suchen muß, um ein leidlich gut ausgebildetes Exemplar zu finden.

Als Summe meiner langjährigen Beobachtungen über das Auftreten dieser Gebilde kann ich den Satz aussprechen, daß die Kantengeschiebe im östlichen Sachsen ganz ausschließlich in der Basisregion (Steinsohle) der Deckschicht vorkommen, und daß sämtliche Kantengeschiebe, die, sei es, unter welchen Umständen sie wollen, in der Oberlausitz gefunden werden, aus dieser Basisregion stammen. Könnten wir einmal die dünne Hülle der Deckschicht von der Landschaft hinwegziehen,

ſo würden wir die Oberfläche mit Millionen von dieſen zugeſchliffenen Geſchieben beſäet erblicken. Wir würden dann hier Felder von Grauwackendreikantern, dort ſolche von Geröllen der altdiluvialen Schotter, an anderen Stellen ſolche von Granitdreikantern, an wieder anderen von Geſteinen verſchiedener Herkunft ꝛc. unterſcheiden können. (Vergl. S. 32.)

Es wäre wünſchenswerth, wenn auch für andere größere Striche genau das Niveau feſtgeſtellt würde, dem die Dreikanter auf urſprünglicher Lagerſtätte angehören.

Nicht eine Beobachtung iſt mir aus der Lauſitz bekannt, welche ernſtlich gegen die äoliſche Entſtehung dieſer Deckſchicht ſpräche.

Die Eigenſchaften, welche dafür als Beweiſe angeführt werden können, ſind der gänzliche Mangel an Schichtung an Punkten, wo dieſelbe auf primärer Lagerſtätte erhalten iſt, der völlige Mangel an über haſelnußgroßen Geſteinsfragmenten in der eigentlichen Maſſe derſelben, das inſelartige Auftreten der einzelnen Glieder derſelben, der allmähliche Uebergang der einen Modifikation in die andere in horizontaler Richtung und die Einſchaltung der einen in die andere in vertikaler Entwickelung, die ſchwankende ſpezielle mechaniſche Zuſammenſetzung ſelbſt bei ein und derſelben auf Grund ihres Geſamthabitus aufgeſtellten Facies. Dort, wo ſich die Gerölle in der ganzen vertikalen Entwickelung der Deckſchicht (kieſiger Deckſand der älteren Lauſitzer Sektionen) zeigen, läßt ſich ſtets beweiſen, daß dieſelben aus der Steinſohle oder dem Liegenden durch künſtliche Eingriffe, wie Pflügen, das Ausgraben von Löchern, das Roden von Bäumen, das Scharren von Kaninchen ꝛc., oder durch natürliche Störungen, wie Entwurzeln von Bäumen durch Sturm ꝛc. ꝛc., in ein höheres Niveau zerſtreut worden ſind. Weiterhin ſcheint mir gerade das Gebundenſein der ſog. Dreikanter — die jetzt wohl allgemein als Sandſchliffe angeſehen werden — an dieſe Schicht die gegebene

Erklärung zu kräftigen. Nicht die Substanz der Gerölle, wohl aber die Form derselben gehört im östlichen Sachsen zur Deckschicht und steht im genetischen Zusammenhange mit der Bildung derselben. Die Form der Kantengerölle, alle die plattgeschliffenen Flächen und die scharfen Kanten sind nach meiner Auffassung entstanden, indem der mit Sand beladene Sturm die an der Oberfläche zerstreut liegenden kleinen, größeren und größten Gerölle anblies und so die Flächen erzeugte. In der Masse der Deckschicht wird aber das Material zu erblicken sein, welches aus den Sandwolken sich schließlich absetzte und die Dreikanter als Sohle unter sich begrub. Das niederfallende Material war entweder äußerst feinsandig-thonig und ergab dann in größeren Gebieten den Lößlehm, oder es war locker feinsandig, so daß es den Löß liefern konnte, oder aber gröber sandig, wodurch in anderen Gebieten der Decksand resultirte. Die Dreikanter selbst stellen aber nach meinen Beobachtungen stets das Residuum einer wohl nicht sehr mächtigen, größtentheils verarbeiteten älteren Schicht dar und stimmen deshalb in den meisten Fällen in ihrem Material mit dem des Liegenden der Deckschicht überein.

Die Felskuppen waren vor der Verhüllung der Gegend durch die Deckschicht mit Verwitterungsschutt bedeckt. Das feinere Material dieses Schuttes wurde hinweggeweht, die größeren Fragmente aber zu Dreikantern umgeformt, deshalb die massenhaften Grauwacken- oder Granitdreikanter an der Basis der Deckschicht auf Grauwacken- und Granitkuppen. Auf dem Geschiebelehm, dem altdiluvialen Kies waren bei Abtragung der obersten Partien ebenfalls vorwiegend Gerölle übrig geblieben, die nun der Sandanwehung ausgesetzt wurden, daher auf den betreffenden Bildungen meist nur Gesteine, die auch die Geschiebe, bezw. Gerölle der ersteren bilden. In wieder anderen

Fällen sind die Kantengerölle der Steinsohle die einzigen Zeugen einer früher vorhandenen dünnen Ablagerung. So erklärt sich die Steinsohle mit nordischen Geschieben unter einer Deckschicht, die auf tertiären Bildungen aufruht. Auffallend viele Gesteine von südlicher Herkunft lassen sich auf dieselbe Weise auf präglacialen Schotterbildungen herleiten ꝛc. Hier und da ist zu konstatiren, daß bei der der Ablagerung der Deckschicht vorausgegangenen Abtragung und Herausmodellirung des Terrains ein kurzer Transport von Gesteinen stattgefunden hat; so z. B., wenn in der Steinsohle der Deckschicht auf einem diluvialen, geschichteten, geröllfreien Sand massenhafte Dreikanter von dem Gestein einer benachbarten Felskuppe angetroffen werden.

Was das Alter der sächsischen Löß-Deckſandbildungen anbelangt, so nehme ich vorläufig an, daß dieselben nach Zufüllung der Thäler mit jungdiluvialen Flußschottern entstanden, da auf der obersten der von denselben gebildeten Terrassen eine mächtige Lößdecke angetroffen wird. Ich muß aber gestehen, daß ich noch kein Profil gesehen habe, aus welchem unzweifelhaft hervorgeht, daß der Löß, bezw. Lößlehm dieser Decke der obersten Thalterrasse auf primärer Lagerstätte ruht. Bei dem außerordentlich großen Wandervermögen des Lößmaterials kann wohl auch an durchgehends sekundäre Lagerung gedacht werden, so daß in diesem Falle also die Lößdecke älter, vor Ablagerung der Flußschotter, also zwischen der zweiten und dritten Glacialepoche entstanden wäre. Erst später würde das Lößmaterial von dem Plateau herab auf die Schotterterrassen abgewaschen worden sein.

Endlich sei, die Lößablagerung Sachsens angehend, noch bemerkt, daß dieselbe überall eine einheitliche ist, daß nicht, wie im Elsaß, am Main ꝛc., zwei durch eine fluviatile Bildung (Sandlöß) getrennte primäre Lößbildungen vorhanden sind.[60]

Abweichend von der oben dargelegten Erklärung über die Entstehung des Lausitzer Decksandes ist die Auffassung H. Credners.[61] Derselbe sagt, nachdem er den Uebergang des Decksandes durch Lößsand in kalkhaltigen normalen Löß festgestellt:

„Je genauer die Kenntniß ist, welche man durch das Studium dieser Deckschicht und aller ihrer Einzelzüge innerhalb ihres sächsischen Verbreitungsgebietes erlangt, desto mehr häufen sich die Wahrscheinlichkeitsgründe dafür, daß die Deckschicht hierselbst eine Reihe von Folgeerscheinungen der nämlichen Abschmelz-, Ueberfluthungs- und Thalsandbildungs-Periode ihre Entstehung verdankt, aus der die sie unterlagernden Glacial- und Flußschotter nebst den ihnen untergeordneten Thonen und Thonsanden hervorgegangen sind."

Ein weiterer Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit hinlenken wollte, sind die Endmoränen des diluvialen Inlandeises, die sich beim Abschmelzen desselben an dem äußersten Rande oder auch auf Linien, auf denen dasselbe längere Zeit stationär war, aus Absätzen der Grundmoräne anhäufen mußten. Derartige Endmoränen sind seit langem aus Schweden, Norwegen, Finnland,[62] Holland,[63] der Schweiz, Nordamerika ꝛc. bekannt. In letzterem Lande, von wo sie uns neuerdings F. Wahnschaffe[64] nach eigener Anschauung geschildert hat, bilden sie einen gewaltigen Gürtel, der von der Mehrzahl der nordamerikanischen Geologen als äußerste Grenze der zweiten Eisbedeckung, von G. F. Wright[65] und W. Upham[66] als Rückzugsmoränen einer einheitlichen Vergletscherung aufgefaßt wird.

Jetzt kennen wir die nämlichen Bildungen auch aus Deutschland. Obgleich schon von früheren Geologen erwähnt, gebührt doch G. Berendt das Verdienst, auf dieselben von neuem hingewiesen, zu ihrer Erforschung angeregt und wesentlich bei-

getragen zu haben.[67] Neben dem genannten Forscher betheiligten sich namentlich F. Wahnschaffe, K. Keilhack, H. Schröder an deren Studium. Die Endmoränen stellen zusammenhängende oder in Hügel aufgelöste kammartige Wälle dar, welche dem unteren Diluvium aufgesetzt sind, deren Breite zwischen 100 und 400 m schwankt und die ihre Umgebung um 20—40 m überragen. Auf denselben ist Block auf Block gehäuft, herrührend von den groben Geschiebepackungen, aus denen die Wälle vorwiegend zusammengesetzt sind. An manchen Stellen sind jedoch auch geschichtete Sande und Reste von Geschiebelehm eingeschaltet; bei den von Schröder als Durchragungszüge bezeichneten ist auch Geschiebelehm angelagert. Total verschieden ist nach Berendts Schilderungen der Charakter der Landschaft hinter der Moräne von demjenigen vor derselben. Hinter der Moräne erblicken wir eine echte Moränenlandschaft: fruchtbare, hügelige Flächen des unteren Geschiebelehms, in denen sich zahlreiche flache Wasserbecken vorfinden. Es sind dies Reste von ehemals vorhandenen großen Stauseen, die bis auf jene Wasseransammlungen mit der Zeit versandet und vertorft sind. Vor der Moräne starren trostlos unfruchtbare Sand- und Geröllflächen, die der Kultur die größten Schwierigkeiten entgegensetzen. Dieselben wurden, wie die Sandr vor den heutigen isländischen Gletschern, durch Wasseradern, welche dem stillstehenden Eise entströmten, gebildet. Hinter der Moräne sahen wir flache rundliche Wasserbecken; vor der Moräne verlaufen tiefe Auswaschungsthäler, in denen sich langgestreckte Seen vorfinden. Es machen sich nach Berendt bei Joachimsthal diesseits und jenseits des Moränenwalles auf kaum ein achtel Meile Höhenunterschiede des Wasserspiegels bis zu 20 m geltend.

Diejenige Endmoräne, welche am weitesten verfolgt worden ist, ist die südbaltische Endmoräne, zuerst in der Gegend von Joachimsthal in der Uckermark erkannt. Von dort aus

wurde ihr nach Nordwest zu, nach Mecklenburg hinein, weiter nachgegangen. Hier gelangt man schließlich in die räthselhaften Geschiebestreifen, die nach E. Geinitz, zehn an der Zahl, das Land in nordwestlicher Richtung durchziehen. In denselben müssen die Fortsetzungen der Endmoräne mit enthalten sein.[68] Als Abschnitt derselben werden dann wieder Hügelzüge in Schleswig-Holstein angesehen, deren Material, der Geschiebesand, bereits G. Forchhammer auffiel und das F. Johnstrup bereits für Endmoränenbildung erklärte.[69] Weiter liegen auch im S.-W. Wälle, welche als zu der genannten Endmoräne gehörig gedeutet werden, so bei Schwiebus und Lissa, und nimmt man noch die von Siemiradzki aus Polen beschriebenen Wälle hinzu, so ergiebt sich nach G. Berendt eine Länge dieser Endmoräne von 900 km. In jüngster Zeit wurde der Verlauf dieses Moränenhügelzuges von G. Berendt und K. Keilhack im O. von Lissa bis zur russischen Grenze, sowie im W. und O. von Posen genauer verfolgt.

Später entdeckte man konzentrisch zu dieser Endmoräne ähnliche Wallbögen, so bei Fürstenwerder, bei Pasewalk (die Durchragungszüge Schröders), in der Neumark und in Hinterpommern. — Nach J. Martin ist eine Reihe von Hügelzügen in Oldenburg und Ostfriesland (z. B. bei Emsbüren) für Endmoränen zu erklären. — Vergl. auch S. 26.

Gleichfalls nur kurz berühren will ich die Åsar, die namentlich in Schweden, Norwegen und Schottland vorkommen. Ein Ås ist ein Rücken, der aus geschichteten Sanden und Kiesen besteht und meist viele Kilometer lang in der Richtung der einstigen Eisbewegung verläuft. Bezüglich der Entstehung dieser Gebilde sind die verschiedensten Erklärungen geäußert worden. Man sah dieselben für Moränenwälle an, sodann für Rücken, die bei der Abtragung von Schotterdecken stehengeblieben seien. Später gewann die Ansicht an Ausbreitung, daß sie Absätze von

Gletscherbächen seien. Diese Gletscherbäche sollten nun nach der einen Behauptung auf dem alten Inlandeis, nach der anderen unter demselben geflossen sein. Der ersten Annahme ist bedeutend an Boden entzogen worden, seitdem F. Nansen[70] bei seiner Ueberschreitung des Inlandeises von Grönland im centralen Theile desselben nirgends Gesteinsschutt auf dem Eise, auch nirgends Bäche oder Rinnen, welche auf das frühere Vorhandensein von solchen deuten, beobachten konnte. Nansen tritt entschieden für die Bildung der Åsar durch Bäche, die unter dem Eise flossen, ein.

Auch aus dem norddeutschen Flachlande wurden mehrmals Bildungen als Åsar beschrieben, so aus Mecklenburg von E. Geinitz,[71] ferner aus der Nähe von Pasewalk durch G. Berendt.[72] Diese Vorkommnisse wurden später jedoch von H. Schröder[73] als Endmoränen gedeutet, und auch F. Wahnschaffe behandelt sie in seinem mehrfach citirten Buche (S. 114) im Anschlusse an die Endmoränen.

F. Wahnschaffe[74] beschrieb dann einen ca. 4 km langen Ås von Lubasz unweit Czarnikau, den er von einem unter dem Eise hervortretenden Gletscherflusse abgelagert hält, Th. Wölfer[75] einen wallartigen Rücken südlich von Wreschen in Posen, den auch F. Wahnschaffe[76] zu den Åsarbildungen rechnet. J. Martin beschreibt die Dammer Berge im S. vom südlichen Theile Oldenburgs als Geröll-Ås.[67]

Schließlich sei mir gestattet, noch die Zahlen zusammenzustellen, welche man bei der neuerdings wiederholt angestellten Erörterung über die Größe des seit der letzten diluvialen großen Eisentfaltung — die dem Polandian nach der Geikie'schen Bezeichnung entspräche — verflossenen Zeitraumes erhalten hat. Man ermittelte diese Zeit entweder aus der Mächtigkeit von postglacialen Ablagerungen oder aus der Tiefe von postglacialen Erosionsrinnen. A. Heim[77] berechnet diese Zeit

für die Schweiz aus der Mächtigkeit der Ablagerungen, die sich hinter einer den ganzen Vierwaldtstätter See durchquerenden und eine Barriere bildenden Endmoräne abgesetzt haben. Er kommt unter Berücksichtigung aller Fehlerquellen zu mindestens 10 000, höchstens 100 000 Jahren. Heim nimmt als wahrscheinlichste Zahl 16 000 Jahre an. Auf Grund von Berechnungen an Deltabildungen zwischen Brienzer und Thuner See kommen E. Brückner und Th. Steck auf eine Größe von 20 000 Jahren, an Aaranschwemmungen zu 14—15 000 Jahren. Für Nordamerika erhielt Andrews durch Berechnungen an Sandanhäufungen am Michigansee 7500 Jahre, Winhall an der Erosion der San Antonio-Fälle 8000 Jahre, Gilbert für die Erosion des Cañon an den Niagara Falls 7000 Jahre.[78] Auch G. F. Wright[79] vertritt die Ansicht, daß die beiden genannten Wasserfälle nicht über 10 000 Jahre alt sein können, während Woodward für die Niagarafälle 12 000 Jahre und neuerdings J. W. Spencer[80] 31 000 Jahre herausgerechnet hat, welch' letztere Zahl der von Ch. Lyell angenommenen von 35 000 Jahren wieder nahe kommt. Nach J. Prestwich[81] soll ein Zeitraum von 8—10 000, nach W. Upham[82] von höchstens 10 000 Jahren für die Postglacialzeit hinreichend sein, während T. M. Reade[83] aus dem Studium der Küstenbildungen im Mündungsgebiete der englischen Flüsse Dee, Mersey und Ribble zu der hohen Summe von fast 60 000 Jahren als Dauer der Postglacialzeit gelangt. In allen Zahlen spricht sich aber die eine Ansicht aus, daß seit der letzten diluvialen Vereisung eine verhältnißmäßig kurze Zeit, nicht unermeßliche Zeiträume, wie man ehedem annahm, verstrichen.

Damit will ich die Diluvialformation verlassen und der Frage näher treten, wie es sich mit Glacialerscheinungen in älteren Formationen verhält. Wir betreten damit ein weniger

ſicheres Gebiet. Es giebt heute nur ganz vereinzelte Geologen, welche das diluviale Glacialphänomen in der geſchilderten Erſcheinungsform ernſtlich in Zweifel ziehen.[84] Die Meinungen gehen hier nur betreffs der ſpeziellen Umſtände auseinander. Anders bei den älteren Formationen. Gegen die Annahme von Kälteperioden während derſelben verhält ſich eine Anzahl von Forſchern noch durchaus ablehnend, doch wächſt die Zahl derjenigen, welche ſolche anerkennen, immer mehr und mehr.

Wenn man bedenkt, daß die Veröffentlichungen, welche ſich in direkten Gegenſatz zu der alten eingebürgerten Annahme ſetzen — das Klima der Erde ſei bis zur Tertiärperiode an allen Punkten ein heißes oder warmes geweſen —, nur nach längerem Zögern, nach den peinlichſten Prüfungen und Erwägungen gemacht worden ſind; wenn man ferner berückſichtigt, daß eine Anzahl derſelben durchaus unangefochten daſtehen, daß in mehreren Fällen die Geologen, welche ſich zur Prüfung der beſchriebenen Verhältniſſe in die betreffenden Gegenden begaben, als begeiſterte Anhänger der neuen Anſchauungen wiederkehrten, und dann die Autoren in Betracht zieht, die zum Theil vollſtändig vertraut mit den diluvialen Glacialerſcheinungen waren, ſo wird man zugeben müſſen, daß in jenen Behauptungen ein ſchwerwiegendes Beweismaterial für die Frage der älteren Glacialperioden niedergelegt iſt.

Wollte ich alle Bildungen, die auf Wirkung des Eiſes zurückgeführt worden ſind, ſchildern, ſo würde dies den verfügbaren Raum bei weitem überſchreiten. Ich werde mich deshalb nur mit den Erſcheinungen einer Formation etwas eingehender beſchäftigen, bezüglich der anderen aber auf die Litteratur, ſo auf die Darſtellungen, die M. Neumayr in ſeiner „Erdgeſchichte“ von einzelnen giebt, verweiſen. Man findet eine ganz knappe Zuſammenſtellung der meiſten beſchriebenen Vorkommen in dem mehrfach erwähnten Werke von J. Geikie.[84]

An die Spitze derselben ist hier eine Tafel der geologischen Formationen gestellt, in welcher alle diejenigen, aus welchen Phänomene als glaciale geschildert worden sind, hervorgehoben wurden. Man wird bei Betrachtung derselben dadurch überrascht, daß es sämtliche geologischen Formationen sind, mit Ausnahme der Oligocän-Unterabtheilung des Tertiärs. Ich will an der Hand dieser Aufstellung nur die Formationsglieder nennen, die entweder als direkte Moränenbildungen angesprochen worden sind, oder als Ablagerungen in Seebecken, in welche größere Steine dadurch gelangten, daß schwimmende Eisschollen dieselben vom Ufer aus verfrachteten und beim Schmelzen fallen ließen.

Viele der Angaben sind angezweifelt und durch andere Erklärungen zu ersetzen gesucht worden.

Die Reihe der Bildungen mit glacialem Habitus wird eröffnet durch die präkambrischen Sandsteine und Konglomerate Schottlands, welche gelegentlich den Anblick von Moränenanhäufungen gewähren, ohne daß darin geschrammte Geschiebe beobachtet worden sind. Es folgt sodann das unten noch etwas ausführlicher beschriebene Vorkommen aus dem Varangerfjord in Norwegen (S. 51). Im oberen Silur sind geschrammte Geschiebe in den Konglomeraten des Gibbo in Australien von J. Stirling entdeckt worden. (Es wird von J. Geikie sodann auf eine Reihe von geschichteten Gesteinen hingewiesen, welche Blöcke eingeschaltet enthalten, auf denen aber keine Kritzen beobachtet worden sind, so aus dem S.-O. von Kaschmir in Schiefern, die wahrscheinlich silurischen Alters sind, ferner aus den unterssiluriſchen Grauwacken Süd-Schottlands, ferner aus dem unteren Silur von Maimanse am Oberen See, aus dem Obersilur von Neu-Schottland, beide von W. Dawson beschrieben.) Die Konglomerate des Old-red-sandstone im Norden Englands und in Schottland sind der-

artig ſtruirt, daß ſie von verſchiedenen Beobachtern als glacial aufgefaßt wurden.

Es folgen nun die Vorkommniſſe der Karbon- und Permokarbonformationen in Südafrika, Indien, Auſtralien und verſchiedenen Ländern Europas, welche ich ſpäter etwas ausführlicher zu ſchildern gedenke.

Sehr alt ſind die Entdeckungen glacialer Erſcheinungen von A. C. Ramſay[86] in dem engliſchen Perm. Die über große Flächen verbreiteten, von Hull auch in Irland nachgewieſenen Breccien mit ihren zahlreichen, von weither transportirten, eckigen, wirr gelagerten Geſchieben, die zum Theil abgeſchliffen und gekritzt ſind, deuten mit Sicherheit auf alte Gletſcher und zeigen eine permiſche Kälteperiode an. Spuren einer ſolchen ſind nach W. Waagen[87] auch im auſtraliſchen Perm, in den die Newcaſtle-Kohlenſchichten überlagernden Hawkesbury-Schichten, welche ein Blocklager enthalten, zu erblicken.

Im weiteren werden die Blöcke in den triaſſiſchen Schichten von Devonſhire erwähnt; ſodann die Blockkonglomerate aus der Juraformation von Sutherland, aus Kreideſchichten n den Alpen, ferner aus der Nähe von Croydon, ſüdlich von London; endlich wird auf die im Grünſand von Cambridge vorkommenden Geſchiebe hingewieſen. Für die Erklärung der Entſtehung gewiſſer feinkörniger Geſteine des Flyſch, welche einzelne größere Blöcke umſchließen, iſt ebenfalls die Mitwirkung von Treibeis zu Hülfe genommen worden. Den Schluß der Aufzählung bilden die bekannten miocänen Vorkommen des Moncalieri-Valenzaberges in Nordıtalien, die, wie andere tertiäre Vorkommen aus Frankreich ꝛc., durch Eisdrift entſtanden erklärt werden. —

Bei einer dieſer älteren Formationen, der Karbonformation, wollte ich noch verweilen, da mit Bezug auf ſie

aus neueſter Zeit wieder Beobachtungen vorliegen. Man hatte ſich daran gewöhnt, das Klima während der Formation, in der ſich die Steinkohlenablagerungen bildeten, für das ganze Erdenrund als ein durchaus tropiſches darzuſtellen. Die Erde ſollte mit einer an Kohlenſäure und Waſſerdampf überreichen Atmoſphäre, in der dichte Nebel und Wolken ſich gebildet, umgeben geweſen ſein, ſo daß bei Tage nur ein trübes Dämmerlicht geherrſcht und in der feuchten, ſchwülen Luft die Steinkohlenflora üppig wuchern konnte. Da beſchrieben engliſche Geologen, in erſter Linie Wynne, Sutherland, Dunn, W. T. und H. F. Blanford, aus Oſtindien, Südafrika, Auſtralien, alſo aus Ländern, die auch heute noch zum Theil der heißen Zone angehören, paläozoiſche Bildungen, in denen ſich die Wirkungen von Eis als geologiſchem Agens widerſpiegelten. Man kann ſich denken, auf welch' großen Widerſpruch dieſe Behauptungen ſtießen, und doch ſind Forſcher, unter denen ſich auch Deutſche befinden, welche ſich zur Prüfung der Verhältniſſe nach jenen Gegenden begaben, zu den gleichen Reſultaten gelangt; einzelne von ihnen, welche ſich mit diluvialen Glacialbildungen beſchäftigt gehabt haben, waren überraſcht durch die Aehnlichkeit dieſer alten Konglomerate mit diluvialem Geſchiebelehm.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß trotzdem in neuerer Zeit von verſchiedenen Seiten der glaciale Charakter mancher Erſcheinungen der älteren Formationen in Abrede geſtellt wurde, ſo von A. H. Green,[88] welcher das noch zu erwähnende Dwyka-Konglomerat für ein an einer zurückweichenden Küſte gebildetes Konglomerat hält, ferner von F. W. Stapff,[89] von St. Meunier (vergl. S. 52), ferner, daß vor übereilten Schlüſſen aus Blockablagerungen auf die Umgeſtaltung von Flora und Fauna gewarnt worden iſt, wie dies von E. Kayſer,[90] R. Zeiller[91] ꝛc. geſchieht.

Ich werde an der Hand von A. Schencks[92] Darſtellung

zunächst die stratigraphischen Verhältnisse an einem Punkte jenes fraglichen Gebietes etwas ausführlicher schildern. In Südafrika ist eine Formation weit verbreitet, die man als die Karooformation bezeichnet hat. Dieselbe setzt zunächst die weiten Ebenen der Karoo, dann aber die ganze östliche und nördliche Kapkolonie, einen großen Theil von Westgriqualand, den ganzen Oranjefreistaat, das südöstliche Transvaal und den größten Theil von Natal zusammen. Die Schichten dieser Formation, die dem Alter nach vom Karbon bis in die obere Trias reichen, bestehen aus einem Wechsel von Schiefern und Sandsteinen. An der Basis dieser Formation, als unterste Stufe der sog. Ecca-Schichten, treffen wir nun das eigenthümliche, in der Litteratur berühmt gewordene Dwyka-Konglomerat. Dasselbe ist in frischem Zustande „ein festes, ziemlich hartes, bläulich- bis grünlich-schwarzes, feinkörniges Gestein, welches Einschlüsse verschiedenartiger anderer Gesteine in den mannigfachsten Dimensionen, von den kleinsten Fragmenten bis zu Blöcken von mehreren Centnern Gewicht enthält". Die Einschlüsse, welche nicht die Formen besitzen, die fließendes Wasser an Geröllen hervorbringt, erwiesen sich gekritzt und geschrammt und die Unterlage des Konglomerates, der karbonische Tafelbergsandstein, geglättet und geschrammt. Ein ähnliches Conglomerat, das Baal-Konglomerat, tritt im Norden der Kapkolonie unter ganz denselben Erscheinungsformen auf und führt ebenfalls unregelmäßig vertheilte, gekritzte Geschiebe; seine Unterlage ist geglättet und geschrammt, so daß für eine große Anzahl von Geologen die glaciale Natur dieser Konglomerate für erwiesen gilt.

Analogen Verhältnissen begegnen wir an zahlreichen Stellen der heutigen um den indischen Ozean gruppirten Kontinente.[93] Ueberall handelt es sich um eine oder mehrere von folgenden drei Erscheinungen. Einmal sind es Konglomerate, die den

Eindruck direkter Moränenabsätze machen, zweitens feinkörnige oder dichte thonige, auch kalkige Gesteine, in denen einzelne oder in Reihen angeordnete, zum Theil riesige und mitunter gekritzte Blöcke eingebettet liegen, deren Transport man mit Hülfe schwimmender Eisberge erklärt, drittens endlich ist es abgeschliffener, zum Theil zu Rundhöckern umgeformter Felsuntergrund solcher Bildungen.

Sämtliche Erscheinungen zeigen sich in Bengal und den centralen Provinzen Indiens, in dem unteren Horizont der Talchirschichten, der untersten Abtheilung des Gondwánasystems. In der Salt-range am mittleren Indus findet sich ein von Wynne entdecktes glaciales Blockkonglomerat, dessen Alter als karbonisch bestimmt wurde, eine Bestimmung, die Warth bestätigte. Diese Blockanhäufungen stellen dort im Speketed Sandstein, im Liegenden permischer Kalke, einen einheitlichen Horizont dar.

In Neu-Süd-Wales war schon früher ein Konglomerat, in dem sich die Wirkung von Eis kundgiebt, innerhalb der Hawkesbury-Schichten über den New-Castle-Kohlenablagerungen bekannt. Im Jahre 1886 entdeckte Oldham auch in den marinen Schichten unter den New-Castle-Kohlenablagerungen eigenthümliche Blocklager, die auf glaciale Wirkung deuten.

Die Bacchus-Marsh-Region in Viktoria hat ebenfalls glaciale Konglomerate, Blockeinstreuungen in feinkörnige Ablagerungen und Rundhöcker geliefert. Sie ist nach E. J. Dunn,[94] G. Officer und L. Balfour von Gletschereis überzogen gewesen, das von Süden kam. Letztere Beiden halten die Konglomerate von Bacchus-Marsh mit ihren zahllosen gekritzten Geschieben für eine karbone Grundmoräne. Dunn meint, daß, als das Land sich gesenkt hatte, die in einer Grundmoräne bestoßenen und gekritzten Gesteinsfragmente durch Eisberge auf dem Wasser verfrachtet wurden und von hier aus in den

Schlamm der Seebecken niederfielen. Officer berichtet 1893 an J. Geikie,[95] daß er in Coimadai Creek, ungefähr sieben englische Meilen von Bacchus-Marsh entfernt, geschichtete Konglomerate fand, deren Blöcke wahrscheinlich ebenfalls von schwimmenden Eisbergen auf den ebenen Boden von Wasserbecken herabfielen. Der daselbst öfters entblößte silurische Sandstein war abgeschliffen und mit Schrammen, welche eine Bewegung des Eises aus Süd-Süd-West anzeigen, bedeckt. Photographien solcher Stellen bieten das Bild von Rundhöckern dar. Brittlebank und Sweet fertigten ganz neuerdings solche aus der Nähe von Werribee George, aus Pyke's Creek und aus den Lerderberg Ranges an, auf denen deutlich die glatte, gerundete „Stoßseite" und die rauhe „Leeseite" sichtbar sind. Nach Officer scheinen in diesen Distrikten, wie aus der Wechsellagerung von blockführenden und -freien Sandsteinen und Thonschiefern hervorgeht, wiederholt glaciale Bedingungen vorhanden gewesen zu sein.

In Tasmania kommen nach R. M. Johnstone gleichfalls riesige, polirte und gekritzte Gesteine von fremder Herkunft in feinthonigen Schichten permokarbonischen Alters, so in Maria Island, One Tree Point und im südöstlichen Theile der Insel, vor.

Aehnliches gilt von Queensland.

Von den aufgezählten Gesteinsschichten werden jetzt paralleliſirt und für einen oberkarbonischen Glacialhorizont gehalten: das Talchirkonglomerat an der Basis des Gondwána-Systems Indiens — das Konglomerat der Salt-range im nördlichen Indien — das Konglomerat an der Basis der Bacchus-Marsh-Schichten in Viktoria — das Konglomerat in den marinen Schichten unter den New-Castle-Kohlenablagerungen in Neu-Süd-Wales — der Blockhorizont in Tasmania und Queensland — das Dwyka- und Vaal-Konglomerat an der Basis der Karooformation in Südafrika.[96]

Die Annahme einer karbonen Kälteperiode stützt sich aber ferner noch auf ein paläophytologisches Argument. Es ist dies namentlich der Eintritt einer durch die Farne Glossopteris und Gangamopteris gekennzeichneten, auf ein kälteres Klima hindeutenden Landflora — die sonst erst im unteren Theile der mesozoischen Schichten erscheint —: in den Karbonschichten Australiens, Indiens, Südafrikas. In Australien erscheinen jene charakteristischen Pflanzen bereits *unter* den glacialen Schichten, wohl aus der kälteren Zeit vor dem Herannahen des Eises stammend.

Wir sehen also, sagt *Neumayr*, in Australien zu einer Zeit, als in Europa und Nordamerika noch die Lepidodendren- und Sigillarien-Flora existirte, sich eine neue Pflanzenwelt entwickeln von dem Charakter derjenigen, welche in unseren Gegenden weit später, in der Triasformation, zur Herrschaft gelangte. Der Eintritt dieser neuen Pflanzen in der Flora Australiens und auch Indiens wird aber begleitet von den genannten Ablagerungen, in denen die Spuren der Eiswirkung unverkennbar sind.

Jene karbonischen Eisablagerungen sind aber nicht lokale Erscheinungen, die etwa auf Gletscherzüge zurückgeführt werden könnten, welche von hohen Gebirgen in die tropische Landschaft hinabreichten, ähnlich wie dies heute in dem mit eigenthümlichen meteorologischen Verhältnissen ausgestatteten Neuseeland[97] der Fall ist, wo sich Gletscherenden in eine fast subtropische Vegetation, Urwälder mit baumartigen Farnkräutern, immergrünen Nadelhölzern und üppigen Fuchsien herabziehen.

Daß diese Annahme hier ausgeschlossen, beweist die angegebene Ausdehnung des Gebietes, welches jene karbonischen Schichten anscheinend bedecken. Jenes Gebiet erstreckt sich über mehr als 60 Breitengrade und etwa 130 Längengrade, „also über ein Stück der Erdoberfläche, das hinter keinem unserer heutigen Erdtheile an Umfang zurücksteht," und das, wie aus

den Entdeckungen von F. Kurtz (S. 47) hervorgeht, immer mehr an Ausdehnung gewinnt.

Das Gebiet der Glossopteris-Flora bezeichnet nach einer großen Anzahl von Geologen, und was besonders bedeutsam ist, namentlich der in jenen Gegenden praktisch thätig gewesenen, ein zur Karbonzeit vereistes Gebiet, in welchem uns paläozoische Moränen erhalten sind. Es wird deshalb in der wissenschaftlichen Litteratur bereits von einer karbonischen Eiszeit gesprochen.

Andeutungen über die Wahrscheinlichkeit einer karbonen Eiszeit in der argentinischen Republik machte Professor L. Brackebusch der deutschen geologischen Gesellschaft in der Sitzung vom 14. August 1893[98] zu Goslar. Mir ist jedoch keine weitere Ausführung und Begründung dieser Behauptung in der späteren Litteratur begegnet. Dagegen hat kürzlich F. Kurtz in Argentinien (Bajo de Velis) eine Flora mit Neuropleridium validum, Gangamopteris cyklopteroides und Nœggerathiopsis hislopi entdeckt, welche die nahe Verwandtschaft mit Pflanzen der Kaharbari-Schichten des unteren Gondwána-Systems Indiens, den Ecca-Kimberley-Schichten Südafrikas ꝛc. zur Schau trägt. Die große Wichtigkeit dieser Entdeckung besteht, wie W. T. Blanford hervorhebt, darin, daß dadurch die enorme Ausdehnung des karbonischen „Gondwána-Kontinentes" erwiesen wird.

Ziemlich unbestimmt waren die Mittheilungen A. Derbys, die er im Jahre 1888 über die Möglichkeit des Vorhandenseins karboner Glacialerscheinungen in Brasilien[99] gab und die bis heute, meines Wissens, nicht ergänzt und erhärtet worden sind. Nach Derby spricht sich in der Seltenheit der Fossilien in den paläozoischen Schichten des Paranabeckens, sowie in dem allgemeinen Habitus der gefundenen Versteinerungen eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Karbon von Südbrasilien und jenem von Australien, Indien und Südafrika aus. Es

kommen nach jenem Geologen ferner in der Provinz Saõ-Paulo an mehreren Stellen feine paläozoiſche Schieferthone vor, welche Blöcke enthalten, die bis über kopfgroß werden, ſo bei den Städten Itú und Itapetininga und in einer Schlucht des Capavary. Die Ablagerungen können wohl an die Verhältniſſe in Indien erinnern, ſind aber noch nicht eingehend unterſucht. Gekritzte Blöcke wurden noch nicht beobachtet.

In der Karbonformation wiederholt ſich die Erſcheinung, welche uns bei der Betrachtung der diluvialen Vereiſungen entgegentrat: die Spuren von Glacialwirkungen finden ſich nicht nur auf einer Erdhalbkugel, ſondern auf zwei einander gegenüberliegenden. Es wäre für die nördliche Hemiſphäre da zunächſt auf die großen vereinzelten Blöcke hinzuweiſen, welche mitten in Kohlenablagerungen vorkommen, von denen man zwar meiſt angenommen, daß ſie in den Wurzelſtöcken von Bäumen transportirt worden ſind, von denen aber, wie dies beiſpielsweiſe Newberry für ſolche in einem Kohlenflötz Ohios ausſpricht, einzelne wohl durch Eis verfrachtet ſein können. Neuerdings hat A. Julien in drei Mittheilungen[100] auf Glacialſpuren im franzöſiſchen Carbon aufmerkſam gemacht. Julien behauptet, daß man in gewiſſen Breccien der Kohlenbaſſins des centralen Frankreichs, in denen Grüner 1847 zum erſten Male die durchgehends eckige Form der Blöcke nachwies und welche bislang meiſt als Geröllanſchwemmungen erklärt worden ſind, mit Beſtimmtheit die glaciale Entſtehung erkennen könne. Am leichteſten laſſen ſich dieſe Verhältniſſe im Becken von Saint-Etienne ſtudiren, wo namentlich der Gipfel des 250 m hohen Mont Crépon ganz und gar aus dieſen Breccien beſteht und geradezu einen Moränenhügel der Steinkohlenperiode darſtellt. Alle Charaktere einer Moräne ſind zugegen: die Abweſenheit von abgerollten Steinen, das Fehlen von Bankung und Schichtung des Materials, die Vertheilung der bisweilen rieſigen Blöcke

und auch die, zwar außerordentlich seltenen, Kritzen und Furchen auf einzelnen der letzteren, die sich aber zeigen, sobald das Material hierfür empfänglich war, wie auf Porphyr, Hornblendeschiefern ꝛc. Auch Thatsachen von anderen Punkten, wie das Vorkommen von aufrechtstehenden, in Sandsteinen wurzelnden und in Breccien hineinragenden Stämmen, die Wechsellagerung von puddingstein- und sandsteinförmigen Breccien lassen sich nach Julien nur durch Annahme von Vergletscherungen deuten, letzteres durch abwechselndes Vorrücken und Zurückweichen des Eises.

Aus denselben Gründen wird für gewisse Breccien der Becken von Commentry, von Epinac, Brassac ꝛc. an Stelle der Annahme von fluvio-lakustren Deltabildungen eine gleichzeitige glaciale Entstehung gesetzt, und Julien leitet aus dem Auftreten dieser mächtigen sterilen Niveaus, dieser „barre glaciaire“, die Thatsache ab, daß alle genannten Kohlenbassins gleichalterig sind. Den Ausgangspunkt und zugleich die Ursache der karbonischen centralfranzösischen Gletscher erblickt Julien in den alpinen Massivs, welche zu Anfang der oberen Steinkohlenperiode sich auffalteten (Bertrands hercynische Kette). Insonderheit für das Becken von Saint Etienne läßt sich feststellen, daß die Gletscher von Norden her kamen und aus der heutigen Gegend von Lyon die transportirten Gesteine mitbrachten. Die Paralleliſirung der verschiedenen pflanzenführenden Schichten der einzelnen Bassins, namentlich derjenigen von Commentry und Saint Etienne, welche Julien unter Verwerthung des gewonnenen glacialen Horizontes durchführt, wird von M. A. Zeiller[188] heftig angegriffen und bestritten.

Die Schlußfolgerung Juliens, daß durch die Auffaltung der karbonischen variscischen und armorikanischen Gebirge Bedingungen zur Entwickelung von Gletschern innerhalb derselben gegeben waren, ist berechtigt, so daß wir aus den centralfranzösischen Glacial-Breccien noch nicht auf ein durchgehend

kälteres Klima ſchließen dürfen. Dieſelbe Urſache kann aber nicht die Entſtehung von Eismaſſen erklären, welche für ein anderes Vorkommen gefordert werden, deſſen Entſtehung in die Zeit vor der Bildung der karboniſchen Hochgebirge fällt, das der älteren Periode der Steinkohlenformation angehört. Die betreffenden Vorkommen ſind die von E. Kalkowsky geſchilderten aus dem Frankenwald.

Sie gehörten dem Kulm, alſo der unteren Stufe der Steinkohlenformation, an und waren durch den Bau der Bahnlinie Eichicht-Stockheim nördlich und ſüdlich von der Baſtelsmühle im Haslachthale gut erſchloſſen worden.

Im Frankenwalde[102] folgt auf die untere Abtheilung des Kulms, das Schichtenſyſtem der Leheſtener Dachſchiefer, ein Schichtenkomplex, der durch den unendlichen Wechſel von Thonſchiefer und Grauwacke charakteriſirt iſt. Mitten in dieſem wohlgeſchichteten Syſtem liegt nun ein völlig ungeſchichtetes Geſtein von auffälliger Beſchaffenheit, das als Geröll-Thonſchiefer bezeichnet werden muß. Es ſtellt in den beiden Aufſchlüſſen eine einzige, ſtellenweiſe ca. 20 m mächtige, kompakte Maſſe, ohne Bankung und ohne Spur von primärer Parallelſtruktur, dar, iſt von Farbe grau-ſchwarz, und in der homogenen Thonſchiefermaſſe liegen wie hineingezaubert kleine, große und größte Gerölle eingebettet. Die Gerölle ſind nirgends in Zonen und parallelen Streifen angeordnet, ſondern ſtets ganz regellos und gleichmäßig vertheilt. Kalkowsky erwägt alle Möglichkeiten, wie dieſe Gebilde entſtanden, bezw. wie die bis 30 cm lang werdenden Gerölle in die feine Thonſchiefermaſſe gelangen konnten. Er erörtert die Frage, ob hier ein Küſtenkonglomerat vorliegen könnte, er wägt ab, ob das kataſtrophenartige Hervorbrechen eines Fluſſes in das Meer zur Erklärung herbeigezogen werden, oder ob Meeresſtrömungen oder ſchwimmende Pflanzen die Gerölle vom Ufer weg ins Meer geführt haben

könnten. Er kommt jedoch zu dem Schluß, daß alle diese Erklärungsversuche unzulässig, und daß nur der Transport von Gesteinsmaterial durch Eis die einzige genügende Erklärung biete. Er ist geneigt, die Entstehung des Gerölthonschiefers mit der karbonischen Eiszeit auf der südlichen Hemisphäre in Verbindung zu bringen, wenn er auch in demselben keine verhärtete Moräne erblicken will, da es ihm nicht gelang, Kritzen und Furchen auf den Geröllen zu beobachten.

Kalkowsky nimmt an, daß Schollen von Flußeis die Gerölle vom Ufer wegtransportirten, und daß dieselben beim Schmelzen des Eises auf den Boden des Meeres gelangt und hier von dem feinen Schlamme eingebettet worden seien. Er weist schließlich darauf hin, daß im Kulm diese Eiswirkungen eine größere Verbreitung zu besitzen scheinen. Zur Stütze dieser Behauptung werden auffällige geröllführende Schichten von Ostthüringen, ferner solche in der Nähe von Salzbrunn ꝛc. herangezogen.

Man mag hier noch ein Vorkommniß anreihen, dessen geologisches Alter bisher nicht sicher festgestellt ist, das aber wahrscheinlich der paläozoischen Formationsgruppe angehört. Es ist dies die von H. Reusch,[103] dem Direktor der norwegischen Landesuntersuchung, beschriebene alte Moräne aus dem inneren Theile des Varangerfjords im nördlichsten Norwegen. Daselbst tritt wiederum ein mindestens 50 m mächtiges Konglomerat auf, welches die auffälligste Beschaffenheit zeigt, indem zahlreiche kantengerundete Fragmente von der verschiedensten Größe in einer sandig-thonigen, verfestigten Grundmasse unregelmäßig eingebettet liegen. Unter diesen Fragmenten zeigten einige Kritzen und Furchen, wie diluviale Moränengeschiebe, das Liegende des Konglomerates, ein röthlicher Sandstein, wies an Stellen, wo er bloßgelegt war, „fossile Glacialschrammen" Scheuerstreifen) auf. Dieselben stellen zwei Systeme mit den

Richtungen Nordwest—Südost und Ost—West dar, während die von dem diluvialen Eise auf der Oberfläche der Felsen erzeugten in der Umgebung des Punktes von Südwest nach Nordost gerichtet sind. Th. Dahl rechnet die fraglichen fossilleeren Schichten zum Perm; H. Reusch ist geneigt, sie als zur kambrisch-silurischen Formation gehörig anzusehen. —

St. Meunier hat kürzlich darauf hingewiesen, daß mit Felsblöcken gespickte Schlammströme, welche bei Murbrüchen entstehen, dann, wenn sie zur Ruhe kommen, das Bild von Blockansammlungen bieten können und man deren Entstehung leicht als glacialen Ursprunges zu deuten geneigt sein könne,[104] ferner, daß, wie durch Experimente nachgewiesen worden, sowohl die Schrammung von Felsoberflächen, wie auch die Kritzen und Ritzen auf Geschieben leicht ohne glaciale Wirkung zu stande kommen könnten.[105] Die Bedingungen für eine solche Entstehung seien oft in der Natur gegeben, wenn ein auf Sand ruhendes Geröllager, das einen Abhang bekleidet, durch Fortspülen des Sandes ins Rutschen und Gleiten kommt. Die Gerölle pressen und ritzen sich gegenseitig, die Unterlage kann mit parallelen Streifen und Furchen bedeckt werden.

Es sei gestattet, zunächst aus meinen Erfahrungen sogleich noch auf gewisse andere Bildungen hinzuweisen, welche Moränenbildungen durchaus ähnlich sehen, ohne daß sie solche sind. Es sind dies die Gehängelehmbildungen am Fuße mancher steileren Lausitzer Berge, welche aus einer feinen, lehmig-sandigen Grundmasse bestehen (z. B. schön am Nordfuß des Botzen entwickelt), kleine, größere und größte Geschiebe regellos eingebettet enthalten und keine Schichtung aufweisen. Man könnte sie, zumal da der lokal häufig unter den Geschieben vertretene Basalt, der ja für Eindrücke so außerordentlich empfindlich ist, bisweilen auch kleine Schrammen aufweisen kann, zunächst für

etwas verwitterten Geschiebelehm halten, eine Täuschung, in die Geologen auch verfallen sind. Eine solche Deutung ist aber ausgeschlossen, wenn man die Bildungen näher untersucht und ihre Entstehung verfolgt. Zunächst zeigt das Material der Grundmasse stets eine feine Maserung, die ausnahmslos parallel der Neigung des Berggehänges verläuft, und parallel dieser Maserung bricht das Material auffallend leicht, parallel derselben sind bisweilen schwache Sandstreifen eingeschaltet. Es stellt dasselbe eben die von höherer Terrainlage im Laufe langer Zeiträume allmählich herabgeführten feinen Theilchen der Oberflächenschicht der Berge dar, bestehe dieselbe aus Lößlehm oder aus einer sandig-lehmigen Verwitterungskruste von Felsgestein. Gleichzeitig sind aber auch Gesteinsfragmente mit herabgerutscht, gerollt oder herabgespült worden.

Die zweite von Meunier angeführte Möglichkeit der Entstehung von Schrammen kann in der Natur hier und da verwirklicht sein. Unberechtigt erscheint uns aber die Verallgemeinerung, zu welcher Meunier geneigt ist, z. B. wenn er ohne weiteres die Beobachtung eines Beispiels im französischen Diluvium und die Ergebnisse der Laboratoriumsversuche auf das Dwykakonglomerat anwendet.

Die geforderten Bedingungen können nicht häufig erfüllt sein, denn sonst wäre es unmöglich, daß in so vielen ausgedehnten Konglomeratlagern durchaus keine gekritzten Gerölle zu finden sind. Für viele andere Erscheinungen sind jene Verhältnisse aber überhaupt nicht heranzuziehen, so, wenn es sich um die Erklärung der Entstehung von Rundhöckern, der Blockeinstreuungen in thonige Gesteine, der Erscheinungen von Lokalmoränen, der Aenderung im Charakter von Flora und Fauna ꝛc. handelt. —

Die Frage, welche sich bei den Schilderungen der alten Kälteperioden uns wohl zunächst aufwirft, ist die nach der Ursache derselben.

Es wurden anfangs für die diluviale Eiszeit allgemein lokale terrestrische Gründe herangezogen, und zwar verging kein Jahr, welches nicht eine neue Erklärung derselben brachte. Es sollte die Sahara mit Wasser bedeckt gewesen und daher der warme Föhn nicht existirt haben, es sollte infolge der Senkung des Isthmus von Panama der Golfstrom abgelenkt worden sein, es sollten weite Landmassen zwischen Norwegen und Spitzbergen existirt haben 2c. 2c. Alle diese Annahmen sind nicht sicher begründet. Die Sahara, wenigstens in ihrem größten Theile, ist in den letzten Erdperioden nicht vom Meere bedeckt gewesen, der Föhn kommt nicht aus der Sahara, seine hohe Temperatur erzeugt sich in den Alpen selbst, das Verschwinden der Landenge von Panama ist nicht erwiesen und die Ablenkung des Golfstromes durch ein solches nicht möglich. Aber selbst, wenn alle jene Annahmen begründet gewesen wären, würden sie, wie A. Penck näher ausführt, nur lokale Vereisungen, wie die der Alpen oder Skandinaviens, nicht aber eine allgemeine Kälteperiode, eine allgemeine Steigerung der heutigen Glacialverhältnisse hervorgerufen haben.

Im letzten Jahrzehnt sind die Erklärungsversuche, welche die Ursache zu der diluvialen Kälteperiode in einer von der heutigen abweichenden Vertheilung von Wasser und Land erblicken, seltener geworden. Sie traten in neuester Zeit bei einigen amerikanischen Geologen, wie G. F. Wright, W. Upham[106] 2c. hervor; unter deutschen Geologen fanden wir sie beispielsweise von E. Koken[107] vertreten.

Viel weiter verbreitet ist entschieden jetzt die Ansicht, daß die Ursache in kosmischen Erscheinungen zu suchen sei.

So wird einmal die Ursache in der Veränderlichkeit der

Excentricität der Erdbahn, auf welche Adhémar hingewiesen, gesucht und dies namentlich seit längerer Zeit von James Croll[108] verfochten. A. Penck[109] und James Geikie[110] haben sich dieser Ansicht angeschlossen.

Andere Hypothesen sind auf Veränderungen in der Lage der Pole begründet. Auch Aenderungen in der Schiefe der Ekliptik hat man zur Erklärung herangezogen ꝛc. ꝛc.

Allen diesen Hypothesen von den kosmischen Ursachen stellte man anfangs stets entgegen, daß es an einer Periodicität des Glacialphänomens mangle. Das Vorhandensein einer solchen ist aber, wie wir sahen, durch die neuesten geologischen Forschungen mehr als wahrscheinlich gemacht worden.

Verhältnißmäßig klein sind auf den Kontinenten, gegenüber den in Wasser abgesetzten oder ausgeschiedenen Gesteinsschichten, die Areale von prädiluvialen Landbildungen. Von diesen Landbildungen, in denen sich naturgemäß die Glacialwirkungen vorwiegend erhalten konnten, ist unserer speziellen Kenntniß bis jetzt wieder nur ein kleiner Theil zugänglich gemacht worden, und doch sind die Beobachtungen von glacialen Erscheinungen schon so überaus zahlreich. Sie vermehren sich, wie ein Blick auf die neueste Geschichte der Geologie lehrt, alljährlich. So läßt sich wohl vermuthen, daß dann, wenn noch viel mehr Gesteinsschichten einer Spezialuntersuchung werden unterzogen worden sein, und wenn uns übereinstimmendere Zahlen über das Alter der Erde und namentlich über das Alter der Formationsglieder, als dies heute der Fall ist,[111] zur Verfügung stehen werden, es sich herausstellen muß, daß die dann ermittelten Glacialhorizonte zusammenfallen mit den Kälteperioden, die von irgend einer astronomischen Theorie für die geologische Vergangenheit gefordert werden.

Anmerkungen.

[1] A. Penck, Die Vergletscherung der deutschen Alpen. Leipzig 1882. Kap. I.

[2] H. Howorth, The Author of the Glacial Theory. 1889.

[3] W. Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. Berlin 1886. S. 5.

[4] Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1875. Bd. 27. S. 961.

[5] Naturw. Wochenschr. 1894. S. 354.

[6] F. Wahnschaffe, Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1891. S. 63—70.

[7] Ders., Ueber zwei neue Fundpunkte von Gletscherschrammen auf anstehendem Gestein im norddeutschen Glacialgebiet. Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1893. S. 705.

[8] Althans, Gletscherschrammen am Rummelsberg. Jahrb. d. pr. Landesanst für 1893. S. 54.

[9] Dresdner Journal, Mai 1895. O. Beyer, Neues Vorkommen von glacialen Friktionserscheinungen auf Granit in der Lausitz. Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1895. S. 211—214.

[10] Litter. in K. Keilhack, Zusammenstellung der geologischen Schriften und Karten über den ostelbischen Theil des Königreichs Preußen. Abhdlg. der königl. preuß. geol. Landesanst. 1893. S. 58, 64—77. Auf diese Litteraturzusammenstellung wird im Folgenden öfters verwiesen werden.

[11] H. Berghaus, Atlas der Geologie. Gotha 1892. Nr. 5.

[12] Chamberlain und Salisbury, On the Driftless Area of the Upper Mississippi Valley. Washington 1885. — F. Wahnschaffe, Geologische Reisebilder aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Naturw. Wochenschr. 1894. S. 156.

[13] Diese Vortragssammlung Serie XX, Heft Nr. 479.

[14] F. Wahnschaffe, Ergebnisse einer Tiefbohrung in Niederschönweide bei Berlin. Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1893. S. 288—293 u. S. 326.

[15] M. Fiebelkorn, Briefliche Mittheilungen. Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1894. S. 292. Vergl. Naturw. Wochenschr. 1895. S. 194, 195.

[16] G. Berendt, Spuren einer Vergletscherung des Riesengebirges. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt für 1891. Berlin 1892. 37—90, für 1893. S. 22. — Der Gletschergarten auf dem Adlerfels in Schreiberhau im Riesengebirge. Naturw. Wochenschr. 1893. S. 165—169.

[17] J. Partsch, Die Vergletscherung des Riesengebirges zur Eiszeit. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. VIII. Heft 2. S. 162—176.

[18] K. Keilhack, Ueber ein interglaciales Torflager im Diluvium von Lauenburg an der Elbe. Jahrb. der preuß. geol. Landesanst. für 1884. S. 211—288.

[19] H. Credner, E. Geinitz, F. Wahnschaffe, Ueber das Alter des Torflagers von Lauenburg an der Elbe. Neues Jahrb. f. Min. 1889. Bd. II. S. 194—199. — K. Keilhack, Ueber das Alter des Torflagers von Lauenburg an der Elbe. Ebd. 1892. Bd. I. S. 1—6. — H. Credner, E. Geinitz, F. Wahnschaffe, Ueber das Alter des Torflagers von Lauenburg an der Elbe. Ebd. 1893. Bd. I. S. 33—38. — Ferner: A. G. Nathorst, Eine Probe aus dem Torflager bei Lauenburg. Naturw. Wochenschr. 1894. S. 533. — Ueber Cratopleura aus dem Torflager S. Naturw. Wochenschr. 1894. S. 219 und Neues Jahrb. f. Min. 1895. Bd. I. S. 270. — Neues Jahrb. f. Min. 1895. Bd. II. S. 149—150. A. Nehring, Ueber einen neuen Fund von Cratopleura-Samen in dem Lauenburger Torflager. Neues Jahrb. f. Min. 1895. II. S. 254—255. Die Ansichten über das Lauenburger Torflager scheinen, wennschon einige der von H. Credner, E. Geinitz und F. Wahnschaffe gegen die Angaben Keilhacks gemachten Einwände zur Zeit noch zu Recht bestehen, dahin sich zu klären, daß dasselbe interglacialen Alters sei, und zwar hauptsächlich auf Grund der Entdeckung von zweifellosen und zahlreichen Cratopleura-Samen in dem Torfe.

[20] C. Weber, Ueber zwei Torflager im Bette des Nord-Ostseekanals bei Grünenthal. Neues Jahrb. f. Min. 1891. Bd. II. S. 62—85. — Derſ., Ueber das Diluvium bei Grünenthal in Holstein. Ebd. S. 228—230. — Derſ., Vorläufige Mittheilung über neue Beobachtungen an den interglacialen Torflagern des westlichen Holsteins. Neues Jahrb. f. Min. 1893. S. 94—96.

[21] C. Weber, Ueber Cratopleura holsatica, eine interglaciale Nymphäacee ꝛc. Neues Jahrb. f. Min. 1892. Bd. I. S. 114—137.

[22] Litter. S. in Keilhack, Litteraturzusammenst. S. 56 und 85. — Außerdem: C. A. Weber, Ueber die diluviale Vegetation von Klinge in Brandenburg und ihre Zukunft. Beibl. z. d. Bot. Jahrb. Bd. XVII. Heft 1 und 2. — A. Nehring, Ueber neue Funde von Klinge bei Kottbus. Naturw. Wochenschr. 1895. S. 165—167. — Derſ., Ueber Wirbelthierreste von Klinge. Neues Jahrb. f. Min. 1895. Bd. I. S. 183—208.

[23] C. Weber, Ueber das Diluvium von Honerdingen bei Walsrode. Briefl. Mitth. an d. Neue Jahrb. f. Min. 1895. Bd. II. S. 151, 152.

[24] A. Nehring, Ueber die Tundren-, Steppen- und Waldfauna aus der Grotte am Schweizerbild bei Schaffhausen. Naturw. Wochenschr. 1893. S. 91—93. — Derſ., Einige Notizen über die pleistocäne Fauna von Türmitz in Böhmen. Neues Jahrb. f. Min. 1894. Bd. II. Heft II. S. 278—290.

[25] 1. Aufl. 1874. 2. Aufl. 1877.

[26] Vergl. noch die Artikel von M. Fiebelkorn, Geologiſche Ausflüge in die Umgebung von Berlin. Naturw. Wochenſchr. 1894 und 1895, in denen auch vielfach die glacialen Erſcheinungen anderer Theile Deutſchlands, ſowie die geſchichtliche Entwickelung der Glacialtheorie berührt werden. Auch ſeparat erſchienen. Berlin 1895.

[27] K. Rørbam, De geologiske forhold i det nordostlige Sjælland. Danmarks geol. undersøgelse Nr. 3. Kopenhagen 1893.

[28] Vergl. auch Fr. Regel, Glacialwirkungen in Oberſchwaben und im Bodenſeegebiet. Naturw. Wochenſchr. 1894. S. 179—182.

[29] Ed. Richter, Die wiſſenſchaftliche Erforſchung der Oſtalpen. Feſtſchrift d. deutſch. und öſterr. Alpenvereins. 1894. S. 20 ff.

[30] Gemeinſchaftlicher Bericht der geologiſchen Landesanſtalten von Baden, Bayern, Elſaß-Lothringen und Heſſen über Exkurſionen in den Quartärbildungen des oberen Rheinthales zwiſchen Baſel und Mainz. Mitth. d. großh. badiſchen Landesanſt. Heidelberg 1894. Bd. III. Heft 1. S. 21—74.

[31] G. Steinmann, Ueber die Gliederung des Pleiſtocän im badiſchen Oberlande. Ebd. Bd. II. S. 743—791.

[32] R. Lepſius, Vortrag in der dritten Sitzung der allgemeinen Verſammlung der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft vom 16. Auguſt 1893 zu Goslar. Zeitſchr. d. d. geol. Geſ. 1893. S. 546—549.

[33] G. Klemm, Gliederung des Schwemmlandes am unteren Main. Notizblatt des Vereins für Erdkunde zu Darmſtadt. 1892. S. 25—39. — Derſ., Blatt Schaafheim-Aſchaffenburg, S. 36—49. Blatt Babenhauſen. — C. Chelius und G. Klemm, Blatt Neuſtadt-Obernburg.

[34] Vergl. L. du Pasquier, Ueber die fluvio-glacialen Ablagerungen der Nordſchweiz (außerhalb der inneren Moränenzone). Beiträge zur geologiſchen Karte der Schweiz. 31. Lieferung. Bern 1891. — Derſ., Etudes sur les alluvions glacières du Nord de la Suisse. Arch. des sect. phys. et nat. XXVI. 1891. S. 44. — Schuhmacher, Ueber die Gliederung der pliocänen und pleiſtocänen Ablagerungen im Elſaß. Zeitſchr. d. d. geol. Geſ. 1892. S. 828—838. — A. Penck, E. Brückner, L. du Pasquier, Le Système glaciaire des Alpes. Guide publié à l'occasion du congrès géol. international. Neuchâtel 1894. — Vergl. auch Preller, On the three Glaciations in Switzerland. Geol. Mag. 1. S. 27—36. 1894.

[35] R. D. Salisbury, Certain extraordinary drift phaenomena of New-Jersey. Bull. of Geol. Soc. of Amer. Vol. 3. 1892. S. 173—182.

[36] A. Schulz, Entwickelungsgeſchichte der Pflanzenwelt Mitteleuropas ſeit dem Ausgang der Tertiärzeit. Jena 1894.

[37] F. Regel, Thüringen. Jena 1894. Bd. II. S. 10.

[38] J. Geikie, On the glacial succession in Europe. Transact. R. Soc. of Edinburgh. XXXVII. 1892. S. 127—149.

[39] Derſ., The Great Ice Age. London 1894. S. 607—615.

[40] Derſ., Classification of Europeen Glacial Deposits. Journ. of Geol. Vol. III. Nr. 3. Chicago 1895. S. 241 ff.

[41] Fragments of Earth Lore. Edinburg 1893. S. 288—325. — Neues Jahrb. f. Min. 1895. S. 47.

[42] Naturw. Wochenſchr. 1895. S. 374—376.

[43] Ebd. 1895. S. 369—372 und S. 522.

[44] Classification of American Glacial Deposits. Journ. of Geol. Vol. III. Chicago 1895. — A. Gutzwiller, Die Diluvialabl. d. Umg. v. Baſel. Verh. d. Naturf.-Geſ. z. Baſel. 10. Heft. 3. S. 512—690.

[45] J. Partſch, Die Vergletſcherung des Rieſengebirges zur Eiszeit. Stuttgart 1894.

[46] A. Sauer, Sektion Kupferberg der geologiſchen Spezialkarte von Sachſen. S. 80—82. — E. Laube, Verhdlgn. der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt. 1876. S. 329—331.

[47] J. Geikie, The Great Ice Age. London 1894. S. 511 ff.

[48] G. Klemm, Gletſcherungen im Speſſart und öſtlichen Odenwald. Notizblatt des Ver. f. Erdkunde zu Darmſtadt. 1893. S. 9—18. Vergl. hierzu die Angriffe M. Blanckenhorns und die Entgegnung G. Klemms. Z. d. d. geol. Geſ. 1895. S. 576—581. — Notizbl. d. Ver. f. Erdkunde zu Darmſtadt. IV. Heft 16. S. 19—32.

[49] E. Kayſer, Ueber Gletſchererſcheinungen im Harz. Verhdlg. der Geſ. f. Erdkunde. 1881. — Neues Jahrb. f. Min. 1882. Bd. II. S. 398, 399. — Derſ., Zur Frage der Vergletſcherung des Brockengebietes. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanſt. 1892. S. 108.

[50] Neues Jahrb. f. Min. 1895. S. 359, 360.

[51] K. A. Loſſen und F. Wahnſchaffe, Beiträge zur Beurtheilung der Frage nach einer einſtigen Vergletſcherung des Brockengebietes. Jahrb. d. preuß. Landesanſt. 1890. S. 124.

[52] H. Credner, Die geologiſchen Verhältniſſe der Stadt Leipzig. Leipzig 1891. S. 7, 10—11.

[53] Vergl. „Globus" 1892. S. 138, 139. — A. Sauer, Erläuterungen zu Sektion Tharandt der geologiſchen Spezialkarte von Sachſen. S. 87. Naturw. Wochenſchr. 1895. S. 267. — G. A. Nathorſt, Die Entdeckung einer foſſilen Glacialflora in Sachſen ꝛc. Oefers. af Kongl. Vet. Akad. Förh. 1894. S. 519—543.

[54] A. G. Nathorſt, Fresh evidence concerning the Distribution of Artic Plants during Glacial Epoch. Nature. 1892. S. 273—276.

[55] A. Leppla, Zur Lößfrage. Neues Jahrb. f. Min. 1890 Bd. II. S. 194—196.

[56] L. c. S. 133.

[57] O. Herrmann, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Sachsen. Sektion Schönfeld-Ortrand. 1888. — Derſ., Die wichtigsten Reſultate der neuen geol. Spezialaufnahmen in der Oberlausitz. Abh. der Naturf.-Geſ. zu Görlitz. 1895. S. 27—29, wörtlich wiedergegeben. — A. Sauer, Ueber die äoliſche Entſtehung des Löß am Rande der norddeutſchen Tiefebene. Halle 1889. S. 21.

[58] E. Geinitz, Beobachtungen im ſächſiſchen Diluvium. Zeitſchr. d. d. geol. Geſ. Bd. XXX. 4. — Derſ., Die geologiſche Beſchaffenheit von Stolpen in Sachſen. Iſis. Dresden 1882. S. 91—126.

[59] Der Deckſand der Lauſitz iſt nach meinen Beobachtungen nicht identiſch mit den gleichnamigen Bildungen der Leipziger Gegend und der preußiſchen Karten.

[60] Chelius und Vogel, Zur Gliederung des Löß. Neues Jahrb. f. Min. 1891. S. 104 ff.

[61] H. Credner, Ueber die geologiſche Stellung der Klinger Schichten. Ber. d. kgl. ſächſ. Geſ. der Wiſſ. 1892. S. 400—401.

[62] H. Berghell, Beobachtungen über den Bau und die Konfiguration der Randmoränen im öſtlichen Finnland. Fennia. Bull. Soc. geogr. de Finlande. Bd. VIII. Nr. 5. 1—4. 1893. — W. Ramſay, Ueber den Salpauſſelka ꝛc. Fennia. 4. Nr. 2. 1891.

[63] H. v. Cappelle. (Ref. im Neuen Jahrb. f. Min. 1895. Bd. II. S. 324, 328—330.)

[64] F. Wahnſchaffe, Die Endmoränen-Landſchaft Nordamerikas. Naturw. Wochenſchr. 1892. S. 81—83. — Derſ., Mittheilungen über das Glacialgebiet Nordamerikas. I. Die Endmoränen von Wisconſin und Penſylvanien. Zeitſchr. d. d. geol. Geſ. 1892. S. 107—122.

[65] G. F. Wright, The Ice Age in North America etc. New York 1889.

[66] W. Upham, Conditions of accumulations of Drumlins. Amer. Geologist. Vol. X. 1892. S. 339—362.

[67] Litteratur S. in K. Keilhack, Litteraturzuſammenſtellung S. 50—61. — Außerdem: G. Berendt, Ueber die große baltiſche Endmoräne. Zeitſchr. d. d. geol. Geſ. 1893. S. 536—542. — H. Haas, Ueber Endmoränen auf dem Höhenrücken Schleswig-Holſteins. Ebd. 1894. S. 289. — Hierzu: G. Berendt, Endmoräne in Schleswig-Holſtein betreffend. Ebd. 1895. S. 841—843. — H. Schröder, Endmoränen in der nördlichen Uckermark und Vorpommern. Ebd. 1894. S. 293—301. — M. Fiebelkorn, Geologiſche Ausflüge in die Umgebung von Berlin. Naturw. Wochenſchr. 1895. S. 274—275. — Ferner: Naturw. Wochenſchr. 1893. S. 412—413. —

K. Keilhack, Die baltische Endmoräne in der Neumark und im südlichen Hinterpommern. Jahrb. d. preuß. Landesanst. f. 1893. S. 180 ff. — G. Berendt und K. Keilhack, Endmoränen in der Provinz Posen. Jahrb. d. preuß. Landesanst. für 1894. S. 235—251. — J. Martin, Diluvialstudien. I. Alter und Gliederung des Diluviums im Herzogthum Oldenburg. II. Das Haupteis ein baltischer Strom. IX. u. X. Jahresbericht des Nat.-Ver. zu Osnabrück. 1893 u. 1894.

[68] Das neueste Werk von E. Geinitz, Die Endmoränen Mecklenburgs, Rostock 1894, ist mir leider nicht zugänglich geworden.

[69] A. Jessen, Geschiebe und Endmoränen in Schleswig-Holstein, ihre gegenwärtige Lage und das Prioritätsrecht an den diesbezüglichen Beobachtungen und Theorien. Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1895. S. 839—841.

[70] F. Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg 1894. Bd. II. S. 451 ff.

[71] E. Geinitz, Ueber Åsar und Kames in Mecklenburg. Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1886. S. 654—661.

[72] G. Berendt, Åsarbildungen in Norddeutschland. Ebd. 1888. S. 483 ff.

[73] H. Schröder, Ueber Durchragungszüge ꝛc. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanst. f. 1888. S. 166—211. — Derf., Endmoränen in der nördlichen Uckermark und Vorpommern. Ebd. 1894. S. 293—301 und F. Wahnschaffe, l. c. S. 113.

[74] F. Wahnschaffe, Ueber einen Grandrücken bei Lubasz. Jahrb. d. preuß. Landesanst. f. 1890. Vergl. auch: Derf., Geologische Bilder aus dem norddeutschen Flachlande. Naturw. Wochenschr. 1892. S. 300 u. 316.

[75] Th. Wölfer, Bericht über einen Grandrücken bei dem Dorfe Krschywagura, südlich Wreschen. Jahrb. d. preuß. Landesunters. f. 1891. S. 268—71.

[76] Neues Jahrb. f. Min. 1894. Bd. II. S. 456.

[77] A. Heim in Vierteljahrsschrift der Naturforsch. Gesellschaft zu Zürich. 39. Jahrg.

[78] W. Upham, Die Dauer der geologischen Epochen. Gaea. 1894. S. 618 ff. — Derf., Estimates of geologie Time. Amer. Journ. of Science. Bd. 45. 1893. S. 209—220.

[79] G. F. Wright. The Ice Age in North America etc. New York 1889. Ref. Neues Jahrb. f. Min. 1892. Bd. II. S. 440—446.

[80] Proc. of the Royal Society. Vol. LVI. Nr. 337. S. 145—148.

[81] J. Prestwich, Considerations on the Date, Duration and Conditions of the Glacial Period etc. Quart. Jouru. of the Soc. 1887.

[82] W. Upham, In the Cause of the Glacial Period. Amer. Geol. Bd. VI. 1890. S. 327.

[83] T. M. Reade, An Estimate of Post Glacial Time. Ebd. 1888. Ref. Neues Jahrb. f. Min. 1891. Bd. II. S. 141.

[84] Vergl. F. M. Stapff, Ueber Niveauſchwankungen zur Eiszeit. Berlin 1888. Dazu: Neues Jahrb. f. Min. 1888. Bd. II. S. 180. 1890. Bd. I. S. 100, 110, 260 u. ſ. w.

[85] The Great Ice Age. 3. Aufl. London 1894.

[86] A. C. Ramſay, Quart. Journ. geol. Society. London. Vol. XI. 1855. S. 185 ff.

[87] W. Waagen, Die karbone Eiszeit. Jahrb. d. k. k. geol. Reichsanſt. Wien 1887. S. 143—192.

[88] A. H. Green, A contribution to the Geology and phys. Geogr. of the Cape Colony. Quart. Journ. of the Geol. Soc. 1888. S. 239—270.

[89] F. M. Stapff, Das glaciale Dwyka-Konglomerat Südafrikas. Naturw. Wochenſchr. Bd. III. S. 97 ff. Vergl. dagegen Bd. VII. S. 117—120.

[90] Lehrbuch der geologiſchen Formationskunde. 1891.

[91] R. Zeiller, Sur l'âge des dépôts houillers de Commentry. Bull. d. l. soc. geol. 1894. S. 268.

[92] A. Schenck, Ueber Glacialerſcheinungen in Südafrika. Verhdlg. d. VIII. deutſchen Geographentages. S. 145—161.

[93] O. Feiſtmantel, Ueber die pflanzen- und kohlenführenden Schichten in Indien ꝛc. Sitzgb. der k. k. böhm. Geſ. d. Wiſſ. Prag 1887. S. 1—102. — W. Waagen, Die karbone Eiszeit. Jahrb. der k. k. geol. Reichsanſt. Wien 1887. S. 143—192.

[94] E. J. Dunn, Notes on the Glacial Conglomerate Wild Duck Creek. Spec. Rep. of the Dep. of Min. Viktoria 1892. (Ref. Neues Jahrb. f. Min. 1894. Bd. I. S. 237.)

[95] Geikie, l. c. 822.

[96] O. Feiſtmantel, l. c. Tabelle. — W. Waagen, l. c. Tabelle. — H. Credner, Elemente der Geologie. Leipzig 1891 u. ſ. w.

[97] A. Heim, Handbuch der Gletſcherkunde. Stuttgart 1885. S. 449.

[98] Zeitſchr. d. d. geol. Geſ. 1893. S. 520. — F. Kurtz in: Records of the Geological Survey of India. 1895. — Nature 1895. S. 523 und S. 595.

[99] W. Waagen, Mittheilung eines Briefes von Herrn A. Derby über Spuren einer karbonen Eiszeit in Südbraſilien. Neues Jahrb. f. Min. 1888. Bd. II. S. 172—177.

[100] A. Julien, Sur l'origine glaciaire des brèches des bassins houillers de la France centrale. Compt. rend. 1893. Bd. II. S. 255—257. — Ferner: 1893. II. S. 344, 346. 1894. I. S. 155—158.

[101] M. R. Zeiller, Sur l'âge des dépôts houillers de Commentry. Bull. de la soc. geol. 1894. S. 252—278.

[102] E. Kalkowsky, Ueber Geröll-Thonschiefer glacialen Ursprunges im Kulm des Frankenwaldes. Zeitschr. d. d. geol. Ges. 1893. S. 69—86.

[103] Skuringsmaerker og moraenegrus eftervist i Finmarken fra en periode meget aeldre end istiden. Norges geol. unders. aarbog for 1891. S. 68 ff. — Derſ., Ueber ſehr alte Gletſcherbildungen. Kaiſ. Ak. der Wiſſ. in Wien. Akad. Anzeiger Nr. 25. — Derſ. in Det nordlige Norges geologie. Kriſtiania 1892. S. 28 ff.

[104] St. Meunier, Recherches sur les épanchements boueux. Compt. rend. 1894. Bd. I. S. 670—680.

[105] Derſ., Recherches sur un mode de striage des roches indépendant des phénomènes glaciaires. Compt. rend. 1894. Bd. I. S. 890—892.

[106] W. Upham, On the Cause of the Glacial Period. Amer. Geolog. 1890. Bd. VI. 327.

[107] E. Koken, Die Vorwelt und ihre Entwickelungsgeſchichte. Leipzig 1893.

[108] James Croll, Climate and Time. London 1875.

[109] A. Penck, Die Vergletſcherung der deutſchen Alpen. 1882. Schlußkapitel.

[110] J. Geikie, Supposed Causes of the Glacial Period. 1892. — Derſ., On the Glacial Period and the Earth-Movement Hypothesis Trans. Victoria Inst. London.

[111] Ch. D. Walcott, Geological Time, as indicated by the Sedimentary Rocks of North-Amerika. Smithsonian Report 1893. S. 301—334. — Cl. King, The Age of the Earth. Ebd. S. 335—352 und Amer. Journ. of science. 45. S. 1—20. 1893. — Vergl. auch G. Laube, Das Alter der Erde. Sammlung gemeinverſt. Vorträge. Prag 1894. Nr. 183 ꝛc. ꝛc.

In der „**Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**“ ist früher erschienen:

Ueber Metallurgie, Mineralogie und Geologie.

(42 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 25.50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. (142)..... M. —.60
Braun, Alex., Die Eiszeit der Erde. Zweite vermehrte Aufl. (94) „ 1.—
Comes, Die Laven des Vesuv. Uebersetzt von Mohrhoff. (N. F. 80) „ —.80
Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. (479) „ 1.—
Hartung, Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (283) „ —.75
Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Alterthums. (472).... „ 1.—
Kjerulf, Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/294)..... „ 1.60
— Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/353) „ 1.60
Kleefeld, Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241)..... „ 1.—
— Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277)..... „ —.80
— Die Halbedelsteine. (334)..... „ —.80
v. Lasaulx, Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76).. „ —.60
List, Westfälische Kohlenformation. Mit 6 Abbild. (N. F. 126).. „ —.80
Möhl, Erdbeben und Vulkane. Hierzu ein Kupferstich. (202) ... „ 1.20
Roeggerath, Jakob, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. (104)..... „ —.60
— Der Torf. (230)..... „ —.75
Petersen, Der Zustand im Erdinnern. (N. F. 118)..... „ 1.—
Rammelsberg, Ueber die Meteoriten u. ihre Beziehung z. Erde. (151) „ —.60
— Die Gewinnung von Gold und Silber. (379)..... „ —.60
vom Rath, Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185)..... „ 1.60
— Ueber den Granit. Mit 2 lithographischen Tafeln. (300/301) „ 1.60
— Ueber das Gold. (324/325)..... „ 1.20
Reusch, Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuskript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424) „ 1.—
Roemer, Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2. Abz. (92)..... „ —.60
Roth, Ueber die Steinkohlen. 2. Abz. (19)..... „ —.75
— Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. 2. Aufl. (111) „ —.75
— Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306)..... „ —.75
— Ueber die Erdbeben. (390)..... „ —.80
Rottger, Erdbeben. (N. F. 74)..... „ 1.—
Runge, Der Bernstein in Ostpreußen. Mit einem Titelbild und 10 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 2. Abz. (55/56) „ 1.60
v. Seebach, Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März und April 1886 geschildert. Mit 1 Holzschnitt. 2. Aufl. (38) „ —.80
— Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153) „ —.60
Tarnuzzer, Falb und die Erdbeben. (N. F. 139)..... „ —.60
Uhlig, Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (439) „ 1.—
Weger, Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160).. „ —.60
Zaddach, Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86)..... „ —.60
Zirkel, Die Umwandlungsprozesse im Mineralreich. (136)..... „ —.60
Zittel, Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251)..... „ —.80

Glacialerſcheinungen

in der

geologiſchen Vergangenheit.

Von

Dr. O. Herrmann
in Chemnitz.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
[Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 1896
Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 245.

Die ersten poetischen Versuche Hamerlings.

Von
Dr. Michael Maria Rabenlechner
in Wien.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Albert Moeser.

Gedichte.

Erste Sammlung.

Dritte sehr vermehrte und veränderte Auflage.

Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Urtheil der Presse über die 2. Auflage des Werkes:

Blätter für litterar. Unterhaltung: Eine große Weltanschauung, welche die Dinge stets sub specie aeternitatis betrachtet, ein für alles Schöne leidenschaftlich erglühtes Herz, geläutert in der Schule philosophischen Denkens, und eine namentlich im Pathetischen bezaubernde Formenschönheit, das sind die leuchtenden Eigenschaften der M.'schen Dichtungen.

Rothe Rosen.

Neue Gedichte von Harbert Harberts.

Kl. 8°. ff. Kupferdruckpapier,
in feinem Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 6.—.

Die „Presse" in Wien berichtet: — Statt der stereotypen Phrase: „Zu Geschenken sehr geeignet", welche bei so mancher Dutzendware der Dichterlinge unteren Ranges auf Absatz wirken soll, kann hier wohl gesagt werden, daß Harberts' „Rothe Rosen", auch ganz abgesehen von der glänzenden, ebenso eleganten, wie geschmackvollen Ausstattung, ein Prachtwerk ist, welches die Beschenkten mit stets steigendem Interesse lesen werden und oftmals wieder lesen und das die Zahl der Verehrer der Harbertsschen Muse bald vermehren wird.

Die
erſten poetiſchen Verſuche Hamerlings.

Zur Geſchichte ſeines Zwettler Aufenthalts.

Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner
in Wien.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

An einem sonnigen Julitage 1840 schritt im niederösterreichischen Waldviertel vom kleinen Dörfchen Großschönau ein ländlich gekleidetes Weib morgenwärts.

Die Frauensperson zählte vierunddreißig Jahre, der Kleine ihr zur Seite hatte 1830 das Licht der Welt erblickt.

Aus des Knaben Antlitz hätte nicht bloß der Seelenkenner zu lesen vermocht. Er war bleich überbleich und das tiefliegende Auge umfeuchtet.

Der Weg ging bald durch harzduftige Wälder, bald zwischen goldig-wogendem Getreide, bald vorüber an rothblühenden Mohnfeldern.

Schon fünf Stunden waren sie gegangen.

Jetzt hatten sie ein einsam stehendes Wirthschaftsgebäude, aus dem eine Kapelle ragte, links liegen gelassen.

„Das war der Dürnhof, nun dauert's nicht mehr lange," sprach müde das Weib.

Der Knabe seufzte.

Bergab schritten sie.

Es währte nur mehr kurze Zeit, und aus dem Thale lugte eine funkelnde Kirchthurmspitze. Vorwärts, vorwärts! — Das Kupferdach des Thurmes ward jetzt sichtbar — nur noch die letzte Anhöhe hinab — —: ein mauerumsäumter Gebäudekomplex, aus dem sich gebieterisch das Gotteshaus hebt, ließ sich sehen.

Die Beiden waren am Ziele.

Zwischen zwei Häusern — rechts das Vorrathsgewölbe eines Kaufmannes, links ein Siechenhaus — gingen sie dem langgestreckten Thore zu.

Dort empfing sie der Thorwart.

„Wir möchten zum hochwürdigen P. Ambros," sprach die Frau.

„Stimmt, stimmt — weiß schon davon — Ihr trefft ihn beim P. Präfekten im Konvikt — — im zweiten Hofe links im ersten Stock — — oder wartet, ich will Euch selber hinbegleiten."

Vorbei an einer kirchthurmhohen Linde links hinter dem Thore schritten sie eine Stiege hinab in den Abteihof.

Das Gebäude zur Linken dieses Hofes war das Sängerknabenkonvikt.

Sie traten ein durch die niedere Pforte, und als sie über eine Treppe einen Stock aufwärts geschritten, befanden sie sich in einem schmalen, langen Gange.

„Das ist der Präfekturgang," sprach der Thorwart, „links ganz in der Ecke ist die Wohnung des Präfekten, dort wartet P. Ambros; aber da kommt er ja schon selber."

Ein Mann im schwarz-weißen Kleide der Cisterzienserm önche war aus dem Präfektenzimmer getreten. Sein Haar war schneeweiß, aber seine Gestalt groß und dabei kräftig. Aus dem langsamen, unsicheren Gehen mochte man indes auf kranke, gichtbrüchige Beine schließen. Gutmüthig lächelten aus dem gerötheten Gesichte zwei schalkhafte Augen.

„Also grüß Gott, mein lieber Rupert, grüß Gott in Deiner neuen Heimath — grüß Gott — aber, aber, mir scheint, Du weinst gar — so gieb doch Deinem Onkel die Hand."

Der Knabe reichte verschüchtert dem gutmüthigen Priester die Linke, indes seine Rechte das Taschentuch krampfhaft an die Augen preßte.

„Aber, aber," fing wieder der leutſelige alte Herr an und ſtrich bei dieſen Worten über das dunkle, dichte Haar des Knaben, „ſchäm' Dich doch, glaubſt Du denn, Du biſt bei uns unter Menſchenfreſſern."

„Es drückt ihn halt ſo viel das Heimweh," meinte die Frau, „er iſt nie von ſeiner Mutter gekommen — alle zehn Jahre war ich keinen einzigen Tag weg von ihm!"

„Nun ja, iſt ja begreiflich, iſt ja begreiflich; es iſt ſchwer für ein zehnjähriges Kind, ſich ohne Mutter zurechtzufinden, wenn ihm dieſe und ihr Stübchen die Welt geweſen — aber 's wird ſich ſchon machen! — Schau, lieber Rupert" — und bei dieſen Worten klopfte der gutmüthige Mönch auf den Deckel ſeiner goldenen Doſe und nahm eine herzhafte Priſe — „ſchau, lieber Rupert, wenn Du immer bei Deiner Mutter bleiben wollteſt — was ſollte denn dann aus Dir werden? Deine Eltern ſind arm — Dein Vater Bedienter, Deine Mutter eine Näherin, nicht jedem armen Kinde iſt ſo ein Glück zu theil, wie Dir, daß es ſtudiren kann! Du ſollſt bei uns im Stifte gut gehalten ſein; des Sonntags ſingſt Du am Chore zur Orgel und an den Wochentagen ſtudirſt Du für Dich — fürs Leben. Du biſt ein Kind, dem Gott viel Talent gegeben, verſtehſt Dich gar auf die Reimerei — — — willſt Du alſo in Großſchönau bleiben, wo man nichts anderes lernen kann, als wie man den Dreſchflegel hält oder wie man zerriſſenes Schuhzeug flickt?! . . . Nein, der Rupert muß einmal ein gelehrter Mann werden, auf meinen Großneffen müſſen einmal die Waldviertler mit den Fingern zeigen und ſagen: „Der — der iſt ein Rechter!" Und wenn dann vielleicht gar noch aus Dir ſo ein Dichter wird, weißt Du, ſo ein Schiller oder ein Goethe — und wenn ſie Dir dann vielleicht noch einmal ein Denkmal ſetzen — — Rupert, ſag aufrichtig, willſt Du wieder zurück nach Großſchönau?"

Bei den letzten Worten des Priesters hatte das Schluchzen des Knaben aufgehört — er hatte seine Thränen getrocknet, und seine Augen richteten sich starr auf die Lippen seines Großohms.

„Also, Rupert," fuhr dieser fort, „nimm jetzt Abschied von Deiner Mutter, es ist Zeit — dann muß ich Dich gleich zu Deinem neuen Vorgesetzten führen."

Als sich die Frau entfernt, trat P. Ambros mit dem Knaben in das Zimmer des Sängerknabenpräfekten.

„Hochwürdiger P. Präfekt," sprach er, „hier bringe ich Ihnen meinen Großneffen und übergebe ihn Ihrer Obhut! Sehen Sie auf ihn mir zuliebe, auch wenn er keine gerade vorzüglichen Stimmmittel bei seiner Aufnahmeprüfung gezeigt! Fehlt's ihm auch in den Stimmbändern, dafür hat er hier mehr drinnen!" Bei diesen Worten wies der Sprecher auf des Knaben Kopf.

Stumm, mit hängenden Armen, stand dieser vor den beiden Priestern.

„Gerne, gerne," sprach jetzt der Präfekt, „will schon auf ihn sehen, daß er was Ordentliches lernt, will trachten, daß er nach vier Jahren das Stift recht gescheidt verläßt. Wird mir aber auch ordentlich folgen müssen und nicht ungehorsam sein, nicht wahr?"

„Der Rupert ist folgsam seit jeher," fiel P. Ambros dem Präfekten ins Wort, „dafür steht sein Oheim gut, er wird sich gerne der Ordnung des Konviktes fügen, mag sie ihm auch anfangs hart und streng erscheinen — er weiß ja doch, daß alles nur zu seinem Besten."

„Ja, ja, die Ordnung des Konviktes, mein guter Junge," sprach väterlich belehrend der Präfekt, „die Ordnung des Konviktes muß strenge eingehalten werden. Kein Abweichen von ihr, kein Abweichen! Frühmorgens fünf Uhr aus dem Bett — Morgenstund' hat Gold im Mund —, dann fleißig vorm Noten-

pult und den Büchern. Und nichts anderes im Kopf! Verstanden? — Na, wird schon gehen — nicht wahr? — wollen gute Freunde bleiben! Aber jetzt wollen wir dem Kleinen sein Zimmer zeigen, denn jeder der Sängerknaben hat des Nachts sein eignes Zimmer, in dem er schläft, also komm."

Als die Drei auf den Präfekturgang gelangt waren, schritt eben über die Treppe herauf ein langgewachsener, bleichwangiger Priester mit überaus mildem Gesichtsausdruck.

„Ah — der P. Hugo," sprach P. Ambros.

„Ja, hochwürdiger Herr Mitbruder," entgegnete dieser mit sanfter Stimme, „eben hat mir der Pförtner gesagt, daß mein lieber Schützling angekommen, grüß dich Gott, mein lieber Rupert!"

Freudestahlenden Auges küßte dieser dem sanften Mönche die schmale Hand.

„Ja, ja, er hat Sie recht lieb — mein kleiner Neffe, das weiß ich wohl gut — darum werden Sie ihn auch am besten trösten können, wenn ihm das Heimweh allzu hart zusetzen sollte; der Herr Präfekt wird nichts dagegen haben, wenn ich Sie bitte, in den freien Stunden ein wenig sich mit ihm zu beschäftigen."

„Hochwürdiger P. Senior," entgegnete P. Hugo, „ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir zollen; ich will es gern versuchen, den Keim, den ich vor zwei Jahren in Ihres Neffen empfängliche Brust gelegt, zu schöner Entfaltung zu bringen."

— — — Als es an diesem Tage Nacht geworden, lag der neue Sängerknabe im leeren, großen Schlafgemache — zum ersten Male, seitdem er sich bewußt, einsam, ohne Mutter.

Draußen brach hinter Wolken der Mond hervor.

Des Knaben Blick fiel durch die Fenster.

Vor ihm lag hochragend die Kirche und — an sie gebaut — eine Mauer mit gemeißelten Bildern von Jesu Leidensweg

Wunderlich glänzten im fahlen Lichte die steinernen Gestalten und schienen sich gespenstisch zu regen.

Unter geheimnißvollem Grauen entschlief der arme Kleine.

Ein seltsames Traumbild nahm seinen Sinn gefangen.

Er sah sich versetzt in den Nachmittag des vergangenen Tages, Einlaß heischend vor dem Thore des Stiftes, das ihn barg.

Die gleichen Gefühle, wie in der Wirklichkeit, stritten auch im Traume im jungen Herzen.

Ein strenges Weib tauchte jetzt empor vor seinem Blick.

Es bot ihm zwei Kränze: einen von Rosen, den anderen von Dornen. Nach einem von beiden hieß es ihn greifen.

Er zauderte. Aber beherzt dann griff er, dem es wie Ahnung von der Erde trügerischem Glücke überkam, nach der Dornenkrone und drückte sich diese aufs Haupt.

Der Qualen Maß schienen die Stacheln zu erschöpfen.

Aber das Leibliche schien dem Schmerzgefolterten zu schwinden und seine Seele — sonnenverklärt — in dem Dunkel dieses Daseins der armen sehnenden Menschheit tröstend zu leuchten.

Und aus der Dornenkrone war ein Strahlenkranz geworden.

— — — — — — — — — — — — —

Während solches dem neuen Sängerknaben träumte, kehrte der Präfekt P. Ferdinand aus dem Refektorium zurück in sein Gemach.

Doch — ehe er sich zur Ruhe begab, erinnerte er sich, daß er ein Vergessen gutzumachen.

Er griff nach einem kleinen Büchlein. Auf dem Umschlage klebte ein Schildchen, und auf diesem war zu lesen: „Die Sängerknaben im Stifte Zwettl seit 1819."

Noch waren nicht viele Seiten in ihm beschrieben.

Die letztbeschriebene schlug er auf. Da stand:

„Verzeichniß der Sommer 1840 aufgenommenen Sängerknaben."

Und darunter:

„Johann Büchler aus Zistersdorf,
Franz Zeugswetter aus Rudmanns,
Michael Böhm aus Rudmanns,
Joseph Schanda aus Krumau,
Karl Weinwurm aus Scheideldorf."

Bedächtig tauchte der Präfekt eine weiße Kielfeder in das vor ihm stehende Tintenfaß. Dann schrieb er als sechsten Namen:

„Rupert Hammerling aus Kirchberg am Walde."

In dem niederösterreichischen Cisterzienserstifte Zwettl hat der Dichter Robert Hamerling den Grundstein seiner Entwickelung empfangen.

In diesen Aufenthalt im Stifte Zwettl, der von Juli 1840 bis 15. August 1844 währte, fallen auch die ersten uns erhaltenen poetischen Versuche Robert Hamerlings.

Mit diesen will sich das Folgende beschäftigen.

Robert Hamerling schrieb seine ersten Verse in seinem siebenten Jahre. Von welcher Art diese jedoch gewesen, wissen wir nicht, denn sie sind uns nicht mehr erhalten; wir haben von der Thatsache nur aus des Dichters Selbstbiographie Kunde („Stationen meiner Lebenspilgerschaft", S. 19). Dem Zwettler Sängerknaben scheinen sie als zu unbedeutend für eine Aufbewahrung gegolten zu haben. Wenigstens spricht dafür der Umstand, daß Hamerling im vierzehnten Jahre — September 1843 — seine 1840—1843 (also während dreier Jahre seiner Zwettler Klosterzeit) verfaßten Gedichte in ein (Großoktav-) Heft ins Reine schrieb und dieses auf dem Umschlage betitelte: „R.'s erste poetische Werke 1840—1843, von seinem 10.—14. Lebensjahre"; die von seinem siebenten bis zehnten Lebensjahre

verfaßten Verse hat er also von der Sammlung seiner „ersten poetischen Werke" ausgeschlossen.

Dieses Großoktavheft bietet uns aber nicht sämtliche Gedichte der Sängerknabenzeit.

Hamerling hat in zwölf Heften (Format 16°) die 1840 bis 1848 entstandenen Gedichte chronologisch eingezeichnet.

Die im Stifte Zwettl verfaßten Verse bringen uns die beiden ersten dieser zwölf Hefte.

Das erste dieser beiden enthält die meisten der im obenerwähnten Großoktavhefte enthaltenen Verse, nur in einer anderen Reihenfolge eingezeichnet.

Das zweite dieser beiden Hefte aber hat seinem Inhalte nach nichts gemein mit den „ersten poetischen Werken": — es bringt uns vielmehr die aus dem Jahre 1844 stammenden Zwettler Poesien, ferner eine große Anzahl von gereimten Festwünschen und einige Betrachtungen und Gedanken in Prosa, die sämtlich ihre Entstehung während unseres Dichters Klosterzeit fanden. —

— Sie war der poetischen Produktion keineswegs grün, die strenge Konviktsordnung, entworfen vom hochwürdigen Herrn Präfekten P. Ferdinand Schojer. Doch wäre es ungerecht, diesen darob verknöchert in seinem Berufe zu nennen. „Es war ein charakterfester, tüchtiger, verständiger, in seiner Art sehr schätzenswerther Mann" („Stationen", S. 56). Er liebte die Ordnung und Pünktlichkeit und forderte diese auch mit Entschiedenheit und Strenge von den ihm untergebenen Zöglingen, welche an ihm bei Beobachtung der Vorschriften einen liebevollen, väterlichen Freund, bei Nichtbeachtung aber den strengen Richter erkennen mußten. Von der Tageseintheilung wurde nicht abgewichen. Frühmorgens fünf Uhr mußten die Sängerknaben aufstehen. Das Wecken besorgte der Präfekt selbst. „Dieses Wecken ging in einer Anzahl von sinnreichen, ein für

allemal feststehenden Normen vor sich. Vom neckischen Zupfen am Ohrläppchen bis zum bloßen frostigen Oeffnen der Thür und Ausstoßung eines artikulirten oder — eine Stufe tiefer — eines unartikulirten Lautes und bis ganz hinunter zum schweigenden, aber zornigen Aufreißen der Thür und lautem Wiederzuschlagen derselben lief eine Skala von Schattirungen, welche für Jeden die Thermometergrade der Gunst oder Ungunst des Vorgesetzten mit fast mathematischer Schärfe markirten" („Stationen", S. 57.) Nach dem Aufstehen gemeinsames Frühgebet und Kirchenbesuch, dann Schulstunden, abwechselnd mit Studirstunden im gemeinsamen Studirzimmer unter unmittelbarer Ueberwachung des Präfekten — und dann wieder Gesangsproben und dazwischen nur Viertelstunden der Erholung und wöchentlich nur einige Male Spaziergang mit Spiel im Freien. Durch nichts durfte die Grenze des Schulunterrichtes überschritten werden, durch nichts das Gemüth auf Kosten des Verstandes genährt werden. Darum auch das strenge Verbot der Lektüre eines Buches unterhaltenden, belehrenden oder poetischen Inhaltes — an Ferialtagen höchstens ein Blick ins „Pfennigmagazin" (einer damaligen weitverbreiteten Jugendzeitschrift) oder in Jurendes „Vaterländischen Pilger", einen Kalender, dessen unterhaltender Theil den Beifall von Jung und Alt fand.

Indes — die übergroße Strenge, mit der P. Ferdinand der allzu frühzeitigen Gemüthsentfaltung der ihm unterstehenden Knaben zu Leibe rückte, erstreckte sich nur wenig auf unseren Dichter. Hatte doch dieser im Stifte einen gutherzigen Gönner, dem — einem Priester — P. Ferdinand als Priester es nicht verweigern konnte, sich des Knaben außerhalb des Konviktes anzunehmen und seinem Gemüthe tiefen Eindruck zu leihen. Dieser Gönner war aber nicht unseres Dichters Großoheim, der ewig heitere Stiftsbibliothekar P. Ambrosius Haßlinger — denn „auf das Gemüth eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt,

besonders wenn er sich äußerlich eng umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus, und so ist ihm der Ernst früher verständlich, als die Heiterkeit" („Stationen", S. 61). Dieser Gönner war vielmehr ein — — streng asketischer Mönch, der schon in Großschönau als Katechet in der Schule das helläugige Kind lieb und Einfluß auf dasselbe gewonnen und nunmehr im Stifte dem Knaben die erste Form seines Ideals — das Religiös-Schwärmerische vorzauberte: P. Hugo Traumihler verstand es als der einzige Insasse im Stifte, „dem Schüchternen die Zunge zu lösen, ihm sympathisches Vertrauen einzuflößen und ihn nach manchen Seiten hin gar wundersam anzuregen", ohne aber der ursprünglich vorbestimmten Richtung von seines Schützlings Wesen den Stempel der eigenen Richtung dauernd aufprägen zu können.

„P. Hugo Traumihler" — so zeichnet ihn uns der Dichter — „war ein noch junger, kränklicher Mann. Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klösterliche, Mönchische; er war Asket, trug mitunter auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finsteres, Zelotisches, vielmehr etwas Naives, fast Kindliches an sich, und der Schmelz seiner Stimme drang mit sanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem; er taugte nicht einmal so recht zum Kaplan, er taugte nur zum Gebet, zur Betrachtung und zum sonstigen Kult heiliger Gottes- und Menschenliebe. . . . . Seine Zelle war immer voll von den schönsten alten lateinischen Büchern über die seligste Jungfrau Maria, die er besonders ins Herz geschlossen hatte, und von sonstigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalblederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert und in welchen die merkwürdigsten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu lesen waren . . ." („Stationen", S. 62).

Also nicht bei seinem weltlustigen, redseligen Großoheim, nicht in der lärmenden Gesellschaft seiner fünf Kameraden — bei polterndem Spiel und Balgerei mit diesen — — —: in des Asketen Gesellschaft befand sich das Dichterlein in herba wohl; in P. Hugos frommer Zelle versenkte sich freudig unseres Poeten junges Herz in die wonnigen Abgründe der Betrachtung und empfand beseligt die heiligen Schauer der Mystik, Stimmungen des Gemüthes, die Robert Hamerling zwanzig Jahre später nicht so hätte erfassen und darstellen können ohne eigenes Erlebniß im Kloster („Der König von Sion", IV. Gesang: „Die Nonne").

Und wie der fünfzigjährige Poet selber jene Stimmungen zu dem innerlichsten Erlebnisse seiner Seele gerechnet (vergl. Dr. V. Brukner, „Hamerling als Erzieher", S. 73), zählen auch die diesem frommen Empfinden entsprungenen Poesien des Sängerknaben zu den innerlichsten Produkten seiner Zwettler Poesien.

So inspirirt ihn die Betrachtung über Jesaias XL, 1—5, zu einem dreistrophigen Gedichte, das er „Im Advente" benennt.

Er besingt „Das Dasein Gottes", das er rings aus der Natur und aus sich selbst erkennt, und schließt das siebenstrophige Poem:

Ja, es zeigen tausend Wesen
Von dem Dasein Gottes dir,
Ueberall kannst du es lesen
Auf der weiten Erde hier.
Deshalb laßt ihn uns erkennen,
Mit Vertrauen Vater nennen
Und ihn preisen für und für.

Ein vielzeiliges Gedicht verkündet „Das Lob des Herrn"; und das „Gefühl der Größe Gottes" beschleicht ihn zu jeder Stunde des Tages.

Selbstverständlich gelangt diese fromme Grundstimmung des jugendlichen Gemüthes auch in nicht ausschließlich religiösen lyrischen Gedichten zum Ausdrucke.

In einem Gedichte „Die Todesstunde" heißt es:

Die Seel' entfloh der Hülle,
Die sie hiernieden trug,
Es herrschet Grabesstille,
Des Todes Stunde schlug.

Empor ist sie gefahren
In jenen ew'gen Raum,
Die Lebenszeit von Jahren
Ist wahrlich nur ein Traum.

Nur drüben wird es helle
Vor Gottes Schimmerthron,
Dort kennt sich erst die Seele,
Empfangend ihren Lohn.

O Herr, laß uns dort oben
Als Vater gut besteh'n,
Zeig' uns, zu dir erhoben,
Was deine Geister seh'n.

In zwei kleinen, „Lied" überschriebenen Strophen singt der Elfjährige:

Vom Reiche der Sterne,
Vom Lande der Ruh',
Dort weht mir von ferne
Die Himmelsluft zu.

Dort, wo nichts als Wonne
Das Dasein gewährt,
Die Gott uns zum Lohne
Der Tugend gewährt.

Als „Dankgefühl" äußert er seinen Wohlthätern:

Von dem innigsten Gefühle
Meines Dankes heiß durchglüht,
Bring' ich dar mein zwar so schlichtes,
Doch so tiefempfund'nes Lied.

Heißer Dank durchglüht den Busen,
Doch — wie gebe ich ihn kund?
Denn das Herz nur kann ihn fühlen,
Doch ihn spricht nicht aus mein Mund.

Was ich sagen kann, ist wenig;
O! zu wenig für mein Herz,
Deshalb blick' ich hin zum Kenner
Der Gefühle himmelwärts.

Ja, o Vater aller Menschen,
Der du in die Herzen siehst,
Hör' auch nun mein heißes Flehen,
Der du sonst so gütig bist.

Oeffne deine milden Hände,
Spende Segen und Gedeih'n
Für die Thaten Derer, die sich
Liebreich edlem Wohlthun weih'n.

Nicht die Schätze und die Ehren,
Nicht ein gold'ner Kaiserthron
Ist Vergeltung solcher Thaten
Und der edlen Tugend Lohn.

Ja — du lohnest hier die Deinen
Nicht mit eitlem Erdenglanz,
Nein du reichst der gold'nen Tugend
Oben ihren Myrthenkranz.

Die letzte Strophe dieses Gedichtes ist ihm zugleich auch „Trost im Unglück".

Einige dieser religiösen Jugendgedichte Hamerlings haben bereits Veröffentlichung gefunden (im ersten Bande unserer Hamerlingbiographie). Es wurden von seiten der Kritik Stimmen laut, welche die Echtheit der ausgedrückten Gefühle bezweifelten und besonders betonten, daß Hamerlings Erstlingspoesien unter Kontrole von Priestern entstanden, also vielleicht die religiöse Begeisterung in nicht völlig reiner Flamme gebrannt.

Wir müssen dem aber entschieden widersprechen.

Wüßten wir auch — wie bereits erwähnt — nicht aus Hamerlings Munde selbst, wie tief damals der Eindruck der religiösen Aufgaben und Pflichten, Uebungen und Erbauungen aller Art auf ihn gewesen, und daß *diese zu dem innerlichsten Erlebnisse seiner Seele gehört*, so müssen uns doch die Tagebuchblätter des Fünfzehn- und Sechzehnjährigen, also bereits völlig außerhalb des Klosters, mitten im Trubel der Kaiserstadt sich Befindlichen die goldreine Echtheit seines kindlich-gläubigen Herzens in der Zeit seiner ersten Jugend und damit auch die völlige Ursprünglichkeit der in jenen Gedichten ausgedrückten Gefühle beweisen.

Weit eher sind wir anzunehmen geneigt, daß von den zahlreichen *profanen* Gedichten der Zwettler Zeit eine Reihe nicht entstanden, sondern vielmehr „*gemacht*" wurden.

So schrieb der Kleine auf ein gegebenes Thema eine düstere „*Klage eines Verzweifelnden*":

Welke hin, mein junges Leben,
Welk' an diesem Trauerstrand,
Trost und Freude kann nur geben
Mir des Grabes düst'rer Rand ....

Und so fort in noch sechs Strophen.

Eine vierstrophige „*Aufforderung zur Schlacht*" bringt auch nicht des jungen Dichters eigene Gefühle zum Ausdruck:

Auf nun, ihr Krieger,
Und kämpfet mit Glück
Und kehret als Sieger
Vom Schlachtfeld zurück u. s. w.

„*Der Frühling*" findet natürlich auch Lobpreisung:

Schon kehrt die Lerche wieder,
Schon schallt ihr wirbelnd' Lied,
Mild strahlet Phöbus nieder,
Der Blumenflor entglüht.

Des Zephyrs sanftes Wehen
Durchrauscht den heil'gen Hain!
Wo stolze Eichen stehen,
Enteilt so klar und rein
Aus der bemoosten Quelle
Das Bächlein sanft und mild
Und eilt in klarer Welle
Durch Floras Lustgefild'.
Pomona zeigt uns Blüthen
In ihrer holden Pracht,
Wo Blumen jüngst entglühten,
Wo uns die Freude lacht,
Wo Maienblüte kosen,
Wo kühle Weste weh'n
Und holde Frühlingsrosen
In schmucker Zierde steh'n.
Und süße Melodien
Vom bunten Sängerchor
In sanften Harmonien
Erquicken Herz und Ohr.
Im schönsten Schmucke blühet
Das Blümchen auf der Flur,
Ja, neu ist uns entglühet
Die holde Gottnatur.

„Klopstock", von dessen Oden und „Messias" der fromme P. Hugo seinem Schützling oft begeistert erzählt haben mag, wird als die ‚Sonne deutscher Sterne' besungen:

Dir, der Sonne deutscher Sterne,
Dir, o Dichterfürst,
Der du in die Himmelsferne
Singend dich verlierst:

Jubelvoll sei dir geweihet
Heut' mein schwaches Lied,
Die ihr seines Sang's euch freuet,
Singt begeistert mit.

Im Geographielehrbuch liest er von dem ehrwürdigen Meereswirbel der Scylla und Charybdis; das „Pfennigmagazin"

giebt ihm den Kommentar hierzu, und so beschreibt er denn in einem langen Poem „Die Meerenge von Sicilien“:

... Die Fluth —
Sie bäumt sich gleich Bergen mit riesiger Macht
Und schäumet und sprudelt und gärt,
Bis tief in des schaurigen Abgrundes Nacht
Mit Schaudergebrülle sie fährt ...

Anläßlich eines patriotischen Festes fordert ihn sein priesterlicher Freund auf, zur Verherrlichung des Tages beizutragen; in vierstrophiger „Hymne“ kommt der Knabe dieser Aufforderung nach:

.... Die Wünsche, die wir hegen,
Heiß von der Liebe Brand,
Ist Heil und Glück und Segen
Für unsern Ferdinand.
Nie weiche Glück und Frieden,
Und seine milde Hand
Die segne lang hiernieden
Sein hochbeglücktes Land.

Auf gleiche Initiative entsteht ein anderes patriotisches Gedicht „An das Vaterland“:

— — — — — — —
— — — — — — —
Möge doch von deinen Tagen
Nie des Heiles Sonne flieh'n,
Singt ihm, Barden, hohe Lieder,
Preiset seines Namens Ruhm,
Es bewahrte treu und bieder
Seiner Tugend Heiligthum:
Heldensinn bewahrst du noch,
Deshalb, Oestreich, lebe hoch!

Und der Stern, der deiner Ahnen
Thatenzeiten ernst beschien,
Durfte nicht vergebens mahnen
Dich zu gleichem Heldensinn,

Als die Schwärme der Tataren
Halb die Welt ins Joch gebeugt,
Habe deine Heldenſcharen
Deiner Völker Sinn gezeigt:
Du verwehrteſt fremdes Joch,
Deshalb, Oeſtreich, lebe hoch!

Mit dem unentweihten Kranze,
Der dein hohes Haupt umflicht,
Wich der ſchnöde Wahn dem Glanze,
Trübte nicht dein roſig Licht,
Als der Ketzer ſeine Fahne
Aufgepflanzt ſo frech und kühn,
Unberührt vom ſchnöden Wahne
Stand dein gläubig feſter Sinn:
Du behieltſt die Wahrheit noch,
Deshalb, Oeſtreich, lebe hoch!

Auch in deiner Heere Zügen
Waltet ſchirmend Gottes Hand,
Du zerriſſeſt mit den Siegen
Jedes eh'rne Sklavenband!
Als in Wuth und Wahn der Franke
Millionen ſtolz bezwang,
Und daß nun dein Thron auch wanke,
Ueber dich den Blutdolch ſchwang,
Schützteſt du die Krone noch,
Deshalb, Oeſtreich, lebe hoch!

Glänze dir der Stern im Scheine,
Wie ſein Licht durchs Schattendach
Heil'ger Eichen in dem Haine
Zu der Zeit der Ahnen brach!
Hoch und bieder, ſiegreich lebe
Hochgeſegnet und beglückt
— — — — — — —
— — — — — — —

Eine wohlklingende Sentenz bietet uns eine „Falſcher Ruhm" überſchriebene Vierzeile:

Vom Kranze falſchen Ruhms Umlaubte,
Euch zieht des Stolzes Wahn hinab,
Und über eurem ſtolzen Haupte
Schließt ſich des Strudels Wellengrab.

Eine „Grabſchrift eines geizigen Malers“ entſtand in Nachahmung Leſſings:

Es war ein Geizhals, hart wie ſeine Thaler,
Von Profeſſion kein ungeſchickter Maler,
Der ſelber ſich doch nie gemalt,
Weil Niemand ihn dafür bezahlt,
Und dieſes ſtille Häuschen hier
Iſt ihm das lieblichſte Quartier,
Weil er in dieſen Hallen
Den Zins nicht darf bezahlen.

„Bearbeitung nach Viktor Hugo“ nennt ſich ein Gedicht „Das Grab und die Roſe“:

Was machſt du, ſprach das Grab zur Roſe,
Aus Thränen, die in deinem Schoße
Der Morgen hinterlegt?

Was machſt du, fragt die Roſ' das Grab,
Aus allem, was zu dir hinab
Der Todesengel trägt?

Ich mach' aus Thränen ſüße Düfte;
Streu' das als Ambra in die Lüfte,
Was mir die Morgenröthe bringt!

Und ich — ich ſchaff' aus meiner Habe
Stets einen Engel, der vom Grabe
Sich in des Himmels Höhen ſchwingt.

„An die deutſche Lyra“ richtet der Dreizehnjährige ſeinen Sangesgruß:

Lyra, holde Himmelsgabe,
Töne mild und rein,
Guter Menſchen ſüße Labe
Sollſt du ſegnend ſein.
— — — — — —

Klinge hell, so lang' auf Erden
Herzen treu erglüh'n,
Wonne sollst du Andern werden,
Mir Begleiterin.

Ein dreistrophiges Gedicht „Am Abende" schreibt er auf dem Heimwege von einem Nachmittagsspaziergange:

Wie still umrieselt mich der Quelle klare Fluth,
Und es umweht mich kühler Abendhauch,
Gemildert hat sich nun des Tages Glut,
Es säuselt jedes Blatt vom nahen Strauch.

Der Blume zarter Kelch nickt laue Zephyrluft,
Und holde, wonnevolle Blumenau'n
Erfüllen mich mit lieblich holdem Duft
Und lassen der Gefilde Pracht mich schau'n.

Im Dunkel lieget schon vor meinem Blick
Das stille Thal, das Feld, der Hain
Und ladet mich zu meinem stillen Glück
Zum süßen Abendschlummer ein.

In hellen Flammen war damals in unserem Poeten die Freundschaft aufgelodert: — einem Knaben, Johann Schmid, im Hause des Hofrichters Harrant, des Justizbeamten der damals bestehenden Stiftsherrschaft, hatte er sich als Freund erkoren und liebte ihn mit aller Innnigkeit. „Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig ist". („Stationen", S. 69.) An diesen Knaben dürften wohl die die „Freundschaft" preisenden Zeilen gerichtet sein:

Kennst du das Band, das wonnig bindet ...
Und mit der Treue Kraft umwindet —
Das Herz ...?...
Das Band, das Blumenketten gleichet...
Und das, geknüpfet, nimmer weichet —
Dem Schmerz?

Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß sich unter sämtlichen lyrischen Gedichten der Zwettler Zeit auch nicht ein

einziges — — Liebesgedicht findet. Und doch bekennt Hamerling in den „Stationen" (S. 67), daß er nicht wisse, ob er in irgend einer Epoche seines Lebens eines so innigen, zärtlichen Empfindens fähig gewesen, wie in jener. Eine jugendliche, anmuthvolle Mährerin — Anna Schwarz —, Nichte des bereits erwähnten Hofrichters Harrant, hatte es ihm angethan. Wie pochte dem frühreifen Knaben das Herz vor Freude, wenn er mit seinen Kameraden im Hofe Ball spielen durfte und die zarte Annette am Fenster saß, das lockige Köpfchen sanft herunterneigend. Wie bemühte er sich, den Ball recht schön und hoch emporzuschnellen, wenn sie ihn sah. „Mit dem Ball flog mein Herz in den blauen Himmel hinauf, hinauf, um dann gerade unter ihrem Fenster gleichsam zu ihren Füßen niederzufallen. Und wenn sie dann noch nicht sichtbar war, mit welcher Ungeduld wartete ich dann,

Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte
Ruhig, engelmild . . .

. . . Ebenso fromm, als verliebt, ein echter Romantiker, dankte ich Gott stets inbrünstig mit einigen Vaterunsern, so oft ich sie nur von ferne sah, und einmal, als es mir gelungen, sie in der Kirche recht nahe zu sehen, schenkte ich in überströmender Freude dem nächsten Bettler ein Zweigulden-stück, das ich selbst erst zum Geschenke bekommen hatte". (Stationen", S. 68.) Nach solchem Geständnisse nimmt es in der That wunder, daß keine Gefühlsäußerung dieser Art unter den Zwettler Poesien. Wohl schwerlich, daß den Knaben, eine Niederschrift zu meiden, die Furcht bewog, derartige Enuntiationen seines Herzens könnten in unberufene Hände gerathen — unangenehmste Folgen nach sich ziehen. Weit wahrscheinlicher vielmehr, daß dem trotz alledem asketisch fühlenden Knaben jene Empfindungen

eben nicht als — Vollkommenheit erſchienen, weshalb er auch ſich aufdrängende Reime dieſer Art in ſich unterdrückte. Geſteht er ja doch ſelbſt, daß er ſchließlich den Entſchluß faßte, dieſe ſeine Liebe Gott aufzuopfern. „Ich betete, faſtete, beichtete und kommunizirte, bis das Herz wieder ſtumm und leer und ruhig war."

Nicht gering iſt die Zahl der in Reime verſetzten Fabeln und Geſchichten, welche der Sängerknabe verfaßt.

So verſifizirt der Kleine die Fabel vom Fuchs und der Traube, vom mitleidigen Iſegrimm und dem arm gewordenen Schäfer, vom Wolf und dem furchtſamen Böcklein, vom eitlen Strauß, der ſich zu fliegen prahlt, u. a. m. Einige dieſer Fabeln haben bereits Veröffentlichung gefunden, ſie mahnen ſämtlich in ihrer Ausführung ſehr an die Fabeldichter des vorigen Jahrhunderts, an Gellert, Gleim, Pfeffel u. A.

Von den poetiſchen Erzählungen iſt die erſte, „Des Sünders Ende", lang gerathen und noch überaus unbeholfen:

Tief in des Waldes geborgener Schlucht,
Da hauſt' einſt ein Ritter mit frevelndem Sinn
Und führet ein Leben durch Greuel verrucht,
Nichts war ihm zu ſchändlich, was nützlich ihm ſchien.

Um Mitternacht zieht er wieder einmal auf Raub aus. Ein Gewitter iſt im Anzuge:

Und iſt eine Gottheit, ſpricht frevelnd noch er,
So ſchleud're ſie mich vom erhabenen Sitz —
Doch bald darauf rächt ſich der mächtige Herr,
Es rollet ein Donner, es zucket ein Blitz.

Drei weitere Strophen malen die Verzweiflung des Blitzgetroffenen, der ſich ſchließlich das Schwert in die Bruſt ſtößt:

So ſcheidet fluchend der Frevler von hinnen,
Zieht krampfhaft zuſammen das bleiche Geſicht.
Und ſtirbt nun, den ruchloſen Frevel zu ſühnen,
Dort vor Gottes ewig gerechtem Gericht.

Einen formellen Fortschritt läßt jedoch bereits das nächste Gedicht, „Der Geist des Salomo", erkennen. Einem armen, durch des Tages Last arg gebeugten Greis erscheint der Geist des Salomo und fragt ihn, warum er sich so plage. Auf dessen Antwort, daß er ihn doch selbst zur Ameise hingewiesen:

„Nein", sprach der Geist, „ich sage,
Im Sommer sammle Brot,
Dann ist dir einst die Plage
Im Alter nicht mehr noth."

„Nach Uhland" bearbeitet er „Des Sängers Fluch":

Es stand vor vielen Jahren in grauer Ritterzeit
Ein Schloß, drin haust ein König voll Wuth und Grausamkeit,
Von Gier nach falschem Ruhme, von Zorn und Wuth entbrannt,
Ward er im ganzen Lande mit Schrecken nur genannt.
Da kam zu dem Tyrannen ein Sängerpaar einst hin,
Durch den Gesang zu scheuchen des Königs trüben Sinn.
Der Eine blond von Haaren und anmuthvoll gebaut,
Der Andere im Dienste der Harfe längst ergraut.
Man führt sie hin zum Saale, wo jener Wüth'rich wohnt,
Und wo er auf dem Throne der Menschheit Schrecken thront.
Und hell ertönt die Harfe und dumpf des Alten Sang
Und lieblich und voll Anmuth des Jünglings süßer Klang.
Die Königin empfindet der Töne süße Lust,
Da nimmt sie voll Entzücken die Rose von der Brust,
Und reicht zum schönsten Lohne dem edlen Sängerpaar
Die Rose dann voll Güte mit eig'nen Händen dar.
Doch ach! den finstern König den rühret kein Gesang,
Den rühret nicht der Harfe so süßer, milder Klang!
Denn kaum sah er die Rose aus seiner Gattin Hand,
Ruft er mit Donnerstimme, von Wuthbegier entbrannt:
„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Im selben Augenblicke durchdringt des Jünglings Leib
Der scharfgeschliff'ne Degen, der von des Königs Hand
Mit mörderischen Kräften dem Jüngling zugesandt.
Getroffen von des Stahles so mörderischer Kraft,
Stirbt er im Arm des Meisters, der schnell ihn aufgerafft.
Der schleppt ihn aus dem Saale, zäumt ihn dem Pferde an
Und sinnt, von Zorn entflammet, wie er sich rächen kann.

Er führt ihn aus dem Schlosse, von Zorn und Rach' entbrannt,
Zerschellet seine Harfe mit eig'ner, kräft'ger Hand,
Und ruft mit einer Stimme, die schaurig widerhallt:
„Dir, Wüth'rich, sei mit Flüchen die Mordbegier bezahlt,
Nie laben süße Töne mit Zauberklang das Herz;
Nie lindern süße Töne die Wehmuth und den Schmerz,
Nein, nur des Schmerzes Stöhnen erreiche hier das Ohr,
Nie gehe mehr ein Sänger durch dieses stolze Thor,
In Trümmer sollst du gehen, du Sitz der Grausamkeit,
Als grause Burgruine seh' dich die künft'ge Zeit,
Hier sei statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
O Wüth'rich, du sollst fühlen des Schöpfers Rächerhand,
Nie laben süße Klänge, nie Töne deinen Muth,
Dich, o Tyrann, begrabe hier deines Schlosses Schutt,
Dein Los sei hier statt Reichthum Verderben nur und Noth
Und einstens der Verzweiflung so grausenvoller Tod!"
Das Schloß sank bald in Trümmer, der König starb verrucht
Und unbekehrt, verzweifelt, von Sängermund verflucht,
Die Gärten sind verdorret, ein ödes Heideland,
Das sind des Sängers Flüche, ist Gottes Rächerhand.

Das beste und vollendetste nicht bloß der erzählenden Poesien, sondern vielmehr aller Jugendgedichte der Zwettler Zeit sind jedoch unserer Meinung nach die „Zrinys Heldentod" verherrlichenden Strophen:

Helden von den Thermopylen,
Die mit tapf'rer Kriegerhand
Kämpfend für die Freiheit fielen,
Und fürs theure Vaterland!
Was ihr thatet, sah man wieder,
Grüßt im Orkus eure Brüder.

Gleich dem Schwarme gier'ger Tiger
Kämpft der Muselmänner Schar
Unter Soliman, dem Sieger,
Nur ein tapf'rer Magyar
Wußte ihm ein Ziel zu setzen
Und die Freiheit hochzuschätzen.

Hart bedrängt in seiner Veste,
(Szigeth in der Ungarn Land)

Sammelt er die letzten Reste,
Nimmt das Schwert in seine Hand;
Und dann spricht der Graf, der Kühne,
Mit dem edlen Heldensinne:

„Treue Krieger! Nicht des Herzens
Tapferkeit wahrt uns're Noth! —
Laßt die herben Trennungsschmerzen,
Denn bestimmt ist uns der Tod,
Doch in dieser Veste Hallen
Soll die Heldenschar nicht fallen.

Kämpfen wir mit Löwenmuthe,
Mit dem Schwert in tapf'rer Hand,
Geben wir mit eig'nem Blute
Uns'rer Treu' ein Unterpfand.
Kommet, Brüder, laßt uns sterben
Und den Lorbeer uns erwerben."

Nicht ein Feiger war aus Allen,
Der mit seiner Brüder Schar
Wollte nicht für Freiheit fallen,
Jeder bringt sein Leben dar.
Keiner Trennung bitt're Schmerzen
Beugen ihre Heldenherzen.

Heil dem theuren Vaterlande! —
Schallet schon der Ruf empor;
Mit dem köstlichsten Gewande
Angethan, stürzt durch das Thor
Zrinyi mit den Seinen allen,
Für das Vaterland zu fallen.

Glühend von des Eifers Brande
Kämpft die kleine Heldenschar,
Bringt dem heimathlichen Lande
Selbst ihr Blut und Leben dar.
Wie der Stern in lichten Kränzen
Wird der Name Zrinyi glänzen.

Helden von den Thermopylen,
Die mit tapf'rer Kriegerhand
Kämpfend für die Freiheit fielen

Und fürs theure Vaterland!
Was ihr thatet, sah man wieder,
Grüßt im Orkus eure Brüder!

Alle diese im Stifte Zwettl zu Papier gebrachten Poesien hat der junge Dichter seinem klösterlichen Gönner P. Hugo in Abschrift zur Begutachtung übergeben.

Gleich im Anfange des Verkehrs mit P. Hugo im Kloster gestand der Knabe diesem, daß er sich aufs Versemachen verstehe. P. Hugo wollte es ihm nicht recht glauben und forderte ihn auf, ihm bei seinem nächsten Besuche eine Probe mitzubringen. Der Knabe ließ es sich nicht zweimal sagen. Die erste der dem P. Hugo übergebenen Poesien trug ihm zwar keinen Dichterlorbeer ein, dafür aber einen Groschen: — es war nämlich eine angesichts einer Kirschenverkäuferin geschmiedete Vierzeile:

Jeder kommt dahergelaufen,
Jeder will sich Kirschen kaufen,
Kirschen ißt ja Jeder gern,
Doch vom Geld ist Mancher fern.

Dieser von jedem Schwulste freien Reimerei folgte aber bald anderes, wodurch für P. Hugo das poetische Talent seines jungen Freundes feststand. Nun betrieb der gutmüthige Mönch mit dem kleinen „Rupert" abwechselnd Askese und Poesie, kümmerte sich darum auch nicht um die strengen Verordnungen des Präfekten, sondern gab ihm nächst der „Nachfolge Christi" und der „Philothea" auch Geschichten- und Gedichtenbücher zur Lektüre.

Diese Geschichten und Gedichte sind es auch gewesen, die die Verse unseres Dichters wohl ebenso beeinflußten, als das „Pfennigmagazin" und Jurendes Kalender.

Was es indes für Bücher gewesen: — die „Stationen" sprechen nur von Chimanis und Christoph v. Schmids Jugendschriften und den geistlichen Gedichten Silberts. Die Bibliothek des Asketen wird ja nicht reich gewesen sein an

Werken der Nationallitteratur; vielleicht fand sich in ihr noch der Wiener Nachdruck eines oder des anderen Klassikers und ein oder der andere Jahrgang eines schöngeistigen Taschenbuches.

Bald war der Ruf des kleinen Dichters aus der Zelle des Mönches durchs Stift gedrungen. Man mochte es aber nicht recht glauben, daß ein so junger Knabe solches zu stande brächte. Um sich Gewißheit zu verschaffen, sperrte ihn eines Tages der damalige Stiftsdechant P. Joseph Schmid zu sich ins Zimmer und gab ihm ein Thema: er solle die allgemeinen Anliegen des Menschen an die Gottheit in Versen zum Ausdrucke bringen. Der Knabe besann sich nicht lange — er schrieb in Gegenwart des Dechant in einem Zuge folgendes Gedicht nieder:

Demuthsvoll will ich nun flehen,
Voll Vertrau'n und Zuversicht,
Herr! laß mein Gebet geschehen
Und verlaß die Deinen nicht!
Gieb mir, daß stets fest ich glaube,
Was der Gottmensch uns gelehrt,
Daß mein Blick sich heb' vom Staube
Zu dem Thron, der ewig währt,
Und daß stets mit reinem Herzen
Ich dir diene lebenslang! — —
Und wenn mein Gebet in Schmerzen
Deinen Wolkenthron durchdrang,
Sende Kraft und Stärke wieder
Segnend her ins wunde Herz,
Steig' dein Engel zu uns nieder,
Tilge tröstend unsern Schmerz! —
Ferner schenk', o Herr, auch Denen,
Die nicht seh'n des Glaubens Licht,
Deine Gnade! Reuethränen
Sieh' mit mildem Angesicht;
Spende auch mit milden Händen
Segen uns'rer Obrigkeit,
Die von uns Gefahren wenden,
Wachend für die Sicherheit.
Und für Jene, die uns leiten

Auf des Heiles Pfad zu dir,
Deine Wahrheit zu verbreiten
Beten auch mit Inbrunst wir.
Daß ihr Wort und Beispiel leuchte,
Daß kein Schäflein sich verirrt,
Und ihr Licht den Pfad beleuchte,
Der zu dir — (im Himmel) — führt!

Nach dieser glänzend bestandenen Probe — das Gedicht wurde dem gemeinsamen Morgengebete der Sängerknaben angefügt — schwand natürlich der Zweifel. Man freute sich des Knaben als einer Stiftsspezialität, die man bei festlichen Gelegenheiten als Gelegenheitsdichter gern in Anspruch nahm. Zahlreich sind darum die Festwünsche, die während der Zwettler Zeit entstanden sind; sie gäben, gesammelt, ein kleines Glückwunschbüchlein. Oft repräsentirten sie sich als künstlich gedrechselte Verse, als Zeilen, deren Anfangsbuchstaben entweder den Namen des zu Feiernden ausdrückten, oder einen kurzen Segenswunsch ergaben, oder — bei Geburtstagsgedichten — auch das Alter des Besungenen nannten. Kamen zu festlichen Gelegenheiten Fremde ins Stift, so wies man auf den schüchternen Sängerknaben mit Humor und Stolz, und mehr als einmal wurde ihm dann von den Gästen anerkennend auf die Achsel geklopft.

Eine Auszeichnung ganz besonderer Art aber sollte dem jungen Poetlein in Kirchberg am Walde, seinem Geburtsorte, zu theil werden. Dort war ein Bruder seines Vaters daheim. In dessen Hause wohnte die Harfenmeisterin der französischen Prinzessin Louise (Tochter der Herzogin von Berry); das Schloß in Kirchberg am Walde gehörte nämlich Karl X. von Frankreich, bezw. seinen Erben, und das zahlreiche Gefolge wohnte in und um Kirchberg. Bei einem Besuche nun, den das dreizehnjährige Bürschchen seinem Onkel machte, kam der Harfenmeisterin durch Zufall das Gedicht „Das Dasein Gottes“ (s. S. 13) in die Hände. Sie war entzückt, mochte aber nicht glauben, daß solches ein

zwölfjähriger Knabe zu stande gebracht. Sie gab ihm daher, gleich dem Dechant von Zwettl, ein Thema, er solle die Gefühle eines armen, verlassenen Kindes in Reimen schildern. In Gegenwart der Dame löste er rasch das Thema und schrieb, vielleicht etwas beeinflußt durch die Erinnerung an Salis' „Lied eines Landmannes in der Fremde" das nachfolgende Gedicht nieder:

Das verlassene Kind.

Erster Kindheit frohe Tage,
Längst entfloh'nes Glück!
Meines Herzens stille Klage
Ist mein Thränenblick.

Nur des Schmerzes bitt're Leiden
Fühlet nun mein Herz.
Ach! es lindern nimmer Freuden
Meinen tiefen Schmerz.

Nicht verlassen nur von allem,
Was mir theuer war! —
Duld' ich fremder Launen Qualen,
Aller Freuden bar.

An der Seite meiner Lieben
Fand ich stilles Glück.
O, wie denk' ich oft mit trübem
Sinn an sie zurück!

Nur in jenem Freudenthale,
Wo ein Güt'ger thront,
Der einst seine Treuen alle
Nach Verdienst belohnt,

Ist der Ort, wo bitt're Thränen
Nimmermehr man weint,
Der mich dann mit allen Denen,
Die ich liebte, eint.

Zügeln will ich, Gott vertrauend,
Meiner Thränen Lauf,
Und ich blicke, auf ihn bauend,
Trostesvoll hinauf.

Und ich dank' ihm für die Gabe
Fester Zuversicht;
Wer sich stärkt an dieser Labe,
Der verzaget nicht.

Find' ich euch, ihr theuren Lieben,
Auf der Erde nicht,
Find' ich euch im Jenseits drüben,
Wenn mein Auge bricht!

Finde ich das Ziel der Leiden
Auf der Erde nicht,
Find' ich doch die reinsten Freuden,
Wenn mein Auge bricht.

Die Harfenmeisterin zeigte das Gedicht der Prinzessin Louise, die es las und die Mutter eines solchen Kindes gerührt „Eine glückliche Mutter" nannte. Auf Wunsch der Prinzessin mußte er dann „Trostgründe im Unglück" verfassen, mit denen es, wie er später erfuhr, auf einen Wettstreit mit dem Schloßkaplan in Kirchberg abgesehen war, der dasselbe Thema in französischer Sprache ausarbeitete. Den Preis der Anerkennung

erhielt unſer Kleiner. Als die Prinzeſſin von der traurigen materiellen Lage des Knaben erfuhr, machte ſie ſich ungebeten und freiwillig anheiſchig, ihn während ſeiner weiteren Studienlaufbahn reichlich zu unterſtützen — ein Verſprechen, das recht großmüthig klang, deſſen gründliche Nichterfüllung indes dem armen Kleinen nicht ſo bittere Enttäuſchung gebracht hätte, ſo er als bibelfeſter Knabe ſich erinnert hätte des Wortes der Schrift: „nolite confidere in prinoipibus . . .“

Robert Hamerling verließ am 15. Auguſt 1844 das Stift Zwettl. Die Gefühle, welche ihn anläßlich des Scheidens aus der ihm liebgewordenen Stille des Kloſters beſchlichen, hatte er ſchon einige Monate vorher an ſeinem vierzehnten Geburtstage in Form einer Betrachtung niedergeſchrieben, die in Proſa abgefaßt und bereits Veröffentlichung gefunden. „. . . Führer . . . auf dem klippenvollen Wege,“ ſo heißt's dort, „da die Zeit anders geworden, . . . ſei du mir heilige Tugend, du herrlichſte Zier gottähnlicher Geſchöpfe; koſtbarſter Juwel in der Krone der Unſterblichkeit, mit der der erhabenſte Schöpfer ſein Ebenbild krönte! Das ſei du mir, heilige Tugend! Leite du mich vereint mit dem mahnenden Richter im Innern! Deſſen ſchwingende Mahnung ſei dein Zuruf mir; an dich will ich feſt in jeder Lage meines Lebens halten und getroſt will ich mich wagen auf den ſteileren Pfad; getroſt und muthig will ich hinaufſtreben auf der ſteilen Bahn, du heilige Tugend! Dorthin, wo des Lebens ſchönſter Lenz neu beginnt und dauernd währt, wo die Myrthenkrone der Vergeltung ewig die Häupter deiner Verehrer ſchmückt.“

Sämtliche dieſer früheſten Jugendwerke unſeres Dichters fanden ſich in deſſen Nachlaſſe — —: koſtbare Reliquien, weil ſie zum Verfaſſer den haben, der einige Jahrzehnte ſpäter Robert Hamerling heißen ſollte für eine Welt!

Das Stift Zwettl birgt merkwürdigerweise keine Hamerlingautographa.

Vor kurzem erst verschwand bei Renovirung der Sängerknabenzimmer der von unserem Dichter mit einem spitzen Griffel in ein Fensterbrett eingravirte Name: „Rupert Hammerling".

Die Gedichte aber, welche der Sängerknabe seinem Gönner P. Hugo in Abschrift regelmäßig übergab und die dieser sorgfältig aufbewahrte, gelangten nach dessen Tode († 1850 als Kaplan zu Zistersdorf) in den Besitz von Hamerlings Klosterlehrer Dr. P. Wilhelm Pittner. Dieser überließ sie im Jahre 1872 seinem Freunde, dem Germanisten Karl Tomaschek, auf dessen ausdrücklichen Wunsch.

Wie uns nun Karl Tomascheks Bruder, der gelehrte Geograph Professor Dr. Wilhelm Tomaschek in Wien, mittheilt, ist vom gesamten schriftlichen Nachlaß seines Bruders († September 1878) außer den Kollegienheften kaum Nennenswerthes übrig, die bezüglichen Hamerlingautographa also wahrscheinlich für immer verloren.

Das Stift Zwettl indes wahrt dem großen Dichter weihevolles Gedenken: — im Präfekturgange des Sängerknabenkonvikts, den Hamerling durch vier Jahre täglich einige Male durchschritten, erhebt sich seit einigen Jahren die epheuumrankte, lorbeerbekränzte Marmorbüste Robert Hamerlings, ein Denkmal des kunstsinnigen Monasteriums seinem größten einstigen Zögling.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 3 Akten. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. 5. Aufl. eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. 11. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Röstler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 21. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. 3. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Tent. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geb. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Kiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Robert Hamerling. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. ..... „ 5.—

Die ersten poetischen Versuche Hamerlings.

Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner
in Wien.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 9 1896
CAMBRIDGE, MASS.
Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 246.

Die Frauen in der Philosophie.

Von
Dr. Karl Joël
Privatdocent an der Universität Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weib
als Verbrecherin und Prostituirte.

Anthropologische Studien

gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes

von

C. Lombroso und **G. Ferrero.**

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. med. Kurella.

Mit dem Bildniss Lombrosos, 6 Tafeln und 18 Textillustrationen.

Geheftet M. 16.—, gebunden M. 18.50.

Aus den Urtheilen der Presse:

Dieses neue Werk enthält zunächst eine recht gute Abhandlung über das normale Weib. — — Wenn wir nicht irren, ist dieses Buch eines der besten Lombrosos. Es ist wie die andern reich an Thatsachen und Gedanken. (Möbius in Schmidts Jahrbücher für gerichtliche Medizin. Bd. 246. 1)

Für den Laien wird das Buch durch viele Einzelheiten, namentlich durch die geistvollen Schilderungen der Anomalien interessant.

(Hamburger Fremdenblatt. 1893. No. 245.)

Prospekt über andere Werke Lombrosos unentgeltlich.

Die Frauen in der Philosophie.

Ein Vortrag

von

Dr. Karl Joël,
Privatdocent an der Universität Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Hochverehrte Anweſende!

Die Frage nach der geſchichtlichen Rolle der Frauen in der Philoſophie kann unwürdig erſcheinen, an dieſer Stätte behandelt zu werden, der die bloße müßige Neugier ebenſo fern bleibt wie der Lärm des Parteiſtreites. Und in der That, es wäre nur eine parteipolitiſche Tagesfrage für die Frauen und eine Kurioſitätsfrage für die Philoſophie, wenn die Philoſophie wäre wie jede andere Wiſſenſchaft. Gewiß, das ſichtliche Vorſchreiten des Weibes in die bisherige Arbeitsregion des Mannes wirft heute die Fragen auf den Markt nach den weiblichen Leiſtungen in den verſchiedenen Wiſſenſchaften, und da mag nun der Eine, der nur wägt und nicht zählt, den Frauen eine wiſſenſchaftliche Fähigkeit abſtreiten, die der Andere, der nur zählt und nicht wägt, ihnen zuſpricht, weil er eine Handvoll Schriften mit wiſſenſchaftlich klingendem Titel von weiblichen Autoren aus einem Bücherlexikon zuſammengeleſen hat. Und der Verfechter der Frauenrechte wird nun die Hand legen auf dieſes Häuflein Schriften und ſprechen: es ſind zwar wenige, aber ſie genügen zum Fähigkeitsausweis, und es werden mehr ſein, ſobald nur der Fortſchritt der Kultur all die Schranken niedergeriſſen, die den Frauen das fachmäßige Studium der Wiſſenſchaften erſchweren oder verbieten. Das mag für jede Wiſſenſchaft ſeine Geltung haben, die Philoſophie aber lacht ſolcher Reden als leerer Worte, weil ſie nichts weiß von der unbedingten Nothwendigkeit des fachmäßigen Betriebs und nichts von feſten Schranken, die

den Gelehrten vom Laien ſcheiden. Das Edelſte und Beſte allerdings erwächſt auch in der Philoſophie nicht ohne künſtliche Zucht im Garten der Akademie. Aber es iſt ein Garten mit offenen Thoren, wo Jeder, der Gedanken zuträgt, willkommen geheißen wird. Ich will nicht dabei verweilen, daß von allen großen Philoſophen Englands kein einziger als Gelehrter von Profeſſion auf einem Katheder geſeſſen hat, ich will nur an zwei große Namen von Autodidakten, von ungelehrten Philoſophen erinnern, deren Wirkung in der Philoſophie nach Jahrhunderten zählt, an den Steinmetz Sokrates und an den Schuſter Jakob Böhme. Und es ſoll wirklich Schranken geben für die Philoſophie? Wer darf von Verboten ſprechen in der freieſten der Wiſſenſchaften? Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen! Die Philoſophie ſchafft eine Technik, aber ſie bindet ſich nicht daran, ſie bindet ſich an kein Objekt, ſie braucht weder die Schätze der Muſeen noch den Apparat der Laboratorien, ſie kann ſelbſt auf Bücher verzichten, ſie kann in der Wüſtenhöhle des Einſiedlers leben, kann in der Bruſt des Schiffers auf weitem Meer erwachen und den Hirten auf ſeiner Bergeshöhe beſuchen; ſie ſaß mehr als einmal auf dem Fürſtenthron und ſie ging in der Bettlertracht ſo ſtolz daher wie im Profeſſorentalar, ſie braucht nur eins: die denkende Seele. Warum aber ſollte die denkende Seele nicht im Körper des Weibes ſo gut wohnen wie in dem des Mannes? Und darum iſt die Frage nach den philoſophiſchen Leiſtungen der Frauen keine Tagesfrage, d. h. keine Emanzipationsfrage. Denn es bedarf der Emanzipation zum Philoſophiren ſo wenig wie zum Dichten, ja, man darf ſogar die paradoxe Theſe wagen, daß die Situation der Frau in der mangelnden Emanzipation der Pflege philoſophiſchen Intereſſes günſtiger iſt als die Situation des Mannes.

Emanzipation bedeutet hier Zulaſſung zu Schule und Beruf. Die Schule aber bindet die originale Kraft, und darum

ist für die Philosophie, in der die Originalität mehr und das Wissen weniger bedeutet als in anderen Wissenschaften, der Werth der Schule ein sehr bedingter. Die Schule stärkt den starken, lähmt den zarten Geist, und so konnte in der absterbenden Antike, als die Philosophie mehr Schule als Philosophie war, ein von der Tradition erdrückter Epigone alle Bücherweisheit verwünschen.

Die Hand ferner, die den Frauen die Pforten der Berufe öffnet, erschließt ihnen sicherlich nicht das Thor der Philosophie. Denn der Beruf entfremdet der Philosophie und gerade am meisten in seiner höchsten Ausbildung, d. h. im Spezialistenthum. Der Spezialist ist der Antipode des Philosophen, der gerade das spezielle Interesse aufhebt, um die allgemeine Betrachtung an seine Stelle zu setzen. Wie Mancher hat die philosophische Begeisterung der Jünglingsjahre in seinem Beruf begraben! Wer wollte ihn darob schelten? Seit Schiller den philosophischen Kopf so hoch erhoben über den Brotstudenten, ist das Leben dem Manne so viel feindlicher geworden, der Beruf so viel anspruchsvoller an Zeit und geistiger Anspannung, und die philosophische Stimmung droht dem heutigen Manne völlig abzusterben. Die Ueberzahl der Frauen in den meisten Kulturländern, die ja, nach statistischem Ausweis, nicht etwa vom Ueberschuß der weiblichen Geburten, sondern von der längeren Lebensdauer der Frauen herrührt, wird eben durch das überwiegende Fernbleiben des Weibes vom aufreibenden Berufsleben erklärt, und die Frau der besseren Stände beweist ja durch die, wenn auch noch so dilettantische Pflege mannigfacher Künste und schöngeistiger Interessen, daß sie in der Lage ist, sich der dem Manne durch den Beruf auferlegten Einseitigkeit zu entziehen.

Aber es liegt in der Situation wie in der Natur des Weibes noch etwas, das der Philosophie entgegenzukommen,

das eine Wesensgemeinschaft zu begründen scheint, die das Weib und die Philosophie in gewissem Grade Hand in Hand gehen heißt. Gegenüber dem heißen Manneskampf des praktischen Lebens bringt das Weib und die Philosophie den Frieden, die milde Ruhe sinniger Anschauung, die Leben weniger schafft als empfängt, spiegelnd aufnehmen, theilnehmend verstehen will. Wenn der Lebenskampf die Interessen individualisirt, den Egoismus schärft und den Geist herabstimmt auf das Nützliche und Nüchterne, so streben das Weib und die Philosophie, selbstlos zu sein und die Bedeutung des Seins und Lebens zu erhöhen; und wenn der Beruf mit seiner technischen Differenzirung die Männer auseinanderführt, so führt sie das Weib und die Philosophie im allgemein Menschlichen zusammen. Die Philosophie soll das Herz der Wissenschaft sein, die Centralwissenschaft, die alles Spezialwissen liebend vereinigt, und während die Einzelwissenschaften draußen den Pflug rühren auf den getrennten Forschungsfeldern, hat die Philosophie, ins Innere zurückgezogen, den häuslichen Herd zu bewahren, wo die getrennten sich doch wieder zusammenfinden als Glieder einer Familie, wo sie heimbringen, was sie geerntet, und als Nahrung empfangen, was die Philosophie verarbeitet hat. So könnte man den Beruf der Philosophie dem Beruf des Weibes ähnlich finden. Hat nun das Weib dieser Aehnlichkeit entsprochen durch philosophisches Interesse und philosophische Leistungen?

Für jede andere Wissenschaft wäre es vielleicht nur eine Kuriositätsfrage, und nach den Leistungen der Frauen fragen, wäre nichts anderes, als etwa nach den Leistungen der Rothhaarigen fragen. In jeder anderen Wissenschaft mag rechnen und forschen, wer will, wenn nur das rechte Resultat herausspringt und der große Bau gefördert wird; in der Philosophie ist das Resultat zum großen Theil nur Spiegel der Persönlichkeit, und Jeder baut in seinem Stil sein eigenes Haus. Und weil

es faſt wichtiger iſt, wer philoſophirt, als was philoſophirt wird, und das Was vom Wer entſcheidend abhängt, darum kann die Frage hier bedeutungsvoller lauten: Haben die Frauen in philoſophiſchen Leiſtungen ihr Weſen zum Ausdruck gebracht? Doch wie man auch die Frage formuliren mag, kein Kenner der Philoſophie kann über die Antwort zweifeln; ſie lautet klar und ſo grob, wie es die Thatſachen fordern: es gab nie eine große Philoſophin, und die Philoſophie des Weibes als Selbſtausdruck weiblichen Weſens iſt immer noch ungeſchrieben.

Aber gab es denn überhaupt Philoſophinnen? Ja, doch ſie bilden einen winzigen Bruchtheil der Philoſophen, einen erſchreckend kleinen, wenn man hinſchaut auf die reichlichen Lorbeeren, die ſich die Frauen in manchen Künſten gepflückt haben, ja ſelbſt, wenn man ihre Bethätigung in manchen anderen Wiſſenſchaften vergleicht. Die Schriften weiblicher Philoſophen verſchwinden wie Tropfen im Meer der Philoſophie, und ſelbſt unſere gründlichſten, mehrbändigen Darſtellungen der Geſchichte der Philoſophie gedenken der Philoſophinnen insgeſamt entweder garnicht oder nur mit wenigen Zeilen. Nun mögen ja in dieſen Darſtellungen die großen Denker die kleinen verſchlingen. Ich will deshalb nur ein Werk herbeiziehen, das als hiſtoriſch-biographiſches Handbuch gerade darauf angelegt iſt, auch die kleineren Namen objektiver und vollſtändiger zu berückſichtigen. Das philoſophiegeſchichtliche Lexikon von Noack zählt mehr als 1500 Philoſophen in Spezialartikeln auf, darunter nur 13 Frauen. Aber wenn die Philoſophinnen an Zahl noch nicht ein Hundertſtel ausmachen, ſo repräſentiren ſie nach der ihnen zugemeſſenen Bedeutung noch lange nicht ein Tauſendſtel der Philoſophen. Von jenen dreizehn Frauen ſind es nur drei, die in dieſem Handbuch mehr als fünf Halbzeilen beanſpruchen, und insgeſamt ſind es 81 Halbzeilen, d. h. etwas über eine halbe Seite,

was dieſes Werk von 936 Seiten über weibliche Philoſophen mitzutheilen hat. Wollte man danach ſcherzweiſe die philoſophiſche Geſamtleiſtung der Frauen auf einen mathematiſchen Ausdruck bringen, ſo gewänne man die Ziffer 0,0006. Nun iſt aber das Noackſche Handbuch wirklich nicht vollſtändig, nicht nur, weil bei einem techniſch ſo wenig umgrenzten Begriff wie Philoſophie alle Vollſtändigkeit relativ iſt, ſondern ſchon, weil es die lebende Generation aus ſeinem Programm ausſcheidet. Aber gerade die jüngſte Generation ſieht mehrfach Frauen philoſophiſch wenigſtens die Feder rühren. Es mehren ſich die empfindungsvollen, oft ſeichten Populariſirungen und bisweilen feinen Charakteriſtiken einzelner Denker von weiblichen Schriftſtellerinnen;[1] es mehren ſich die philoſophiſchen Diſſertationen weiblicher Doktoranden, und es ſieht faſt ſo aus, als ob unter den Slaven die Frauen früher als die Männer philoſophiſch das Wort ergreifen wollen.[2] Der Konkurrenztrieb der Frauen erwacht eben heute auf allen Gebieten und — merkwürdig genug — in der ſo zugänglichen, dem Dilettantismus ſonſt ſo lockend ſcheinenden Philoſophie eher weniger, als in anderen Wiſſenſchaften. Wie dem auch ſei, eine philoſophiſche That, die in anderen Köpfen ein Echo gefunden, iſt bisher nicht zu verzeichnen. Auch dürften eine Hedwig Bender oder Suſanna Rubinſtein kaum Anſpruch erheben, als neue geiſtige Figuren in der Geſchichte der Philoſophie gezählt zu werden. Und doch iſt die männliche Konkurrenz heute am wenigſten furchterweckend in der Philoſophie. Die Zeiten ſind dahin, da die Wirkung eines Herbart, eines Schopenhauer und Krauſe jahrzehntelang erdrückt ward durch den Ruhm eines Hegel und Schelling. Die Bahn iſt frei von großen Geiſtern — für große Geiſter, und vielleicht iſt zu dieſer Stunde ſchon eine weibliche Denkerſtirn gebeugt über ein Manuſkript, das einen Sieg philoſophiſchen Geiſtes bedeutet. Vielleicht. Laſſen wir dies Fragezeichen der Zukunft, und halten

wir uns an das, was in geistigen Dingen fester Boden heißt, an die Geschichte.

Man wird nun von der Geschichte erwarten, daß sie bei den Frauen ein allmähliches Erwachen des philosophischen Selbstbewußtseins zeigt, ein, wenn auch noch so bescheidenes Wachsthum der Philosophinnen an Zahl und Bedeutung bis zur Gegenwart, die ja eine Reihe allerdings meist uninteressanter philosophischer Schriftstellerinnen aufweist. Man wird am wenigsten Philosophinnen suchen bei den Griechen, diesen Frauenverächtern, deren hohe Kultur so empfindlich das beliebte Argument der Emanzipationstheoretiker stört, daß die Stellung der Frauen stets ein Gradmesser der Kultur sei. Aber die Geschichte hat ihre räthselhaften Launen; sie täuscht alle Erwartungen, sie nennt uns unter den Philosophen des Mittelalters, der Neuzeit keinen einzigen Frauennamen und verhältnißmäßig sehr viele gerade unter den Griechen, auch jene dreizehn bei Noack gehören ausschließlich der Antike. Ja, in der Antike zeigt sich eine solche Fülle von Namen, daß der Stoiker Apollonios im ersten Jahrhundert v. Chr. sich bemüßigt fand, ein eigenes Buch über das Thema zu schreiben: wieviel Frauen schon als Philosophinnen aufgetreten sind, und mehr noch: man hielt es für nöthig, hier zu spezialisiren, und Philochoros schrieb ein Buch über die Anhängerinnen einer einzigen Philosophensekte, über die Pythagoreerinnen. Und die Neueren, da sie sich für eigene Philosophinnen nicht interessiren konnten, schrieben auch über die alten. Am ehesten bekannt ist wohl die 1690 erschienene Geschichte der Philosophinnen des Alterthums von Gilles Ménage, die nicht weniger als 65 bei alten Schriftstellern citirte Philosophinnen bespricht. In einer Spezialschrift über eine antike Philosophin, um welche die Neueren eine ganze wissenschaftliche und poetische Litteratur gesponnen haben, hat St. Wolf 1879 sogar 74 in der Antike bezeugte Philosophinnen entdeckt, und 1882 erschien

ein ſtattlicher Band von Poeſtion, betitelt „Griechiſche Philoſophinnen", der mehr als 100 Namen behandelt. Und während die todte Antike ſo merkwürdig wächſt an Philoſophinnen, während da ein ganzer herrlicher Blüthenwald weiblicher Philoſophie aufzuſteigen ſcheint, ſteht das Weib der Neuzeit ſtumm da in der Philoſophie.

Ueber Philoſophinnen reden heißt über griechiſche Philoſophinnen reden, weil die Geſchichte keine anderen kennt, die Geſchichte wenigſtens als der Inhalt aller unſerer anerkannten Darſtellungen der Geſchichte der Philoſophie. Bei dieſer merkwürdigen Thatſache ſpricht zunächſt ein äußerlicher Grund mit, ſo äußerlich, daß die Geſchichte faſt wie eine Betrügerin erſcheint. Der Name der Philoſophie umfaßte nach antiken Begriffen weit mehr als nach heutigen, ja er bedeutet ſogar bei Ariſtoteles die geſamte Wiſſenſchaft. Ein Blick in den älteren Beſtand unſerer großen Bibliotheken zeigt, daß man wahrlich nicht auf unſer emanzipationslüſternes Zeitalter gewartet hat, um ſich für die Beziehungen der Frau zur Wiſſenſchaft zu intereſſiren, daß vielmehr die gelehrten Frauen ein auffallend beliebtes Diſſertationsthema früherer Jahrhunderte abgaben. Und hier ſtellt auch die Neuzeit ihr reichliches Kontingent an Namen, und viele ihrer gelehrten Frauen hätten im Alterthum Philoſophinnen geheißen. Darum ſcheidet das Spezialwerk von Poeſtion, das alles Material reichlich zuſammenträgt, mit Recht die griechiſchen Philoſophinnen im weiteren Sinne ab, die ſich eben gar nicht mit Philoſophie in unſerem Sinne, ſondern mit Medizin, Mathematik, Philoſogie u. ſ. w. beſchäftigt haben. Das iſt aber auch alles, was da kritiſch geſchieht; im übrigen ſind alle dieſe Spezialſchriften über gelehrte Frauen und namentlich über griechiſche Philoſophinnen nichts als dürftige Aufzählungen unbekannter Namen mit wenig belagenden Schriftentiteln und nichtsſagenden Lobescitaten, mit meiſt erfundenen Anekdoten und ſtets unechten Brieffragmenten.

Was ist der Werth und was die Eigenthümlichkeit dieser weiblichen Literatur im ganzen wie im einzelnen? Ist es die Hochblüthe antiken Denkens? Oder sind es Abfälle vom überreichen Tische männlicher Philosophen? Auch Bettelbrocken können ja zahlreich sein. Auf all das erhalten wir keine Antwort. Und doch ist es nicht so schwer, hier Eigenthümlichkeiten zu entdecken, die zugleich auf den Wert dieser weiblichen Philosophen Rückschlüsse gestatten.

Zunächst fällt auf, daß die griechischen Philosophinnen sich so leicht und bequem eintheilen lassen in die verschiedenen griechischen Philosophenschulen. Nur Ménage hält es für nöthig, den zehn Kapiteln, die den Frauen je einer Philosophensekte gewidmet sind, eins voranzustellen für die Frauen, die man keiner Sekte zutheilen kann, aber nur, weil man nicht weiß, welcher sie sich zurechneten. Und es ist wahrlich eine bunte, abenteuerliche Schar, die Ménage hier sozusagen als selbstständige Philosophinnen vorführt. Voran schreitet eine Centaurentochter, auf welche die Geschichte der Philosophie um so eher verzichtet, als sie ihren Gatten, den Halbgott Aeolus bloß Naturwissenschaft gelehrt haben soll. Dann eine Philosophin, die Ménage selbst später unter den Pythagoreerinnen aufzählt, wie auch mehrere andere von ihm hier freigegebene Philosophinnen von anderen nicht ohne Grund der neuplatonischen Sekte zugerechnet werden. Dann folgt eine ob ihrer Klugheit berühmte spartanische Königstochter, von der man aber nur weiß, daß sie Räthsel in Versen verfaßt, und es folgt noch eine lange Liste, in der als Philosophinnen Wahrsagerinnen, Zauberinnen erscheinen, weil sie nach Ménage Physik trieben, und die Physik nach Aristoteles zur Philosophie gehört, eine Juristin, weil Ulpian einmal die Juristen wahre Philosophen nennt. Daß Laertius Diogenes zu seinen Philosophenbiographien die Kompilationen einer Pamphile benutzt hat, macht Pamphile

ſo wenig zur Philoſophin, wie Laërtius Diogenes ein Philoſoph geweſen iſt. Auch Eudokia zeigt ſpäter mit ihrem „Veilchengarten“ den weiblichen Sinn für Kompilation, d. h. für geiſtiges Kärrnerthum. Es braucht nur eine Frau von einem armſeligen Anekdotenſammler, der weder ſie noch die Philoſophie kannte, weiſe genannt zu werden oder zu einem Philoſophen in perſönliche oder in höchſt zweifelhafte indirekte Beziehung geſetzt, etwa an Beredſamkeit einem Plato verglichen zu werden, ſogleich reiht ſie Ménage und, die ihm folgen, unter die Philoſophinnen ein. Viele dieſer Frauen haben nach modernen Begriffen höchſtens Anſpruch auf das Prädikat hochgebildet, und nur ſo viel mag — auch wieder zur Erklärung ſo vieler antiker „Philoſophinnen“ — zugeſtanden ſein, daß die antike Bildung einen mehr abſtrakten, minder realiſtiſchen Charakter trug, als die moderne.[3] Von Manchen weiß uns Ménage allerlei Werke aufzuzählen, Keiner aber läßt ſich ein auch nur entfernt philoſophiſch klingender Schriftentitel zuſchreiben. Gedanken ſind uns nur von einer dieſer Philoſophinnen überliefert, und die — hat nicht gelebt, und ihre Worte ſind gedichtet von einem Philoſophen (Diotima).[4] Und weiter ergiebt ſich nun: Je mehr uns jene Frauen als Philoſophinnen geprieſen werden, um ſo weniger erfahren wir, worin ihre Philoſophie beſtand. Und es ſind gar viele Frauen, die ſo ob ihrer Weisheit — und auffallend oft, als ob das zuſammengehen müßte, zugleich ob ihrer Schönheit — höchſtes Lob erfahren, namentlich oft byzantiniſche Fürſtinnen von byzantiniſchen Hiſtorikern, aber wir hören eher, was eine Eudokia für Augen und Haare hatte, als was ſie für Gedanken hatte. Außer dieſem hohen Weisheitslob ohne Inhalt begegnet uns eine andere Merkwürdigkeit bei jenen von Ménage als unabhängig aufgezählten Philoſophinnen: ſie ſind ſo oft die Töchter weiſer Väter[5] und die Gattinnen gelehrter Männer — von der mythiſchen Hippo, der Tochter des weiſen

Centauren, und Kleobuline, die nach ihrem Vater, einem der sieben Weisen, benannt ist bis in die Zeit jener Juristin Novella, die für den Vater das Katheder besteigt, mit verhülltem Antlitz, damit ihre Schönheit nicht die Gedanken der Hörer verwirre. Da ist die Philosophentochter Eudokia, die von ihrem Vater enterbt wird, weil sie an Geist und Schönheit genug Mitgift habe, und wirklich kraft dieser Mitgift zur Kaiserin emporsteigt. Da ist jene Pamphile, die alles niederschreibt, was sie in ihrer gelehrten Umgebung Bemerkenswerthes hört und namentlich von ihrem Vater und Gatten, die nach Einigen auch die wahren Verfasser von Pamphiles Schriften sind. Und die Väter und Gatten lehren sie Philosophie, wie sie Mathematik, Grammatik und andere Wissenschaften lehren, und die Philosophie wird diesen Frauen später ein beliebter Unterhaltungsgegenstand — wie anderes auch — das ist aber alles. Auf den Namen einer Philosophin hat keine einzige dieser Frauen entfernten Anspruch, und die unabhängige weibliche Philosophie ist ein Traum des apologetischen Sammlers Ménage, der vor der Kritik in nichts verfliegt.

Und so stehen wir wieder vor der auffallenden Thatsache, daß die weibliche Philosophie nichts Selbständiges ist, sondern glatt sich einschmiegt in die Philosophenschulen der Antike, aber — und hier zeigt sich eine neue Eigenthümlichkeit — nicht in alle gleichmäßig. Das Weib wäre nicht das Weib, wenn es nicht Partei ergriffe, und es ist interessant, zu sehen, wie es der einen Schule mit allen Zeichen der Sympathie zuläuft und der anderen kalt den Rücken kehrt. Die stoische und die peripatetische Schule haben gar keine Frauennamen aufzuweisen. Natürlich; der Peripatetiker ist der reine Gelehrte unter den antiken Denkern, der vom Meister Aristoteles die unweiblich nüchterne Objektivität gelernt hat. Und der Stoiker will der Mann im stärksten Sinne sein, von Leidenschaft unbewegt, fest

auf sich selbst gestellt — und das Weib erfüllt sein Wesen in weicher Hingebung, in der Fülle der Leidenschaft. Um so mehr aber sieht man die antiken Frauen zwei anderen Schulen zuströmen, natürlich von entgegengesetzter Richtung. Wann hätte das Weib sich nicht in stärksten Stimmungskontrasten gefallen? Die erste Schule steht unter Platos heiligem Scepter, vom Thor der anderen grüßt Lust verheißend das lachende Haupt Epikurs. Das Weib will fühlen und sucht das Gefühl in höherer wie in niederer Form. Es will schwärmen und hebt die Hände auf zu den Idealen der Platoniker und Neuplatoniker, aber es will auch genießen und bekennt sich zur Lustlehre der Kyrenaiker und Epikureer. Das ist nicht überraschend, wohl aber, daß diese Schulen in der Anziehungskraft für den weiblichen Geschmack noch weit übertroffen wurden vom Pythagoreismus. Nur als Pythagoreerin ward die Philosophin eine typische, populäre Figur. Das beweist weniger Philochoros, der über die pythagoreischen Frauen ein Buch schrieb, als die dramatischen Spötter Alexis und Kratinos, welche die Pythagoreerinnen reif fanden zum Gegenstand einer Komödie. Wie aber ist es denkbar, daß die Frauen am meisten sich bethätigen, ja sich allein geistig heimisch fühlen in einer Schule, deren Grundwesen die Pflege der abstraktesten, der anscheinend am meisten allem Gefühl, allem persönlichen Leben, d. h. allem weiblichen Wesen entrückten Wissenschaft ist: die Pflege der Mathematik? Die Frau als Mathematikerin — ist denn das eine mögliche Figur? Nicht nur möglich, sondern eine gar nicht seltene, und so erstaunlich es klingt, die beste Figur, welche die Frau auf dem Felde der Wissenschaft überhaupt gemacht hat. Ich nenne nur vier von der Pariser Akademie gekrönte Mathematikerinnen, Mme. du Châtelet, Maria Gaetana Agnesi aus Mailand, Sophie Germain und den ersten weiblichen Professor in Europa, Sonja Kowalewska, jüngst in Stockholm verstorben,

wo auch jetzt wieder eine Frau Mathematik docirt.[6] Wie aber soll man diese Anlage zur Mathematik aus der Natur des Weibes verstehen?

Das Weib lebt weit ausschließlicher als der Mann in der Empfindung. Alle Empfindung ist persönlich, subjektiv. Das Weib kann daher kaum in ein Sachliches sich versenken, das ihm nicht durch die Person vermittelt ist, kann kaum ein Objektives als Inhalt herausſetzen, denn aller Seins- und Lebensinhalt ist dem Weibe eben Empfindung. So kann es sich objektiv nur in der Form bethätigen und darum unter den Wissenschaften am liebsten in der allerformalsten, der Mathematik.

Das Weib will ferner seelisch gebunden,[7] gehalten sein, und wenn nach Goethe der Mann nach Freiheit, das Weib nach Sitte strebt, so ist die Sitte eben die haltende Regel, die bindende Form. Die Mathematik hält den Geist fern von freier Willkür, führt ihn in strenger Gesetzmäßigkeit ganz in gebundenen Formen, darum ist sie den Frauen am meisten verständlich. Eine Form ist aber auch die Sprache, in Regeln gebunden durch Grammatik: so geht der Anlage für Mathematik das Sprachtalent der Frauen parallel, wie auch die meisten historisch bekannten gelehrten Frauen Sprachgelehrte waren, die sich weniger schöpferisch wie in dienender Hingabe an den Stoff, übersetzend, kommentirend, bethätigten.[8] Einer dieser Frauen, der bekannten Madame Dacier, die nach Lessing von der minder bekannten Erneſtine Reiske übertroffen wird, widmet Ménage seine Schrift über die Philosophinnen und meint da mit Recht, daß sich die Frauen allerdings weit mehr als in Philosophie in angenehmen, das Gefühl wiegenden Zweigen der Geistesthätigkeit, wie Poesie, Rhetorik, Brieflitteratur, Geschichtsmemoiren, hervorgethan haben.[9] Aber nun glaube man nicht, daß etwa die Mathematikerin in der Armuth des Gefühls ihr Geschlecht verleugnet. Die Marquise du Châtelet, Voltaires Urania, zeigt

sich als eine heiße, skrupellos liebesfähige Natur, und Friedrich der Große nennt sie nicht übel: Venus-Newton. Jene Kowalewska[10] war zugleich Dichterin und wird als eine stürmisch leidenschaftliche und abergläubische Natur geschildert, nie befriedigt, so daß man auf den Gedanken kommt, sie habe in den gebundenen Formen der Mathematik Frieden gesucht für ihr pochendes Herz,[11] wie so manche weibliche Empfindung gern taktmäßig hinsickert in der ja auch durch Zahlen streng geregelten Handarbeit. Von Sophie Germain heißt es geradezu, daß sie seelischen Frieden suchte vor den ihr nahe drohenden Stürmen der großen Revolution, und daß ihr die Mathematik zuerst entgegentrat — echt weiblich persönlich — in der Gestalt des Archimedes, der im Lärm der Eroberung von Syrakus den Mörder nur bittet, ihm seine Linien nicht zu stören. Sie behauptet, die Mathematik durch das Gefühl erlernt zu haben, und schreibt auf dem Sterbebette in einer halbwegs philosophischen Studie von dem feinen Takt und der ästhetischen Freude in der Anwendung mathematischer Formeln, und wie doch namentlich Mathematik und Poesie aus einem Bewußtsein kommen, von einem Gefühl durchdrungen, von dem Gefühl für Ordnung. Ordnung — das ist das Ideal der gebundenen Form, und Ordnung ist das einzig unpersönliche Ideal des Weibes, und vielleicht erklärt es der nicht bloß im Haushalt bethätigte Ordnungssinn der Frauen, daß sie als Herrscher sich nicht so übel bewährt und nach St. Mill die bestgeordneten Staaten Indiens zumeist von Frauen regiert werden. Ordnung aber ist das Ideal der Pythagoreer, und die Mathematik war ihnen die Wissenschaft der Ordnung. Merkwürdig genug, daß die Frau, die am ehesten noch unter den Neueren den Philosophennamen verdiente, dem Typus nach Pythagoreerin war. Denn es erinnert erstaunlich an pythagoreische Sätze, wenn Sophie Germain die Gerechtigkeit als Idee der Ordnung faßt und die Tugend liebt wie

eine mathematiſche Wahrheit und nicht begreift, wie man die Idee der Ordnung auf einem Gebiete lieben, auf dem anderen vergeſſen könne. Das iſt pythagoreiſch und — weiblich. Daß Sophie Germain Poeſie und Wiſſenſchaft, die Ideale der Wahrheit, Schönheit und Tugend gleichſam in einen Strom zuſammenlenkt, gemahnt an die weibliche Natur, die totaler, geſchloſſener angelegt iſt, leichter mit der Ganzheit des Weſens reagirend, als die männliche, die ſeeliſch gegliederter, oft mit dem Verſtande denkt, wovon das Herz nichts weiß.[12]

Der Pythagoreismus kam dem weiblichen Sinne für bindende Form aber noch in ſtärkerer Weiſe entgegen: er enthielt eine ganze Lebensordnung, die das Thun und Laſſen der pythagoreiſchen Bundesmitglieder bis ins Kleinſte regelte, ihre Nahrung, ihre Kleidung, ihren ganzen Tageslauf. Und das führt auf einen weiteren Erklärungsgrund für die relativ große Zahl antiker Philoſophinnen. Die antike Philoſophie ward *gelebt* — das gab ihr zehnmal ſoviel Bedeutung und Anhänger als der heutigen. Mochten die Schülerinnen Epikurs dem Meiſter nicht in die letzten, feinſten Winkelzüge ſeiner Weisheit folgen — den epikureiſchen Lebensſtil begriffen ſie doch, und ſo hießen ſie Philoſophinnen. Die Philoſophie in der Antike war mehr als Philoſophie, war mehr als Wiſſenſchaft, ja mehr als Bildung, ſie war Leben, aber ſie ſtieg auch höher, ſie ward Religion, ſie ward es an ihrem Ende, aber in ſeinem religiöſen Ende ſpiegelt der griechiſche Geiſt auch ſeinen Anfang, und er erſcheint während des dazwiſchenliegenden Jahrtauſends als das große Weltkind zwiſchen zwei Propheten. Der Prophet am Anfang war *Pythagoras*, den man neueſtens ſogar als Philoſophen verleugnet, um ihn ganz als religiös-ſittlichen Reformator anzuerkennen. Die ſeinem Bunde auferlegte Lebensordnung athmet prieſterlichen Geiſt und hat den Zuſchnitt klöſterlicher Ordensregeln. Und hier zeigt es ſich, daß, wo Religion iſt, auch das Weib iſt.

Es ist, als ob wir der hellenischen Luft entrückt würden, wenn wir von den mächtigen Wirkungen lesen, die des Pythagoras Predigt auf das Frauengemüth erzielte, wie die Männer ihm gleich einem Gotte ihre Frauen und Töchter zuführten, sie zu erziehen und zu belehren, und wie die Frauen all ihren Schmuck in den Tempel der Hera tragen, ihn der Göttin zu Füßen legen als Opfer der häuslichen Tugend, zum Zeichen, daß nicht äußerer Glanz, sondern Sittenreinheit die Zier ihres Geschlechts. Nie wieder hat ein Grieche solche Macht geübt über die Frauenseele, nie wieder sie derart aus dem Dunkel ihrer häuslichen Existenz hervorgezogen zum geistigen Mitleben, nie wieder, weil nie wieder in Hellas ein Prophet aufstand gleich Pythagoras. Und das Weib will Propheten, weil es auch im Denken sich hingeben, d. h. glauben will, weil es auch jene höchste Bindung der Seele will, die Religion heißt, und die echteste Philosophie des Weibes wird immer Religion bleiben.

Der Pythagoreismus kann eine Religion genannt werden, denn er zeigt das große Siegel religiöser Macht in seinen Märtyrerlegenden. Hier war das Feld, wo auch das Weib sein Bestes geben, seine volle Menschengröße offenbaren konnte im Heldenmuth, und Timycha z. B. wird selbst von Kirchenschriftstellern gerühmt, weil sie sich die Zunge abgebissen haben soll, um nicht ein pythagoreisches Geheimniß zu verrathen, und es scheint, daß Philochoros, nach dem Titel seines Buches über „Heroiden oder pythagoreische Frauen" zu schließen, diese geradezu als Typen weiblichen Heldenthums behandelt und systematisch ausgeschmückt hat. Aber mag an diesen Heldenzügen vieles erfunden[13] und übertrieben sein, der Geist war da, weil die Gefahr da war. Der pythagoreische Bund war ja mehr noch als religiös-philosophische Sekte, er war eine politische Partei, deren Herrschaft beständig bedroht war. Das Werk des Pythagoras war nichts Geringeres, als eine Restauration der sonst verfallenen Aristokratie auf der

neuen Grundlage der Bildung und religiösen Sittlichkeit. Auf dem jungen griechischen Kolonialboden Unteritaliens hob sich die geistige Initiative auch des Weibes, wie ja auch in Amerika und Australien die Frauenemanzipation am weitesten gediehen ist. Es scheint zugleich, daß die ursprüngliche weibliche Minderzahl zur Zeit der ersten Einwanderung auch in den Augen folgender Generationen die Geltung des Weibes erhöht. Weil nun die Pythagoreer nicht eine Schule, sondern einen Stand bilden, deren Vorrechte nicht auf adliger Geburt, sondern auf dem Besitz religiöser Bildung ruhen, so ward eben diese Bildung ein eifersüchtig behüteter, nicht ohne politische Klugheit mit dem Nimbus des Geheimen umgebener Familienbesitz, und darum haben auch die Frauen daran Antheil. So heißt es, daß Pythagoras seiner Tochter Damo geheime Schriften hinterlassen mit dem Auftrag, sie Niemandem außer der Familie zu zeigen. Und obgleich Damo viel Geld dafür geboten wurde, achtete sie doch die Armuth und die Befehle des Vaters höher als Gold. Bei ihrem Tode hinterließ sie den gleichen Auftrag ihrer Tochter Bitala, und wirklich wurden die Schriften nie veröffentlicht, vermuthlich, weil sie nie existirt haben. Diese merkwürdige Verquickung der Familie mit der Wissenschaft ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß überhaupt in Griechenland der Familiencharakter weit stärker in das Berufsleben und selbst in die freiesten Thätigkeiten eingriff. Die Künste vererbten sich zunftmäßig in bestimmten Geschlechtern, und in der Philosophie zeigen sich Ansätze zu ähnlicher Zunftbildung.[14] Die antike Philosophenschule hielt sich auch in äußeren Formen wie eine zu gleichen Göttern betende Stammesgenossenschaft, es war kein bloßes Zusammendenken, sondern ein Zusammenleben, kein bloßes Lehrverhältniß, sondern ein patriarchalisches und familiäres Verhältniß. So lag in der Antheilnahme der Frauen, namentlich der Gattinnen und Töchter, an der Philosophie nichts Künstliches,

Abnormes, sondern etwas durchaus Natürliches. Und so sehen wir Pythagoras, umgeben von einem Kranz von Philosophinnen aus der nächsten Familie — die Gattin, eine Schwester, eine Reihe von Töchtern, eine Enkelin werden uns genannt. Es werden uns noch viele andere berühmte Pythagoreerinnen, von Jamblichos allein 15 aufgezählt, aber es wäre bloße Zungenübung sie zu nennen, wir kennen von den meisten nichts als den Ruhm. Wir stehen wieder vor der merkwürdigen Erscheinung, daß, je berühmter eine Philosophin, wir desto weniger von ihr wissen, und es ist, als ob Lukian seinen Scherz mit uns treiben wollte, wenn er von Myia spricht, der Tochter des Pythagoras, die so trefflich war, daß sie als Jungfrau den Jungfrauenreigen, als Frau den Frauenreigen geführt, und schließt: er wisse sehr viel von dieser Pythagoreerin zu erzählen, wenn ihre Geschichte nicht schon allgemein bekannt wäre.

Diese Pythagoreerinnen verdienten sicherlich ihren Ruhm durch wahre Heldenthaten, durch alle erdenklichen Vorzüge, nur schade, daß wir nicht wissen, ob gerade durch die Philosophie. Von einigen wenigen werden uns zwar Schriften genannt, die man wohl dem weiblichen Geschmacke zutrauen kann: Gedichte, Schriften über Tugend, Frömmigkeit, Musik, über die Harmonie des Weibes, über weibliche Besonnenheit, über Pythagoras und Erläuterungen zur Philosophie, Denksprüche verschiedener Personen aus dem pythagoreischen Bunde, Ermahnungen an Frauen und namentlich viel Briefe über weiblichen Putz, über Kindererziehung, Dienstbotenbehandlung und andere häusliche Themata. Aber gerade, daß sie so gut ins weibliche Ressort schlagen, macht sie mit verdächtig als Fälschungen der Neupythagoreer, die gern unter altpythagoreischen Namen schrieben und natürlich unter Frauennamen, wenn es sich um weibliche Themata handelte. Dabei konnte es allerdings geschehen, daß man Frauen über weibliche Interessen sehr unweib-

lich sprechen ließ. Da tönt am lautesten aus der Tradition der Name Theano, als der Gattin des Pythagoras, der natürlich mehrere Schriften und Aussprüche zugeschrieben werden. Auf die Frage nach dem Inbegriff dessen, was der Frau gezieme, soll sie geantwortet haben: ganz für ihren Mann zu leben. Gewiß ein schöner weiblicher Ausspruch. Aber auch die folgenden? Die Liebe sei die Krankheit einer müßigen Seele. Und es sei besser, sich einem ungezäumten Pferde anzuvertrauen als einem thörichten Weibe. Und es war so leicht, die Litteratur der Pythagoreerinnen zu vermehren. Eine kluge Dorierin oder eine Frau, die in dorischem Dialekt oder über ein pythagoreisches Lieblingsinteresse, wie Musik, schrieb, wurde gleich als Pythagoreerin gezählt, und weil Plato mit den Pythagoreern einige Verbindung hatte, so erscheinen Frauen seiner Umgebung in der Liste der Pythagoreerinnen. Erhalten sind uns außer dürftigen Fragmenten nur einige Briefe, von denen ich gern einige Proben vorlegen möchte, wenn sie nicht mehr noch den Geist als die Echtheit vermissen ließen, konventionelle Mahnreden, in denen müde das Ideal verhallt, das einst der echte Pythagoras den echten Pythagoreerinnen verkündet hatte: das Ideal der weiblichen Würde. Aber so sehr auch Griechenlands weibliche Kultur wohl ihre schönsten Blüthen zeitigte in diesen Pythagoreerinnen, das beste, was die Geschichte der Philosophie von ihnen sagen kann, ist: sie waren des Meisters treue Schülerinnen.

Jahrhundertelang bis tief hinein in die klassische Zeit blieb der Pythagoreismus die einzige Philosophie, zu der sich auch das Weib bekannte. Und mit Recht, heiligte er doch die geschlossene Form, die sittliche Ordnung und gab damit dem Weibe den Kreis, in dem seine Würde, namentlich als Gattin, gedieh. Aber es kamen andere Zeiten, die griechische Kultur entwickelte sich nach der ihr eingeborenen Richtung zum Individualismus, zur Freiheit, doch es war eine Richtung, die

der Idealität des Mannes zuträglicher war, als der des Weibes. Ein neuer Frauentypus trat auf die geistige Bühne, das Weib in der Emanzipation und mehr noch, die Hetäre hielt ihren Einzug in die Philosophie. Denn auch nach Freiheit strebt das Weib, wenn nur der Meister da ist, der es führt, und wenn nur in der Freiheit ein neues Band liegt, das um so reizvoller, wenn es zugleich Freiheit bedeutet von allen anderen Banden. In Sokrates und seiner Lehre vollendet sich die Emanzipation des Geistes. Noch einige Jahrzehnte und die Konsequenz, daß das Wissen frei und gleich macht, hatte so weit Wurzel geschlagen, daß allerlei fremde Gestalten in die Philosphie gelockt werden und schließlich finden wir in allen Schulen der Sokratiker auch das Weib.

Zuerst bei dem greisen Plato, in dem die alten pythagoreischen Tendenzen übergehen in neuen Geist und der doch als mächtige Reaktion dasteht gegen den neuen Geist, von dem seine Seele voll ist. Und Plato giebt dem Weibe volle Gleichheit mit dem Manne, aber nur, um es gleich dem Manne in Gehorsam zu binden in seinem hierarchischen Sozialstaat. Doch es war Emanzipation, und die Begeisterung für Platos Staat treibt Axiothea aus Phlius nach Athen, und lange Zeit sitzt sie in Männerkleidung ungekannt zu des Meisters Füßen. Und bald war das Weib keine ungewohnte Erscheinung in der Akademie, in die ein leichter, fast epikureischer Geist einzieht mit der Hetäre Lasthenia, namentlich unter Platos Nachfolger Speusipp. Die Geschichte der Philosophie kennt Axiothea und Lasthenia nur als platonische Schülerinnen. Merkwürdig, Beide stammen aus der geistig sonst so armen Peloponnes, die auch die Heimath vieler pythagoreischen und anderer bedeutenden Frauen war. Athen stellt keine Philosophin.

Es war an der Wundererscheinung Sokrates vielleicht das Wunderbarste, daß sie die Eigenart der Schüler nicht lähmte,

ſondern löſte. Und gerade die grundverſchiedenen Charaktere und Lebenstypen der Sokratiker weckten auch das weibliche Intereſſe. Dieſelbe Sokratik, die Plato faſt religiös ſtimmte, wurde für Ariſtipp zur heiteren Lebenskunſt mit dem Motto: Des Lebens Sinn und Ziel iſt die Luſt. Und gern hörte ſolche Rede das ſchönſte Weib von Hellas, die kluge Hetäre Lais, um deren Gunſt ſich Ariſtipp ſo eifrig bewarb. Aber Ariſtipp ſprach nicht nur für den Geſchmack ſeiner Lais, es waren ernſte Lehren, die er ſeinem größten Schüler, ſeiner Tochter Arete mittheilte, und die beſte ſoll die Mahnung geweſen ſein, alles Eitle zu verachten. Wie Theano einſt nach dem Tode des Gatten die pythagoreiſche Schule geleitet haben ſoll, ſo lehrte Arete als Nachfolgerin Ariſtipps in der kyrenaiſchen Schule. Die Geſchichte ſagt nichts von eigenen Schriften und Gedanken der Arete, ſondern nur, daß ſie die Lehren ihres Vaters auf ihren Sohn übertrug, der deshalb der Mutterſchüler hieß.

Die platoniſche Schule hatte ihren idealen Schwung, die kyrenaiſche ihre Verherrlichung der Luſt. Was aber hatten die beiden anderen ſokratiſchen Schulen, die megariſche und die kyniſche dem Weibe zu bieten? Nun, die megariſche unter dem ernſten Eukleides — nichts; allmählich aber erwarb ſich dieſe Schule den Beinamen der eriſtiſchen, der ſtreitſüchtigen. Hier offenbart ſich ein neuer Reiz, den eben nur die antike Philoſophie dem weiblichen Geiſt bot, dadurch, daß ſie mit Vorliebe als Dialektik ſich entfaltete, als Disputirkunſt, und in dieſer lebendigen, perſönlich zugeſpitzten Form des Philoſophirens hatte auch das Weib ein Talent zu zeigen und übte gern die Schärfe ſeiner Zunge in ſchlagfertigem Witz. Und des Megarikers Diodoros Haus muß unheimlicher geweſen ſein als die Gorgonenhöhle, denn dort ſaßen ſeine fünf Töchter und alle werden geprieſen als große Dialektikerinnen. Der heilige Hieronymus bezeugt ihrem Charakter Achtung; als aber die megariſche

Schule in geiſtreichen Nihilismus ausartete, verſenkte ſie den weiblichen Sinn in Frivolität. Ein Beiſpiel gab die hochgebildete Nikarete, Stilpons Schülerin und Geliebte, und ein ſchlimmeres Beiſpiel gab ſeine eigene Tochter. Aber Stilpons Lebensgrundſatz hieß: Gleichgültigkeit gegen alles in der Welt. Doch all der ſprühende Geiſt und Witz, der von megariſchen Frauenlippen kam, iſt zergangen wie der Schaum auf den Wellen. Nur die Namen ſind übrig, aber auch die Namen nur verbunden mit den Namen der Lehrer.

Doch nun die kyniſche Schule; ſie hat doch ſicherlich durch den rauhen Trotz, mit dem ſie allen Reiz des Lebens und alle zarte Sitte niedertrat, das Weib abgeſchreckt. Nein, ſie hat es gerade dadurch angezogen. Wer die Pſychologie der Frauen ſchreibt, ſoll den Reiz des Häßlichen nicht vergeſſen, ſoll nicht vergeſſen, daß Lais, der Ariſtipp ſeinen Geiſt zu Füßen legte, Lais, um deren Gunſt ganz Hellas warb, ſelbſt nur um Einen warb, den vielverſpotteten Kyniker Diogenes. Aber mehr als Lais that Hipparchia. Aus angeſehenem Hauſe gebürtig, wies ſie die ſchönſten, reichſten und vornehmſten Freier ab und lebte nur in Begeiſterung für Krates, für ſeine Lehre und ſeine Lebensweiſe, ja, ſie erklärte ſterben zu wollen, wenn Krates nicht ihr Gatte würde. Da trat auf Antrieb der Eltern der ehrliche Kyniker vor ſie hin in ſeiner ganzen buckligen Häßlichkeit und ſprach: ſo bin ich und dieſe Bettlerlumpen ſind meine ganze Habe; bedenk es wohl, ob du mein Weib ſein willſt; denn du mußt mein Leben theilen. Aber Hipparchia bedachte ſich nicht, ſondern folgte dem Krates in ſein kyniſches Bettlerleben, das mehr dem Leben der Hunde als dem der Menſchen glich. Und wie ſie ſtark war in der Liebe, ſo war ſie es im Haß — wir wiſſen nur von ihren Streitſchriften gegen den Atheiſten Theodoros, und daher ſtammen wohl einige dürftige dialektiſche Späße, die uns allein von ihrer Philoſophie erhalten

ſind. Aber die Paradoxien der Kyniker wirken nur auf weibliche Ausnahmenaturen.

Die philoſophiſchen Melodien der ſokratiſchen Schulen klingen ſämtlich noch fort im dritten Jahrhundert. Doch nur eine dieſer Melodien lockt noch das Weib, der Hymnus auf die Luſt, den die kyrenaiſche Schule im vierten Jahrhundert begonnen und den jetzt im dritten die epikureiſche Schule mit volleren Tönen fortſetzt. Und man könnte zweifeln, ob es mehr eine Philoſophenſchule oder mehr ein Liebesgarten war, ob die Schule mehr zu Füßen Epikurs oder mit Epikur zu Füßen jener geiſtreichen Hetären ſaß, von denen uns eine ganze Anzahl als berühmte Epikureerinnen genannt werden, eine vor allen als ihre Königin an Geiſt und Schönheit, jene Leontion, die das Staunen der Antike war, weil ſie, ein Weib, es wagte, gegen den göttlichen Theophraſt zu ſchreiben, der in ſeiner Schrift über die Ehe die Frauen herabgeſetzt hatte. Cicero findet es anmaßend von einer Hetäre, aber er lobt ihren Stil, und das iſt alles, was wir auch von dieſer Streitſchrift wiſſen. Epikur allerdings hatte nichts von dem peripatetiſchen Geiſte Theophraſts, der das Weib fernhielt; er demüthigt ſich oft vor den Frauen, die ihm ſo zahlreich zuſtrömen, daß Plutarch einmal die ganze epikureiſche Schule in Männer und Frauen eintheilt. Und nicht alle waren Hetären; jene edle Themiſta z. B. nicht, deren Weisheit ſo oft und vielſeitig geprieſen wurde, daß Cicero ärgerlich meint, es wäre beſſer, über Männer wie Solon und Themiſtokles mehr zu berichten, als in ſo dickleibigen Bänden von der Themiſta zu ſchreiben. Wir aber kennen keinen Gedanken von dieſer ſprüchwörtlich gewordenen Themiſta und wiſſen nicht einmal, ob ſie eine Zeile geſchrieben hat.

Das war das philoſophirende Weib in ſeinem zweiten Zeitalter, im Zeitalter der Emanzipation, das nur für den Mann das klaſſiſche war. Liebend und ſtreitend, geiſtreich und frivol

folgte es dem Manne auch in den paradoxeſten Ausgeſtaltungen ſeiner geiſtigen Individualität, vor allem aber folgte es ihm im Preiſe der Luſt. Nun aber verſtummt das Weib auf Jahrhunderte in der Philoſophie, die in ſchwächlichen Eklektizismus verſinkt — und für Epigonen kann ſich das Weib nicht begeiſtern. Spät noch klingt das ſtärkſte Motiv des Emanzipationszeitalters nach in einer von Martial citirten edlen Epikureerin. Dann ſteigt im zweiten und dritten nachchriſtlichen Jahrhundert das Geſtirn Platos höher. Eine Platonikerin Arria wird (in einer pſeudogaleniſchen Schrift) genannt, und vielleicht iſt es dieſelbe, der Laertius Diogenes ſeine uns ſo wichtigen Lebensgeſchichten der Philoſophen widmet, als der Freundin Platos, deren Schriften ſie eifrig ſtudire. Und höher ſteigt der Platonismus, bis er verdampft in der Myſtik des Neuplatonismus. Hier nun, in der religiöſen Myſtik des Neuplatonismus, erlebt das Weib ſein drittes philoſophiſches Zeitalter und dieſes gleicht merkwürdig dem erſten, dem pythagoreiſchen. Die Hetäre iſt verſchwunden aus der Philoſophie, und das Weib adelt ſich wieder ſeeliſch und auch äußerlich; es ſind namentlich vornehme Frauen, ja römiſche Kaiſerinnen, die zu dem die Welt in Rangſtufen erklärenden Neuplatonismus ſich bekennen, die Philoſophie leuchtet wieder als Kleinod der Familie, und es erſcheinen als „Philoſophinnen“ auffallend oft Gattinnen und Töchter von Neuplatonikern.[15] Wieder wird der Philoſoph zum Propheten erhoben, und es iſt, als ob Pythagoras auferſtanden ſei, wenn wir von dem erſten großen Neuplatoniker Plotin leſen, daß viele edle Männer und Frauen bei ihrem Tode ihre Kinder, Knaben und Mädchen, ihm anvertrauten als einem heiligen und göttlichen Hüter. Jetzt wird auch die pythagoreiſche Zahlenmyſtik wieder erweckt, aller Zauberſpuk des Polytheismus entladet ſich, und der Aberglaube ſteigt auf den Philoſophenthron in Jamblichos. Und wann hätte der Aberglaube ſeinen Eindruck verfehlt auf das Frauen-

gemüth? Aber einen philoſophiſchen Gedanken kennen wir von den Frauen, die durch ihre Gatten mit Jamblichos in Verbindung ſtehen, ſo wenig wie von den Schülerinnen Plotins und der ſpäteren Neuplatoniker. Wir kennen auch keinen von jener Asklepigeneia, der ihr Vater Plutarch all ſeine magiſche Geheimweisheit vererbt haben ſoll und die nun neben ihrem Bruder in der Philoſophenſchule Athen docirte. Allerdings ſchreibt der ehrliche Biſchof Syneſios, das Geſpann der weiſen Plutarchäer ziehe weniger durch ſeine Vorträge die Jugend an, als durch die Weinkrüge des Hymettos. Athen ſei einſt der Herd der Weisheit geweſen, jetzt ſei es nur noch durch ſeine Bienenzüchter berühmt. Und allerdings, der Herd der Weisheit hieß jetzt Alexandria, dort fand Asklepigeneia ihre größere Konkurrentin, denn dort lehrte die hochgefeierte Hypatia, und Syneſios war ihr Schüler. Man ſoll es nie vergeſſen, daß es eine Stunde gab, da Frauen konkurrirten als Lehrer der Philoſophie. Aber man ſoll auch nicht vergeſſen, daß es die Todesſtunde war für die antike Philoſophie. Die Philoſophie, in der der männliche Geiſt des Griechenthums ſeinen höchſten Ausdruck fand, ſtarb als Weib in der Märtyrerin Hypatia.

Einſtmals, erzählt Suidas, fand der alexandriniſche Biſchof Kyrill vor einem Hauſe ein großes Gedränge von gehenden, kommenden und bleibenden Menſchen und Pferden. Da hörte er, daß die Philoſophin Hypatia eben jetzt vortrage und dies ihr Haus ſei. Seit jenem Tage faßte Biſchof Kyrill tieferen Groll gegen die heidniſche Philoſophin, der ſein Gegner, der kaiſerliche Präfekt und die vornehmſten Kreiſe Huldigungen darbrachten. Im weißen Philoſophenmantel ſchritt Hypatia durch die Straßen Alexandriens; ſie hatte Zutritt zum Rath und ſonder Scheu trat ſie in die Verſammlung der Männer, denn alles wich vor ihr in ehrfurchtsvoller Bewunderung. Aus allen Weltgegenden ſtrömten Lernbegierige nach Alexandria, Hypatia zu hören, und himmelan

ſtieg der Preis ihrer Weisheit, ihrer Beredſamkeit und ihrer Schönheit. Sie blieb unvermählt und es heißt, daß einſt ein Zuhörer, in heißer Liebe zu ihr entbrannt, von ihr geheilt ward durch Muſik. Der Dichter Palladas vergißt nur bei Hypatia ſeine Luſt am Spott und ſingt:

Wenn ich dich ſeh', dein Wort vernehm', bet' ich dich an,
Der hehren Jungfrau ſternbedecktes Haus erblickend;
Denn auf den Himmel nur erſtreckt ſich all dein Thun,
Du jeder Rede Zier und Schmuck, Hypatia,
Der höchſten Weisheit reiner, unbefleckter Stern.

Biſchof Syneſios, ſtolz, in dem „heiligen Chor" ihrer „hochbeglückten Schüler" ihrer „erhabenen Stimme gelauſcht" zu haben, ſchreibt an ſie: „Du, meine Mutter, meine Schweſter und meine Lehrerin und durch dies alles meine Wohlthäterin, du Inbegriff alles deſſen, was es für mich Verehrungswürdiges giebt." Es war ein weibliches Zeitalter, ſchwärmeriſch in der Liebe und leidenſchaftlich im Haß. Als einſt Hypatia zur Ausfahrt den Wagen beſtiegen, ſtürzt eine von Petrus, dem Lektor Kyrills, fanatiſirte Menge aus dem Hinterhalt hervor, ſchleift ſein Opfer in die nächſte Kirche zu qualvollem Tode und verbrennt unter lautem Jubel die zerſtückten Gebeine der letzten Philoſophin.

Blicken wir durch den rührenden, ja berauſchenden Zauber, der dieſe Geſtalt umgiebt, durch den tragiſchen Nimbus des Martyriums hindurch der Philoſophin ins ernſte Auge. Was war ſie? Sie war offizielle Lehrerin des Neuplatonismus, alſo war ſie auch deſſen Schülerin. Sie legte Plato, Ariſtoteles und andere Philoſophen aus, auch das zeigt noch nicht die ſelbſtändige Denkerin. Sie war Tochter eines großen Mathematikers, der ſie in ſeiner Wiſſenſchaft unterrichtet, Mathematik blieb ihre Lieblingsdisziplin,[16] und ihre Schriften, ſoweit man ſie uns nennt, ſind ſämtlich mathematiſch-aſtronomiſche. Wie

es das erste war, so war es auch das letzte Wort des Weibes in der antiken Wissenschaft: Mathematik. Aber nun sagen die Alten, daß Hypatia nicht nur die Philosophen ihrer Zeit, sondern auch, die lange vor ihr gelebt haben, überragt habe. Wieder dieses räthselhafte Lob ohne Charakteristik, das uns wie ein Hohn klingt, denn wir wissen nichts von der Philosophie Hypatias.

So stehen wir nun vor den antiken Philosophinnen. Von keiner einzigen ist uns eine Schrift erhalten. Vielleicht ist es Zufall; vielleicht aber ist auch hierin die Weltgeschichte das Weltgericht, daß sie uns Plato und Aristoteles erhalten und das Erbe minder großer Denker uns geraubt. Doch auch Denker kleinster Ordnung haben uns in dürftigen Fragmenten Spuren ihres Geistes hinterlassen. Von keiner einzigen Philosophin aber kennen wir sicher auch nur einen ernsten philosophischen Gedanken, und die weibliche Philosophie der Antike bleibt eine Fülle von Namen, bekränzt mit einer Fülle von Lob. Und diese Fülle scheint gar keinen Eindruck gemacht zu haben, denn die Alten loben immer die eine Philosophin und vergessen dabei die anderen. Didymos sagt, Theano war die einzige Philosophin, und Laktanz sagt dasselbe von Themista. Lukian aber nennt zum Beweise, daß auch Frauen theil hätten an der Philosophie, drei andere, von denen die eine nur in unsicherer Beziehung stand zu einem Philosophen, die zweite (Diotima) nicht gelebt hat und die dritte (Thargelia) keine Philosophin war. Doch wie ist nun all jenes Frauenlob ohne Inhalt, ohne Charakteristik zu verstehen? Ist es nur galante Heuchelei der Historiker? Aber haben sie auch den todten Frauen geschmeichelt? Vielleicht; geht doch Dühring, sonst ein Meister in der Kunst der Unterschätzung, im Lobe der Sophie Germain so sehr der Athem aus, daß er sie schließlich über Kant stellt. Aber es giebt eine andere Erklärung. Es

giebt Leiſtungen, die man nur lobt, und andere, die man charakteriſirt. Was das Genie produzirt, will charakteriſirt ſein, denn es iſt neu und eigenartig, und man kann es loben, indem man über dem Werk den Meiſter vergißt. Das reproduzirende Talent aber, weil es keinen neuen Inhalt bringt, kann nur an ſich, in ſeiner Form als Talent, als Perſon bewundert werden ob der Raſchheit ſeiner Auffaſſung, der Richtigkeit ſeiner Wiedergabe. Und ſo erklärt ſich die Rolle der antiken Philoſophinnen. Sie waren Talente, begabte Schülerinnen, treffliche Interpretinnen. Nicht in neuen Gedanken ſpricht hier das Weib ſeine philoſophiſche Eigenart aus, ſondern in Sympathien und Antipathien, in der Wahl ſeiner Lehrer. Im feſten Halt der Schule erwuchs und verblieb ſein Denken, ohne auch nur innerhalb der Schule ſich zu ſelbſtändiger Wendung hervorzuwagen. Als empfangende Natur, mehr hingebend in der Form, als ſchöpferiſch im Inhalt, zeigt ſich hier wie auf anderen Gebieten das Weib, das ſo bewundernswerth iſt in der Krankenpflege, ſo wenig original in der (vielfach ſchon freigegebenen) Medizin,[17] ſo groß als muſikaliſche Virtuoſin, ſo klein als Komponiſtin,[18] den Mann faſt übertreffend in der Schauſpielkunſt und in der originalſten, freieſten, mächtigſten Dichtungsgattung, der dramatiſchen, populär nur in zwei Namen unſelbſtändiger Dichterinnen.[19]

Sind wir zu Ende? Iſt wirklich das philoſophiſche Leben des Weibes beſchloſſen in der mehr paſſiven Rolle der Schülerin? Es iſt, als könnte das nicht das letzte Wort ſein über die Frauen in der Philoſophie, und es iſt auch nicht das letzte. Ich rufe das Motiv einer bekannten Novelle zu Hülfe. Es lebte einſt ein Ritterfräulein, das gar große Luſt zum Dichten fühlte. Aber die Verſe wollten nicht recht gelingen, und es ſtiegen in der Jungfrau arge Zweifel auf, ob nicht ihrem Geſchlecht überhaupt die höchſte Kraft der Poeſie verſagt

ſei. Als nun die Freier kamen, da erklärte ſie feierlich, daß nur Der ihre Hand erobern könne, der den Namen der größten Dichterin ausgekundſchaftet, die weit und breit geprieſen werde. Die Freier zogen aus und kehrten zurück — unverrichteter Sache. Da trat ein junger Dichter vor die Jungfrau hin, der ſchon ihr Herz gefangen nahm, noch ehe er die Probe beſtanden. Und als nun die große Frage kam, da ſprach er: Die größte Dichterin war Beatrice, die einen Dante begeiſtert. Wenn nun ein Funken Wahrheit darin liegt, daß Philoſophie und Poeſie von verwandtem Blut, darf dann nicht auch jene die größte Philoſophin heißen, die den größten Denker angeregt? Hier öffnet ſich eine weite, aber dunkle, nur anzudeutende Perſpektive, das Weib erſcheint ausgerüſtet mit einer Kraft der Anregung, erſcheint in einer aktiven Rolle, von der all unſere Geſchichten der Philoſophie nichts wiſſen. Beredt nur für den Mann, auf den es wirkte, ſteht es als Sphinx da vor dem Angeſicht der Nachwelt. Gleichſam unterirdiſch waltete hier die Macht des Weibes in der Philoſophie, ein wärmendes, treibendes Feuer ſchürend. Mag man es äußerlich erklären, daß das Muttervolk der Philoſophie die Weisheit in der Göttin Pallas Athena und die erhebende Geiſteskraft in den weiblichen Muſen verehrte,[20] aber warum geben ſo oft Philoſophen dem geiſtig Verehrungswürdigen Weibesgeſtalt? Warum legt Plato die herrlichſte Weisheit ſeines herrlichſten Werkes einem Weibe in den Mund, der von ihm erdichteten Prophetin Diotima? Woher ſchon im Alterthum die vielen Widmungen philoſophiſcher Schriften an Frauen?[21] Er, der von den Frauen wie ein Gott verehrt ward, Pythagoras, ſah ſelbſt ein Göttliches im Weibe, in ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Orakelkraft, und all die Weisheit, die er dem Weibe gab, will er ſelbſt wieder vom Weib empfangen haben, von der Prieſterin zu Delphi oder, nach anderen, von ſeiner Schweſter. Gab es wirklich eine Egeria? Was wollen

die großen dunklen Gestalten der Sibyllen? Was kündeten in den germanischen Wäldern die Walen und Alrunen, daß die rauhen Kriegerherzen erschauerten vor des Weibes heiliger, achtungswerther Weisheit? Ist er wirklich völlig leer, der uralte Völkertraum von der Prophetenkraft des Weibes?

Kehren wir zurück zum Weib als Schülerin. Das Weib und die Philosophie sind zunächst einander fremd, ja feindlich. Die Philosophie athmet ganz im Denken, das Weib lebt ganz in der Empfindung. Die Philosophie sucht nur das Allgemeine, das Weib stets das Persönliche. Aber wenn ihm die Philosophie entgegentritt in Gestalt einer Empfindung weckenden Person, dann wird das Weib auch philosophisch, daher die Frauen in der Philosophie so häufig die Schülerinnen ihrer Väter, Gatten[22] oder durch andere Bande der Liebe und Verehrung ihnen nahe gerückter Personen. Getragen von persönlicher Empfindung zieht nun die spröde Philosophie ein in den Geist des Weibes; aufmerksam lauscht es den Worten des Meisters und entfaltet nun sein weibliches Talent in geistiger Empfänglichkeit, im Nachleben der Gedanken. Und der Mann, der Meister im Denken, will verstanden sein, will ein Echo wecken in einer Brust, das ihm ermuthigend zurückschallt in den eigenen Geist, und das Bewußtsein, daß sich seinem Denken eine theilnehmende Seele erschließt, hebt die Mittheilungs-, die Schaffenskraft des Mannes zu ungewohntem Schwunge. Staunend sieht er sein Denken wie von fremder Macht getrieben und sucht die Ursache in der anregenden Kraft des Weibes. Der Untergrund des Denkens ist Empfindung, und wenn das Weib auf des Mannes Empfinden wirkt,[23] so kann es es wohl auch — und nicht ohne Gefahr für manche Naturen — sein Denken treiben wie der Wind die Wogen des Meeres. Alle Empfindung aber übertreibt, sie überträgt ihre eigene innere Schwellkraft auf ihre äußere Ursache, und so wächst das anregende Weib dem Mann zur Prophetin. Nun

aber entzündet sich auch der weibliche Geist an der durch seine Anregung erhobenen Geisteskraft des Mannes. Und wenn er nun ganz durchglüht ist von des Mannes Gedankenwelt, dann wachsen ihm Flügel. Gerade weil der weibliche Geist einheitlicher, totaler[24] auf die Empfindung angelegt ist und also von leichterer Schwellkraft und leichter im Kern seines Wesens zu treffen und zu bewegen, darum fliegt er rascher, wie unbewußt, visionär den Weg der Konsequenzen zum Ziel des Denkens, vorüber als an leeren Formen an Objekten und Ideen, an denen der männliche Geist erst in langsamer Prüfung vorbeikommt. So kann der weibliche Geist vogelgleich von der Schulter des schreitenden Mannes auffliegen, um ihm als vom Himmel kommender Prophet wieder zu nahen. Staunend sieht der erwachende Adam vor sich das Weib, das doch aus seinem Wesen erst gebildet ist, Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist. Gerade weil das Weib Schülerin ist, kann es Prophetin sein; es kann kraft seiner Empfänglichkeit im Geiste des Mannes rascher weiter denken, dem männlichen Führer in der von ihm gewiesenen Bahn vorauseilen. Gerade weil es dem Denken keinen Inhalt zu geben hat, kann es das Denken weiter treiben in der Form. So hat sich das Denken des Weibes tausendfach fördernd oder auch trübend eingelebt in die Philosophie des Mannes. Wer kann hier scheiden und sagen, was dem Weibe gehört? Die Geschichte zählt im großen Denkerwalde nur die urwüchsigen, selbständigen, bleibenden männlichen Stämme; sie zählt nicht die Blätter des Epheus, der einst sich an ihnen aufgerankt, nicht ihre Parasiten und nicht die Sonnenstrahlen, die sie genährt und gewärmt und am Abend verschwanden. Denn das philosophisch anregende Weib war keine Philosophin, es hat nicht selbständig gedacht, es hat nicht gelehrt und nicht geschrieben; es hat gewirkt nur im Gespräch mit dem Manne. So ist das Weib hier ein Typus der Vergänglichkeit, das Beste ist dahin,

und von den Namen, die geblieben, will ich noch einige nennen.

Aus griechiſcher Zeit nur einen noch, den größten Frauennamen der Antike: Aspaſia. Sie ſteht an der Spitze jenes Zeitalters der weiblichen philoſophiſchen Emanzipation, aber als deren ideales Vorbild. Sie war vielleicht gar keine Hetäre,[24] ſie war Perikles' würdige Gattin, und ſeine Egeria, ſie war ein Vorbild noch für ferne Zeiten, denn mit der anregenden Kraft ihres Geiſtes ſchuf ſie den erſten Salon. Mag Sokrates nie Aspaſia geſehen haben, die Sokratiker haben recht, ſie zu ſeine Lehrerin zu verklären, denn in ihrem Salon verfeinerte ſich der attiſche Geiſt zu jener dialektiſchen Kunſt des Geſprächs, in der die ſokratiſche Aufklärungsphiloſophie wurzelt.

Die Philoſophie des Mittelalters iſt eingeſchloſſen in Kloſtermauern, und doch weiß das Weib mit ſeiner Anregung in allen möglichen Geſtalten hindurchzudringen. Es wirkt ideal als Gegenſtand der Verehrung. Die philoſophiſchen Fakultäten zu Paris und Wittenberg wählen die heilige Katharina zu ihrer Patronin, die heidniſche Philoſophen durch die Kraft ihrer Dialektik bekehrt haben ſoll. Mit Inbrunſt hängt der Geiſt Bonaventuras an der heiligen Jungfrau, zu der noch Descartes nach Loretto wallfahrtet, wie er es verſprochen, ſobald er Licht ſähe in ſeinen philoſophiſchen Zweifeln. Aber auch das lebende Weib weiß geiſtig einzugreifen. Als Mutter namentlich verſtärkt es den religiöſen Sinn z. B. bei Auguſtin, bei Anſelm von Canterbury, als Schweſter ſucht es die theologiſche Richtung zu beeinfluſſen, z. B. bei Thomas von Aquino, noch bei Pascal,[25] wie ſelbſt noch bei Renan, deſſen jüngſt erſchienene Korreſpondenz mit ſeiner Schweſter Henriette dadurch ſo merkwürdig iſt, als Geliebte endlich vertieft es den weltlichen Sinn — in Abälard. Ich muß es mir verſagen, den Roman Heloiſens zu ſchildern, in deren

Gestalt noch spätere Philosophen ihre Liebe, Rousseau seine unglückliche, Feuerbach seine glückliche, verklärt haben. Carrière nennt sie das größte Weib der Weltgeschichte, und sie war es vielleicht an Hingebung. Die Liebe Abälards macht sie zur gelehrtesten Frau des Mittelalters, aber alle Gelehrsamkeit wird ihr zur Sprache für ihre Liebe. Aus Liebe will sie nicht des Priesters Gattin heißen, und noch die Aebtissin schreibt dem längst ernüchterten Geliebten: nicht Gott, nein, dir allein will ich gefallen. Ihr Herz, das unbezähmbare, zersprengt zum ersten Mal den Seelenbann des Mittelalters, der mehr noch das Weib als den Mann fesselte. Und dann hat die Liebe zum Weibe einem Petrarca, einem Boccaccio die Augen geöffnet für das freie, leuchtende Leben, für die Schönheit, die aus der Antike zurückstrahlt, und so ward in der Liebe der Dichter, die den Denkern im Humanismus vorangingen, die Neuzeit geboren.

Die erwachende Neuzeit sieht das Weib in neuer Gestalt der Philosophie die Hand reichen; das Weib als Fürstin wird Schülerin und Schützerin der Philosophie, wie einst am Ende der Antike in der Königin Zenobia, in den römischen Kaiserinnen Salomina, Julia Domna ꝛc. Und hier soll die Philosophie dem Weibe danken. Während Universitäten tief noch in der Scholastik steckten, während die Fürsten ihre rauhen Kriege führten, haben die Fürstinnen den modernen Geist begründen helfen, indem sie die Begründer der neuen Philosophie emporhoben. Die Hofluft hat die Philosophie säkularisirt. Die Männer, in denen der Geist der Neuzeit zuerst noch unreif aufkeimt, leben vielfach unter dem Auge der Fürstinnen als Sterndeuter, Leibärzte, Archivare (z. B. Agrippa von Nettesheim bei der Königin Luise und der Regentin Margarethe, nach deren Tode ihm Karl V. die Besoldung entzieht), als Schützlinge (z. B. le Fèvre bei Margaretha von Navarra), als Lehrer (z. B. Vives für die Prinzessin Maria von England).[26] Giordano

Bruno, wie andere Italiener der Renaissance mit entfesselter Leidenschaft aus dem Bann des Mittelalters herausdrängend, erotisch durchglüht, aber das Weib gleichsam niederreißend im Sturm nach Höherem, wie er nicht ohne Verachtung den Manen Petrarcas nachruft: liebt ein Weib, aber vergeßt nicht, das Unendliche zu lieben, Giordano Bruno wird der leidenschaftliche Bewunderer, ja Schmeichler der großen Elisabeth von England, die ihn zu sich entbot und ihm stets unangemeldet bei ihr zu erscheinen erlaubte. Und wenn sie auch Bacon als Staatsmann nicht sonderliche Gunst gezeigt, es weht der große weltliche Athem ihrer Herrschaft durch seine Philosophie, die Wissen sucht als Fortschritt der Macht. Von Bacon an bis tief ins 18. Jahrhundert haben alle großen englischen Denker, meist als Staatsmänner oder Gesandtschaftssekretäre, Hofluft geathmet. Vor allem zeigt das 17. Jahrhundert (und nicht bloß in England) die Fürstin als Pathin der neueren Philosophie. Descartes widmet sein Hauptwerk, die Prinzipien der Philosophie, der Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, der er in jahrelangem persönlichen und brieflichen Verkehr bis zu seinem Lebensende als Lehrer, theilnehmender Freund und Verehrer nahestand. Dann interessirt sich Königin Christine von Schweden für seine Schriften, sie führt sie bei sich auf ihren Jagden und Reisen, sie fordert Andere auf, ihr zum Verständniß zu helfen, und schließlich will sie aus dem Munde des Philosophen selbst die Lehre vernehmen, und als Descartes zögert, der Einladung nach Stockholm zu folgen, sendet sie ungeduldig einen Admiral nach Amsterdam, ihn zu holen, und als er kommt, soll er ihr Freund sein, eine Akademie gründen, erblicher Grundbesitzer in Schweden werden, und vier Wintermonate lang, täglich früh von 5 Uhr an, wenn die Regierungsgeschäfte noch ruhten, läßt sich die Tochter Gustav Adolphs von Descartes in die Philosophie einführen — nicht ohne Eifersucht auf Elisabeth. Und als er dem nordischen

Klima zum Opfer fällt, beweint ſie den „großen Lehrer" und will ihm ein Mauſoleum errichten gleich einem Großwürdenträger. Was haben dieſe begabten Fürſtinnen dem Philoſophen geboten? Gunſt und Theilnahme, doppelt wohlthuend für den von den Univerſitäten Ignorirten und Geächteten, Verſtändniß — und hier zeigt ſich namentlich die Pfalzgräfin Eliſabeth als einzig daſtehendes Talent im Verſtehen[27] — und Anregung namentlich durch Fragen. Die Anregung der Frauen läßt ſich hier in einer ganz beſtimmten, charakteriſtiſchen Richtung aufzeigen (abgeſehen von den mathematiſchen Fragen, für die — auch wieder bezeichnend — Eliſabeth lebendiges Intereſſe zeigt). In Descartes droht der Metaphyſiker und der Mechaniſtiker auseinanderzufallen, die beiden Frauen halten ihn aber gerade in der mittleren Sphäre, im Problem der Berührung des Geiſtigen und Sinnlichen, in der Empfindungsſphäre feſt, ſie ſtellen ihm Fragen von wärmerem, perſönlichem, menſchlichem Intereſſe, und der Pſychologe und Moraliſt Descartes hätte vielleicht ohne dieſe Frauen garnicht exiſtirt. Der ſchwer geprüften Prinzeſſin zum Troſte ſchreibt er die Briefe über das menſchliche Glück und anknüpfend daran den Entwurf über die Leidenſchaften, der Chriſtine zuerſt gefangen nimmt, die ihn wieder durch Fragen anregt zu den Briefen über das Weſen der Liebe und das höchſte Gut. Beide Fürſtinnen überleben ihren geiſtigen Führer um Jahrzehnte und Beide ſuchen ſpäter den Halt der Religion. Chriſtine[28] wird katholiſch und geht nach Rom. Eliſabeth wird Aebtiſſin und verehrt den Quäker William Penn.[29]

Höher ſteigt das Jahrhundert des myſtiſchen Ernſtes, der Gegenreformation, des reifenden Abſolutismus und der Geiſtestypus des Weibes im 17. Säkulum iſt dem in der erſten und dritten griechiſchen Epoche verwandt: hochgeſtimmt, vornehm, hingebend, religiös. An der Wende aber zum Jahrhundert der Aufklärung beginnt der Kampf um die Religion, und hier zeigt das Weib ſein religiöſes

Interesse, zeigt sich die Fürstin als Pathin der neueren Philosophie, indem sie den Kampf schürt und die Denker im religiösen Problem festhält und anregt. Leibniz hatte Newtons natürliche Theologie gefährlich genannt. Prinzessin Karoline von Ansbach (damals schon mit dem Prinzen von Wales vermählt), die für die religiösen Tiefen seiner Philosophie ein seltenes Verständniß gezeigt, vermittelt darüber seine Korrespondenz mit Clarke, und durch ihre Hände gehen die Briefe der Streitenden. Als Königin von England veranlaßt sie die Erhebung Berkeleys zum Bischof, dessen Dialog gegen die Freidenker sie gelesen. Früher schon hatte der erste „Freidenker" Toland seine Briefe an „Serena" geschrieben: so nennt er die Königin Sophie Charlotte von Preußen, an deren Musenhofe er gelebt. Es ist dieselbe, mit der Leibniz den religiösen Skeptiker Bayle liest und der er „eine unglaubliche Wissenschaft höherer Dinge und die außerordentlichste Begierde immer mehr zu erforschen" zuschreibt. Als die Frucht seiner Gespräche mit ihr über die theologischen Urprobleme, wie die göttliche Vorherbestimmung mit der menschlichen Freiheit und die göttliche Güte mit den Uebeln der Welt zu vereinigen sei, veröffentlicht er sein populärstes Werk, die Theodicee, doch erst später. Er hatte es auf Anregung der Königin begonnen, aber es liegen lassen, als sie starb. Dieser Tod war der größte Schmerz seines Lebens. Die fremden Gesandten, heißt es, machen ihm förmliche Kondolenzbesuche, das Berliner Hofleben hat für ihn allen Reiz verloren, seine Stellung wird unleidlich. Und es hatte eine Zeit gegeben, da der erste große deutsche Philosoph, getragen von der Gunst zweier Fürstinnen, sich als diplomatischen Vermittler erbieten konnte zwischen den Höfen von Berlin und Hannover, wo seine erste Gönnerin, die Mutter der Sophie Charlotte, Kurfürstin war. Noch spät, im 18. Jahrhundert, erscheint neben der sich für Voltaire interessirenden Schwester Friedrichs des Großen (Markgräfin von Bayreuth)

die „Semiramis des Nordens", die ruſſiſche Katharina als Protektorin der franzöſiſchen Aufklärer, namentlich Diderots, dem ſie auf 50 Jahre das Gehalt vorausbezahlt als Kuſtos ſeiner eigenen ihm abgekauften Bibliothek.[30]

Sonſt aber zeigt die Frau des 18. Jahrhunderts der Philoſophie wieder ein anderes Geſicht. An Stelle der Fürſtin tritt die Frau von Adel,[31] ſelbſt die bürgerliche Frau, die aber mehr als die Fürſtin an ihrem Hofe Königin wird in ihrem Salon, wo ſie, wie Voltaire ſagt, ein bis zwei Schriftſteller als Miniſter zur Seite hat. Jetzt brauchten die Philoſophen ſich nicht mehr an nordiſchen Höfen zu erkälten, die Philoſophie im Salon, d. h. die Philoſophie, heimiſch in jenem Lande, wo man in allem und nicht zum wenigſten in der Philoſophie fragen muß: où est la femme? Es beſteht ein geheimer Herzensbund zwiſchen dem galliſchen und dem weiblichen Geiſte, und die Eigenheit der franzöſiſchen Philoſophie liegt im Stempel des Feminismus. Stieg der franzöſiſche Denker zur Rechten auf in die Nebelferne der Myſtik, ſo findet er das Weib, das mit Begeiſterung lauſcht dem erotiſch frommen St. Martin.[32] Und geht er zur Linken bis an die Grenzen frivoler Aufklärung, ſo empfängt ihn mit offenen Armen das entzückte Weib. Ja, man kann die ganze franzöſiſche Philoſophie faſt ohne Reſt auflöſen in drei Geiſtestypen, die ſchon in der Antike gerade das Weib gelockt haben. In dem weiblich empfindungsreichen Geiſt der Franzoſen wird der Idealismus ſogleich zur myſtiſchen Hingebung, zur religiöſen Schwärmerei und der Realismus zum Senſualismus, deſſen Begründer Condillac die Wandlung ſeiner Lehre aus dem Lockeſchen Standpunkt eben zum eigentlichen Senſualismus, d. h. zu ſchärferer Wendung auf die Perſon und ihre ſinnliche Empfindung ausdrücklich zurückführt auf den Einfluß ſeiner Freundin, der geiſtreichen Mlle. Ferrand, die ihm die Idee der riechenden Statue gegeben haben ſoll, und noch in unſerem Jahrhundert

zeigt der ſenſualiſtiſche Pſychologe Maine de Biran einen ſtark femininen Zug und fühlt ſich beim Tode ſeiner Frau wie geiſtig entwurzelt. Schwankend auch philoſophiſch zwiſchen Abſolutismus und Revolution, ſchwankend zwiſchen den Extremen des Geiſtigen und des Materiellen, die er beide — wie das Weib — nur perſönlich verſteht, ſchwankend darum nur zwiſchen der Liebe zu Gott und jenem Haß gegen Gott, der die wahre Triebfeder des franzöſiſchen Materialismus, weiß der galliſche Geiſt nicht wie der deutſche die echt philoſophiſche Syntheſe zu finden, und darum klagt er in ſeinen großen Skeptikern und ſucht nun — der große Reglementirer, der er immer geweſen von Descartes bis Comte — wenigſtens ein formales, mechaniſch feſtes Band durch ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die auch der Frauen Lieblingswiſſenſchaft: die Mathematik. Was man in Frankreich Philoſophen nennt, ſind im Kern ihres Weſens Fromme oder Gottesfeinde, Dichter, Pſychologen, Kritiker und Mathematiker. Denn empfindſam, perſönlich, formal denkt der franzöſiſche Geiſt[38] und der weibliche. Der erſte geiſtesechte Franzoſe iſt der erſte mächtig nach dem Weib verlangende, einzige mit dem Weib verbundene mittelalterliche Denker, Abälard, der Gatte Heloiſens. Dann aber erwacht der weibliche Einfluß erſt, als die Briefe der Mme. de Sévigné und die Konferenzen bei der Marquiſe de Sablé, die Pascal und Larochefoucauld angeregt, ſich für Descartes intereſſiren und Molière in den „gelehrten Frauen" philoſophiſche Schwärmerinnen verſpottet, ganz wie einſt die griechiſchen Komiker die Pythagoreerinnen. Und jene bilden den Uebergang von der Fürſtin des 17. Jahrhunderts, die in der Philoſophie Stützen ihrer Frömmigkeit ſucht, zu jener Frau des 18. Jahrhunderts, wie ſie die Goncourts beſchreiben, die Stützen für ihren Unglauben ſucht in einer epikureiſchen Philoſophie, die nur ein Lebensziel kennt: Glück. Als die Neuzeit erwacht und die Völker das Erbe der Antike erneuern, rettet Frank-

reich allein, durch die Hand Gaſſendis vor allem, den alten Lieblingsphiloſophen der Frauen, Epikur, und 1894 hieß das Buch der Saiſon zu Paris: le Jardin d'Epicure von Anatole France.[84]

Die Salons des 18. Jahrhunderts wechſeln, ſie vererben ſich das Scepter der Philoſophie, ſie kämpfen darum, aber immer geht das Scepter nur von Frauenhand zu Frauenhand. Die ältere Generation eines Montesquieu ſchart ſich um Mme. Tencin, die Mutter d'Alemberts. Dann beſteigt um die Mitte des Jahrhunderts Mme. Geoffrin den Thron der Litteratur, und an ihren Mittwoch-Diners für Philoſophen mäßigt ſie mit lächelnder Anmuth die Geiſter und Worte und übt Cenſur an den Gegenſtänden des Geſprächs; zu lebhafter Unterhaltung angeregt, wandeln nach dem Diner Helvetius, d'Alembert, Galiani, Diderot in der großen Allee der Tuilerieen noch lange auf und ab. Es iſt faſt derſelbe Kreis, der ſich auch bei Mme. du Deffand einfindet, aber nur Voltaire bleibt ihr treu in ſeinen Briefen, die Anderen ſieht ſie mit ſchmerzlicher Eiferſucht übergehen zu Julie l'Eſpinaſſe, der Freundin d'Alemberts, die einſt ihre Geſellſchaftsdame war, die wahrlich nicht durch Schönheit und Luxus anlocken konnte, nur durch die Gabe, alles intereſſant zu finden und angenehm zu machen, durch ein leichtes Wort eine Debatte zu entfachen und Andere glänzen zu laſſen. Sie verſtand eben die weibliche Kunſt, das Denken in Empfindung zu überſetzen und durch Empfindung zu beleben, ſie verſtand in Anderen zu leben, in den Philoſophen von heute, mochte auch, was ſie that und ſprach, vergänglicher Schein ſein für die Philoſophen von morgen. 1765 eröffnet Mme. Necker ihre Freitagsgeſellſchaften, und nach dem Tode der Eſpinaſſe erglänzt der Salon der Mlle. Quinault, vor allem dominirt aber in den ſpäteren Jahrzehnten des Jahrhunderts der Salon der Mde. de Boufflers, ſpäteren Marſchallin von Luxembourg und noch

viele Andere, wie Mme. d'Anville und die Herzogin von Aiguillon verdienen den Titel einer amie des philosophes, während die fromme Princesse de Robecq in ihrem Salon den Widerstand gegen die Encyklopädisten organisirt und Palissot stachelt zu seiner comédie des philosophes. Aber das war eine Ausnahme, die Französin des 18. Jahrhunderts lechzt nach Freigeisterei und nimmt sie freudig auf, woher sie kommt, und sie kam ja ursprünglich von England. Der sittenlose Naturalist Lord Bolingbroke erscheint bei Mme. Tencin und als der Feinste aller Aufklärer, als Hume nach Paris kommt, wie feiern ihn die Marquise von Pompadour und die Herzogin von Choiseul, wie bewerben sich die geistreichen Herrinnen der Salons, voran die Geoffrin und du Deffand um seine Freundschaft! Er verdunkle, schreibt er an A. Smith, in den Salons die Herzöge und Marschälle und der sarkastische Grimm bestätigt es: „die Damen rissen sich förmlich um den ungeschlachten Schotten". Sie glaubten nicht an Gott, sie glauben nur an Hume und lauschen begeistert seinen Worten, die sie wegen der schlechten Aussprache nicht verstehen, und dann lachen sie über sein platonisches Verhältniß zu Mme. de Boufflers. Will man die Hauptleistung der französischen Philosophie des 18. Jahrbunderts in ein Wort fassen, so kann man sagen: sie hat die Ideen der englischen Aufklärung aus dem nüchtern männlichen Stil ins Weibliche übersetzt, sie hat ihnen feine Empfindung untergelegt und ihnen die laute Resonanz und die blendende Gluth der Leidenschaft gegeben. Die Salons der Damen waren es, die das Feuer schürten und doch zugleich mäßigten, die Leidenschaft stilisirten, indem sie die rohen Extreme nicht zu Wort kommen lassen; die Freiesten und Lautesten, die Fanatischen und Systematischen lassen sich lieber bei Holbach einführen und bei Helvetius, dessen oberflächlich geistreiche Witwe noch in ihrem Landhaus mehrmals wöchentlich die Gesellschaft der „Egoisten" empfängt

und unter ihnen Voltaire und Diderot, Holbach und Condillac, Volney und Cabanis, wie später unter einem anderen Zeitgeist Destutt de Tracy die Gesellschaft der Ideologen mit ihren Frauen auf seinem Gut versammelte.

Brunetière meint in einer feinen Studie, die den Einfluß der Frauen nach Vortheilen und Nachtheilen gerecht abschätzt, daß mehr die kleineren Geistesleuchten in den Salons heimisch waren. Aber er gesteht, daß auch die großen ihnen nicht fern blieben und ihre Wirkung verspürten; zudem reicht das Weib weiter als der Salon, und gerade die Großen leben zwar außerhalb der Pariser Salonsphäre, die schon Descartes mehr zu Chimären als zu philosophischen Gedanken anregend gefunden hatte, und gerade dadurch in um so innigeren Seelenbeziehungen zu einzelnen mehr oder minder bedeutenden Frauen, die auch nur aufzuzählen man mir erlassen mag. Es ist kaum zu viel gesagt: das Weib ist die treibende Seele, ist das Schicksal, das Licht und Schatten gebende Prinzip für diese französischen Philosophen. Wie es als Mlle. Ferrand dem Denken Condillacs Ideen und Richtung giebt, so lenkt es als Marquise du Châtelet Voltaires zuchtloses Talent in zwölfjährigem innigen Zusammenleben auf ernste und fruchtbare Studien, so führt es als Mme. de Puysieux Diderots Geist auf den frivolen Abweg der bijoux indiscrets und zwingt als Mlle. Voland denselben Diderot, sein Bestes und Innerstes zu geben in seinen Briefen. Und dieser Jahrzehnte hindurch geführte Briefwechsel mit Mlle. Voland deckt neben den Memoiren der Mme. d'Epinay vielleicht besser als die Schriften der Denker selbst den Untergrund des philosophischen Zeitlebens vor der Revolution auf. Noch in der Schreckenszeit der Revolution bietet Mme. Verney dem verfolgten Condorcet ein Asyl, um das Werk seines Ruhmes zu schreiben, und wie hätte sich Rousseaus Schicksal gestaltet, wenn nicht Frau von Warens ihm erst Pflegemutter, dann mehr als

Freundin geweſen, wenn nicht dem Heimathloſen Mme. d'Epinay ihr Landhaus angeboten, wenn nicht die Marſchallin von Luxembourg ihn an Hume empfohlen, kurz, wenn nicht über ihn, wie über die anderen franzöſiſchen Denker jener Zeit ſtets das Weib ſeine ſchützende und liebende Hand gehalten! Allerdings das Intereſſe dieſer Frauen an den Philoſophen iſt ſelten ein rein platoniſches, aber noch ſeltener ein rein unplatoniſches. Ein St. Lambert vermag einen Voltaire zu beſiegen in der Liebe der Marquiſe du Châtelet und einen Rouſſeau in der Gunſt der Gräfin d'Houdetot, aber auch St. Lambert war ein nicht verächtlicher Philoſoph. Der philoſophiſche Einfluß des Weibes zielt wieder auf ein Ineinander von Seeliſchem und Sinnlichem, er zieht den Geiſt ins Senſuelle herab und adelt die Frivolität durch Geiſt. Es war die Zeit, da das Weib und die Philoſophie — wie nie wieder — ſich gegenſeitig anpaßten, das Weib ward philoſophiſch und die Philoſophie weiblich. Alle Vorzüge und alle Schwächen dieſer franzöſiſchen Philoſophie ſind mehr oder minder Konzeſſionen an das Weib: die Eleganz und die Phraſe im Stil, die wunderbare, faſt ſtechende Klarheit der Gedanken und ihre Oberflächlichkeit, die Feinheit der Pſychologie und die bloße Luſt am moraliſchen Räſonniren, die gelenkige, reich anregende Argumentation und die geradezu fabelhafte Inkonſequenz und in Summa: die Herrſchaft des Weibes hat es gethan, daß Frankreich in ſeinem philoſophiſchen Jahrhundert keinen Philoſophen, wohl aber die glänzendſten philoſophiſchen Schriftſteller aller Zeiten hervorgebracht. Die Herrſchaft des lebendigen, aller Pedanterie feindlichen Weibes hat jene Denker noch mehr den Abſtraktionen der Metaphyſik entzogen und hat ſie zugleich möglichſt verhindert, den Materialismus zu ſyſtematiſiren; denn gerade in der doktrinären Gruppe der Materialiſten zeigt ſich am wenigſten Fraueneinfluß. Die Herrſchaft des Weibes, zu dem jene Philoſophen ſprachen als zu ihrem Publi-

kum, zu ihrem Richter und zu ihrem König, von deſſen Lippen Haß und Gunſt der Zeit tönte, hat ihnen eine ſchwere Anklage und ein hohes Lob zugezogen in der Geſchichte der Philoſophie: ſie haben ſozuſagen vor dem Spiegel philoſophirt, haben die ſtrenge Weisheit oft zur ſchillernden, ſpielenden Sophiſtik veräußerlicht, haben Spitzen bald hervorgeſtellt, bald geglättet, der Wirkung zuliebe, der Wahrheit entgegen, aber ſie haben auch die Philoſophie aus einer Arbeit und einem Studium zu einer Kunſt gemacht und zu einer Macht von breiteſter, zeitbeſtimmender Wirkung. Iſt es nicht weiblich, wenn dieſe Philoſophen oft ihre Beſchäftigungen und ihre Meinungen wechſeln wie ihre Kleider, wenn ſie bald als Poeten und bald als Mathematiker produziren, wenn ſie heut himmelhochjauchzend die Macht der Vernunft preiſen und morgen zu Tode betrübt ob der Ohnmacht der Wiſſenſchaft in Skepſis verſinken, wenn ſie heute Worte des Haſſes gegen den Himmel ſenden, wie ſie nie auf Erden vernommen worden, und morgen ſich in herrlichen Gebeten Gott zu Füßen legen? Das Weib hat dieſe Männer nach ſeiner Eigenheit ſo perſönlich und geſchmeidig geformt, daß ihnen Wiſſenſchaften und Künſte, Anſchauungen und Prinzipien zu wechſelnden Formen, zu Rollen wurden, daß ihr Denken gleichſam tanzte auf ihrer Empfindung, ja auf ihrer Laune, daß es esprit ward. Brunetière hat recht, Frankreich hat keinen Hamlet und keinen Fauſt, aber dafür die Briefe der Mme. de Sévigné. Der Vergleich iſt nicht ſo lächerlich, als er uns ſcheint. Die weibliche Geiſteskultur hat Frankreich vor zerriſſenen Seelen bewahrt, daß ſelbſt ſeine Skeptiker nicht Melancholiker ſind, ſondern Sanguiniker mit ſatiriſchem Lächeln. Der franzöſiſche Geiſt hat ſich in das Weib eingelebt, in ſein ſeeliſch durchaus einheitliches, erzperſönliches Empfinden, in all ſeine Vorzüge und ſeine Fehler. Und ſind es nicht in Wahrheit die Fehler des Weibes und des weiblich beeinflußten Mannes,

die jene Moralpſychologen, die ſchon La Rochefoucauld und La Bruyère ſo gern am Menſchen tadeln? Und kann es denn anders ſein, wenn Rouſſeau z. B. in der Nouvelle Héloise ſagt: un point de morale ne serait pas mieux discuté dans la société de philosophes que dans celle d'une jolie femme de Paris.[85] Muß es nicht auch im Manne die Eitelkeit hervordrängen, wenn die große Pompadour Montesquieu ſchreibt: „Sie verdienen den Titel eines Geſetzgebers von Europa, und ich zweifle nicht, daß man Ihnen denſelben bald geben wird.“ Oder wenn Mme. du Deffand von Helvetius ſagt: „Das iſt der Mann, der das Geheimniß der ganzen Welt ausgeſprochen hat.“ Das Geheimniß der Welt hieß das Geheimniß Frankreichs, und das war das Geheimniß des Weibes.

Die Dame ſaß auf dem Thron — das ſcheidet das philoſophiſche Frankreich des 18. Jahrhunderts von der ihm ſonſt ſo ähnlichen griechiſchen Emanzipationsära, in der ſich der Denker zum Weib als Hetäre herabließ, das unterſcheidet es auch theilweiſe von dem Frankreich des 17. und des 19. Jahrhunderts. Und doch bleibt ſtets in Frankreich das Weib im Bunde mit der Philoſophie, und wenn es nicht herrſcht über die Philoſophen, ſchwärmt es mit ihnen gleich der Pythagoreerin und der Neuplatonikerin. Wenn im 17. Jahrhundert Molière lacht über die femmes savantes, ſo heißt der Spötter im 19. Jahrhundert z. B. Pailleron, und ſein doch deutſch angehauchter Salonphiloſoph Bellac, zu dem ihm ja ein bekannter Pariſer Profeſſor Modell geſtanden, erzielt eine Wirkung auf die Frauen, wie ſie gerade in Deutſchland am eheſten ein Muſiker à la Kraſinski erreicht.

Die Dame ſaß auf dem Thron des 18. Jahrhunderts; ſie gab der Aufklärung Flügel und gab dem franzöſiſchen Geiſt ſeine klaſſiſch feine Politur, ſie erweckte das äſthetiſche Genie Frankreichs, vergoldete ſeine ganze Kultur und dabei unterhöhlte

sie deren Grundlagen und verschwendete die Volkskraft, die ihr König und Adel zu Füßen legten. Als die Rache der Männer gegen die regierende Dame kam die große Revolution, und dann kam Napoleon, der Mme. de Staël verachtete. Ein Manneszeitalter brach an, und es erwachte der deutsche Geist. Aus dem zerstörten Salon wandert jetzt die Französin als ein Mannweib zu den Romantikern. Es ist an dem Werke der Mme. de Staël die philosophische Hauptleistung, daß sie die deutschen Metaphysiker als Mystiker mißverstanden und dadurch für Frankreich entdeckt hat. Sie schlägt die Brücke zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, zwischen Aufklärung und Romantik, zwischen Frankreich und Deutschland, das, im ergänzenden Kontrast zum weiblichen gallischen Geist, der Neuzeit stets die männlichsten Typen geliefert von den Tagen Luthers bis zu den Tagen Bismarcks. Im Jahrhundert der Dame siegt der Frauenverächter Friedrich der Große als der einzige Mann in Europa und er öffnet den französischen Aufklärern seinen Hof als einen Salon ohne Frau, den Jene in Paris nur bei dem deutschen Baron Holbach gesehen hatten. Der pedantisch gründliche Schulmeister Christian Wolff, der deutsche Philosoph in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ist die Inkarnation all der Eigenschaften, die das Weib an den französischen Philosophen ausgerottet; trotzdem wagt sich auch an ihn die gelehrte Korrespondentin Marquise du Châtelet. Und dann erscheint Kant, der das Herz durch das Gewissen ersetzt, als der Mann zu dem Weibe Rousseau. Seit sich ihm, wie so vielen anderen großen Denkern, der erziehliche Einfluß der frommen Mutter unverlöschlich und bestimmend eingeprägt, hat das Weib den Geist des ehelosen Philosophen nur wenig berührt. Am ehesten trifft noch Kant der Hauch der „schönen Seele" — es sind ja die Tage des Frl. von Klettenberg![36] Die adlige Frau, die in ihm die geistliche und mystische Seite noch stärker anklingen lassen möchte, regt ihn

zu Briefen und Gelegenheitsschriften an. Er schreibt einen Brief über Swedenborg an Frl. von Knobloch und „Gedanken bei dem frühzeitigen Ableben des Herrn von Funk" als Sendschreiben an seine Mutter. Die mystisch fromme Elise von der Recke, die so schwer sich von Cagliostro losgerungen, hat Kant bei der geistreichen Gräfin Kayserling kennen gelernt, in deren Hause dem armen Kandidaten wohl erst ein großer weltlicher Horizont aufgegangen ist. Ueberhaupt darf man den veredelnden Einfluß nicht unterschätzen, den so viele große deutsche Denker als Hauslehrer namentlich damals von adligen Frauen erfahren haben. Um von Schleiermacher nicht zu reden, selbst der übermännliche Fichte, der es bei der Gräfin Plater nicht ausgehalten, lebt im Hause des Grafen Krokow „dank seiner vortrefflichen Gemahlin", einer Verehrerin Kants, „höchst vergnügt". Das pädagogische Interesse führt namentlich auch Herbart zeitweilig in die weibliche Sphäre und seinen Aufsatz über Pestalozzi hat er an drei Bremer Frauen gerichtet.

Aber es gab einen weit stärkeren und tieferen Zug, der bald die Philosophie und das Weib einander in die Arme führte. Die deutsche Philosophie war männlich stark erwachsen im strengen Denken Kants, sie war dann im Sturmgeist Fichtes zur Freiheitsthat ausgeschritten, es fehlte ihr der Engel des Friedens und der Glanz der Grazien — da kam das Weib der Romantik, und es kam die Zeit, da halbphilosophische Dichter, wie Novalis und Hölderlin, der als Hauslehrer seine Diotima gefunden, sterben konnten an der Liebe. Die deutsche Philosophie hatte damals ein heiß erstrebtes, alles durchdringendes Programm; um es mit einem Wort zu nennen: sie suchte das Band, d. h. sie suchte gleichsam die weibliche Seele, sie suchte, was in ihr lebendig und wirklich, sie suchte das Band, in dem sich das Individuelle dem Totalen hingiebt, die Einheit des Idealen und Realen, die Einheit, wie sie bewußt wird im Gefühl, das sich

am liebſten ausſpricht in Kunſt und Religion. Und darum, weil ſie auf den Nerv der weiblichen Natur zielt, die ſtets das Band ſucht im Gefühl, darum naht jetzt die Philoſophie dem Weibe, und das Weib erwärmt und ſteigert den Einheitstrieb und Gefühlszug, der die Philoſophie tief äſthetiſch-religiös färbt. Am ſchönſten zeigt ſich's bei Schleiermacher. Hier blieb der Mann die originale, aktive Natur, der Prophet, und es iſt wohl nur der Drang nach Mittheilung, der den gefühlsmächtigen Neugründer der Religion zu ſeiner „tragiſchen Muſe" führt, zu jener Henriette Herz, der er „paſſive Wiſſenſchaftlichkeit" nachrühmt, „die bezaubernde Gabe, alles zu verſtehen bis zu den ſchwierigſten Gedankenreihen und den innerſten Gemüthsfalten". Hier lag Klaſſik in der Romantik. Anders ſchon vertheilen ſich die Rollen bei Schelling. Er war wohl der begabteſte der deutſchen Denker, aber gerade darum nicht der größte und tiefſte. Zu einer glücklichen Stunde der Philoſophie geboren, da die reichſten Gedankenkeime in der Luft lagen, ſchießt ſein Denken empor, faſt weiblich rankenhaft ſich biegend und fortwachſend unter fremden geiſtigen Einwirkungen. Faſt noch ein Jüngling, hat er die Welt in Erſtaunen geſetzt durch den Glanz eines aufſteigenden neuen Syſtems, als Karoline Böhmer in ſein Leben trat, damals die Gattin A. W. von Schlegels, von dem ſie ſich ſcheiden ließ, um Schelling zu heirathen. Und mit heißem Athem begleitet der weibliche Geiſt das Denken des elf Jahre jüngeren Mannes, in der Zeit, da ſich ihm die Einheit von Geiſt und Natur künſtleriſch zum Syſtem verklärt, bis zu den großen Anfängen der Myſtik. Im Jahre 1809 ſtarb Karoline und ſeitdem iſt es, als ob alles Feuer, aller Schaffensmuth genommen wäre aus ſeiner Seele; bisher ob ſeiner ſchriftſtelleriſchen Fruchtbarkeit angeſtaunt, verſtummt er nun bald auf Jahrzehnte; vielleicht wäre das Räthſelhafte nicht geſchehen, wenn ihm die ſtachelnde Theilnahme der erſten Gattin länger zur

Seite gestanden hätte. Sie war zweifellos die bedeutendste Frau der Romantik, eine mächtig impulsive Natur, die alles um sich her in sprühendes Leben verzauberte.[37] Schlegel nennt sie Dame Luzifer, aber sie verachtet ihn, weil er nicht mehr war, als sie. Den Schöpfer und Meister sucht sie im Manne und darum schaut sie zu Schelling auf und drängt ihn zum Unvergänglichen, zum philosophischen Kunstwerk. Im Geistestypus der Brüder Schlegel zeigt sich der echt feminine Charakter der Romantik in bedenklicher Weise. Wie weiblich stehen sie da in ihren Talenten und Leistungen: als Kritiker und Sprachtalente, poetisch empfindsam und nachfühlend, persönlich accentuirt im Denken und Fühlen, wechselnd in der Richtung und schwankend von einem Seelenpol des Weibes zum anderen, von der frivolen Lust Lucindens bis zur schwärmenden Mystik, anregende, vergängliche Begleiter der Genies, unvergänglich nur — als Uebersetzer! Sie hören bald auf, die Genossen Schleiermachers und Schellings zu sein. Der ältere Schlegel wandert als der Schatten der Staël, der jüngere kniet zuletzt mit der aus der ersten Ehe entführten Tochter Mendelssohns in der römischen Kirche. Den Zusammenhang zwischen Mystik und Erotik bekundet auch der sich mit Schelling und St. Martin berührend Baader in seinem Leben; er steht seit 1796 in „lebenzuckenden, empfindlichen Bezügen" zu einer verwitweten Gräfin, ein Jahr nach deren Tode verheirathet, beginnt er 1825 seine Korrespondenz mit der jungen Emilie Linder, der er 1831 seine „40 Sätze aus einer religiösen Erotik" widmet, und 1839 verlobt sich der 74jährige wieder mit einem Mädchen aus dienendem Stande, das ihm, dem „Professor der Liebe, bewies, daß alles, was er bisher für Liebe gehalten, nur Phantasmagorie" sei, und ihm Anlaß gab, tiefer über das Geheimniß der Kreation nachzusinnen. Nicht nur die große katholische Mystik St. Martins und Baaders hat sich mit der Frauenseele verwoben, auch die Kabbalistik

eines Molitor, der in seinem ärmlichen Junggesellenheim vornehme Damen als eifrige Zuhörer empfing. Es war aber nur die Mystik, die noch als Kuriosität das Weib lockte.

Schon in den Tagen, da Krug (1823) und Krause (1831) auch für Frauen philosophische Vorlesungen halten, beginnt das Weib sich zurückzuziehen aus der sich ihr entfremdenden deutschen Philosophie, und eigentümlich gestaltet sich in den späteren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts das philosophische Geschick der Frau, wie es ihr zu dieser Zeit die bekanntesten Denker der drei philosophischen Nationen Europas bereiten. Nie ist dem Weib ein schlimmerer Feind erstanden, als in dem deutschen Philosophen Schopenhauer,[38] nie ein eifrigerer Vorkämpfer für seine Gleichheit und Freiheit, als in dem englischen Philosophen Stuart Mill und — bezeichnend genug — nie ein glühenderer Verehrer als in dem französischen Philosophen Comte. Schopenhauer verachtet das Weib, Mill erhebt die Frau zur Genossin auch seines Denkens, und Comte kniet vor ihr. Was sagt Stuart Mill von jener Frau, die nach 20jähriger Freundschaft seine Gattin wurde? Die völlige geistige Gemeinsamkeit mit ihr erklärt er für die wichtigste Quelle seines Glücks und seines Fortschritts, für die Ehre und den Hauptsegen seines Daseins. Sie war seine Prophetin, und während des größten Theiles seines litterarischen Lebens erscheint er sich nur der Dolmetscher ihrer Ideen, die das Beste seien an seinen Werken. Als Dichter erscheint sie ihm größer als Carlyle, als Denker größer als er selbst, und doch entdeckt man das Geständniß, daß ihm die wissenschaftliche Systematisirung zufiel, daß die Mitarbeit seiner Gattin an seiner großen Logik nur die Diktion feilte, dafür aber seinen mehr praktischen Schriften das Wichtigste gab. Und ich möchte es glauben. Mill erscheint oft wie ein von seinem Vater und einzigen Lehrer, dem scharfen Logiker James Mill konstruirter geistiger Automat, dem erst diese Frau die Seele gegeben. Sie

gab seinem Nützlichkeitsfanatismus den humanen Zug und seinen Abstraktionen den praktisch lebendigen Sinn, sie mäßigte den politischen Doktrinär nnd trug in sein seichtes Gefühl den Muth des Idealismus. Und als sie starb, sucht er einen Wohnsitz nahe ihrem Grabe und schreibt: „Ihr Andenken ist für mich eine Religion und ihr Beifall die Richtschnur, nach der ich, da sie alles Würdige und Edle einschließt, mein Leben zu regeln bemüht bin." Aber weil diese Natur nicht leben konnte, ohne zu danken, findet er sogleich den geistigen Ersatz für die Verstorbene in ihrer Tochter. Während die Frau ein wohlthätig wärmendes Licht einsenkt in den nüchternen Geist des Engländers, wird Mills nächster Geistesverwandter, der Franzose Comte von Weibeshand in die dunklen Nebel der Mystik gezogen. Die spätere Philosophie Comtes ist fast das Gegentheil seiner früheren, weil er inzwischen, wie er es nennt, eine moralische Wiedergeburt erfahren durch einen himmlischen Einfluß, durch den Einfluß seiner Freundin Clotilde de Vaux. Jetzt haßt er den trockenen Intellekt mit einem Fanatismus, der Bibliotheken in Brand stecken will, jetzt soll nur das Herz regieren, und die nüchterne Erfahrungsphilosophie des früheren Comte wandelt sich jetzt in eine Religion. Aber was für eine Religion! Eine Religion ohne Gott und mit lauter Göttinnen! Die Menschheit soll als eine Göttin verehrt werden, und nur die Frauen, die Veredler der Männer, dürfen ihre Priesterinnen sein. Und sie sollen mehr sein. Täglich zwei Stunden soll der Mann zu edlen Frauen beten, todten wie lebenden, knieend des Morgens, dann in der Mitte der Arbeitsstunden und abends vor dem Einschlafen ihr Bild festhaltend, damit es seinen Traum verkläre. Und Comte thut es für seine Clotilde mit mathematischer Pünktlichkeit, denn als wollte die Frau des 19. Jahrhunderts über zweiundeinhalb Jahrtausende hinweg der Frau am Anfang der Philosophie einen Gruß senden, wird der vom

weiblichen Geist beherrschte Comte zum pythagoreischen Zahlenmystiker.

Zwei Gefahren scheint das zur Rüste gehende Jahrhundert dem kommenden zu vererben: den Feminismus, die Verweiblichung der Kultur, und den Barbarismus, die unweibliche Abkehr von allem Gefühl. Und beides sind Todeswege für die Kultur. Mit einer schweren Schicksalsfrage steht das Weib an der Pforte der neuen Zeit. Wird es geistig das Weib bleiben, d. h. der spezifische Gefühlsträger im Leben der Kultur? Oder wird es geistig zum Manne kommen oder der Mann zum Weibe?[39] Unsere Emanzipatoren fühlen sich als die starken Vorkämpfer des Kulturfortschritts: sie fragen nicht, ob nicht feminin gewordene Barbaren auch emanzipiren würden, und ob es denn eine gar so große kulturelle Leistung sei, Gartenblumen nunmehr frei als Feldblumen wachsen zu lassen; sie fragen nicht, ob nicht die wirkungsmächtigsten Frauen der Geschichte gerade die weiblichsten waren, ob nicht der Ausgleich der Geschlechter ein Atavismus und der Wille der Entwicklung vielmehr auf ihre fortschreitende Differenzirung geht; sie fragen nicht, ob nicht vielleicht der stärkste Anreiz der weiblichen Emanzipationsbestrebungen die Schwäche der Männer ist, der niedrige Geisteswuchs der letzten Generation,[40] die unfähig war, in einer tiefen und starken Philosophie sich einen Hort zu schaffen gegen Barbarismus wie gegen Feminismus. Denn wie sie die rohe Kraft hinter sich läßt, so lehrt die Philosophie auch Erhebung über das weiche Gefühl. Ureinheitlich ist das Gefühl, die Philosophie aber beginnt mit der Entzweiung, mit der Skepsis und Analyse,[41] um mit dem System, der Synthese, zu enden; subjektiv ist das Gefühl, die Philosophie aber erwacht aus dem Traum der Mythe, wenn das Auge des Geistes zum ersten Male die Welt der Dinge als Objekte betrachtet; empfangend, erfahrend ist das Gefühl, die Philosophie aber ist bauend und schöpferisch. Und darum

hatte das fühlende Weib keine Philoſophie und wird nie eine haben, wohl aber eine philoſophiſche Miſſion, als ſtete Mahnerin, daß der Gedanke nicht allmächtig, daß das Gemüth der wärmende und belebende Untergrund alles Geiſteslebens iſt. Das philoſophiſche Denken ſtehe zum Gefühl nach dem Bilde des griechiſchen Weiſen wie zum Feuer: nicht zu nahe, damit es nicht verbrennt, aber auch nicht zu fern, damit es nicht erfriert. Nicht in der Weibesmacht des Fühlens wohnt das Heil, nicht im äußerlichen Senſualismus oder dunklen Myſtizismus, aber auch nicht im asketiſch nüchternen, unfruchtbaren Verſtand, im ſtarren Rationalismus oder zerſetzenden Skeptizismus, nein, den Willen, den kraftvoll ethiſchen, ſoll die Philoſophie zur Grundfunktion erheben, der die innere Klarheit und Feſtigkeit des Verſtandes vereint mit der warmen Lebendigkeit des Gefühls, — das heißt dann im wahren Sinne eine Ermannung des Geiſtes.

Anmerkungen.

[1] Ich denke bei dieſen Populariſirungen und Charakteriſtiken z. B. an E. Laſk (Kant), Helene Druskowitz (Dühring), Suſanna Rubinſtein (Mainländer), Hedwig Bender (Giordano Bruno) und, was Schärfe und Feinheit der Auffaſſung betrifft, vor allem an Lou Andreas Salomé (Nietzſche). Man erſtaunt, daß eine Frau zuerſt kritiſch mit Nietzſche fertig geworden, zu einer Zeit, da die Männer nur grob als Panegyriker oder Pathologen über ihn zu urtheilen vermochten. Aber wir haben noch manches zu ſagen über jenes Rezeptionstalent, kraft deſſen das Weib raſcher eine Perſönlichkeit durchlebt; und wenn die Rezeption erſchöpft iſt, kommt die Kritik. So hat auch das Weib ſein Talent zur Kritik — über Perſonen, und Nietzſche will mehr, als Andere, und feiner perſönlich verſtanden ſein. Aber hiſtoriſche Kritik und Populariſirung iſt noch nicht Philoſophie. Wir ſehen heute das Weib überall thätig an der Grenze der Philoſophie, wo ſie durch das Thor des Herzens, der Empfindung aus ſich heraustritt ins Perſönliche — daher eben jene populären und kritiſchen Monographien —, ins Praktiſche und Religiöſe. Die wahren

modernen Philosophinnen sind Reformatorinnen. Wir sehen heute an der Spitze der Frauenbewegung, der ethischen, sozialen und Friedensbestrebungen und jenes religiösen Monismus, in der alle Phantastik der Erde von der indischen Urweisheit bis zum amerikanischen Spiritismus zusammengeschüttet wird, Frauen, die einen starken Hauch philosophischen Geistes zeigen, nur daß ihnen eben das argumentirende Denken bloß Instrument ist des für seine Ideale bisweilen mit prophetischer Kraft erglühten Herzens. Und hier zeigt sich das Weib in den Idealen des Friedens, der sozialen Liebe und weltverbindenden Einheit echter und individueller, als im Kampfe für seine eigene Emanzipation.

[2] Das bei den Slaven vielleicht mehr noch als bei anderen jungen Völkern vorwiegende Interesse für Naturwissenschaften nimmt bei den studirenden slavischen Frauen eine spezielle Wendung auf die Physiologie und dementsprechend in der Philosophie auf die physiologische Psychologie. Wir werden das Interesse für die nervöse Empfänglichkeit und die Empfindung als die Mitte, in der sich Seelisches und Sinnliches berühren, noch öfter für die Frauen charakteristisch finden und ebenso auch die Befriedigung in der seelischen Gebundenheit, die eine Konsequenz ist jener passiven, mechanistischen Lebensauffassung. Die Lehre vom freien Willen, dies Grundinteresse der deutschen Philosophie, namentlich bei Kant und Fichte der höchste Ausdruck geistiger Männlichkeit, scheint besonders den Slavinnen immer unverständlich zu bleiben, und eine vorjährige Züricher Dissertation über die Freiheitslehre bei Kant, Schopenhauer und Schelling ist typisch dafür.

[3] Die Antike versteht zu meißeln und sie bildet den Geist, indem sie ihn schärft, festigt, verfeinert durch Philosophie, auch durch Mathematik. Und die moderne Bildung sucht ihn zu füllen, zu bereichern durch Historie und seine Empfänglichkeit für fremden Stoff zu erweitern durch Sprachen. Jene war mehr Können und Kunst, diese mehr Kennen und Wissen; jene ging mehr intensiv auf die Form, diese mehr extensiv auf den Inhalt. Ob nun also nicht doch aus der großen Zahl antiker „Philosophinnen" ein Vorwurf, eine Mahnung zu entnehmen ist für die moderne Bildung? Plutarch in seinen conjug. praecepta § 48 mahnt erst den jungen Gatten: „ehrenvoll ist es, eine Frau reden zu hören: o Mann, du bist mir ein Führer, Philosoph und Lehrer des Herrlichsten und Göttlichsten. Solche Belehrungen bringen die Weiber am meisten von einfältigen Dingen ab; denn ein Weib, das die Geometrie erlernt, wird sich schämen, zu tanzen; sie wird sich nicht mehr mit den Zauberkünsten abgeben, wenn sie von den Schriften des Plato und Xenophon bezaubert ist." Und dann mahnt er die junge Gattin, sich mit den Aussprüchen weiser Männer bekannt zu machen, nach dem Philosophenruhm einer Theano zu trachten und nach den Früchten, welche die Musen bringen und Denen schenken, die Gelehrsam-

keit und Philosophie hochschätzen. Es ist nicht ganz die Schuld der Antike, daß solche Mahnungen den Heutigen so fremdartig klingen.

[4] Wer Plato kennt, weiß, daß er erfindet und mit Vorliebe exotischen, mystisch umkleideten Personen Reden und oft gerade zu autoritativer Wirkung bestimmte Hauptreden in den Mund legt. Der Stempel der Fiktion ist selten so sichtbar aufgeprägt, wie der Rede der Diotima in Platos „Symposion", die schon im voraus auf die noch gar nicht ausgesprochene These des Aristophanes Rücksicht nimmt (205 E) und Platos Ideenlehre und tiefste Tendenzen schöner als Plato sonst und Jahrzehnte vor Plato aufdeckt, ganz abgesehen davon, daß ein Weib nicht so den Liebestrieb vom männlichen Standpunkte beschreiben und gar die Liebe zu den Frauen so herabsetzen wird gegenüber der idealen Knabenliebe (208 E 209). Die Späteren kennen sichtlich Diotima nur aus Platos „Symposion" und machen nur die hier priesterlich-prophetisch eingeführte mantineische Fremde vielleicht schon um des Namens willen zur Priesterin des lykäischen Zeus, dessen Kultus namentlich ob seiner mystischen Färbung der berühmteste in Arkadien war. Das dunkelwaldige, berghohe, der Kultur schwer zugängliche Arkadien — auch Platos Schülerin Lasthenia stammt übrigens daher — lockte wohl zur Mystik und hob, wie das junge Germanien, das Weib zur Prophetin; noch Dio Chrysostomos legt ja einer arkadischen Priesterin eine heilige Rede in den Mund. Plato citirt Diotima als *Μαντινικὴ ξένη*, und man hat das Absichtliche in dieser Wortform schon bemerkt, die an *μαντική* erinnert — die Fremde aus der Prophetenstadt, wobei noch zu erwähnen, daß damals gerade das Interesse für Arkadien und speziell für Mantinea (Symp. 193 A) rege war. Diotima, heißt es im „Symposion", hat den Athenern bei einem Opfer zehnjährigen Aufschub der Pest erwirkt — das ist in der Vorstellung Platos und gar historisch schwer zu denken, wenn man nicht dahinter wieder einmal eine lächelnde Anspielung des großen Ironikers sieht, die über seine Diotima aufklärt. Warum soll hier ein Weib den Sokrates lehren? Weil Plato, wie so oft, anderen Sokratikern Konkurrenz bietet, die eine andere Fremde, Aspasia, zur Liebeslehrerin des Sokrates gemacht. Die Pest, die Diotima hinausgeschoben haben soll, kann nur diejenige im Anfange des peloponnesischen Krieges sein, den nach der aristophanischen Tradition gerade Aspasia verursacht haben soll! Kaum viel mehr als zehn Jahre dürfte übrigens Aspasia als Gattin des Perikles in Athen Einfluß geübt haben (vergl. Judeich, Aspasia in Pauly-Wissowas Realencyklopädie), aber die zehn Jahre hier bei Diotima dürften wohl, wie die Parallele mit Epimenides zeigt (vergl. Töpffer, Attische Genealogie S. 141), eine typische Bedeutung für dergleichen Weiheakte haben. Und diese ironisch feierlich angedeutete Konkurrenz mit Aspasia, die in der sokratischen Litteratur auch Rhetoriklehrerin

des Perikles wurde, tritt nun namentlich Kap. 27 in sichtlichem Parodiren besonders der antistheniſchen Aspaſia hervor. So iſt kein Zug in Diotima, der ſich nicht als Fiktion in bewußter Abſicht erklärt.

[5] Die weiſen Töchter weiſer Väter erſcheinen nicht nur in der Liſte der Philoſophinnen des Ménage, ſie finden ſich ja ſchon in der griechiſchen Mythologie angelegt in der dem Kopfe des Zeus entſprungenen Athena, in des Asklepios' Tochter Hygiea, in Manto, der Tochter des weiſen Tireſias ꝛc. Auch Hippo, die Tochter des weiſen Cheiron, hat von dem weiſen Aeolus eine Tochter, die „Philoſophin Melanippe", die Euripides in einem Drama verherrlicht und in einer an die Stauffacherin, des edlen Iberg Tochter, erinnernden Weiſe ſprechen läßt:

Ich bin ein Weib, doch wohnt in mir auch Geiſt!
Von Haus aus nicht verkürzt an Mutterwitz.
Hab' ich vom Vater und von älteren Männern
Manch weiſes Wort gehört und viel gelernt.

[6] Miß Filippa Fawcett hat 1890 in Cambridge im mathematiſchen Tripos die höchſten Ehren erlangt und die beſten ihrer männlichen Mitbewerber um volle 400 Marken geſchlagen. (H. Bender, Frauenwünſche und Frauenbeſtrebungen, Anm. 6.) In Göttingen ſtudiren z. B. eine Anzahl Frauen Mathematik, von denen Miß Chiſholm 1895 promovirte. Die mathematiſche Geſetzmäßigkeit beherrſcht auch ganz die Aſtronomie, in der ſich ja Karoline Herſchel, Mary Somerville, Marie Kunitz-Löwen, Frau Huggins und nach Prof. Förſter andere Frauen — allerdings meiſt als geſchickte und geduldige Aſſiſtenten — einen Namen gemacht.

[7] Vergl. Anm. 2.

[8] Wenn ſie überhaupt geſchrieben haben. Man ſoll die gelehrten Frauen anerkennen, ſie bewundern, aber ſie nicht immer zum vollgenügenden Beweis der wiſſenſchaftlichen Fähigkeit des weiblichen Geſchlechts vorführen, ſo lange man nicht ihre Leiſtungen aufweiſen kann. Mag man ruhig zugeſtehen, daß ſich das rezeptive Talent der Frauen oft größer gezeigt, als das der Männer, die echte Wiſſenſchaft iſt produktiv. Was nutzt es der Nachwelt, daß Heloiſe die Pſalmen hebräiſch las, und Henriette Herz ſchon als junge Frau acht Sprachen beherrſchte und ſpäter noch Sanskrit, Türkiſch u. ſ. w. zulernte? Was war denn jener „Stern von Utrecht", „die zehnte Muſe", „die holländiſche Minerva" Anna Maria Schurman, die große Sprachkennerin, die ſich auf Mathematik, Rhetorik, Philoſophie und die Bibel ſo gut verſtand und dabei in Briefen und Gedichten das Weib nicht verleugnete, was war ſie denn anderes, als eine glänzende Kurioſität, ſtaunenswerth und unfruchtbar? Zu viel Lob macht verdächtig. Mag auch z. B. im klaſſiſchen Tripos in Cambridge 1887 Miß Ramſey

alle ihre Mitbewerber weit hinter sich gelassen haben (vergl. H. Bender, a. a. O., Anm. 5). — Examina beweisen bloß in China, und Hegel wurde mit dem Zeugniß entlassen: Idiot in der Philosophie.

[9] Wenn man nun weiter daneben hält, welcher Art die Schriften der „unabhängigen Philosophinnen" bei Ménage (vergl. S. 12) sind (religiöse und profane Lobgesänge, geschichtliche Monographien, Anthologien, Kommentare, Medizinisches) und damit die Produktionen der modernen Frau vergleicht, so wird man erstaunen, wie sehr der schriftstellerische Charakter des Weibes in den Jahrtausenden sich gleich geblieben. Das fleißige Werk von E. Oelsner: Die Leistungen der deutschen Frau auf wissenschaftlichem Gebiet, 1894, läßt einzelne Wissenschaften auf sich beruhen und citirt dafür auf vielen Gebieten, die keine Wissenschaften sind, Arbeiten, die keine Leistungen sind. Die Verfasserin ist mit Bewußtsein so weitherzig gegen den Begriff Wissenschaft, daß sie bis zu Zeitungsartikeln herab eigentlich die ganze weibliche Prosalitteratur bespricht und noch mehr: denn ein Abschnitt handelt von historischen Dichtungen, und es werden auch Namen genannt, die sich gar nicht in Schriften verewigt haben. Immerhin ist es interessant, die Gebiete zu fixiren, auf denen sich nach diesen Aufzählungen der weibliche Geist vorzüglich bewegt hat. Es sind die Gebiete, in denen ein starker Empfindungston das sachliche Interesse durchdringt. Die Empfindung ist persönlich, drängt zur Praxis und wirkt ästhetisch. Das ästhetische Interesse führt die Frauen auf historische Dichtungen, Litteraturgeschichte, Kunstgeschichte, der auch die Archäologinnen, S. 106 ff., zuzurechnen sind, und in der beschreibenden Naturwissenschaft am ehesten auf Botanik. Der praktische Zug mit einem charakteristischen Stich ins Persönliche, mütterlich Hülfreiche erklärt die vielen weiblichen Schriften über Arzneikunde und Gesundheitspflege, über Pädagogik und Unterrichtsfächer, auch was noch auf juristischem, politischem und journalistischem Gebiete citirt ist. Das spezifisch Persönliche kommt zum Ausdruck in den zahlreichen Biographien, meist panegyrischen Monographien auf allen geschichtlichen Gebieten, in den zahllosen Denkwürdigkeiten, Briefen, Kritiken und Reiseschilderungen, die sozusagen Kulturgeschichte und Geographie als persönliches Erlebniß sind. Wo aber nicht die persönliche Empfindung regiert, da zeigt sich der weibliche Geist, wie gesagt, formalistisch und dienend, daher die Abschnitte Sprachwissenschaften und Uebersetzungen besonders reichlich vertreten sind. Man darf aber nicht vergessen, daß jene Gebiete nicht durch ihren Empfindungston zu Wissenschaften werden, sondern trotz seiner. Denn das wissenschaftliche Grundinteresse ist sachlich.

[10] Die übrigens, wie selbst ihre Freundin Mittag-Leffler in ihrer Biographie mehrfach betont, in ihren wissenschaftlichen Leistungen völlig abhängig blieb von den Ideen ihres Lehrers Weierstraß. — Man sollte

hier auch das weibliche Talent zum Räthselrathen und zum Finden eines Verlorenen zum Vergleich heranziehen, das sich auch nicht als das Schaffen eines Neuen, sondern als reproduktive Divination, als Nachrechnen, geistiges Nachgehen in gebundener Route, in gegebenen Umständen darstellt.

[11] Eine stark poetisch veranlagte Studentin, die neben ihrem Hauptfach (Sprachen) einen Kursus in Philosophie genommen, antwortet auf die Frage, was sie gerade an einem neueren, nüchtern empirischen und stark mathematisch geformten System so sehr interessire: „es beruhigt mich so!" Man sollte diese Aeußerung für die Gleichheitsmacher festnageln, weil sie ein intellektuelles Motiv aufdeckt (die Wissenschaft als haltender Hort für das fiebernde Herz), das eben tief im Weibe, aber kaum im Manne wirksam ist.

[12] Es giebt keinen weiblichen Faust, und die echte Skepsis ist keine Philosophie für Frauen, weil das Weib kraft seiner einheitlichen, in der Empfindung geschlossenen Anlage den Widerspruch zwar mit Vorliebe im Nacheinander, im Wechsel der Anschauungen entfaltet, aber nicht im Nebeneinander, in der Seelenspaltung, also im Bewußtsein. Darum ist das Weib intellektuell glücklicher, aber unphilosophischer nach dem altbewährten Wort, daß die Philosophie aus dem Zweifel, dem Ringen der Seele, geboren wird. Schopenhauers Mutter eine heitere Romanschriftstellerin und seine Schwester eine Blumenmalerin!

[13] Das Verhältniß z. B. der Timycha dem Tyrannen gegenüber ist ein typisches, das auch von Anderen erzählt wird, und ihre und ihres Gatten Antworten tragen in ihrer dialektischen Pointirung den Stempel der Erfindung.

[14] Der Familienzunftcharakter des griechischen Lebens ist gerade bei dem philosophischen Betrieb weniger fühlbar, weil ja die griechischen Philosophen meist ehelos lebten, und weil sie ihre Philosophie gerade in der Selbständigkeit ihrer Lebensführung bethätigten, oft ihren Heimathsboden verlassend gerade als Emanzipatoren von dem starken Sippengeist (vergl. z. B. Xenophon, Mem. I, 2, 51) auftraten, und dadurch allerdings nur neue geistige Zunftbildner wurden. Um so erstaunlicher ist es, daß trotzdem öfter, auch wo die Söhne fehlen, der Familiengeist in der antiken Philosophie durchbricht. Abgesehen von der behaupteten Nachfolge der Gattin des Pythagoras, ihrer Kinder und Kindeskinder in der Leitung der Schule, geht das Scholarchat in der kyrenaischen Schule über von Aristipp auf seine Tochter, von dieser auf seinen Enkel. In der Akademie zu Athen wird der Neffe Platos sein Nachfolger, später Aristus derjenige seines Bruders. Antiochus und auch die Kinder des Plutarch folgen ihrem Vater auf den Lehrstuhl. Nach dem Stoiker Posidonius wird sein Enkel Jason

Vorsteher der rhodischen Schule, und vielleicht ist der jüngere Sextius Nachfolger seines Vaters. Gerade dieses bewußte Festhalten des Zusammenhanges, die Vererbung des Scholarchats ist charakteristisch; weniger sind es die Fälle, in denen bloß Familienglieder derselben Richtung anhängen, die kynischen Geschwister Metrokles und Hipparchia, die peripatetischen Brüder Boëthus und Diodotus u. s. w. In der neueren Philosophie erscheinen die Fälle seltener und nicht ohne Differenz der Richtungen (die Brüder Mably und Condillac, Hume und Home, Fichte Vater und Sohn, Mill Vater und Sohn u. s. w.), auffallend oft nur zur Zeit der Erneuerung der Antike (die beiden Chrysoloras, Philelphus, Laskaris, Pico von Mirandola, Helmont u. s. w.).

[15] Wie Sosipatra, die Gattin des Jamblicheers Eustathios, die ihre Kinder philosophisch erzieht, Asklepigeneia, Tochter Plutarchs und Gattin des mit Proklos befreundeten Archiadas und beider Tochter Asklepigeneia d. J., an den Mäcen Theagenes verheirathet, ferner Amphiklea, Gattin des Ariste, des Sohnes des Jamblichos, Hypatia, des Mathematikers Theo Tochter, und Aedesia, Gattin des Hermias und Verwandte des Syrianos, beides bekannte Neuplatoniker. Den wieder familiär gewordenen Charakter der Philosophie illustrirt es auch, daß bisweilen Mutter und Tochter als ihre Anhängerinnen erscheinen, wie die beiden Asklepigeneia und die beiden Gemina. Beim Neuplatonismus wird es besonders deutlich, wie die Philosophie den Frauen persönlich vermittelt wird, den meisten tritt er verwandtschaftlich nahe, und die beiden Gemina und Chione sind z. B. Hausgenossinnen Plotins.

[16] Damascius sagt sogar: Isidorus war gar sehr verschieden von der Hypatia, nicht nur, wie ein Mann sich unterscheidet von einer Frau, sondern auch, wie ein wirklicher Philosoph von einer Mathematikerin.

[17] E. Leyden kann in dem Aufsatz über „weibliche Krankenpflege und weibliche Heilkunst", Deutsche Rundschau XIX, 1879 (wo Anm. 9 eine Uebersicht giebt über die Frauen auf Lehrstühlen und mit akademischen Graden), „nicht verschweigen, daß hervorragende Leistungen bisher nicht registrirt werden können, — am allerwenigsten in wissenschaftlicher Beziehung".

[18] Die Broschüre von Karl Krebs, „Die Frauen in der Musik", spricht sich historisch sehr dürftig aus: „Selbstschöpferisch haben sie so gut wie nichts vor sich gebracht. Zwar weist die Geschichte von Francesca Caccini an, der ersten Opernkomponistin, die von Ambros etwas überschwenglich „ein wirkliches Genie" genannt wird, bis zur Chaminade von Frau von Bronsart vielfach von Komponistinnen zu erzählen, doch keine hat auch nur vorübergehenden Einfluß geübt. Interessant ist der ebendort citirte Brief Mozarts an seinen Vater, als er 1778 in Paris der Tochter des Herzogs von Guines Kompositionsunterricht geben sollte, wobei der

Schülerin die Regeln gar rasch eingingen, aber Lust und Fähigkeit zur Erfindung nicht kommen wollte. Nirgends tritt die Natur der Frau markanter hervor, als in dem schreienden Gegensatz ihrer Leistungen in den beiden musikalischen Bethätigungen. Die reproduktive ist ihre Lieblingskunst, die sie, wenn man die Virtuosen zählt, kaum weniger, und wenn man die Dilettanten zählt, weit stärker betreibt, als der Mann, produktiv aber zählt sie so gut wie gar nicht (vergl. Rubinsteins Urtheil, citirt bei Duboc, 50 Jahre Frauenfrg. in Deutschl. S. 119). Die Gleichheitsverfechter mögen vor dieser Kluft die Hände ringen. Daß das Weib für die reproduktive, d. h. in gegebenen Formen sich bewegende, harmonisch und rhythmisch gebundene Bethätigung, also für diejenige Seite der Musik, die ihr von Leibniz den Namen „geheime Mathematik" eingetragen, so viel Vorliebe und Begabung zeigt und so wenig für die schöpferische, unmathematische Seite, für das freie Setzen der Harmonien, Rhythmen u. s. w., stimmt überein mit dem früher fixirten Charakteristicum (S. 15). Die musikalische Erfindung ist wohl die freieste in der Kunst, und sie kann direkt ohne objektiven, realen Halt (Bild, Gedanke, Material, Zweck) auf die Empfindung wirken, die sie am stärksten aufregt. Es ist ein direkter Prozeß zwischen einem bestimmenden, gebenden, zeugenden und einem empfangenden Subjekt. Man hat die musikalische Empfindung psychologisch und empirisch (man denke, was Darwin über den Vogelgesang sagt) in besondere Nähe gebracht zu den sexuellen Empfindungen — vielleicht liegt darin die Erklärung für das zum Theil kontrastirende Verhalten der Geschlechter in der musikalischen Bethätigung.

[19] Ich meine die Terenz nachahmende Nonne Hroswitha (von deren Dramen „Hadrian" nebenbei noch durch eine starke Zahlenmystik charakteristisch ist) und die Birch-Pfeiffer. Während die blühende weibliche Roman- und Novellenlitteratur quantitativ und qualitativ kaum den Vergleich mit der männlichen zu scheuen braucht, ist die weibliche Dramatik fast ein leeres Feld, und wenn auch hier in jüngster Zeit der um sich greifende Konkurrenztrieb einige Versuche der Frauen hervortreibt, so wird das dadurch begünstigt, daß die junge Dramatik heute noch stark im Epos, in der Beschreibung, der Stimmungsmalerei steckt. Das Epos (in Vers oder Prosa) blüht ja zumeist in den jungen und wiederum in den alten Tagen einer Litteratur. Die höchste Schöpferkraft spricht sich im Drama aus, das den Stoff völlig bewältigt, Gestalten frei in die Luft stellt, während das Epos den schweren Stoff nur ausschmückend, gleichsam auf dem gegebenen Boden weiter wälzt. Es hängt sozusagen mit der Nabelschnur noch an der Erinnerung des Autors — man denke an den Ichroman —, aus der Erinnerung schlingt sich der Faden in die Erfindung hinüber, vermittelt durch die steigernde Empfindung: die Romane und Novellen, für die die weibliche Feder sich

so fähig zeigt, sind eigentlich maskirte und idealisirte Memoiren in meist klagender oder kritisirender Behandlung. Es liegt ein passiver und unfertiger Zug in dieser Basreliefrichtung, während der echte Dramatiker eine vollplastische neue Welt erzeugt, in der die Handlung That ist und nicht als Folge der Verhältnisse beschrieben und wie ein Gewebe fortgesponnen wird. Aber abgesehen vom anspruchsvollen Drama — die weiblichen Federn halten sich z. B. auch auffallend fern dem eigentlichen Feuilleton, weil es eben ein Produkt freier Erfindung und Meditation.

[30] Agrippa von Nettesheim verfehlt nicht, in seiner Schrift über den Vorrang des weiblichen Geschlechts anzuführen, daß das Höchste, das der Mensch kennt, Tugenden, Wissenschaften, Künste ꝛc., weibliche Namen trägt. Daß die Kunst und ihr vorangehend die Sprache diese Abstrakta meist weiblich bildet, ist wohl ein Resultat feiner und komplizirter Motive. Vielleicht nimmt die Sprache diese Abstrakta als Eigenschaften der hervortretenden Person, vor allem des Mannes, auf, dem sie wie ein Weib anhängen, zu eigen gegeben sind. Oder vielleicht empfindet der Sprachgeist das Abstrakte, aristotelisch zu sprechen, als Potenzialität, im Gegensatz zur männlichen Aktualität, als bloße empfänglich ruhende Möglichkeit, auf der sich erst die Individualität entfaltet, oder auch als die Mutter der Individuen. Oder das sozial gestimmte, das Band der Liebe, Ordnung und Sitte suchende Weib scheint ihm für die Repräsentation des Allgemeinen besser veranlagt als der stärker begehrende und handelnde und darum individueller hervor tretende Mann. In ästhetischer Hinsicht wirkt natürlich auch der erotische Trieb dahin, daß der Künstler das Verehrungswürdige im Weibe darstellt. Das Allgemeine wird ja im Typus zugleich als das Ideal, die Vollendung empfunden. Der Mann aber als der Handelnde, Kämpfende ist der Strebende, der Werdende, und gerade zur Zeit seiner höchsten körperlichen Blüthe, also seiner höchste ästhetischen Brauchbarkeit (die Engel sind unbärtig), ein Unfertiger, während beim Weibe die physische Vollendung zugleich den Höhepunkt des Seins repräsentirt. So kann die Kunst den Mann als den Unvollendeten, Irdischen, eben den Werdenden aufschauen lassen zum Weibe, das in gesättigter Ruhe, in göttlicher Vollendung das Sein genießt, wie es Raffaels Madonnen zeigen und wie auch schon in der Antike die selbständig gewordene Kunst das Göttliche in das Weibliche und Jugendliche umzubilden sucht. In den trivialen, bei Fechner aber tiefsinnig durchgeführten Vergleichen mit den Blumen erscheinen die Frauen ja auch als Typen ruhigen, begierdelosen, ästhetischen Seins.

[31] Schon in der Antike fehlen weder Schriften, in denen Frauen (wie Aspasia, Diotima, zahlreiche allegorische Frauengestalten) eine philosophische Rolle spielen, noch solche, die Frauen gewidmet oder an sie gerichtet sind (Aristipp an Lais, Stilpo an seine Tochter, Plutarch

an Klea, Soteridas an seine Tochter Pamphile (?), des Laërtius Diogenes Philosophenbiographien an Arria, Stratos Briefe an Arsinoë, Ptolemäus Schwester und Gattin), oder durch Frauen veranlaßt sind (wie die Kaiserin Julia Domna Flavius Philostratus mit einer Biographie des Apollonius von Tyana beauftragt). Später richtet Alkuin seine Abhandlung über die Seele an eine am Hofe Karls des Großen lebende Jungfrau.

[22] Wohl die einzige in allen Darstellungen der neuesten Philosophie genannte philosophische Schriftstellerin ist A. Taubert, die mit einer Vertheidigung der Lehre Eduard von Hartmanns hervortrat, dessen erste Gattin sie war. Dann etwa wird auch Helene Druskowitz bei Dühring (vergl. Anm. 1), Harriet Martineau als Anhängerin und Uebersetzerin Comtes und E. Gomperz als Uebersetzerin Mills mit ihrem Gatten citirt. Alle unter der Aegide eines Mannes!

[23] Auch ohne daß sich die eigentliche Liebe entzündet. Vergl. Dubocs feinsinnige Scheidung der sog. rein geistigen Liebe, des „sexuell angehauchten Sympathieverhältnisses" von der echten geschlechtlichen Liebe (Psychologie der Liebe, S. 31 ff., mit dem Beispiel S. 99 ff.). Wie sich übrigens die Philosophengattin historisch darstellt, und wie in der persönlichen Stellung des Philosophen zur Ehe sich zugleich seine tiefere Geistesrichtung aussprechen kann, habe ich an anderer Stelle (Philosophenehen, Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung. 1896. Nr. 10—12) ausgeführt. In der Anregung, die dem entfaltungskräftigen Geiste eine ästhetische Resonanz, eine zugleich auf das Empfinden zurückwirkende Empfänglichkeit bieten kann, liegt der sokratische Eros, wie ihn Plato namentlich im „Phädrus" und „Symposion" verherrlicht hat. Daß sich der sokratische Eros an schönen Jünglingen entzündete, zeigt, wie die Philosophie das Weibliche suchen und zugleich das Weib als unphilosophisch verachten kann.

[24] Vergl. Judeich, Art. Aspasia in Pauly-Wissowas Realencyklopädie der klassischen Alterthumswissenschaften.

[25] H. Reuchlin schreibt in seiner Biographie Pascals (S. 2): „Sie (Jacqueline) ist als die geistige Zwillingsschwester von Blaise zu betrachten," „sie übte den mächtigsten Einfluß auf Blaise. In ihr ging später der Geist einer Maria auf. Sie machte die Bahn des Lebens Hand in Hand mit ihrem Bruder, und wenn das eine voraus war, zog es das andere der Geschwister nach sich. Das ist das Geheimniß ihres Lebens, welches nur als gemeinsames, nur in seiner Einheit erkannt werden will."

[26] Die Denker suchen auch die Gunst der Fürstinnen. Vives, der eine Unterweisung der christlichen Frau geschrieben, widmet der Prinzessin Maria von Brügge eine Sammlung von Denkwürdigkeiten. Agrippa von Nettesheim hält der Statthalterin von Burgund zu Ehren seine

Vorträge an der Akademie zu Dôle öffentlich und schreibt, um sich ihr zu empfehlen, seine Rede von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts und seinem Vorrang vor dem männlichen. Aber es war nicht bloße Galanterie. Es ging ja durch die Zeit ein starker Geist der Emanzipation, vor allem von der Kirche, die das Weib hatte schweigen heißen. Thomas Morus forderte in seiner Utopia die Gleichstellung der Geschlechter, und man mag bei Jakob Burckhardt nachlesen, wie in der italienischen Renaissance in vornehmen Häusern die Töchter meist die gleiche Bildung mit den Söhnen genießen und als Sprachvirtuosinnen Staunen erregen. Aber gerade die Fürstin war berufen, als vor der materielleren Fürstenmacht die Kirche in Schatten trat, ihr Erbe anzutreten in der Pflege der milderen, geistigen Seiten des Lebens, und in jenen rauhen Zeiten mochte sie ein Verwandtes fühlen gerade in der Philosophie, die nicht umsonst die Königin der Wissenschaft, die ἀρχιτεκτάτη heißt, die in ihren Systemen eine nach innen gekehrte, geistige Herrschaft darstellt.

[27] Man lese, was Descartes in der Widmung seines Hauptwerks schreibt: „Es ist der größte Vorzug, den ich meinen Schriften verdanke, daß sie mir die Ehre verschaffen, Ihre Hoheit kennen zu lernen und mich bisweilen mit Ihnen unterreden zu dürfen —, ich habe Keinen gefunden, der meine Schriften so umfassend und so gut verstanden; selbst unter den besten und gelehrtesten Köpfen giebt es viele, die sie sehr dunkel finden; ich habe fast durchgängig bemerken müssen, daß die Einen die mathematischen Wahrheiten leicht fassen, aber den metaphysischen verschlossen sind, während es sich bei den Anderen gerade umgekehrt verhält. Der einzige Geist, soweit meine Erfahrung reicht, dem beides gleich leicht wird, ist der Ihrige. Darum muß ich diesen Geist unvergleichlich hoch schätzen. Und was meine Bewunderung steigert, es ist nicht ein bejahrter Mann, der viele Jahre auf seine Belehrung verwendet hat, bei dem sich eine solche umfassende wissenschaftliche Bildung findet, sondern eine noch jugendliche Fürstin, die in ihrer Anmuth eher den Grazien, wie die Poeten sie beschreiben, als den Musen oder der weisen Minerva gleicht."

[28] Die frühere Protektorin Descartes' und Hugo Grotius', der ihr Gesandter in Paris war, pflegt jetzt religiöse Beziehungen zu Huet, der sie in Stockholm besucht, zu Pascal, der ihr — bezeichnend für Beide — einen schwärmerischen Brief und eine Rechenmaschine sendet.

[29] Auch ihre Freundin, der Stern von Utrecht, Anna Maria van Schurman, steht unter dem Banne religiöser Mystik, und der Einfluß eines Voetius und Labadie macht sie blind gegen Descartes. Bewundert von den Professoren, athmet sie die Luft der Scholastik, — sie war keine Fürstin, und der geistige Fortschritt wohnte damals an den Höfen.

[30] Bei Bolingbroke, Helvetius u. A. verdient die Protektion der Königin weniger Beachtung, da sie ihnen nicht als Philosophen zu theil wurde.

[31] In England zeigen sich schon an der Wende des Jahrhunderts Beziehungen der Philosophen zu adligen Familien. Locke z. B. lebt lange als Arzt und Freund im Hause des Lord Ashley, ist Lehrer des Philosophen Lord Shaftesbury (der übrigens eine gelehrte Erzieherin hatte) und stirbt in Mashams Hause, dessen Gattin, obgleich eine Tochter seines geistigen Antipoden Cudworth, ihre Kinder nach Lockes Theorien erzieht.

[32] Der Haustheosoph der Herzogin von Bourbon hat in seinem Tagebuch eine sehr charakteristische Aeußerung: „Unerfahrene Männer glauben mit Frauen über intellektuelle Wahrheiten zu reden, während doch nur das davon aufgenommen wird, was auf die Empfindung Bezug hat. Die Frau läßt alles gelten, wenn es ihr nur als Brennstoff dient; man muß sich in acht nehmen vor diesen Schmelzöfen."

[33] Dieses Gemisch von Romanhaftem und Geometrie — so bezeichnet Paul Janet (citirt bei Heußler, Rationalismus des 17. Jahrhunderts, S. 12) den größten französischen Denker Descartes. In Riemers Tagebuch von 1809 ist aus Goethes Munde citirt: Weiber scheinen keiner Ideen fähig — kommen mir sämtlich vor, wie die Franzosen.

[34] Ein Buch, das mit wunderbarer Kunst Philosophie als Naschwerk für Frauen präsentirt, den deutschen Leser in Zweifel läßt, was erstaunlicher ist: daß es ihm so leichte Ware als Philosophie oder daß es ihm so tiefe Weisheit (z. B. in den Seelentheorien ein Stück Geschichte der Philosophie) als Feuilleton zumuthet. Auch ein Buch, wie Bourgets Le disciple, ist in Deutschland kaum denkbar, wo die Berufstheilung zwischen Philosophie und Poesie schärfer ist.

[35] Aus solchen Tendenzen scheinen damals (die Briefe ungerechnet) philosophische Dialoge mit Frauen hervorgegangen zu sein, z. B. St. Lamberts frivole analyse de la femme, ein Zwiegespräch zwischen Ninon de l'Enclos und einem Abbé, Diderots entretien d'un philosophe avec la maréchale de Broglie ꝛc. Am Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Mandeville einen Frauendialog geschrieben, aber es war eine beißende Satire auf das weibliche Geschlecht gewesen.

[36] Hier muß man namentlich den halbvergessenen Namen der Gräfin Gallitzin hervorziehen, die man einen Goethe ihres Geschlechts nannte, vermuthlich, um der Nachwelt zu zeigen, daß das Weibliche nicht das Ewige, sondern das Vergängliche ist. Sie stand — bezeichnend genug — im Mittelpunkte der damaligen mystischen Bewegung, in reger Beziehung zu den Gefühls- und Glaubensphilosophen, zu Jakobi, der durch den mündlichen und (sehr schwärmerischen) brieflichen Verkehr auch mit anderen

Frauen (Sophie Laroche, Luise und Sophie von Hatzfeld u. A.), wie sein Biograph sagt, in seiner gemüthvollen Auffassung Gottes bestärkt wurde, und noch mehr zu Hamann, den sie von allen damals Lebenden am gründlichsten verstanden haben soll, dessen Ringen gegen Unglauben mit der Grundtugend frommer Demuth sie bis zu ethisch bedenklichen (vergl. Paulsen, Ethik, S. 64) Skrupeln übertrieb. Sie war die Diotima, an die Hemsterhuis seine lettre sur l'athéisme richtete, und sie wirkte wesentlich mit zum Glaubensübertritt Stollbergs. Im religiösen Ringen der Zeit muß auch jener Elise Reimarus gedacht werden, die namentlich im Streit zwischen Jakobi und Mendelssohn um Lessings Gottesbegriff eine persönliche Rolle spielte.

[37] Davon zeugen ihre Briefe, deren man am ehesten gedenken sollte, wenn es gilt, der klassischen französischen Briefslitteratur ein Paroli zu bieten. Ich citire eine Stelle, die charakteristisch ist für Grad und Art der Empfänglichkeit des weiblichen Geistes, für seine Freude am Erleuchtetwerden durch den Führer, an der Einheit im Gefühl und vor allem an der beruhigenden, „stille machenden" Wirkung der strengen Folge (vergl. S. 16). Sie schreibt an Schlegel: Er (Schelling) liest dieses Heft (der spekulativen Physik) Zeile für Zeile mit mir, und es fängt an, ganz anders hell in mir zu werden. Es ist eine wahre Wonne um das Verstehenlernen und Erleuchten einer dunklen Vorstellung und endlich die Ruhe dieser Vorstellung selbst. Da das Höchste nicht zu hoch ist für diejenige kleine Person, welche Dir schreibt, so kann ich diese strenge Folge, da sie mir so lebendig erklärt wird, und das von allem Subjektiven gleichsam entbundene Bild der Welt auch besser fassen, als den sonnenklaren (Bericht von Fichte). Und wie stille macht sie das Gemüth. Ja, ich glaube wohl an den Himmel in Spinozas Seele, dessen Eins und Alles gewiß das alte Urgefühl ist, das sich nun auch in Schelling wieder zum Licht drängt.

[38] Zu Füßen des Mannes will auch Nietzsche das Weib sehen, und so viel Weibliches in seiner Natur lag, man kann es das Programm seines Denkens nennen, das Weibliche, allzu Weibliche in der Kultur niederzukämpfen. Es ist das Deutscheste an Nietzsche, denn es ist auch nicht Zufall, daß Deutschland das konservativste Land in der Frauenemanzipation. Solange es Deutsche giebt, ist der Feminismus nicht zu fürchten.

[39] In England (und Nordamerika) zeigt sich mehr die erstere, in Frankreich mehr die letztere Tendenz.

[40] Man wird in der nächsten Umgebung bedeutender Männer selten Emanzipationsschwärmerinnen finden. Im übrigen sind die Emanzipationsmotive mannigfaltig genug, wobei der Reiz der Modernität, die Bewegung als höhere Modesache bei Frauen nicht zu vergessen ist, zeigen sie doch auch in der äußeren Mode jetzt stark die Tendenz zur Anpassung an männ-

liche (zum Theil hiſtoriſche) Trachten. Aber man kann die eigentlich ſog. Emanzipationsfrage, die juriſtiſch-ökonomiſche, bejahen, man kann den Kampf gegen rechtliche Unterdrückung billigen und die ſoziale Noth als berechtigten Grund der Bewegung anerkennen (obgleich dann die Hebung jener Noth, aber nicht die Emanzipation, die vielleicht nur vorübergehende Nothwehr iſt, Ziel ſein müßte); man kann die Verbeſſerung der weiblichen Bildung heute nothwendig finden, man kann den Frauen beſondere Anlage noch für zahlreiche, formal geregelte Berufe zugeſtehen, ja man kann es geradezu unethiſch nennen, daß Entfaltung ſuchenden weiblichen Talenten der Weg verſperrt wird aus Furcht vor Vermehrung der Konkurrenz, man kann das alles — aber dann kommt erſt die eigentliche Frage, für die hier ein kleiner Beitrag geliefert werden ſollte. Man öffne die geiſtig produktiven Berufe den Frauen — und man wird ſtaunen, wie wenig ſie Nachhaltiges ſchaffen, die ſelbſt für die beſten Leiſtungen in Küche und Mode ſich an die männliche Erfindungskraft halten. (In den Vereinigten Staaten haben noch am meiſten Frauen Patente erhalten, weſentlich für Verbeſſerungen beſtehender Erfindungen.) Solange das Weib wirklich das Weib iſt, wird es der Originalität entbehren. Die Natur des Weibes iſt, wie alle lebendige Natur, noch mannigfacher Entwickelung fähig, aber daß es der vorwiegend fühlende Menſch iſt, gehört zum Grundweſen des Weibes, das es nicht ändern kann, ohne Schaden zu nehmen an ſeinem eigenſten Berufe. Originalität heißt geiſtige Zeugungskraft, das Gefühl, die Empfindung aber iſt die ſeeliſche Empfängniß. Wollen die Emanzipatoren behaupten, daß das ſexuelle Triebleben ſich rein im Phyſiſchen abſpielt und nicht die ſeeliſche Grunddispoſition mitbeſtimmt?

[41] Ohne ſtarken Differenzirungsſinn, der ſich als analytiſcher Trieb äußert, keine Philoſophie. Das zeigt ein Vergleich der Griechen mit den unphiloſophiſchen Orientalen. Dem Mangel an objektivem Differenzirungsſinn entſpricht eigene geringere Differenzirtheit des weiblichen Geſchlechts, die eine feinſinnige Studie von G. Simmel (Zur Pſychologie der Frauen, Zeitſchr. f. Völkerpſychol. XX. S. 6 ff.) hervorhebt.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin.

Von Prof. Dr. H. Müller.

Preis Mk. 1.—.

Zur Frauenfrage.

Von Prof. E. Laas.

Preis Mk. —.80.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff.

2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von Dr. A. Bruchmann.

Preis Mk. —.60.

Die Amazonen

in Sage und Geschichte.

Von Dr. Wilhelm Stricker.

2. Auflage. Preis Mk. —.75.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von Carl Reinecke.

Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von Carl Neumann.

Preis Mk. —.60.

Luise von François.

Von Hedwig Bender.

Preis Mk. —.80.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.

Von Dr. Erich Bußler.

Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,

die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.

Von Dr. Paul Beizsäcker.

Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von H. Hetzel, Prediger.

Preis Mk. —.60.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von Dr. Ludw. Schwerin.

Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der Deutschen Frau im Mittelalter.

Von Gustav Reinsch.

Preis Mk. —.75.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von Hedwig Bender.

Preis Mk. 1.40.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung:

Luise Büchner, Marie Calm.

Von Alice Bouffet.

Preis Mk. 1.—.

Kosmetik.

Von Hermann Schelenz-Ahlgreen.

Preis Mk. —.80.

Dree spaßige Geschichten.

Von

Dr. Th. Piening.

Mit veele schoine Biller, teekent von Chr. Förster. Zweite Auflage.

8°, elegant geheftet. Preis Mk. 1.—.

Selbst der ärgste Griesgram wird und muß über die herzhaften, lebensfrischen Späße lachen und dem Verfasser dankbar dafür sein, daß er dies durch seine „Geschichten" zu Stande gebracht hat.

Die Frauen in der Philoſophie.

Von

Dr. Karl Joël

Privatdocent an der Univerſität Baſel.

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 24 1896
CAMBRIDGE, MASS.
Meinot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 247.

Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt.

Von
Dr. Johannes Tschiedel
in Rom.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Richters Führer und Karten

in neuen Auflagen und vorzüglichster Ausstattung mit zahlreichen Karten und Plänen

Dresden	Mk.	1.—
Die Sächsisch-Böhmische Schweiz	„	1.—
Dresden und die Sächsische Schweiz, geb.	„	2.—
Hamburg, Altona und Umgegend. 31. Aufl., geb.	„	1.—
Hamburg and its environs 2. Edition	„	1.20
Ostholstein, Führer. 11. Auflage, geb.	„	2.—
Ost-Schleswig, Führer. 5. Aufl., geb.	„	—.80
Sylt und Föhr, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.20
Norderney, Borkum, Juist, Wangeroog, Spiekeroog, geb.	„	1.—
Helgoland, Führer. 4. Aufl.	„	1.—
Kopenhagen, Führer. 7. Aufl., geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
Mecklenburg, Hauptstädte, Seebäder und Sommerfrischen, geb.	„	1.50
Ratzeburg, Mölln und Umgegend, Führer. 7. Aufl.	„	—.60
Rügen, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.—
Der Harz, Führer. 4. Aufl., geb.	„	2.—

Seeligs Führer haben sich während ihres zwölfjährigen Bestehens wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit die Anerkennung aller Reisenden und Touristen erworben. Die Führer erscheinen jetzt in bedeutend verbesserter Gestalt und handlichem, dauerhaftem Einband, während der äußerst billige Preis beibehalten wird.

„Seeligs Führer haben alle das für sich, daß sie genaue Wegweiser in voller Bedeutung des Wortes sind, so daß der Reisende, was die Touren selbst, die Orte, die berührt werden, ihre Sehenswürdigkeiten, Hotels ꝛc. ꝛc. betrifft, nicht leicht in Verlegenheit kommen kann." (Hamburg. Correspondent.)

Aehnlich sprechen sich aus: Kölnische Zeitung, Kreuzzeitung, Vossische Zeitung, Nordd. Allg. Zeitung, Kieler Zeitung, Eisenbahn-Zeitung, Schlesische Zeitung, Fürs deutsche Volk u. s. w.

Aus der italieniſchen Sagen- und Märchenwelt.

Vortrag
im Deutſchen Künſtlerverein in Rom.

Von

Dr. Johannes Tſchiedel
in Rom.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Wie man nur mit geringem Recht behaupten könnte — leider geschieht's sehr häufig —, daß die Italiener überhaupt keinen Naturſinn haben, da ſie eben nur anders als wir der Natur gegenübertreten, ſo könnte man andererſeits mit etwas größerem Recht die Behauptung wagen, daß ſie ſich um die natürlichen naiven Regungen der Volksſeele, wie ſie ſich in abergläubiſchen Vorſtellungen, in Fabeln, Sagen und Märchen kryſtalliſiren, bis jetzt wenig gekümmert haben. Der Gebildete, in ſeiner Weltanſchauung weit darüber hinaus, ſchaute auf all' dieſe Emanationen inferiorer Geiſter etwas verächtlich herab, ohne in ſeinem Bildungsdünkel des tiefen Sinnes zu achten, der in den Sagen ſteckt. Um ſo erfreulicher iſt es, daß darin in jüngſter Zeit auch in Italien ein Umſchwung zum Beſſeren eingetreten iſt, und zwar in direkter Nachwirkung der genialen Arbeiten unſerer beiden Brüder Grimm. Die zeigten der Welt zu ihrer größten Ueberraſchung, daß die Bäuerin von Niederzwehrn bei Kaſſel dieſelben Geſchichten erzählt, wie die Wäſcherin von Palermo, daß die Fiſcher von Taranto von denſelben Sachen fabeln, wie die Hirten Rußlands, und daß man in einer Entfernung von Hunderten, von Tauſenden von Meilen denſelben Typus und Kern von Erzählungen findet.

Man fängt nun auch, beſonders im Süden Italiens, an zu ſammeln. Und dort iſt auch der geeignetſte Boden dazu. Dort haben germaniſche Stämme, ſagenfroh vor allen, lange

gelebt und gehauſt, und es wäre ſonderbar, wenn ſie ohne jede Nachwirkung verſchwunden ſein ſollten. Um ſo mehr, als ſie im äußeren Typus ebenſo wie in Oberitalien gewiſſe, ganz unverkennbare Spuren hinterlaſſen haben.

Weniger oder faſt gar nicht, beiläufig bemerkt, in Mittelitalien, ſpeziell in Rom, wo, wie man heute auf Schritt und Tritt beobachten kann, halb deutſche Familien in der nächſten Generation ſchon, außer vielleicht der Farbe der Augen und Haare, weder in Ausdruck, noch Bewegung, noch Sprache mehr etwas von deutſcher Art zeigen. Dieſe ſtarke Aſſimilirung erzwingt vor allem das ganz eigenartige römiſche Klima, das, unterſchieden von dem nördlichen und ſüdlichen, auf die Dauer die Fremden mürbe macht und einen Aſſimilirungsprozeß zuwege bringt, der auch erklärt, warum das aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte antike Rom ſo ſehr als einheitliche, feſtgefügte Maſſe nach außen hin wirkte und eine Wucht entwickelte, unter der die ganze Welt ſeufzte.

Wer lange in Rom gelebt hat, dem wird es allmählich klar, warum die alten Römer unter dem Einfluſſe des Klimas ihre bewunderte ſtolze Eigenart entwickelten, die neben ſich nichts Bedeutendes gelten ließ, die auch geiſtig alles Fremde unterjochte und ihm ſeine ſelbſtändige Exiſtenzberechtigung abſprach.

Es wäre intereſſant, zu erfahren, wie ſich in dieſer alles ſich beugenden Umwelt Märchen, Sagen und ſonſtige abergläubiſche Vorſtellungen entwickelt und erhalten haben. Aber man hat ſich darum, wie ich ſchon eingangs bemerkte, wenig gekümmert.

Anders ſcheint es jetzt im Süden werden zu wollen, wo ſich ſeit einiger Zeit Giuſeppe Gigli, Coſimo de Giorgi, Maggiulli, Spagnoletti, Mango und namentlich Giuſeppe Pitré u. v. A. die eifrigſte Mühe geben, zu ſammeln.

Ich wende mich zunächſt einmal Apulien zu. Denn die

abergläubischen Vorstellungen, Vorurtheile und Ueberlieferungen, welche in der isolirten Terra d'Otranto sich durch die Jahrhunderte bis auf unsere Zeit mit naiver Treue erhalten haben, sind besonders lehrreich und interessant. Hier lösten griechische, römische, sarazenische, gothische und normannische Kultur einander ab und hinterließen in dem empfänglichen Boden ihre Spuren. Sie steuerten alle bei zu dem reichen Kranz von Sagen und abergläubischen Vorstellungen, die sich in der Terra d'Otranto ruhig entwickeln und ungestört fortnisten konnten. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir auch deutschen Elementen begegnen.

Unter den Vorbedeutungen, die auch hier eine große Rolle im Gemüthsleben des Volkes spielen, giebt es nur wenige gute, es überwiegen naturgemäß die bösen. Wer von Schuhen träumt, erhält gute Nachrichten, und einen reichen Herrn heirathet, wem Wagen und Pferde im Traum erscheinen. Zu baldiger Heirath gelangt, wer bei Tisch den Wein umschüttet.

Auch giebt es, wie überall in Italien, Glücksträume für Gewinne im Lotto. Um einen solchen hervorzulocken, muß man sich in sein Zimmer vorher einschließen, sich mit einer kleinen Nadel ritzen, ein Stück Brot mit dem Blut tränken, das Brot langsam mit Wasser zerkochen und dann das Ganze trinken. Doch muß man ein besonders bevorzugtes Blut haben, und das haben hauptsächlich Mönche, Geizige und Frauen, die genau seit 260 Tagen guter Hoffnung sind. Auch kann man, wenn ein ganz schwarzes Huhn sein erstes Ei legt, auf letzterem die Nummern erkennen, welche nächsten Sonnabend herauskommen werden.

Wie in ganz Italien, darf man auch in Apulien am Freitag und Dienstag weder heirathen, noch eine Reise unternehmen:

Sia di Venere, sia di Marte,
Non si sposa, nè si parte,

Vorträge an der Akademie zu Dôle öffentlich und schreibt, um sich ihr zu empfehlen, seine Rede von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts und seinem Vorrang vor dem männlichen. Aber es war nicht bloße Galanterie. Es ging ja durch die Zeit ein starker Geist der Emanzipation, vor allem von der Kirche, die das Weib hatte schweigen heißen. Thomas Morus forderte in seiner Utopia die Gleichstellung der Geschlechter, und man mag bei Jakob Burckhardt nachlesen, wie in der italienischen Renaissance in vornehmen Häusern die Töchter meist die gleiche Bildung mit den Söhnen genießen und als Sprachvirtuosinnen Staunen erregen. Aber gerade die Fürstin war berufen, als vor der materielleren Fürstenmacht die Kirche in Schatten trat, ihr Erbe anzutreten in der Pflege der milderen, geistigen Seiten des Lebens, und in jenen rauhen Zeiten mochte sie ein Verwandtes fühlen gerade in der Philosophie, die nicht umsonst die Königin der Wissenschaft, die ἀρχιτεκτάνη heißt, die in ihren Systemen eine nach innen gekehrte, geistige Herrschaft darstellt.

[27] Man lese, was Descartes in der Widmung seines Hauptwerks schreibt: „Es ist der größte Vorzug, den ich meinen Schriften verdanke, daß sie mir die Ehre verschaffen, Ihre Hoheit kennen zu lernen und mich bisweilen mit Ihnen unterreden zu dürfen —, ich habe Keinen gefunden, der meine Schriften so umfassend und so gut verstanden; selbst unter den besten und gelehrtesten Köpfen giebt es viele, die sie sehr dunkel finden; ich habe fast durchgängig bemerken müssen, daß die Einen die mathematischen Wahrheiten leicht fassen, aber den metaphysischen verschlossen sind, während es sich bei den Anderen gerade umgekehrt verhält. Der einzige Geist, soweit meine Erfahrung reicht, dem beides gleich leicht wird, ist der Ihrige. Darum muß ich diesen Geist unvergleichlich hoch schätzen. Und was meine Bewunderung steigert, es ist nicht ein bejahrter Mann, der viele Jahre auf seine Belehrung verwendet hat, bei dem sich eine solche umfassende wissenschaftliche Bildung findet, sondern eine noch jugendliche Fürstin, die in ihrer Anmuth eher den Grazien, wie die Poeten sie beschreiben, als den Musen oder der weisen Minerva gleicht."

[28] Die frühere Protektorin Descartes' und Hugo Grotius', der ihr Gesandter in Paris war, pflegt jetzt religiöse Beziehungen zu Huet, der sie in Stockholm besucht, zu Pascal, der ihr — bezeichnend für Beide — einen schwärmerischen Brief und eine Rechenmaschine sendet.

[29] Auch ihre Freundin, der Stern von Utrecht, Anna Maria van Schurman, steht unter dem Banne religiöser Mystik, und der Einfluß eines Voetius und Labadie macht sie blind gegen Descartes. Bewundert von den Professoren, athmet sie die Luft der Scholastik, — sie war keine Fürstin, und der geistige Fortschritt wohnte damals an den Höfen.

[30] Bei Bolingbroke, Helvetius u. A. verdient die Protektion der Königin weniger Beachtung, da sie ihnen nicht als Philosophen zu theil wurde.

[31] In England zeigen sich schon an der Wende des Jahrhunderts Beziehungen der Philosophen zu adligen Familien. Locke z. B. lebt lange als Arzt und Freund im Hause des Lord Ashley, ist Lehrer des Philosophen Lord Shaftesbury (der übrigens eine gelehrte Erzieherin hatte) und stirbt in Mashams Hause, dessen Gattin, obgleich eine Tochter seines geistigen Antipoden Cudworth, ihre Kinder nach Lockes Theorien erzieht.

[32] Der Hausphilosoph der Herzogin von Bourbon hat in seinem Tagebuch eine sehr charakteristische Aeußerung: „Unerfahrene Männer glauben mit Frauen über intellektuelle Wahrheiten zu reden, während doch nur das davon aufgenommen wird, was auf die Empfindung Bezug hat. Die Frau läßt alles gelten, wenn es ihr nur als Brennstoff dient; man muß sich in acht nehmen vor diesen Schmelzöfen."

[33] Dieses Gemisch von Romanhaftem und Geometrie — so bezeichnet Paul Janet (citirt bei Heußler, Rationalismus des 17. Jahrhunderts, S. 12) den größten französischen Denker Descartes. In Riemers Tagebuch von 1809 ist aus Goethes Munde citirt: Weiber scheinen keiner Ideen fähig — kommen mir sämtlich vor, wie die Franzosen.

[34] Ein Buch, das mit wunderbarer Kunst Philosophie als Naschwerk für Frauen präsentirt, den deutschen Leser in Zweifel läßt, was erstaunlicher ist: daß es ihm so leichte Ware als Philosophie oder daß es ihm so tiefe Weisheit (z. B. in den Seelentheorien ein Stück Geschichte der Philosophie) als Feuilleton zumuthet. Auch ein Buch, wie Bourgets Le disciple, ist in Deutschland kaum denkbar, wo die Berufstheilung zwischen Philosophie und Poesie schärfer ist.

[35] Aus solchen Tendenzen scheinen damals (die Briefe ungerechnet) philosophische Dialoge mit Frauen hervorgegangen zu sein, z. B. St. Lamberts frivole analyse de la femme, ein Zwiegespräch zwischen Ninon de l'Enclos und einem Abbé, Diderots entretien d'un philosophe avec la maréchale de Broglie ꝛc. Am Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Mandeville einen Frauendialog geschrieben, aber es war eine beißende Satire auf das weibliche Geschlecht gewesen.

[36] Hier muß man namentlich den halbvergessenen Namen der Gräfin Gallitzin hervorziehen, die man einen Goethe ihres Geschlechts nannte, vermuthlich, um der Nachwelt zu zeigen, daß das Weibliche nicht das Ewige, sondern das Vergängliche ist. Sie stand — bezeichnend genug — im Mittelpunkte der damaligen mystischen Bewegung, in reger Beziehung zu den Gefühls- und Glaubensphilosophen, zu Jakobi, der durch den mündlichen und (sehr schwärmerischen) brieflichen Verkehr auch mit anderen

Frauen (Sophie Laroche, Luise und Sophie von Hatzfeld u. A.), wie sein Biograph sagt, in seiner gemüthvollen Auffassung Gottes bestärkt wurde, und noch mehr zu Hamann, den sie von allen damals Lebenden am gründlichsten verstanden haben soll, dessen Ringen gegen Unglauben mit der Grundtugend frommer Demuth sie bis zu ethisch bedenklichen (vergl. Paulsen, Ethik, S. 64) Skrupeln übertrieb. Sie war die Diotima, an die Hemsterhuis seine lettre sur l'athéisme richtete, und sie wirkte wesentlich mit zum Glaubensübertritt Stollbergs. Im religiösen Ringen der Zeit muß auch jener Elise Reimarus gedacht werden, die namentlich im Streit zwischen Jakobi und Mendelssohn um Lessings Gottesbegriff eine persönliche Rolle spielte.

[37] Davon zeugen ihre Briefe, deren man am ehesten gedenken sollte, wenn es gilt, der klassischen französischen Brieflitteratur ein Paroli zu bieten. Ich citire eine Stelle, die charakteristisch ist für Grad und Art der Empfänglichkeit des weiblichen Geistes, für seine Freude am Erleuchtetwerden durch den Führer, an der Einheit im Gefühl und vor allem an der beruhigenden, „stille machenden" Wirkung der strengen Folge (vergl. S. 16). Sie schreibt an Schlegel: Er (Schelling) liest dieses Heft (der spekulativen Physik) Zeile für Zeile mit mir, und es fängt an, ganz anders hell in mir zu werden. Es ist eine wahre Wonne um das Verstehenlernen und Erleuchten einer dunklen Vorstellung und endlich die Ruhe dieser Vorstellung selbst. Da das Höchste nicht zu hoch ist für diejenige kleine Person, welche Dir schreibt, so kann ich diese strenge Folge, da sie mir so lebendig erklärt wird, und das von allem Subjektiven gleichsam entbundene Bild der Welt auch besser fassen, als den sonnenklaren (Bericht von Fichte). Und wie stille macht sie das Gemüth. Ja, ich glaube wohl an den Himmel in Spinozas Seele, dessen Eins und Alles gewiß das alte Urgefühl ist, das sich nun auch in Schelling wieder zum Licht drängt.

[38] Zu Füßen des Mannes will auch Nietzsche das Weib sehen, und so viel Weibliches in seiner Natur lag, man kann es das Programm seines Denkens nennen, das Weibliche, allzu Weibliche in der Kultur niederzukämpfen. Es ist das Deutscheste an Nietzsche, denn es ist auch nicht Zufall, daß Deutschland das konservativste Land in der Frauenemanzipation. Solange es Deutsche giebt, ist der Feminismus nicht zu fürchten.

[39] In England (und Nordamerika) zeigt sich mehr die erstere, in Frankreich mehr die letztere Tendenz.

[40] Man wird in der nächsten Umgebung bedeutender Männer selten Emanzipationsschwärmerinnen finden. Im übrigen sind die Emanzipationsmotive mannigfaltig genug, wobei der Reiz der Modernität, die Bewegung als höhere Modesache bei Frauen nicht zu vergessen ist, zeigen sie doch auch in der äußeren Mode jetzt stark die Tendenz zur Anpassung an männ-

liche (zum Theil historische) Trachten. Aber man kann die eigentlich sog. Emanzipationsfrage, die juristisch-ökonomische, bejahen, man kann den Kampf gegen rechtliche Unterdrückung billigen und die soziale Noth als berechtigten Grund der Bewegung anerkennen (obgleich dann die Hebung jener Noth, aber nicht die Emanzipation, die vielleicht nur vorübergehende Nothwehr ist, Ziel sein müßte); man kann die Verbesserung der weiblichen Bildung heute nothwendig finden, man kann den Frauen besondere Anlage noch für zahlreiche, formal geregelte Berufe zugestehen, ja man kann es geradezu unethisch nennen, daß Entfaltung suchenden weiblichen Talenten der Weg versperrt wird aus Furcht vor Vermehrung der Konkurrenz, man kann das alles — aber dann kommt erst die eigentliche Frage, für die hier ein kleiner Beitrag geliefert werden sollte. Man öffne die geistig produktiven Berufe den Frauen — und man wird staunen, wie wenig sie Nachhaltiges schaffen, die selbst für die besten Leistungen in Küche und Mode sich an die männliche Erfindungskraft halten. (In den Vereinigten Staaten haben noch am meisten Frauen Patente erhalten, wesentlich für Verbesserungen bestehender Erfindungen.) Solange das Weib wirklich das Weib ist, wird es der Originalität entbehren. Die Natur des Weibes ist, wie alle lebendige Natur, noch mannigfacher Entwickelung fähig, aber daß es der vorwiegend fühlende Mensch ist, gehört zum Grundwesen des Weibes, das es nicht ändern kann, ohne Schaden zu nehmen an seinem eigensten Berufe. Originalität heißt geistige Zeugungskraft, das Gefühl, die Empfindung aber ist die seelische Empfängniß. Wollen die Emanzipatoren behaupten, daß das sexuelle Triebleben sich rein im Physischen abspielt und nicht die seelische Grunddisposition mitbestimmt?

[41] Ohne starken Differenzirungssinn, der sich als analytischer Trieb äußert, keine Philosophie. Das zeigt ein Vergleich der Griechen mit den unphilosophischen Orientalen. Dem Mangel an objektivem Differenzirungssinn entspricht eigene geringere Differenzirtheit des weiblichen Geschlechts, die eine feinsinnige Studie von G. Simmel (Zur Psychologie der Frauen, Zeitschr. f. Völkerpsychol. XX. S. 6 ff.) hervorhebt.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin.

Von Prof. Dr. H. Müller.

Preis Mk. 1.—.

Zur Frauenfrage.

Von Prof. E. Laas.

Preis Mk. —.80.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff.

2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von Dr. K. Bruchmann.

Preis Mk. —.60.

Die Amazonen in Sage und Geschichte.

Von Dr. Wilhelm Stricker.

2. Auflage. Preis Mk. —.75.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von Carl Reineck.

Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von Carl Neumann.

Preis Mk. —.60.

Luise von Francois.

Von Hedwig Bender.

Preis Mk. —.80.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.

Von Dr. Erich Pußler.

Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,

die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.

Von Dr. Paul Weizsäcker.

Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von H. Hetzel, Prediger.

Preis Mk. —.60.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von Dr. Ludw. Schwerin.

Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der Deutschen Frau im Mittelalter.

Von Gustav Reinsch.

Preis Mk. —.75.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von Hedwig Bender.

Preis Mk. 1.40.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung:

Luise Büchner, Marie Calm.

Von Alice Bousset.

Preis Mk. 1.—.

Kosmetik.

Von Hermann Schelenz-Ahlgreen.

Preis Mk. —.80.

Drei spaßige Geschichten.

Von

Dr. Th. Vieting.

Mit viele schöne Biller, teekent von Chr. Förster. Zweite Auflage.

8°, elegant geheftet. Preis Mk. 1.—.

Selbst der ärgste Griesgram wird und muß über die herzhaften, lebensfrischen Späße lachen und dem Verfasser dankbar dafür sein, daß er dies durch seine „Geschichten" zu Stande gebracht hat.

Die Frauen in der Philoſophie.

Von

Dr. Karl Joël

Privatdocent an der Univerſität Baſel.

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

VIII. 173

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 24 1896
CAMBRIDGE, MASS.
Sammlung Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.

(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 247.

Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt.

Von

Dr. Johannes Tschiedel

in Rom.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelinsstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Richters Führer und Karten

in neuen Auflagen und vorzüglichster Ausstattung mit zahlreichen Karten und Plänen

Dresden	Mk.	1.—
Die Sächsisch-Böhmische Schweiz	„	1.—
Dresden und die Sächsische Schweiz, geb.	„	2.—
Hamburg, Altona und Umgegend. 31. Aufl., geb.	„	1.—
Hamburg and its environs 2. Edition	„	1.20
Ostholstein, Führer. 11. Auflage, geb.	„	2.—
Ost-Schleswig, Führer. 5. Aufl., geb.	„	—.80
Sylt und Föhr, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.20
Norderney, Borkum, Juist, Wangeroog, Spiekeroog, geb.	„	1.—
Helgoland, Führer. 4. Aufl.	„	1.—
Kopenhagen, Führer. 7. Aufl., geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
Mecklenburg, Hauptstädte, Seebäder und Sommerfrischen, geb.	„	1.50
Ratzeburg, Mölln und Umgegend, Führer. 7. Aufl.	„	—.60
Rügen, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.—
Der Harz, Führer. 4. Aufl., geb.	„	2.—

Seeligs Führer haben sich während ihres zwölfjährigen Bestehens wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit die Anerkennung aller Reisenden und Touristen erworben. Die Führer erscheinen jetzt in bedeutend verbesserter Gestalt und handlichem, dauerhaftem Einband, während der äußerst billige Preis beibehalten wird.

„Seeligs Führer haben alle das für sich, daß sie genaue Wegweiser in voller Bedeutung des Wortes sind, so daß der Reisende, was die Touren selbst, die Orte, die berührt werden, ihre Sehenswürdigkeiten, Hotels ꝛc. ꝛc. betrifft, nicht leicht in Verlegenheit kommen kann." (Hamburg. Correspondent.)

Aehnlich sprechen sich aus: Kölnische Zeitung, Kreuzzeitung, Vossische Zeitung, Nordd. Allg. Zeitung, Kieler Zeitung, Eisenbahn-Zeitung, Schlesische Zeitung, Fürs deutsche Volk u. s. w.

Aus der italieniſchen Sagen- und Märchenwelt.

Vortrag
im Deutſchen Künſtlerverein in Rom.

Von

Dr. Johannes Tſchiedel
in Rom.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Wie man nur mit geringem Recht behaupten könnte — leider geschieht's sehr häufig —, daß die Italiener überhaupt keinen Naturſinn haben, da ſie eben nur anders als wir der Natur gegenübertreten, ſo könnte man andererſeits mit etwas größerem Recht die Behauptung wagen, daß ſie ſich um die natürlichen naiven Regungen der Volksſeele, wie ſie ſich in abergläubiſchen Vorſtellungen, in Fabeln, Sagen und Märchen kryſtalliſiren, bis jetzt wenig gekümmert haben. Der Gebildete, in ſeiner Weltanſchauung weit darüber hinaus, ſchaute auf all' dieſe Emanationen inferiorer Geiſter etwas verächtlich herab, ohne in ſeinem Bildungsdünkel des tiefen Sinnes zu achten, der in den Sagen ſteckt. Um ſo erfreulicher iſt es, daß darin in jüngſter Zeit auch in Italien ein Umſchwung zum Beſſeren eingetreten iſt, und zwar in direkter Nachwirkung der genialen Arbeiten unſerer beiden Brüder Grimm. Die zeigten der Welt zu ihrer größten Ueberraſchung, daß die Bäuerin von Niederzwehrn bei Kaſſel dieſelben Geſchichten erzählt, wie die Wäſcherin von Palermo, daß die Fiſcher von Taranto von denſelben Sachen fabeln, wie die Hirten Rußlands, und daß man in einer Entfernung von Hunderten, von Tauſenden von Meilen denſelben Typus und Kern von Erzählungen findet.

Man fängt nun auch, beſonders im Süden Italiens, an zu ſammeln. Und dort iſt auch der geeignetſte Boden dazu. Dort haben germaniſche Stämme, ſagenfroh vor allen, lange

gelebt und gehauſt, und es wäre ſonderbar, wenn ſie ohne jede Nachwirkung verſchwunden ſein ſollten. Um ſo mehr, als ſie im äußeren Typus ebenſo wie in Oberitalien gewiſſe, ganz unverkennbare Spuren hinterlaſſen haben.

Weniger oder faſt gar nicht, beiläufig bemerkt, in Mittelitalien, ſpeziell in Rom, wo, wie man heute auf Schritt und Tritt beobachten kann, halb deutſche Familien in der nächſten Generation ſchon, außer vielleicht der Farbe der Augen und Haare, weder in Ausdruck, noch Bewegung, noch Sprache mehr etwas von deutſcher Art zeigen. Dieſe ſtarke Aſſimilirung erzwingt vor allem das ganz eigenartige römiſche Klima, das, unterſchieden von dem nördlichen und ſüdlichen, auf die Dauer die Fremden mürbe macht und einen Aſſimilirungsprozeß zuwege bringt, der auch erklärt, warum das aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte antike Rom ſo ſehr als einheitliche, feſtgefügte Maſſe nach außen hin wirkte und eine Wucht entwickelte, unter der die ganze Welt ſeufzte.

Wer lange in Rom gelebt hat, dem wird es allmählich klar, warum die alten Römer unter dem Einfluſſe des Klimas ihre bewunderte ſtolze Eigenart entwickelten, die neben ſich nichts Bedeutendes gelten ließ, die auch geiſtig alles Fremde unterjochte und ihm ſeine ſelbſtändige Exiſtenzberechtigung abſprach.

Es wäre intereſſant, zu erfahren, wie ſich in dieſer alles ſich beugenden Umwelt Märchen, Sagen und ſonſtige abergläubiſche Vorſtellungen entwickelt und erhalten haben. Aber man hat ſich darum, wie ich ſchon eingangs bemerkte, wenig gekümmert.

Anders ſcheint es jetzt im Süden werden zu wollen, wo ſich ſeit einiger Zeit Giuſeppe Gigli, Coſimo de Giorgi, Maggiulli, Spagnoletti, Mango und namentlich Giuſeppe Pitré u. v. A. die eifrigſte Mühe geben, zu ſammeln.

Ich wende mich zunächſt einmal Apulien zu. Denn die

abergläubischen Vorstellungen, Vorurtheile und Ueberlieferungen, welche in der isolirten Terra d'Otranto sich durch die Jahrhunderte bis auf unsere Zeit mit naiver Treue erhalten haben, sind besonders lehrreich und interessant. Hier lösten griechische, römische, sarazenische, gothische und normannische Kultur einander ab und hinterließen in dem empfänglichen Boden ihre Spuren. Sie steuerten alle bei zu dem reichen Kranz von Sagen und abergläubischen Vorstellungen, die sich in der Terra d'Otranto ruhig entwickeln und ungestört fortnisten konnten. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir auch deutschen Elementen begegnen.

Unter den Vorbedeutungen, die auch hier eine große Rolle im Gemüthsleben des Volkes spielen, giebt es nur wenige gute, es überwiegen naturgemäß die bösen. Wer von Schuhen träumt, erhält gute Nachrichten, und einen reichen Herrn heirathet, wem Wagen und Pferde im Traum erscheinen. Zu baldiger Heirath gelangt, wer bei Tisch den Wein umschüttet.

Auch giebt es, wie überall in Italien, Glücksträume für Gewinne im Lotto. Um einen solchen hervorzulocken, muß man sich in sein Zimmer vorher einschließen, sich mit einer kleinen Nadel ritzen, ein Stück Brot mit dem Blut tränken, das Brot langsam mit Wasser zerkochen und dann das Ganze trinken. Doch muß man ein besonders bevorzugtes Blut haben, und das haben hauptsächlich Mönche, Geizige und Frauen, die genau seit 260 Tagen guter Hoffnung sind. Auch kann man, wenn ein ganz schwarzes Huhn sein erstes Ei legt, auf letzterem die Nummern erkennen, welche nächsten Sonnabend herauskommen werden.

Wie in ganz Italien, darf man auch in Apulien am Freitag und Dienstag weder heirathen, noch eine Reise unternehmen:

Sia di Venere, sia di Marte,
Non si sposa, nè si parte,

gelebt und gehauſt, und es wäre ſonderbar, wenn ſie ohne jede Nachwirkung verſchwunden ſein ſollten. Um ſo mehr, als ſie im äußeren Typus ebenſo wie in Oberitalien gewiſſe, ganz unverkennbare Spuren hinterlaſſen haben.

Weniger oder faſt gar nicht, beiläufig bemerkt, in Mittelitalien, ſpeziell in Rom, wo, wie man heute auf Schritt und Tritt beobachten kann, halb deutſche Familien in der nächſten Generation ſchon, außer vielleicht der Farbe der Augen und Haare, weder in Ausdruck, noch Bewegung, noch Sprache mehr etwas von deutſcher Art zeigen. Dieſe ſtarke Aſſimilirung erzwingt vor allem das ganz eigenartige römiſche Klima, das, unterſchieden von dem nördlichen und ſüdlichen, auf die Dauer die Fremden mürbe macht und einen Aſſimilirungsprozeß zuwege bringt, der auch erklärt, warum das aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte antike Rom ſo ſehr als einheitliche, feſtgefügte Maſſe nach außen hin wirkte und eine Wucht entwickelte, unter der die ganze Welt ſeufzte.

Wer lange in Rom gelebt hat, dem wird es allmählich klar, warum die alten Römer unter dem Einfluſſe des Klimas ihre bewunderte ſtolze Eigenart entwickelten, die neben ſich nichts Bedeutendes gelten ließ, die auch geiſtig alles Fremde unterjochte und ihm ſeine ſelbſtändige Exiſtenzberechtigung abſprach.

Es wäre intereſſant, zu erfahren, wie ſich in dieſer alles ſich beugenden Umwelt Märchen, Sagen und ſonſtige abergläubiſche Vorſtellungen entwickelt und erhalten haben. Aber man hat ſich darum, wie ich ſchon eingangs bemerkte, wenig gekümmert.

Anders ſcheint es jetzt im Süden werden zu wollen, wo ſich ſeit einiger Zeit Giuſeppe Gigli, Coſimo de Giorgi, Maggiulli, Spagnoletti, Mango und namentlich Giuſeppe Pitré u. v. A. die eifrigſte Mühe geben, zu ſammeln.

Ich wende mich zunächſt einmal Apulien zu. Denn die

abergläubiſchen Vorſtellungen [illegible]
welche in der iſolirten [illegible]
hunderte bis auf unſere Zeit [illegible]
ſind beſonders lehrreich und [illegible]
römiſche, ſarazeniſche, gothiſche [illegible]
ander ab und hinterließen [illegible]
Spuren. Sie ſteuerten alle [illegible]
Sagen und abergläubiſchen [illegible]
d'Otranto ruhig entwickeln [illegible]
Wir werden uns nicht wundern [illegible]
menten begegnen.

Unter den Vorbedeutungen [illegible]
im Gemüthsleben des Volkes [illegible]
es überwiegen naturgemäß die [illegible]
erhält gute Nachrichten, und [illegible]
Wagen und Pferde im Traum [illegible]
gelangt, wer bei Tiſch den [illegible]

Auch giebt es, wie [illegible]
Gewinne im Lotto. Um einen [illegible]
ſich in ſein Zimmer vorher [illegible]
Nadel ritzen, ein Stück Brot [illegible]
langſam mit Waſſer zerkochen [illegible]
Doch muß man ein beſonders [illegible]
haben hauptſächlich Mönche. [illegible]
260 Tagen guter Hoffnung ſein [illegible]
ganz ſchwarzes Huhn ſein [illegible]
Nummern erkennen, welche [illegible]
werden.

Wie in ganz Italien, [illegible]
und Dienstag weder heirathen [illegible]

Sia di [illegible]
Non si [illegible]

gelebt und gehauſt, und es wäre ſonderbar, wenn ſie ohne jede Nachwirkung verſchwunden ſein ſollten. Um ſo mehr, als ſie im äußeren Typus ebenſo wie in Oberitalien gewiſſe, ganz unverkennbare Spuren hinterlaſſen haben.

Weniger oder faſt gar nicht, beiläufig bemerkt, in Mittelitalien, ſpeziell in Rom, wo, wie man heute auf Schritt und Tritt beobachten kann, halb deutſche Familien in der nächſten Generation ſchon, außer vielleicht der Farbe der Augen und Haare, weder in Ausdruck, noch Bewegung, noch Sprache mehr etwas von deutſcher Art zeigen. Dieſe ſtarke Aſſimilirung erzwingt vor allem das ganz eigenartige römiſche Klima, das, unterſchieden von dem nördlichen und ſüdlichen, auf die Dauer die Fremden mürbe macht und einen Aſſimilirungsprozeß zuwege bringt, der auch erklärt, warum das aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte antike Rom ſo ſehr als einheitliche, feſtgefügte Maſſe nach außen hin wirkte und eine Wucht entwickelte, unter der die ganze Welt ſeufzte.

Wer lange in Rom gelebt hat, dem wird es allmählich klar, warum die alten Römer unter dem Einfluſſe des Klimas ihre bewunderte ſtolze Eigenart entwickelten, die neben ſich nichts Bedeutendes gelten ließ, die auch geiſtig alles Fremde unterjochte und ihm ſeine ſelbſtändige Exiſtenzberechtigung abſprach.

Es wäre intereſſant, zu erfahren, wie ſich in dieſer alles ſich beugenden Umwelt Märchen, Sagen und ſonſtige abergläubiſche Vorſtellungen entwickelt und erhalten haben. Aber man hat ſich darum, wie ich ſchon eingangs bemerkte, wenig gekümmert.

Anders ſcheint es jetzt im Süden werden zu wollen, wo ſich ſeit einiger Zeit Giuſeppe Gigli, Coſimo de Giorgi, Maggiulli, Spagnoletti, Mango und namentlich Giuſeppe Pitré u. v. A. die eifrigſte Mühe geben, zu ſammeln.

Ich wende mich zunächſt einmal Apulien zu. Denn die

abergläubischen Vorstellungen, Vorurtheile und Ueberlieferungen, welche in der isolirten Terra d'Otranto sich durch die Jahrhunderte bis auf unsere Zeit mit naiver Treue erhalten haben, sind besonders lehrreich und interessant. Hier lösten griechische, römische, sarazenische, gothische und normannische Kultur einander ab und hinterließen in dem empfänglichen Boden ihre Spuren. Sie steuerten alle bei zu dem reichen Kranz von Sagen und abergläubischen Vorstellungen, die sich in der Terra d'Otranto ruhig entwickeln und ungestört fortnisten konnten. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir auch deutschen Elementen begegnen.

Unter den Vorbedeutungen, die auch hier eine große Rolle im Gemüthsleben des Volkes spielen, giebt es nur wenige gute, es überwiegen naturgemäß die bösen. Wer von Schuhen träumt, erhält gute Nachrichten, und einen reichen Herrn heirathet, wem Wagen und Pferde im Traum erscheinen. Zu baldiger Heirath gelangt, wer bei Tisch den Wein umschüttet.

Auch giebt es, wie überall in Italien, Glücksträume für Gewinne im Lotto. Um einen solchen hervorzulocken, muß man sich in sein Zimmer vorher einschließen, sich mit einer kleinen Nadel ritzen, ein Stück Brot mit dem Blut tränken, das Brot langsam mit Wasser zerkochen und dann das Ganze trinken. Doch muß man ein besonders bevorzugtes Blut haben, und das haben hauptsächlich Mönche, Geizige und Frauen, die genau seit 260 Tagen guter Hoffnung sind. Auch kann man, wenn ein ganz schwarzes Huhn sein erstes Ei legt, auf letzterem die Nummern erkennen, welche nächsten Sonnabend herauskommen werden.

Wie in ganz Italien, darf man auch in Apulien am Freitag und Dienstag weder heirathen, noch eine Reise unternehmen:

Sia di Venere, sia di Marte,
Non si sposa, nè si parte,

noch überhaupt etwas Neues anfangen. Zu 13 darf man sich nicht an den Tisch setzen, denn die Zahl 13 bedeutet den Teufel, und wer das Oel umschüttet, beschwört schreckliches nahes Unglück herauf. Tod bedeutet es, wenn man viel von Fleisch träumt, oder wenn eine Henne wie ein Hahn kräht, oder eine Eule oder ein Käuzchen (uccello della morte genannt) sich auf das Haus setzt. Wer von einem Schimmel träumt, erhält schlimme Nachrichten, und das erinnert an den deutschen Schimmelreiter, in dem in manchen Gegenden Norddeutschlands der alte Wotan unverstanden fortlebt. Wer von Feigen träumt, erhält Schläge und Stöße. Jedermann weiß, daß die Jettatura die Fähigkeit gewisser, mit dem bösen Blick behafteter Leute ist, den mit ihnen Verkehrenden Unglück zu bringen.

Der Glaube an die Jettatura ist in ganz Italien ganz außerordentlich verbreitet und verbittert das ganze Leben. Auch der Glaube an die bösen Geister übt einen unheilvollen Einfluß, und vor dem Teufel namentlich hat man eine ganz unbeschreibliche Furcht. Man betrachtet ihn als ein Gott ebenbürtiges Wesen, gewissermaßen als seinen Rivalen. Und das zeugt von der durchgreifenden dualistischen Weltanschauung, die wohl auf den phönizischen Dualismus in ihrem letzten Grunde zurückgeht. Auf derselben Anschauung beruhen auch die mystischen Beschwörungen gegen den Malocchio, die Behexung, welche Menschen und Thiere krank macht. Die Beschwörer beginnen mit Gesten und zuckenden Bewegungen, nehmen dann ein Glas Wasser, sprechen ein Gebet, die Lippen am Glase, die Hände über der Brust gekreuzt, den linken Fuß erhoben, und murmeln dabei die unverständlichen Worte: Aillar Staifelex amuir ailla, was sie so lange wiederholen, bis Staifelex das Wasser nicht mehr bewegt; dann ist der Erfolg sicher. Ein Gigant, der sich von Menschen, namentlich Knaben, nährt, ist in der Volksphantasie der nanni uercu, d. h. nonno orco. Orco ist das lateinische

orcus: Gott der Unterwelt. Nanni uercu dient deshalb auch den Müttern als Popanz für die unartigen Kinder, wie bei uns der schwarze Mann. Er hat als Frau eine Hexe oder auch Fee, die, häufig gut und mildthätig, eine Menge Knaben vor dem Tode rettet. Wer denkt dabei nicht an Däumling? Einmal raubte er eine schöne, junge, eben verheirathete Frau. Der trostlose Ehemann wendet sich an Orcos Frau, die Fee. Sie räth ihm, nachts auf Fußspitzen in ihr und Orcos Schlafgemach einzudringen mit einem gebratenen Lamm unter dem Arm, und sowie Orco erwacht, ihm dasselbe in den Rachen zu werfen und derweil seine Frau zu retten. Gesagt, gethan! Der Ehemann macht sich an die schwere Aufgabe, und der Wurf gelingt.

Von den gefährlichen Sirenen werden wir später noch hören.

Wie sonst auch, glaubt man an allerlei Dinge, die gegen Krankheiten und Unheil mannigfacher Art unfehlbar helfen. Der Steine, namentlich werthvoller, bedient man sich als Amuletts, des Füllhorns und der Knoblauchzehe als Abwehrmittels gegen Neid.

Der unbekannte Stein (der Weisen), der reich und groß macht, spielt auch in Apulien eine große Rolle, und der Schwangerenstein und der Milchstein helfen den in guter Hoffnung befindlichen Frauen und den Wöchnerinnen, die übrigens unmittelbar nach der Geburt des Kindes eine kreuzweise geöffnete Schere auf die Schwelle legen, um Behexungen abzuhalten. Verlobte versichern sich ihrer gegenseitigen Treue, wenn sie zwei Haare um einen kleinen Stein wickeln, ihn bespeien, fortwerfen und dabei schwören, daß nur, wenn dieser Stein zurückkehrt, das Verlöbniß sich lösen darf. Ein kleines Horn aus Korallen oder Knochen schützt die Kinder vor Krankheiten und läßt sie groß und stark und friedlich werden.

Etwas ähnliches findet sich auch in gewissen Küstengegenden meiner Heimath Pommern, wo den Kindern mit Vorliebe

Bernsteinketten um den Hals gehängt werden, die beim Volke als heilsames Amulett gegen Krankheiten gelten.

Ihren Körper zu reinigen, springen die Kinder durch die Feuer, die man abends, besonders an Festen, vor den Häusern anzündet. So macht man's noch in einigen Gegenden Deutschlands mit dem Johannisfeuer. Gegen schlechtes Wetter betet man Avemaria oder Paternoster oder brennt ein gewisses, von den Sakristanen verabreichtes Holz.

Ganz eigenthümlich ist der folgende Brauch. Wenn schwarze Wolken Unwetter ankünden, stellen die Frauen einen Jungen oder ein Mädchen, die nicht älter als sieben Jahre sein dürfen, mitten auf die Straße. Sie müssen dann drei Stückchen Brot nach rechts, links und vorne in die Luft werfen und dabei mit betender Stimme laut hersagen:

O heiliger Johannes, schlaf' nicht, auf, auf!
Drei Wolken kommen dort hinten herauf.
Sie bringen uns Wasser, Unwetter und Wind.
Wo treiben wir hin dieses Wetter geschwind?
In finst're Höhle soll es wandern,
Wo keines Hahnes Schrei ertönt,
Wohin kein Mondstrahl sich verirrt,
Dort schad't es mir nicht und keinem Andern.

Wenn dagegen große Dürre über das Land zieht und die Felder austrocknet, so veranstalten die Bauern von Manduria in Apulien die große Prozession des voto di S. Pietro di Bevagna. 10 km von der Gemeinde entfernt, erhebt sich ein Thurm, von einem Flüßchen der Gegend Bevagna genannt. Dort landete nach der Legende zum ersten Male in Italien St. Petrus mit St. Markus. Später hatte man dort eine Peterskirche errichtet, die im Laufe der Zeit mit der einst hier vorhanden gewesenen Stadt in Schutt und Trümmer versank. Vor langen Jahrzehnten wurde der kleine Tempel ausgegraben, und man fand dort das Bild des Heiligen, um das sich natür-

lich auch sofort ein Sagenkranz wob. Es sei übers Meer gekommen, oder von dem heiligen Lukas gemalt, oder geheimnißvoll dort aufgefunden worden. Es wird viel besucht und gilt namentlich in der Dürre als regenbringend.

Wenn alles von der Sonne versengt zu werden droht, vereinigen sich die Bauern von Manduria und beschließen das voto di S. Pietro. Das ist dann eines der größten Feste. Alles strömt nach Bevagna; denn der Abt des Heiligthums allein hat das Recht, das Bild von seinem Platze zu nehmen. Die Nacht vor der Prozession bringt das Volk unter freiem Himmel zu, was einen phantastischen Anblick gewährt. Vor Sonnenaufgang bewegt sich der ganze Zug nach der Stadt, einer enormen Schlange gleich sich über Feld und Wiesen hinwindend. Einige tragen noch große Steine, Andere Dornenkronen. Fast Alle haben einen Mastix- oder Wachholderzweig in den Händen. Von Zeit zu Zeit singen sie:

O heiliger, benedeiter Petrus,
Du wohnest in der Wüste Nacht,
Es hat des Heilands Liebe dir
Des Himmels Schlüssel zugedacht.
Drum gieb auch uns das Paradies.
In deiner Hand liegt ja die Macht.

Nähert sich das Bild dem Städtchen, so kommen die Behörden auf die Piazza di Pietà. Dort setzt man ein Protokoll auf, in dem Bürgermeister und Stadträthe sich verpflichten, das erwähnte heilige Bild in das vorgenannte Heiligthum zurückzuliefern an dem und dem Tage, unter Entfaltung desselben Pompes, mit dem es hergebracht wurde. Jetzt kann das Bild in die Kathedrale, wo es zur Verehrung der Gläubigen aufgestellt wird. Dann wird es wieder zurückgebracht; wenn Regen gekommen, mit Jauchzen und dankbarem Freudengeschrei; im entgegengesetzten Falle wird die Buße unter allgemeinen Klagen fortgesetzt.

Als Folge des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele entwickelt sich eine Reihe eigenthümlicher Vorstellungen. In der Nacht zum 2. November, zum Todtentage, kehren sämtliche Seelen auf Erden zurück, in weißem Kleide, mit einer Laterne in der Hand, vereinigen sich zu langem Zuge und marschieren durch Straßen und Felder und murmeln Gebete. Dieser Glaube ward 1848 einmal auch zu politischen Zwecken ausgenutzt. Das Volk von Manduria wußte nicht, ob es den durch die Revolution auch hier angefachten liberalen Ideen folgen oder den Burbonen treu bleiben sollte. Die Royalisten kamen deshalb auf den Gedanken, das schwankende Volk mit seinem eigenen Aberglauben zu schlagen, und arrangirten eine weiße Prozession von Todten, die zu allgemeinem Entsetzen durch die Straßen zogen und zur Ruhe mahnten.

Weiter nach Süden noch, in Sizilien, gilt der Glaube, daß die Todten mit ihrer Rückkehr nach dem Reich der Lebendigen an diesem Tage den Zweck verbinden, die Kinder zu beschenken. Und so werden sie, was bei uns der heilige Nikolaus oder der Weihnachtsmann, und das Todtenfest wird für die Kinder in Sizilien das größte und lustigste Fest. Frühe gehen sie zu Bett, denn sie wissen, daß die Todten nicht gesehen sein wollen. Und wehe dem Kinde, das wach bleibt, um sie zu beobachten. Vorher aber beten sie noch:

Armuzzi santi, armuzzi santi,
Jo sugnu unu e vuatri siti tanti
Mentre sugnu 'nta stu munnu di guai
„Cosi di morti" mittitiminni assai.

Das heißt:

Heilige Seelen, heilige Seelen,
Ich bin allein und ihr seid zu Vielen.
Ich muß in dieser Welt mich noch quälen,
Schenkt mir viel „Todtensachen" zum Spielen.

Die Todtensachen sind natürlich Geschenke, die die theuren Todten den Kindern bringen. Alles ist Nacht und Schweigen. Die Todten erheben sich leise, leise aus ihren Gräbern und verwandeln sich in Ameisen. So dringen sie in die Magazine und Geschäfte, öffnen Schränke, Kisten und Schaufenster, schleppen fort, was sie können und was sie den artigen Kindern bringen müssen: Kleidchen, Puppen, Reiter, Spielzeug, Konfekt und Eßwaren. Letztere sind der Haupttheil der Geschenke und bestehen aus Zuckermännchen und -weibchen. Das liegt obenauf im Körbchen und drumherum Backwerk, Bisquits, gedörrte Feigen, auf Stöckchen gereiht, kandirte Kastanien und Nüsse, die gemäß der Ueberlieferung nicht fehlen dürfen, Zuckermandeln und vieles andere. Aber die Last wird den Todten zu schwer zum Tragen und sie laden alles auf Maulesel, die sie an langen Stricken hinter sich herziehen. Und so halten sie vor jeder Thür einen Augenblick an, schlüpfen durch die Thürritze, um zu sehen, ob die Kinder schlafen und um das Körbchen in einem Winkel des Zimmers zu verbergen. Sind die Kinder wach, so ist dem bald abgeholfen. Die Todten kitzeln ihnen die Fußsohlen und lassen nichts zurück oder höchstens einen mit Kohle geschwärzten Korb mit Knoblauch, Zwiebeln und alten Schuhen, was dann am folgenden Morgen großes Weinen verursacht. Dasselbe geschieht auch den unartigen Kindern.

Auch für die ganz Armen und die Waisen ist an diesem Tage gesorgt. Ein wohlhabenderer Nachbar geht hin und spricht mit den Todten, und dann lädt er die Kinder ein, in seinem Hause zu suchen.

So wandelt sich für die Kinderwelt die Furcht vor den Todten in Zuneigung, der Todtentag in ein jauchzendes Fest der Freude und des Genusses, an dem sogar nicht weniger als die Kinder, vielleicht beinahe mehr als sie, die Kinder von einstmals, die Eltern, theilnehmen.

Auch sonst kann man, um wieder auf Apulien zurückzukommen, die Schatten der Todten sehen. Wenn ein eben Gestorbener auf seiner Bahre liegt, mit den Füßen nach der Thür, so öffnet man diese und zündet zwei Lichter an. Dann können die Schatten der Todten ins Zimmer. Fühlt Jemand sich muthig genug, sie zu sehen, so befeuchtet er seine Augenlider mit den Thränen, die von dem Todten geflossen und in weißem Linnen gesammelt sind. Und dann schwört er, fortgerissen von seiner Einbildung, daß er sehe, wie thatsächlich die Schatten der Todten die Bahre umgeben, — ein Spiritismus in naiverer Form.

Aus alten Zeiten vibrirt noch der Glaube an die Hausgeister nach, die gleich den deutschen Kobolden necken und ärgern und den Einen mit ihrer Sympathie, den Anderen mit ihrer Antipathie beglücken. Im Tarentinischen ist das besonders der Laúru, der in Lecce und bei Kap Leuca Scazza murieddu heißt. Ein kapriziöses, ein halbes Meter hohes Männchen, von den Urgroßvätern nur gesehen, aber von Allen gehört, ein ungefährlicher Liebhaber der Frauen und Kinder, gut gebaut, wie die Frauen hinzufügen, harmonisch im einzelnen, mit rabenschwarzen, leuchtenden Augen und langen, lockigen Haaren, in Sammetkleidern und mit graziösem Kalabreserhut. Der hat zu tausenden von Erzählungen Anlaß gegeben. Er nimmt sich der häßlichen Mädchen an, die nicht, wie ihre schönen Schwestern, Männer bekommen können, erscheint den Menschen und fragt sie, was sie sich wünschen, einen Sack Gold oder Scherben. Sagen sie das erstere, so bringt er ihnen Scherben. Den Frauen verursacht er Alpdrücken, den Pferden flicht er bizarr die Mähnen, den Kindern kämmt er nachts die Locken in sonderbarer Art oder zerzaust sie ihnen und treibt tausenderlei Schabernack. Nur ein Mittel giebts, ihn fernzuhalten. Das ist: man muß ein paar Rinds- oder Schafshörner über der Thür anbringen: vor Hörnern hat Laúru eine Heidenangst.

Jedermann weiß, wie oft Naturphänomene, die man sich nicht erklären kann, zu allerhand phantastischen Erklärungen Anlaß geben. Interessant ist in dieser Beziehung der Glaube an den Meerochsen in dem kleinen Avetrana in der Terra d'Otranto. Avetrana liegt 2 km vom Meere entfernt und ist durch ausgedehnte Sümpfe von letzterem getrennt. Aus den Sümpfen ertönt, namentlich bei Sturm, ein dumpfes Brüllen, wie wenn ein verwundeter Stier im Todeskampfe ränge. Das hat zu unendlichen Vermuthungen Anlaß gegeben, und viel ist darüber geraunt worden. Es soll ein wüstes Meerungeheuer, wie ein Rind gebildet, nur zehn- oder zwanzigmal so groß, einmal aus dem Meere sich hervorgewälzt haben. Dann ist es in die Sümpfe gerathen und dort stecken geblieben. Oder es stürzte sich ein junger Mönch aus unglücklicher Liebe zu einem schönen Mädchen dort hinein und muß nun ewig dort schmachten. Oder es kam eines Tages auf schwarzem Roß ein sarazenischer Ritter herangesprengt und verschwand spurlos in dem tückischen Sumpf, und seitdem ruft er flehentlich um Hülfe.

Man hat versucht, das Phänomen wissenschaftlich zu erklären. Am wahrscheinlichsten ist folgendes: Der Sumpf steht durch unterirdische Gänge mit dem jonischen Meere in Verbindung. Bei Südwind schwillt das Meer an und dringt gewaltsam in den Sumpf und die unterirdischen Grotten. Dabei bringt es denn dieses Brüllen zuwege.

Wo ein solcher Reichthum sagenhafter Vorstellungen sich entwickelt hat, wird es auch an eigentlichen Volksmärchen nicht fehlen. Und in der That giebt es in fast allen apulischen Dialekten eine große Anzahl Märchen, die zum Theil ein so deutsches Gepräge tragen, daß sie selbst im Grimm keine schlechte Figur machen würden. Liest man ein Märchen wie die „Königsbraut", so fühlt man sich ganz heimisch berührt. Freilich

Auch sonst kann man, um
zukommen, die Schatten der Tod
Gestorbener auf seiner Bahre lieg
Thür, so öffnet man diese und zü
können die Schatten der Todten
sich muthig genug, sie zu sehen, so
mit den Thränen, die von dem To
Linnen gesammelt sind. Und dann
seiner Einbildung, daß er sehe, wie
Todten die Bahre umgeben, — ein S

Aus alten Zeiten vibrirt noch
geister nach, die gleich den deutschen
und den Einen mit ihrer Sympath
Antipathie beglücken. Im Tarentini
Laúru, der in Lecce und bei Kap
heißt. Ein kapriziöses, ein halbes Me
den Urgroßvätern nur gesehen, aber v
gefährlicher Liebhaber der Frauen und
die Frauen hinzufügen, harmonisch im
schwarzen, leuchtenden Augen und lange
Sammetkleidern und mit graziösem Kala
tausenden von Erzählungen Anlaß gegeben
häßlichen Mädchen an, die nicht, wie ihre
Männer bekommen können, erscheint den
sie, was sie sich wünschen, einen Sack G
Sagen sie das erstere, so bringt er ihnen Scher
verursacht er Alpdrücken, den Pferden flich
Mähnen, den Kindern kämmt er nachts die
barer Art oder zerzaust sie ihnen und treibt tausc
nack. Nur ein Mittel giebts, ihn fernzuhalten.
muß ein paar Rinds- oder Schafshörner über
bringen: vor Hörnern hat Laúru eine Heidenangst.

t fahren sollten. Einen Augenblick
ie Mutter des häßlichen Mädchens
gte zu ihm: Majestät, ich habe
aus aufgenommen und vor allem
te ich euch um eine Gnade. Und
ſt alles haben. Majestät, ich will
möchte nur, daß ich und meine
n Wagen begleiten; es wird ja so
vir zusammen sein können. Der
dir gewährt. Sie fuhren ab.
Rittern, dann die Königin mit den
ie Hofdamen. Nach kurzer Zeit
e eines prächtigen Schlosses. Da
pf aus dem Fenster des ersten
bei Namen und sagte: Sieh, das
wir den Sommer über fröhliche
ber rasselten so, daß die Königin
und so fragte sie die Gevatterin:
Diese antwortete: Der König
: ausziehen und meiner Tochter
te, das wäre eine Schrulle vom
ner Stunde ungefähr gelangte
schönen Wald mit großen be-
g beugte sich von neuem zum
r, was für ein schöner Wald,
jagen. Und die Königin hatte
fragte: Was hat der König
er König hat gesagt, daß ihr
n und eure Königskrone, die
n erglänzt, meiner Tochter
darüber, denn sie hielt es
d gehorchte. Und nach einer

Auch sonst kann man, um wieder auf Apulien zurückzukommen, die Schatten der Todten sehen. Wenn ein eben Gestorbener auf seiner Bahre liegt, mit den Füßen nach der Thür, so öffnet man diese und zündet zwei Lichter an. Dann können die Schatten der Todten ins Zimmer. Fühlt Jemand sich muthig genug, sie zu sehen, so befeuchtet er seine Augenlider mit den Thränen, die von dem Todten geflossen und in weißem Linnen gesammelt sind. Und dann schwört er, fortgerissen von seiner Einbildung, daß er sehe, wie thatsächlich die Schatten der Todten die Bahre umgeben, — ein Spiritismus in naiverer Form.

Aus alten Zeiten vibrirt noch der Glaube an die Hausgeister nach, die gleich den deutschen Kobolden necken und ärgern und den Einen mit ihrer Sympathie, den Anderen mit ihrer Antipathie beglücken. Im Tarentinischen ist das besonders der Laúru, der in Lecce und bei Kap Leuca Scazza murieddu heißt. Ein kapriziöses, ein halbes Meter hohes Männchen, von den Urgroßvätern nur gesehen, aber von Allen gehört, ein ungefährlicher Liebhaber der Frauen und Kinder, gut gebaut, wie die Frauen hinzufügen, harmonisch im einzelnen, mit rabenschwarzen, leuchtenden Augen und langen, lockigen Haaren, in Sammetkleidern und mit graziösem Kalabreserhut. Der hat zu tausenden von Erzählungen Anlaß gegeben. Er nimmt sich der häßlichen Mädchen an, die nicht, wie ihre schönen Schwestern, Männer bekommen können, erscheint den Menschen und fragt sie, was sie sich wünschen, einen Sack Gold oder Scherben. Sagen sie das erstere, so bringt er ihnen Scherben. Den Frauen verursacht er Alpdrücken, den Pferden flicht er bizarr die Mähnen, den Kindern kämmt er nachts die Locken in sonderbarer Art oder zerzaust sie ihnen und treibt tausenderlei Schabernack. Nur ein Mittel giebts, ihn fernzuhalten. Das ist: man muß ein paar Rinds- oder Schafshörner über der Thür anbringen: vor Hörnern hat Laúru eine Heidenangst.

Jedermann weiß, wie oft Naturphänomene, die man sich nicht erklären kann, zu allerhand phantastischen Erklärungen Anlaß geben. Interessant ist in dieser Beziehung der Glaube an den Meerochsen in dem kleinen Avetrana in der Terra d'Otranto. Avetrana liegt 2 km vom Meere entfernt und ist durch ausgedehnte Sümpfe von letzterem getrennt. Aus den Sümpfen ertönt, namentlich bei Sturm, ein dumpfes Brüllen, wie wenn ein verwundeter Stier im Todeskampfe ränge. Das hat zu unendlichen Vermuthungen Anlaß gegeben, und viel ist darüber geraunt worden. Es soll ein wüstes Meerungeheuer, wie ein Rind gebildet, nur zehn- oder zwanzigmal so groß, einmal aus dem Meere sich hervorgewälzt haben. Dann ist es in die Sümpfe gerathen und dort stecken geblieben. Oder es stürzte sich ein junger Mönch aus unglücklicher Liebe zu einem schönen Mädchen dort hinein und muß nun ewig dort schmachten. Oder es kam eines Tages auf schwarzem Roß ein sarazenischer Ritter herangesprengt und verschwand spurlos in dem tückischen Sumpf, und seitdem ruft er flehentlich um Hülfe.

Man hat versucht, das Phänomen wissenschaftlich zu erklären. Am wahrscheinlichsten ist folgendes: Der Sumpf steht durch unterirdische Gänge mit dem jonischen Meere in Verbindung. Bei Südwind schwillt das Meer an und bringt gewaltsam in den Sumpf und die unterirdischen Grotten. Dabei bringt es denn dieses Brüllen zuwege.

Wo ein solcher Reichthum sagenhafter Vorstellungen sich entwickelt hat, wird es auch an eigentlichen Volksmärchen nicht fehlen. Und in der That giebt es in fast allen apulischen Dialekten eine große Anzahl Märchen, die zum Theil ein so deutsches Gepräge tragen, daß sie selbst im Grimm keine schlechte Figur machen würden. Liest man ein Märchen wie die „Königsbraut", so fühlt man sich ganz heimisch berührt. Freilich

sind in dem Gemälde auch wieder Farben, auf die unser Empfinden nicht reagirt, und einige starke Lokaltöne, für die uns das Verständniß nur aus der Kenntniß des apulischen Volkes oder überhaupt der Südländer aufgeht. Man urtheile selbst.

Die Königsbraut.

(Aus Manduria.)

Es waren einmal zwei Gevatterinnen, die hatten sich sehr lieb. Die eine hatte eine sehr schöne Tochter mit meergrünen Augen und wie die Sonne strahlenden Haaren. Die andere hatte auch eine Tochter in demselben Alter, aber häßlich und buckelig mit weißen Katzenaugen und wirren schwarzen Haaren wie eine Hexe. Die beiden Frauen hatten sich einst zugeschworen, daß wenn eine von ihnen sterben würde, die andere die Waise im eigenen Hause aufnehmen und wie eine Tochter pflegen und lieben solle. Schnell klopfte das Unglück an das Haus des schönen Mädchens. Seine Mutter starb, und so wurde es von der Gevatterin aufgenommen. Zur selben Zeit bekam ein großer und mächtiger König Lust, eine Frau zu nehmen. Und er begann in seinem großen Reiche herumzureisen, um sich eine schöne Frau auszusuchen. So kam er auch in das Dorf. Und kaum hatte er die schöne Waise gesehen, so verliebte er sich sterblich in sie. Das schmerzte die Frau, die sie aufgenommen hatte, als sie sah, daß sie so ein Glück hatte und ihre eigene Tochter nicht, man braucht nicht zu sagen wie sehr. Und sie schwor in ihrem Herzen, sich zu rächen.

Inzwischen kündigten die Herolde in Land und Stadt des Königreichs die fürstliche Hochzeit an, welche auch bald darauf gefeiert wurde mit ungeheurem Aufwand an Gold und Edelsteinen, in Gegenwart der vornehmsten Damen und tapfersten Ritter, die dem König unterthan waren. Am Hochzeitsabend standen fünfzig Equipagen bereit, in denen das Königspaar und

das ganze Gefolge zur Stadt fahren ſollten. Einen Augenblick vor der Abfahrt aber rief die Mutter des häßlichen Mädchens den König beiſeite und ſagte zu ihm: Majeſtät, ich habe eure Verlobte in meinem Haus aufgenommen und vor allem Unheil bewahrt. Dafür bitte ich euch um eine Gnade. Und der König: Befiehl, du ſollſt alles haben. Majeſtät, ich will nicht Gold oder Ehren; ich möchte nur, daß ich und meine Tochter allein eure Braut im Wagen begleiten; es wird ja ſo das letzte Mal ſein, daß wir zuſammen ſein können. Der König antwortete: Es ſei dir gewährt. Sie fuhren ab. Voran der König mit ſeinen Rittern, dann die Königin mit den beiden Frauen, ſchließlich die Hofdamen. Nach kurzer Zeit kamen die Wagen in die Nähe eines prächtigen Schloſſes. Da beugte der König ſeinen Kopf aus dem Fenſter des erſten Wagens und rief ſeine Braut bei Namen und ſagte: Sieh, das iſt unſer Schloß, hier wollen wir den Sommer über fröhliche Reſidenz halten. Die Räder aber raſſelten ſo, daß die Königin dieſe Worte nicht gut verſtand, und ſo fragte ſie die Gevatterin: Was hat der König geſagt? Dieſe antwortete: Der König hat geſagt, daß ihr eure Kleider ausziehen und meiner Tochter geben ſollt. Die Königin glaubte, das wäre eine Schrulle vom König, und gehorchte. Nach einer Stunde ungefähr gelangte die Karawane mitten in einen ſchönen Wald mit großen belaubten Bäumen. Und der König beugte ſich von neuem zum Wagen hinaus und rief: Sieh nur, was für ein ſchöner Wald, hier wollen wir Haſen und Eber jagen. Und die Königin hatte auch diesmal nicht gut gehört und fragte: Was hat der König geſagt? Die Frau antwortete: Der König hat geſagt, daß ihr eure Kleinodien, eure Schmuckſachen und eure Königskrone, die von ſeltenen und koſtbaren Steinen erglänzt, meiner Tochter geben ſollt. Die Königin lächelte darüber, denn ſie hielt es für eine neue Laune des Königs, und gehorchte. Und nach einer

Stunde gelangten die Wagen ans Meer. Der Wind wehte sehr heftig und dicke Wolkenmassen kündigten nahen Regen und baldiges Unwetter an. Da beugte der König sich von neuem aus dem Wagen und sagte: Königin, Königin, sieh dieses Meer. Hier wollen wir allein in unserem flinken weißen Königsboot rudern. Die Königin hatte auch diesmal nicht verstanden, und von der Gevatterin erhielt sie auf ihre Frage die Antwort: Der König hat gesagt, daß ihr euch ins Meer stürzen sollt. Man hörte ein Aufschlagen. Und die unglückliche Königin wurde von den Strudeln des Ozeans verschlungen. Sie verdiente aber den Tod nicht. Denn sie war schön und gut und erlitt die Strafe, weil sie gehorsam war. Dort unten wurde sie von anmuthigen Sirenen aufgenommen, die süß sangen, wie man's sonst nirgends hörte. Und sie führten sie in ihre stolzen Paläste. Dort sah sie viele Männer und Frauen, die der verrätherische Gesang jener geheimnißvollen Bewohnerinnen des Meeres angelockt und für immer gefesselt hatte. Inzwischen war bei Tagesanbruch die Karawane in der Hauptstadt angekommen, und im Königspalast wimmelte es von Damen und Rittern. Der König bot seiner Braut sofort den Arm. Aber als er sich herabbeugte, um ihr tief in die Augen zu schauen und sich an ihrem lustvollen Liebreiz zu berauschen, blieb er wie vom Blitz getroffen. So häßlich, fragte er sich, ist die Königin? Aber schien sie mir nicht die Schönste auf der Welt? Und auch die Anwesenden waren verwundert und erstaunt über die seltsame Wandlung und sahen sich schweigend an. Nur die Mutter der neuen Königin war außer sich vor Freude. Und als der König sie schließlich nach der Ursache der plötzlichen Umwandlung fragte, da antwortete sie: Majestät, es verging der Mond, und er nahm ihr das Glück, es verging die Sonne, und sie nahm ihr den Schimmer.

Da wurde sogleich das Fest aufgehoben, und trauernd zog

ſich der König in ſeine Gemächer zurück, wo er drei Tage und drei Nächte blieb, ohne eine Menſchenſeele zu ſehen und ohne Speiſe zu ſich zu nehmen. Und er weinte bittere Thränen in ſeinem Schmerz über die herbe Enttäuſchung.

Nach einiger Zeit wollte er hinaus ins Freie, um ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen. Er ging allein und verbat ſich jede Begleitung der Höflinge. Unbewußt lenkte er ſeine Schritte zum Meer. So kam er an den Strand. Dort ſtand er ſtill und ſeufzte aus tiefer Bruſt auf. Da ſchien es ihm plötzlich, als käme vom Grunde des Meeres her eine melancholiſche Stimme. Er horchte aufmerkſam, und die Stimme ſagte: Der du an dieſen Strand kommſt, geh zum König und erzähl' ihm meine Geſchichte. Der König dachte: Wer mag das ſein, der ſo redet? Und er fuhr mit lauter Stimme fort: Wer biſt du und was willſt du vom König? Da erzählte die unbekannte Stimme, welche gerade die der echten Königin war, das nächtliche Reiſeabenteuer. Der König war außer ſich über dieſe Schändlichkeiten, und kaum war die Erzählung zu Ende, ſo fragte er: Und was muß der König thun, um dich aus dem Meer zu holen und in die Königsburg zurückzuführen? Ach jeder Verſuch iſt unnütz. Ich bin dazu verdammt, ewig in den Wogen zu bleiben. Aber höre, ich will die Sirenenmutter fragen, und wenn du morgen wiederkommſt, will ich dir ihre Antwort mittheilen. Ob der König am folgenden Tage zum Meeresſtrande zurückkehrte? Na, und wie! Ueberflüſſig davon zu reden. Eben war er angekommen, da hörte er die gewohnte Stimme, die ſagte: Biſt du da? Du zeigſt dich wirklich rührend beſorgt um mich, die Unglückliche. Nun wohl! Weißt du, die Sirenenmutter hat mir das ſichere Mittel mitgetheilt, um mich zu retten: aber es läßt ſich ſo ſchwer verwirklichen, daß ich es dir lieber nur gar nicht ſagen will. Und dann wird der König ſich jetzt ſchon über meinen Verluſt getröſtet haben,

er muß mich ſicher für todt halten. Nein, nein, rief der König aus, rede nicht ſo, denn ich weiß, daß der König der unglücklichſte der Menſchen geworden iſt, ſeitdem du verſchwunden. Sage nur das Mittel dich zu retten, was es auch immer ſei. Sei es denn! Damit ich wieder auf die Erde zurück kann, iſt es nöthig, daß eine große Ladung Wein, eine große Ladung Käſe und eine große Ladung Brot ins Meer geworfen wird. So viel als genügt, den Hunger der Sirenen und ihrer Gefangenen zu ſtillen, die ſeit lange ſchon keine Speiſe mehr angerührt haben. Aber ſie übertreffen an Zahl die Bewohner der Erde. Als der König das gehört, kehrte er eiligen Schrittes zu ſeinem Palaſt zurück. Und ſofort befahl er, daß jeder Bürger des Reiches innerhalb drei Tagen allen Wein, den er beſäße, allen Käſe und alles Brot ins Meer werfen ſolle. Bei Todesſtrafe für den, der es unterließe. Alle glaubten, daß der König närriſch geworden wäre, und lachten über die Verſchrobenheit. Trotzdem gehorchten ſie blindlings. Da kehrte die ſchöne Königin mit den meergrünen Augen und den ſonnenſtrahlgleichen Haaren lächelnd nach Hauſe zurück in die Arme ihres Gemahles, der ſie bis zu dem Abend verborgen hielt, an dem Hoffeſt war. Als Fremde gekleidet, miſchte ſie ſich unter die Schar der Ritter und Damen, die den Palaſt anfüllten. Als Alle ſich im Saale im Kreis herumgeſetzt hatten, trat der König herein. Er näherte ſich der falſchen Königin, die in reichen Kleidern und blitzenden Kleinoden von Freude erglänzte, und machte ihr eine leichte Verbeugung. Dann grüßte er die anderen obenhin mit der Hand und ſagte: Damen und Herren, ich habe euch hier vereinigt, damit ein jeder von euch irgend eine Liebes- oder Leidensgeſchichte erzähle. Das ſoll meinen gebeugten Geiſt ein wenig zerſtreuen. Deß freuten ſich Alle, in der Hoffnung, daß endlich der junge Herrſcher von der Traurigkeit laſſen würde, die ihn ſeit vielen Tagen quälte. Und im Kreiſe herum begann jeder

Einzelne eine Geſchichte zu erzählen, und bald lachten die Zuhörer, bald weinten ſie. Als die Reihe an die ſchöne Unbekannte kam, erzählte ſie ihre eigene Geſchichte. Und alle entſetzten ſich, als ſie ſolche Grauſamkeit vernahmen. Und wie ſie ſchwieg, erhob ſich der König und fragte: Welche Strafe verdient Diejenige, die dieſes Mädchen verrieth? Und Alle vereint riefen: Die Königin möge urtheilen! Die Königin, weiß wie Linnen und nahe daran in Ohnmacht zu fallen, hatte kaum die Kraft hervorzuſtoßen: Den Tod verdiente ſie! Und der König rief: So ſei es! Da ſtürzten vier bewaffnete Männer in den Saal, nahmen der falſchen Königin allen Schmuck und ſchleppten ſie ſammt ihrer Mutter hinaus. Der König aber zeigte den Herren und Damen die echte Königin, ſeine wahre ſchöne Gemahlin, die meergrüne Augen und ſonnenſtrahlgleiche Haare hatte.

Erinnert das nicht an deutſche Märchen, wie das von der Königin, die ein Entlein wurde, oder die Töchter der Frau Holle, ein wenig auch an Aſchenbrödel?

Wie dieſes Märchen von der Königsbraut zuſammen mit vielen anderen, die ähnlicher Art ſind und ebenſo gut auf deutſchem Boden gewachſen ſein könnten, dort unten in Apulien entſtanden, wer will es genau ſagen und unzweifelhaft beſtimmen! Iſt es indoeuropäiſchen Urſprungs und mit den italieniſchen Einwanderern zugleich auf die Halbinſel gedrungen? Iſt es Jahrtauſende ſpäter von den Arabern oder Normannen, die ihre größte Inſel, Sizilien, überflutheten, als exotiſche Gabe gebracht und ſeines Duftes und ſeiner Schönheit wegen bewahrt worden?

Vielleicht klärt das einmal die vergleichende Sagenforſchung auf, die ſeit einiger Zeit auch in Italien einen erfreulichen Aufſchwung nimmt, angeregt und gefördert hauptſächlich durch den

unermüdlichen Giuseppe Pitré, der namentlich für Sizilien mustergültige Sammlungen veranstaltet hat.

Auch in Oberitalien fehlt es nicht an Sagen. Aber sie sind anderer Art, und das ist leicht erklärlich. Man wird sich nicht wundern, daß in Piemont und der Lombardei in Volkssagen und Volksgesängen sich dieselben Elemente finden, wie in der altfranzösischen Troubadourdichtung und der deutschen Ritterromantik, wenn im Venetianischen und Toskanischen Anklänge an tirolische und südösterreichische Sagen auftauchen. Denn die Handels- und politischen Verbindungen der verschiedensten Zeiten haben zu gemüthlichem gegenseitigen Austausch dessen, was Herz und Phantasie erfüllte, sicher unendlich oft Anlaß gegeben. Und jeden Tag tauchen hier neue, manchmal auch den Kundigen überraschende Verbindungen und Beziehungen auf.

Und das Wunderbare an diesen Forschungen ist, daß die täglich sich mehrenden, überall sich findenden gemeinsamen Sagen und Märchen über den im modernen individualisirten Leben der Völker sich bildenden excentrischen und auseinander strebenden Kreisen der verschiedenen besonderen Nationalitäten wie ein leichter Nebelring schweben, der sie alle verbindet und umfaßt. Und dabei ist es zunächst gleichgültig, ob diese Märchen und Sagen auf einen gemeinsamen indoeuropäischen Ursprung zurückgehen oder von einem Volke auf das andere übertragen, wie Samen vom Winde zerstreut, hier und da Boden gefaßt und sich entwickelt haben. Denn auch für den letzteren Fall muß ja, um das Weiterkommen des Samenkorns zu ermöglichen, wenigstens der Boden ein günstiger und dem Mutterboden ähnlich sein.

Und solche Samenkörner finden sich überall, selbst da, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte und wo sie auch tief versteckt liegen und selbst dem Kundigen manchmal entschlüpfen. Ich denke dabei zum Beispiel besonders an das von der Kultur noch so wenig beleckte Sardinien. Heinrich Maltzan, der be-

rühmte Reiſende, konnte in dem wohlbekannten Werke über Sardinien, ſeiner „Reiſe auf der Inſel Sardinien“, noch 1869 behaupten, daß die Liebe zum Wunderbaren, die den Völkern des Südens am Ende ebenſo gut eigen ſei, wie denen des Nordens, ſich bei den Sarden ausſchließlich in orthodox katholiſche Formen kleide; daß jene halb heidniſchen oder wenigſtens profanen Volksſagen, an denen Deutſchland ſo reich erſcheine, hier durchaus vermißt würden; daß man hier umſonſt nach Aequivalenten für unſre Fauſt- und Blocksbergſagen, für unſeren Rübezahl, für die Unzahl unſerer Volksmärchen ſuche, und daß ſich alles auf die bibliſchen Erzählungen oder auf die Legenden von Heiligen beſchränke.

Aber eifrige Studien weniger Jahre haben genügt, um dieſe Meinung als eine völlig irrige und haltloſe zu erweiſen. Daß die Heiligenlegenden auf Sardinien beſonders zahlreich ſind, dem Reiſenden deshalb auch zunächſt auf Schritt und Tritt begegnen und ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich in Anſpruch nehmen und von den anderen Sagen ablenken, iſt erklärlich. Denn man denke daran, wieviel Kreuzfahrer und Pilger im Mittelalter, auf der Rückkehr aus dem heiligen Land, aus dem ſie Wunder und Sagen mitbrachten, an der Inſel landeten, ſtrandeten und vorüberkamen. Aber daß aus der Urväter Zeit gar nichts herübergerettet ſein ſollte, daß Etrusker, Karthager und Griechen, Juden und Aegypter, Vandalen und Sarazenen vergebens auf dieſer Inſel gehauſt und gar keine Spuren hinterlaſſen haben ſollten, war nicht gut anzunehmen und wird nun auch durch die Thatſachen glänzend widerlegt. Der Spiegel, der auf die Frage nach der Schönſten auf der Welt der Stiefmutter Schneewittchens leibhaftig antwortet, die Wünſchelruthe, die ein Tiſchlein-deck-dich hervorzaubert und Zimmer mit Gold anfüllt, Knäuel Garn, die vor der Verfolgung der Feinde ſchützen, die Verwandlung eines

Menschengesichts in einen Katzenkopf, der verwunschene Prinz, der in Bärengestalt auf der Erde herumtapert, die Pfeife, die alle Anwesenden tanzen macht, und viele andere Dinge zeigen, wie auch in Sardinien ein großer Schatz von solchen Märchen vorhanden ist, die profanen oder heidnischen Wundercharakter haben.

Das deutsche Märchen von Schneewittchen und den sieben Zwergen hat in Sardinien folgende Gestalt angenommen. Ich bemerke vorher, daß ich wörtlich aus dem Dialekt übersetze. Die harte Kürze in der Form, bei der alles Unwesentliche abgeschnitten zu sein scheint, entspricht ganz dem gemessenen, ruhigen Wesen dieses primitiven Volkes und ist so charakteristisch, daß ich nichts habe ändern wollen.

Die dreizehn Räuber.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten keine Kinder. Die Frau besaß einen Spiegel, den sie jeden Tag fragte: Mein rundes Spiegelchen, giebt es noch eine andere Schönheit in der Welt außer mir? Nein, sagte der Spiegel.

Da ward sie schwanger und bekam ein wunderschönes Mädchen. Und sie fragte den Spiegel wie gewöhnlich: Mein rundes Spiegelchen, giebt es noch eine andere Schönheit außer mir? Ja, Granadina! So hieß das Mädchen. Das stachelte die Frau, daß die Tochter schöner sein sollte als die Mutter. Und immer, wenn sie den Spiegel fragte, antwortete er ihr: Ja, Granadina!

Eines Tages ruft sie einen Diener und sagt zu ihm: Entweder du thust, was ich dir befehle, oder du bist ein Mann des Todes. Was soll ich thun? Du sollst mir Granadina tödten, indem du so thust, als wolltest du sie in einer Karosse spazieren fahren. Wenn du mitten auf dem Felde bist, sollst du sie umbringen. Und zum Zeichen bringst du mir den kleinen

Finger und eine Flaſche mit Blut. Aber wie ſoll ich ihr das weismachen; ſie iſt ſchon ziemlich groß und acht Jahre alt. Ganz gleich, erwiderte ſie ihm, entweder du tödteſt ſie, oder dein Leben iſt verwirkt.

Der Diener ſpannt alſo den Wagen an, und ſie begeben ſich auf den Weg. Als ſie immer weiter fahren, ſagt Granadina zu dem Diener: Meine Mutter will mich umbringen, nicht wahr? Tödte mich alſo, du haſt ja einmal den Auftrag. Nein, ſagte der Diener, es iſt nicht wahr, wir wollen nur eine Spazierfahrt machen. Als ſie anlangten, ſagte Granadina muthig: Tödte mich nur. Weshalb willſt du nicht thun, was meine Mutter dich geheißen. Ich habe nicht den Muth dazu. Beſſer iſt's, Sie legen den kleinen Finger auf dieſen Stein und ich ſchneide ihn Ihnen ab und fülle die Flaſche mit dem Blut. Sie legt alſo den kleinen Finger hin, er ſchneidet ihn ihr ab und füllt die Flaſche mit Blut, dann verbindet er ſie und ſagt: Bleiben Sie hier, ich bringe Ihnen jeden Tag zu eſſen. Granadina ſagt ja, und er geht fort.

Er kommt nach Hauſe und die Herrin fragt ihn, ob er Granadina getödtet habe, und er antwortet: Ja, und zum Zeichen bringe ich Ihnen die Flaſche mit dem Blut und den kleinen Finger. Gut, ſagte die Herrin. Und ſie geht zum Spiegel und fragt: Mein rundes Spiegelchen, giebt es noch eine andere Schönheit in der Welt außer mir? Ja, Granadina! Und ſie fragte ſich: Granadina iſt todt, und immer noch ſagt der Spiegel, daß ſie die Schönſte ſei. Das heißt alſo, der Diener hat ſie nicht getödtet.

Der Diener brachte der Granadina täglich zu eſſen, und ſo vergingen weitere acht Jahre. Eines Tages geht Granadina, die ſich langweilte, aufs Gerathewohl ins Feld und verirrt ſich. Sie ſieht von weitem etwas wie ein Haus. Sie geht weiter und kommt ſchließlich hin. Da ſieht ſie den Tiſch gedeckt, mit

13 Plätzen, das heißt 13 Flaſchen, 13 Brote, 13 Teller und in der Küche ein Stück Fleiſch auf dem Spieß zum Braten. Sie geht durchs ganze Haus, aber es war Niemand da. Sie macht alles rein, richtet das Fleiſch zu, und nimmt von jedem Brot ein Stückchen und einen Fingerhut Wein von jeder Flaſche. Danach kriecht ſie unter ein Bett.

Da kamen die 13 Männer. Das waren Räuber. Als die alles ſauber fanden, das Eſſen bereit, und daß von Wein und Brot ein bißchen fehlte, ſagten ſie: Hier muß ein Vogel geweſen ſein; den müſſen wir haben. Ich bleibe da, ſagte einer. Und er bleibt da, aber draußen vor der Thür. Denn er glaubte, der Vogel käme von draußen. Granadina kriecht unter dem Bett hervor, beſorgt alles, wie am Tage vorher, und kriecht dann wieder unters Bett. Da kommen die Räuber und finden alles fertig. Du Dummkopf, du taugſt nicht, Wache zu halten. Morgen bleibe ich da, ſagt ein Anderer. Das geſchah, und ſie macht's wieder, wie an dem Tage vorher. Und die Räuber kommen. Was haſt du ausgerichtet? Ich habe Niemanden hereinkommen ſehen. Nicht von der Thür habe ich mich geregt, aber nichts entdeckt. Er muß drinnen ſein. Denn von draußen iſt niemand hineingekommen. Geh, morgen bleibe ich da ſagte der Aelteſte, das Haupt der Räuber, ich laſſe mich nicht anführen. So blieb er alſo am folgenden Tage, aber drinnen. Da ſieht er unter dem Bett Granadina hervorkommen. Und ſie war ſehr ſchön. Wie ſie den Räuber ſieht, ſagt ſie: Ich bitte Sie um eine Gunſt, tödten Sie mich nicht. Und ſie erzählte ihm ihre ganze Geſchichte. Geh, ſagte er, habe keine Furcht, du ſollſt wie eine Schweſter gehalten werden. Jetzt beſorg' alles, wie an den vorhergehenden Tagen, und kriech' dann wieder unters Bett. Die Anderen thun, was ich will, denn ich bin der Aelteſte, und ſie reſpektiren mich, wie wenn ich ihr Vater wäre. Sie richtet alles her und geht dann unters Bett. Da

kommen die Räuber. Nun, was haben Sie herausgekriegt? Ich habe den Vogel gefangen. Er war drinnen. Und er nimmt ein Kruzifix, das sie über den Betten aufgehängt hatten, und stellt es auf den Tisch und sagt: Schwört bei diesem Kruzifix, daß ihr das Mädchen, das hierhergekommen ist, wie eine Schwester halten wollt. Und Alle schwören. Da hängt er das Kruzifix wieder auf und läßt sie hervorkommen. Und sie sahen sie und waren wie verzaubert von der Schönheit Granadinas. Sie hatten sie alle gern und kleideten sie gut und ließen es ihr an nichts fehlen.

Der Diener aber, der ihr wieder zu essen bringen wollte, fand sie nicht mehr und glaubte, die wilden Thiere hätten sie zerrissen, und war sehr traurig.

Eines Tages sagen die Räuber zu Granadina: Zieh dich gut an. Wir wollen mit dir zu einem benachbarten Dorf. Dort ist ein Fest. Wir kommen und holen dich. Sie kleidet sich an und tritt ans Fenster. In dem Augenblick kam eine Frau vorüber, die goldgestickte Schuhe verkaufte. Granadina ruft sie heran und mißt sich ein paar Schuhe an. Wie sie den einen anzieht, geht ihr der Athem aus, beim anderen fällt sie platt um. Und die Frau ging fort. Da kommen die Räuber heim und wollen Granadina zum Fest holen und finden sie todt. Sie fangen an zu weinen und zimmern ihr einen Sarg. Sie machen oben ein Glas hinein und stellen sie draußen vor die Thür.

Eines Tages kommt der Königssohn vorbei, nimmt sie, legt sie in seine Karosse und fährt sie nach seinem Schlosse. Er ruft einen Diener und läßt sie in sein Zimmer bringen. Jeden Tag, wenn er ausfuhr, hängte er draußen den Schlüssel zu dem Zimmer auf.

Eines Tages dachte die Mutter bei sich: Ich will doch einmal das Zimmer meines Sohnes aufmachen und sehen,

was er da eigentlich hat; denn er läßt sich gar nicht mehr blicken. Sie geht hinein, sieht das Mädchen auf dem Bett liegen und sagt: Deshalb also kam er gar nicht zum Vorschein. Er hat so Unrecht nicht. Und sie löst ihr einen Schuh, um sich ihn anzusehen. Da fing das Mädchen wieder an zu athmen. In dem Augenblick kommt der Sohn und fragt seine Mutter, warum sie aufgemacht hätte. Und sie antwortet ihm: Um zu sehen, was du hier hast, daß du draußen dich gar nicht mehr sehen läßt. Jetzt verstehe ich dich, und du sollst sie heirathen. Alle sind glücklich und rüsten die Hochzeit. Und die Braut lud die Räuber ein, denn sie hatten sie sehr gut behandelt zur Zeit, als sie bei ihnen war, und sie konnte sie nicht vergessen. Die Beiden aber heirathen sich und nehmen im Schlosse Wohnung.

Die Aehnlichkeiten mit dem deutschen Märchen springen in die Augen, aber auch die Unterschiede sind leicht zu finden. Behaglich breit fließt das deutsche Märchen dahin, mit Ruhe ausgesponnen. Hier haben wir strenge, harte Kürze, bei der alles Ueberflüssige abgeschnitten ist. Manchmal freilich auch zu viel. Das Streben nach Konzentration hat zur Verstümmelung geführt, namentlich in der psychologischen Begründung einzelner Handlungen und Thatsachen, welche im deutschen Märchen sich logischer und sicherer einfügen. Was ist das für eine Frau, die der Granadina die gefährlichen Schuhe verkauft? Welches Interesse hat sie daran, mit den Schuhen, deren Eigenschaften ihr doch gewiß nicht unbekannt sein werden, gerade die Granadina zu beglücken? Woher weiß sie überhaupt den Aufenthaltsort des Mädchens? Aus welchem Grunde machen die Räuber ein Glas in den Sarg und stellen ihn dann vor die Thür?

Charakteristisch für Sardinien ist, daß aus den sieben Zwergen dreizehn Räuber werden, allgemein menschlich, daß sie so nett und reizend mit dem König des Landes verkehren.

Viel uns bekannte Elemente finden ſich auch in dem ſchönen Märchen von den beiden Brüdern, das ebenfalls einen durchaus heidniſchen Grundcharakter trägt und bei dem die chriſtlichen Zuthaten eigentlich ziemlich nebenſächlich ſind.

Die beiden Brüder.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine arm, der andere reich. Der arme hatte viele Kinder und der reiche keine. Eines Tages ſchickte der arme ſeinen Sohn zu dem reichen und ließ ihm ſagen: Er ſolle ihm ein paar Brote ſchicken, denn ſie ſtürben alle vor Hunger. Der reiche läßt ihm ſagen, er ſolle ſich nach Noramalas ſcheren.

[Was Noramalas iſt, weiß ich nicht. Die Italiener, die ich fragte, wußten es nicht befriedigend zu erklären. Möglicherweiſe iſt es myſtiſch und abſichtlich verändert aus einem Wort wie malora. Jedenfalls bedeutet es: er ſolle ſich zum Henker ſcheren.]

Gut, ſagte der, ruft ſeine Frau und ſagt zu ihr: Liebe Frau, gieb mir ein bißchen Brot, ich will nach Noramalas. Die Frau giebt ihm Brot, ſteckt es ihm in den Reiſeſack, und er geht fort.

Wie er ſo ging, begegnet er einem alten Manne. Das war Jeſus Chriſtus. Der ſagt zu ihm: Wo gehſt du hin, mein Sohn? Ich bin auf dem Weg nach Noramalas, wo mich mein Bruder hingeſchickt hat. Geh nur ſo weiter, dann wirſt du es ſchon finden. Und er geht weiter. Wie er ſo geht, begegnet er einer alten Frau, die ſagt zu ihm: Wo gehſt du hin, mein Sohn? Ich ſuche Noramalas. So, na dann höre! Geh bis zu dem rothen Thor. Wenn du da biſt, klopfe an die Thür. Dann wird ein häßliches Weib aus einem Fenſter herausgucken, mit Zähnen braun wie Kaſtanien, und wird dich fragen: Bin ich ſchön? Da mußt du ihr antworten: Schön

wie eine Sonne. Dann wird eine zweite, noch häßlichere herausſehen und dich fragen. Du antworteſt: Schön wie der Mond. Dann wirſt du ſchon ſehen, wozu ſie dir verhelfen werden, und ſie werden dir etwas geben. Gut, gut, antwortet der Mann. Und er geht weiter und ſieht von weitem ein rothes Thor. Das muß es ſein, denkt er, es iſt ſonſt keins da. Er kommt an und klopft. Und ſiehe, da kommt das Weib mit den kaſtanienbraunen Zähnen heraus und ſagt zu ihm: Bin ich ſchön? Schön wie eine Sonne. Und ſie geht hinein. Kommt die andere heraus, noch häßlicher als die erſte, und fragt ihn: Bin ich ſchön? Schön wie der Mond. Komm herein, fahren die beiden Frauen fort, und er geht hinein. Und ſie geben ihm eine Ruthe und ſagen: Nimm dieſe Ruthe. Wenn du etwas nöthig haſt, klopfe mit ihr. Dann wirſt du alles bekommen, was du wünſcheſt. Und er nimmt fröhlich Abſchied und geht fort. Er hatte den halben Weg zurückgelegt, da hatte er kein Brot mehr. Und da ihn hungerte, klopfte er mit der Ruthe, und es kommt ein Tiſch zum Vorſchein, der mit allem Möglichen beſetzt war. Er ißt. Und als er zu Ende iſt, klopft er wieder mit der Ruthe, und alles verſchwindet. Glückſtrahlend geht er nach Hauſe. Sofort umringen ihn Weib und Kinder, in der Erwartung, daß er etwas zu eſſen mitgebracht habe. Setzt euch alle hin. Er klopft mit der Ruthe, und es erſcheint von neuem ein Tiſch, aber ein Tiſch, auf dem nichts fehlte. Als ſie gegeſſen hatten, klopft er wieder mit der Ruthe und befiehlt ihr, daß ſie ihm ein ganzes Zimmer voll Gold hervorzaubere. Und es erſcheint ein Zimmer voll Gold. Er ſchickt eins von ſeinen Kindern zum Bruder und läßt ihm ſagen: Er möchte doch ſo gut ſein und ihm einen Augenblick ſeinen Trichter leihen. Er wolle Korn meſſen. Alles Mögliche, daß ihm der Bruder den noch wirklich überläßt. Und ſo mißt er all ſein Geld. Wie er damit zu Ende iſt, giebt er den Trichter

wieder zurück. Der Bruder beschaut sich den Trichter. Da sieht er ganz unten ein Goldstück. Wie, dachte er, mein Bruder ist arm, hat um ein paar Brote hergeschickt, denn sie stürben alle vor Hunger, und jetzt finde ich da ein Goldstück im Trichter? Er zieht sich an und geht hin, da sieht er ein ganzes Zimmer voll Gold. Wie bist du nur zu all dem Gold gekommen, fragt er den Bruder. Hast du mich nicht nach Noramalas geschickt? Ich habe mich aufgemacht, es zu suchen, und hab's gefunden. Da muß ich auch hin, sagte der reiche Bruder. Gesagt gethan. Er steckte Brot für die Reise ein und geht. Auf der Hälfte des Weges begegnet er dem alten Manne. Es war Jesus Christus. Der fragt ihn: Wohin gehst du, mein Sohn? Wohin ich will, antwortete er. Geh nur, geh. Und er geht weiter und begegnet der alten Frau, das war die Madonna, und sie fragt ihn: Wohin gehst du? Oh, sagt er, über das langweilige Gefrage! Wohin ich will. Geh nur, geh! Und er geht weiter, kommt zu dem rothen Thor und klopft. Da erscheint die alte Frau mit den kastanienbraunen Zähnen und fragt ihn: Bin ich schön? Häßlich wie der Böse. Und sie geht hinein. Kommt die andere heraus und fragt ihn: Bin ich schön? Häßlich wie die Versuchung, scher' dich hinein, man kann dich ja nicht ansehen. Und sie geht hinein, öffnet die Thür und läßt ihn eintreten. Dann giebt sie ihm eine Ruthe. Er strahlte vor Glück. Sie sagten ihm aber, er solle damit klopfen, erst wenn er zu Hause wäre. Kaum ist er im Hause, so klopft er mit der Ruthe, und es erscheinen lauter Gerten, welche anfangen, ihn zu prügeln. Seine Frau schickt zu dem Bruder und läßt es ihm sagen. Und der Bruder, wie er ihn so sah, hatte Mitleid mit ihm und gab ihm einen Theil von seinen Gütern.

Diesen hier mitgetheilten Märchen könnte ich noch eine Reihe anderer anfügen, in denen bald rein, bald aus mehreren

verschiedenen Erzählungen zusammengewürfelt charakteristische und uns lieb und werth gewordene Züge deutscher Märchen erscheinen. Wie z. B. der Zauberer gegen seinen eigenen Zauber, wenn er ihn aus der Hand giebt, machtlos ist. Wie gleich unserem Dornröschen ein Mädchen vergebens gegen ein ihr unweigerlich drohendes Verhängniß geschützt wird. Und vieles andere.

Auch der Humor — seltene Sache sonst in Italien — findet darin seine Pflege. Doch genug davon.

Schon aus dem Mitgetheilten läßt sich zur Genüge erkennen, daß vieles von dem, was uns früher so fest an der deutschen Scholle zu haften schien, wie unsere schönsten Märchen, die sich im Nebel grauer Vorzeit verlieren und von den Urvätern her von Mund zu Mund, von Generation zu Generation mit rührender Scheu und Verehrung zu uns herüber vererbt worden sind, uns nicht in die engen Schollen der Heimath bannt, sondern gerade am meisten mit anderen Nationen verbindet. Das bildet gewissermaßen den gemeinsamen Resonanzboden für die unterschiedlichen Völkersymphonien, die zum Theil in der Gegenwart durch die scharfe Betonung der individuellen, in langer Geistesarbeit geschaffenen Eigenart zu Disharmonien geworden sind.

Aber das ist der natürliche Lauf der Dinge, und es geht hier den Völkern, wie es den einzelnen Menschen geht. Mit wie wenigen von Denen, mit denen wir in frühester Jugend ein Herz und eine Seele waren, stimmen wir, Männer geworden, überein? Von wie Vielen haben wir uns innerlich getrennt und völlig losgelöst! Das deutet einerseits darauf hin, daß gewisse Gefühle und Ideale verloren gegangen sind. Andererseits aber zeigt es einen Gewinn, Erwerbung schärferer Eigenart, festere Schmiedung des besonderen Charakters, durch Klima und Schicksal bedingte Sonderentwickelung.

Perſönliche Eigenart dem Einzelnen, nationale Eigenart dem Volke. Das iſt das Banner, unter dem wir heute kämpfen, und das ſpannt unſere ganzen Kräfte an. Oft bis zum Zerreißen. Aber von Zeit zu Zeit iſt es ein Genuß für die im Lebenskampf ſich marternde Seele, die Tage der Kindheit an ſich vorüberziehen zu laſſen, den Klängen verſchollener Geſänge zu lauſchen, zu hören, was die Urahnen raunten und mit kindlicher Phantaſie erfanden.

Quellen.

Für Apulien beſonders Giuſeppe Gigli, Superstizioni, pregiudizi e tradizioni in Terra d'Otranto. Con un'aggiunta di canti e fiabe popolari. Für Sardinien Francesco Mango, Novelline popolari sarde. Ferner Giuſeppe Pitrè, Caſimo de Giorgi, Maggiulli u. A.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt.... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten.
4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr.-Oktav. 5. Aufl.
eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. 11. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Röszler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 21. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Folon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. 3. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geb. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Robert Hamerling. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. ..... „ 5.-

Aus der italieniſchen

Sagen- und Märchenwelt.

Von

Dr. Johannes Tſchiedel
in Rom.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 173

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 24 1896
CAMBRIDGE
Sammlung
Minot fund.

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.

(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 248.

Englands Heerwesen

am Ende des 19. Jahrhunderts.

Von

Germanicus.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Außland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finde kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —

— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.

(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.

(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.

(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Englands Heerweſen

am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Germanicus.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

1. Stellung des englischen Volkes zur allgemeinen Wehrpflicht.

Es gehört zu den Abnormitäten der innerpolitischen Entwickelung Englands, daß es seit den ältesten Zeiten eine militärische Organisation des Volkes besessen, diese aber niemals seit der normännischen Eroberung für seine höchsten nationalen Zwecke ausgenutzt hat und auch jetzt nicht gesonnen ist, es zu thun, während alle anderen Kulturstaaten das System der Söldnerheere als falsch, das der Volksheere als allein richtig erkannt haben.

In der angelsächsischen Zeit war jeder freie Mann Soldat, bewaffnet und je nach seinem Stande zu Pferde oder zu Fuß zum Kriegsdienste verpflichtet. Wilhelm der Eroberer, der fast ganz England für seine normännischen Gefolgsleute konfiszirte, theilte das Land in 60000 Ritterlehen, für deren Besitz je ein Ritter verpflichtet war, seinem Lehnsherrn 40 Tage im Jahre zu Hause oder im Auslande Kriegsdienste zu leisten. Ein Heer von 60000 Lehnsmännern war eine große Stärke und — eine große Gefahr. So begannen schon die ersten Plantagenets damit, eine Lösung von der Dienstpflicht durch Zahlung einer bestimmten Summe zu gestatten, an die Stelle der Blut- die Geldsteuer zu setzen. Nicht erst Eduard III., wie Wendt in seinem „England" meint, sondern schon der kluge Heinrich II. zog 1159 mit einem mit Hülfe dieses „Schildgeldes" (scutage)

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 8.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten.
4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr.-Oktav. 5. Aufl.
eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. 11. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Röszler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 21. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. 8. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geb. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Robert Hamerling. Eleg. geh. ..... „ 4.
eleg. geb. ..... „ 5

Aus der italieniſchen

Sagen- und Märchenwelt.

Von

Dr. Johannes Tſchiedel
in Rom.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 24 1896
CAMBRIDGE
Sammlung
Minot fund.

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.

(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 248.

Englands Heerwesen

am Ende des 19. Jahrhunderts.

Von

Germanicus.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finde kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —

— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Englands Heerweſen

am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Germanicus.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

1. Stellung des englischen Volkes zur allgemeinen Wehrpflicht.

Es gehört zu den Abnormitäten der innerpolitischen Entwickelung Englands, daß es seit den ältesten Zeiten eine militärische Organisation des Volkes besessen, diese aber niemals seit der normännischen Eroberung für seine höchsten nationalen Zwecke ausgenutzt hat und auch jetzt nicht gesonnen ist, es zu thun, während alle anderen Kulturstaaten das System der Söldnerheere als falsch, das der Volksheere als allein richtig erkannt haben.

In der angelsächsischen Zeit war jeder freie Mann Soldat, bewaffnet und je nach seinem Stande zu Pferde oder zu Fuß zum Kriegsdienste verpflichtet. Wilhelm der Eroberer, der fast ganz England für seine normännischen Gefolgsleute konfiszirte, theilte das Land in 60000 Ritterlehen, für deren Besitz je ein Ritter verpflichtet war, seinem Lehnsherrn 40 Tage im Jahre zu Hause oder im Auslande Kriegsdienste zu leisten. Ein Heer von 60000 Lehnsmännern war eine große Stärke und — eine große Gefahr. So begannen schon die ersten Plantagenets damit, eine Lösung von der Dienstpflicht durch Zahlung einer bestimmten Summe zu gestatten, an die Stelle der Blut- die Geldsteuer zu setzen. Nicht erst Eduard III., wie Wendt in seinem „England" meint, sondern schon der kluge Heinrich II. zog 1159 mit einem mit Hülfe dieses „Schildgeldes" (scutage)

geworbenen Heere gegen den Grafen von Toulouſe; und er war es auch, der die durch die Eroberung aufgehobene angelſächſiſche Volkswehr ('fyrd') wieder ins Leben rief unter dem Namen 'militia'. Durch die „Heeresverordnung" (Assize of Arms)[1] beſtimmte der König (1181), daß jeder Ritter, Bauer und Bürger vom 15.—60. Jahre verpflichtet ſei, auf ſeinen Ruf zur Vertheidigung des Landes gegen äußere oder innere Feinde die Waffen zu ergreifen. Den Befehl über die Grafſchaftsmacht ('posse comitatus') führte zuerſt der Sheriff, dann, ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts, der unter Eduard VI. neugeſchaffene Lord Lieutenant, der zweimal im Jahre die bewaffnete Macht muſtern und im Dienſte üben mußte. Nach der Lage der Dinge hatten die engliſchen Könige alſo drei Möglichkeiten, für ihren Bedarf an Truppen zu ſorgen: durch Berufung der Vaſallen, durch Mobilmachung der Miliz und durch Anwerbung von Söldnern, denen ſich als Führer und Hauptkämpfer eine Zahl von Vaſallen meiſt freiwillig anſchloſſen. Der letztere Weg war der gewöhnliche; und da die Miliz nur für den heimiſchen Dienſt verwandt werden durfte, ſo wurde ſie nur ſelten und dann niemals in ihrer Geſamtheit einberufen. Nach der Reſtauration wurde für jede Grafſchaft eine beſchränkte Zahl von Miliztruppen feſtgeſetzt; durch die Milizakte von 1802 wurde das Alter der Geſtellungspflichtigen auf 18—30 Jahre beſchränkt und den durch das Los Beſtimmten Loskauf geſtattet. Heute iſt der Eintritt in die Miliz vollſtändig freiwillig, und der Dienſt wird bezahlt. So iſt denn, genau genommen, auch dieſe uralte Volkswehr zur Soldtruppe geworden, wie das ſtehende Heer Englands.

Wie iſt dieſe für feſtländiſche Anſchauungen auffallende Entwickelung zu erklären?

Iſt das engliſche Volk nicht kriegeriſch veranlagt? Iſt es, wie die Karthager, durch Reichthum und Wohlleben verweichlicht?—

Das Gegentheil ist richtig. Kein Volk der Erde ist kriegerisch besser veranlagt und körperlich mehr für die harte Arbeit des Soldatenhandwerks geeignet. Die Natur hat die englische Rasse mit einem kräftigen, hohen Körperbau und mit starkem, animalischem Leben begabt. Der Engländer ist von Natur willenskräftig und thatlustig, kampfbereit und tapfer; in keinem Lande wird die Feigheit gründlicher verachtet. Diese ihm mitgegebene Konstitution wird gekräftigt und entwickelt durch eine Art von spartanischer Erziehung, welche die körperliche Entfaltung in einem Maße berücksichtigt, daß die geistige entschieden zu kurz kommt. Der Mann theilt sein Leben zwar auch, wie anderswo, zwischen Geschäft und Vergnügen, aber unter seinen Vergnügungen nehmen Gymnastik und Sport meist die erste Stelle ein; und je anspannender die Kraftaufgabe, je gefährlicher der Sport, desto größer seine Freude daran. Diese von Jugend auf bethätigte Lebensführung giebt dem männlichen Geschlecht jene Rauheit des Wesens, die sich in England in die gebildeten und höchsten Kreise viel weiter hineinerstreckt, als z. B. bei uns, und die, wenn sie die Genüsse einer feinen, durchgeistigten Geselligkeit nicht gerade vervielfältigt, doch sicherlich der kriegerischen Tüchtigkeit keinen Abbrnch thut.

Mangelhaften Patriotismus wird im Ernste Niemand den Engländern vorwerfen. Ihr nationales Bewußtsein ist so stark und so starr, daß der Haß und die Verachtung des Fremden sein gewöhnliches Ingrediens ist und daß sich neben der politischen auch eine geistige Insularität entwickelt hat, die kein Fremder als einen Vortheil empfinden kann. Diese letztere ist auch in gebildeten Kreisen noch in einem Grade vertreten, daß sie auf den ruhigen Betrachter des politischen Weltbildes und der Stellung Englands darin mitunter einen von der Komik nicht weit entfernten Eindruck macht. Solcher geistigen Insularität ist es doch wohl zuzuschreiben, wenn die vornehmsten

engliſchen Blätter darum, weil der deutſche Kaiſer im Sinne ſeines ganzen Volkes der Entrüſtung über die That eines engliſchen Räubers Ausdruck gab, es unternahmen, die deutſche Nation bis zu ihrer oberſten Spitze hinauf noch heute als den armen Vetter zu behandeln und nicht als den gewaltigen, machtvollen Freund, der zwar Englands Schlachten nicht ſchlagen, Englands Kolonien nicht erhalten, aber ihm in der Zeit der Noth einmal eine unſchätzbare moraliſche Hülfe gewähren kann. Dieſes ebenſo unkluge wie ungezogene Benehmen, hervorgerufen durch einen an ſich harmloſen Schritt, den die Engländer im Intereſſe des internationalen Anſtandes loben ſollten, und der nur deshalb ihren Zorn erregt, weil er gegen einen engliſchen Verbrecher gerichtet iſt, zeigt wohl eine nervöſe Ueberreizung, aber nicht einen Mangel des nationalen Bewußtſeins.

Dennoch ſcheint in dem Komplex der patriotiſchen Vorſtellungen der Engländer eine in der That zu fehlen, die Vorſtellung, daß es eine Ehre iſt, nach der man ſich drängen muß, mit ſeinem Blut und Leben für ſeinen höchſten irdiſchen Beſitz, das Vaterland, einzuſtehen; daß der Schutz desſelben nicht bloß Denen überlaſſen werden darf, die nur noch das Leben zu verlieren haben; daß wir der geliebten Mutter, die uns gegeben hat, was wir haben, uns zu dem gemacht hat, was wir ſind, alle gleich liebe Söhne ſind, der Sohn des allmächtigen Miniſters, wie der des ärmſten Tagelöhners, und daß das demüthigſte Daſein durch ſeine Opferung für das Vaterland geheiligt wird. Dieſe große Vorſtellung von dem Verhältniß des Einzelnen zu ſeinem Vaterlande, dieſer unbegrenzte Opfermuth, der auch vor dem letzten Verluſte nicht zurückſchreckt, das ideelle Fundament der kontinentalen Heeresverfaſſungen, iſt in der Geſtaltung der engliſchen nicht zum Ausdruck gekommen.

Zu dieſem Defekt der patriotiſchen Vorſtellungen kommt der tiefinnere Konſervatismus des engliſchen Volkes, der dem

Eindringen neuer Anſchauungen an ſich Hinderniſſe bereitet. In England pflanzen ſich eine Maſſe von Sitten, Bräuchen, Geſetzen, die alle praktiſchen Gründe gegen ſich und nur den einen eines langen Beſtehens für ſich haben, in Wahrheit als eine ewige Krankheit fort. Durch dieſe nationale Eigenthümlichkeit iſt es zu erklären, daß England ſich erſt im vorigen Jahrhundert entſchloß, die neue Zeitrechnung einzuführen; daß der Mißbrauch des geiſtlichen Stellenkaufes noch heute in großem Umfange, und die zweifelhafte Rechtspflege, welche bei dem Fehlen geſchriebener Geſetze[2] auf Präzedenzfällen fußt, die auf die modernen Verhältniſſe oft nicht anwendbar erſcheinen, im vollſten Maße fortbeſteht; daß der engliſche Staat erſt in neueſter Zeit angefangen hat, die Sorge für das nationale Bildungsweſen als ſeine Aufgabe zu erkennen. Und wie der noch von Wellington vertheidigte Unfug der Käuflichkeit der Offizierspatente erſt 1871 aus der Welt geſchafft wurde, ſo wird auch die moderne Entwickelung des Heerweſens und die darin zur Geltung kommende große Auffaſſung des militäriſchen Berufes naturgemäß in England zuletzt feſten Fuß faſſen. Jahrhunderte lang haben die Engländer die Vertheidigung ihres Landes ſolchen Leuten überlaſſen, deren Leben den niedrigſten Preis hatte; im vorigen Jahrhundert haben ſie Vagabunden und Bettler zwangsweiſe zu Soldaten gemacht und überführte Verbrecher zum Heeresdienſte begnadigt, und ſelbſt in dieſem haben ſie drei Regimenter aus dem letzteren Menſchenmaterial Wellington für den Halbinſelkrieg mitgegeben — und nun ſollen ſie eine ſolche Jahrhunderte lang verachtete Lebensthätigkeit auf einmal als edel und begehrenswerth betrachten?

Eine andere Urſache iſt das Gefühl der Sicherheit auf ihrem wogenumbrandeten, von einer mächtigen Flotte geſchützten Eilande. Seit 1745 iſt kein feindlicher Einfall in England gemacht worden; der von Napoleon geplante wurde bei Tra-

falgar niedergeſchlagen, ſeitdem aber hat die britiſche Flotte die Weltmeere unbeſtritten beherrſcht; und nun ſetzt ſich jenes früher berechtigte Gefühl der Sicherheit bei der konſervativen Starrheit des Volkscharakters auch heute noch, trotz des ungeheuren Aufſchwunges der kontinentalen Flotten, trotz der Ausſicht auf einen folgenſchweren Landkrieg in einer fernen Kolonie, alſo unberechtigt fort. Kann der Beſitz Indiens nicht über lang oder kurz gefährdet werden? Wird in ſolchem Falle England nicht alles, was es von kriegstüchtigen Truppen beſitzt, ſein ganzes kleines ſtehendes Heer nach dort hinüberwerfen müſſen? Wenn nun von der Sicherung der Truppentransporte Englands Exiſtenz als Großmacht abhängt, wenn gleichzeitig die anderen Kolonien von Schiffen nicht entblößt werden können, und eine oder die andere vielleicht dringend des Schutzes bedarf, wird auch dann noch Englands Nordſeeflotte den Flotten zweier Großmächte gewachſen ſein?

Der tiefſte und ſtärkſte Grund gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht liegt in dem Gefühl nicht der Freiheit, wie die Verehrer Englands es ſo gern bezeichnen, ſondern der perſönlichen Ungebundenheit. Es hieße den hohen Begriff der Freiheit mißbrauchen, wenn man ihn auf eine Empfindung anwenden wollte, die den Einzelnen dazu treibt, ſeinen Gehorſam zu verſagen, wo Gehorſam zum Beſtande und Wohle des Ganzen und alſo auch des Einzelnen unbedingt erforderlich iſt. Die Vorſtellung, handeln zu ſollen, ohne zu wiſſen, warum, und doch ohne zu fragen und zu ſtreiten, einzig und allein auf den Befehl eines Anderen, iſt es, welche dem Engländer den Militärdienſt ſo verhaßt macht. Ein ſolches Leben mögen die mißachtetſten Stiefkinder des Glückes wählen, die Sklaven der Armuth und des Elends; der Mann, dem noch eine Spur von Aktionsfreiheit gelaſſen iſt, verwahrt ſich dagegen. Der Schreiber dieſer Zeilen war bei einer der immer wieder vorkommenden

Gehorsamsverweigerungen eines Truppentheils, in diesem Falle eines Gardebataillons, das zum Dienste eines schönen Tages nicht heraustrat, weil es zu viel Dienst zu haben behauptete, selbst in London anwesend und hatte Gelegenheit, zu erfahren, wie mild dort die Auffassung eines solchen Vergehens ist. Die gelinde Bestrafung des Verbrechens, welche in der Verlegung des Bataillons in die schönen, aber vom Vaterlande entfernten Bermudas bestand, erregte in fast allen Zeitungen einen Widerspruch, wie ihn in einem solchen Falle bei uns selbst sozialdemokratische Blätter nicht gewagt haben würden; den Abfahrenden wurden von den massenhaft versammelten Zuschauern die rührendsten Ovationen gebracht, und es fehlte nur noch, daß die Bestraften selbst sich als Opfer tyrannischer Willkür vorgekommen wären — was vielleicht nicht ganz unwahrscheinlich ist.

Bei der für den Militärdienst außerordentlich geeigneten Körper- und Seelenkonstitution der Engländer hat der Verfasser wiederholt Gelegenheit genommen, Landeskindern gegenüber zu bedauern, daß die allgemeine Wehrpflicht bei ihnen nicht eingeführt sei. Und es war merkwürdig, daß nicht ein einziger der Mitredner das Schmeichelhafte in dieser Bemerkung erkannte, daß die Erwiderung immer von einer mehr oder weniger kräftig ausgedrückten Entrüstung diktirt war. Das würde sicherlich nie geschehen, sagte der Höflichste. Für diese Art des kontinentalen Sklavenlebens seien die Engländer Gott sei Dank noch nicht reif, war die höhnische Antwort eines Anderen. Ein Dritter, von lebhafter Phantasie und cholerischem Temperament, gerieth bei der bloßen Vorstellung des Unerhörten außer sich: wenn es in England jemals eine Regierung geben sollte, rief er, die thöricht genug wäre, die ausgesprochenen Anschauungen des Volkes zu mißachten, und doch so mächtig, die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz zu erheben, dann würde ein Sturm im Lande ausbrechen, der Regierung und Thron hinwegfegte.

2. Das stehende Heer.

Bei dem gegenwärtigen Charakter der politischen Weltlage, welche das Schicksal mächtiger Staaten gewissermaßen auf der Messers Schneide stellt, ist es besonders interessant, die Rüstung kennen zu lernen, in der gerade das selbstbewußte Albion dem großen Konflikte, auf den die europäische Menschheit sich vorbereitet, entgegensieht. Und selten ist eine Schrift zu passenderer Zeit erschienen, als das Buch des Hauptmanns le Juge über das englische Heer.[3] Auf Grund eines reichen englischen Quellenmaterials, der ministeriellen Army Regulations und sonstiger Fachschriften und Fachjournale giebt der Verfasser eine detaillirte Darstellung des augenblicklichen Heeresstandes nicht bloß, sondern auch des militärischen Charakters der verschiedenen Truppengattungen, sowie des Geistes, der sie beseelt. Die Darstellung ist so frei von jeder Voreingenommenheit, von einer selbst naheliegende Werthurtheile vermeidenden Sachlichkeit, daß auch Engländern die Lektüre keinen Anstoß geben kann und sehr nützlich sein muß. Die Zahlen und die anderen thatsächlichen Daten führen darin eine so vernehmliche Sprache, daß Jeder, der militärischen Verhältnissen nicht als ein vollkommener Fremdling gegenübersteht, sich mühelos sein Urtheil bilden kann.

So möchten wir nach dem Gesamteindruck, den die Lektüre des Buches hinterläßt, das englische Heer mit einer inneren Unterscheidung in Truppen von nachgewiesener, in solche von zweifelhafter und in Truppen von vermeintlicher Kriegstüchtigkeit eintheilen. Zu der ersten Kategorie gehören die Infanterie und die Artillerie des stehenden Heeres; zu der zweiten die Kavallerie und die Armeereserve; zu der letzten sämtliche andere „Auxiliartruppen" (auxiliary forces).

Das stehende Heer Englands hat seinen ersten Ursprung in den beiden Regimentern, welche Karl II. von den entlassenen

Cromwellſchen Truppen 1660 als Leibwache zurückbehielt: es war das Coldstream-Infanterieregiment, jetzt Coldstream Guards, und das 'Oxford Blues' genannte Kavallerieregiment, jetzt Royal Horse-Guards, die engliſche Garde du Corps. Dazu kamen bald darauf die heutigen Scots Guards I., die I. Royal Dragoons, deren gegenwärtiger Chef unſer Kaiſer iſt, und die II. Royal Dragoons. Dieſe etwa 8000 Mann ſtarke Truppe vermehrte Jakob II. durchaus gegen den Willen des Volkes auf 30000. Nach der Revolution wurde daher in der Declaration of Rights (1689) feſtgeſetzt, daß ohne die Bewilligung des Parlamentes kein Heer gehalten werden dürfe und die Stärke desſelben jedes Jahr durch Parlamentsbeſchluß feſtzuſetzen ſei. So liegen die Verhältniſſe noch heute. Im 18. Jahrhundert ging das Heer in England bis auf 12000 Mann zurück, um ſich gegen das Ende wieder bis 17000 zu heben. Die napoleoniſchen Kriege und die Kriege um die Mitte dieſes Jahrhunderts zwangen die Regierung, das ſtehende Heer in ſchnellerem Tempo zu vermehren, ſo daß es im Jahre 1895 einſchließlich der Kolonialtruppen aus 220000 Mann beſtand. In den letzten zwanzig Jahren iſt denn auch das engliſche Heer hinſichtlich ſeiner Organiſation in einem gewiſſen beſcheidenen Maße der Schlagfertigkeit der kontinentalen Heere angenähert worden. 1871 fiel der Mißbrauch der Käuflichkeit der Offiziersſtellen; ſeit dieſem Jahre wird für die Offiziere eine beſtimmte wiſſenſchaftliche Vorbildung und vor ihrer Ernennung ein militäriſches Examen verlangt. Nachdem zwei Jahrhunderte die engliſchen Truppen ohne größere taktiſche Verbände in einzelnen kleinen Körpern von der verſchiedenſten Stärke — die Infanterieregimenter hatten z. B. ein, zwei und vier Bataillone — über das ganze Land vertheilt geweſen und unverbunden daneben in der letzten Zeit die territorialen Auxiliartruppen geſtanden hatten, ſo daß ihre Zuſammenfügung zu ſchlagfertigen Heeresverbänden

eine ungeheure Zeit und Mühe gekostet haben würde, begann 1872 die nach neun Jahren beendete Reorganisation, welche die Regimenter fast ausnahmslos in zwei Bataillone formirte, ihnen ihren territorialen Garnisons- und Rekrutirungsbezirk zuwies und ihnen die Miliz, etwa unserer früheren Ersatzreserve entsprechend, in je zwei bis vier Bataillonen angliederte. Da die ein Regiment bildenden zwei Bataillone immer getrennt sind — eins ist in der Heimath, eins in den Kolonien —, so giebt es größere taktische Einheiten, als Bataillone und Batterien, für die Friedenszeit auch heute noch nicht, während wir für den Kriegsfall den unsrigen entsprechende Formationen finden.

Großbritannien und Irland sind zum Zwecke der Heeresergänzung, -ausbildung und -verwaltung in 17 Distriktskommandos getheilt; ihre Ueberwachung, d. h. die Inspektion der darin garnisonirenden Truppen, die Aufsicht über die militärischen Anlagen und die Kontrolle der Miliz und Freiwilligen, liegt Generallieutenants oder Generalmajors ob. Die Distriktskommandos zerfallen mit der in England beliebten Unregelmäßigkeit für die Rekrutirung in drei bis fünfzehn Regimentsbezirke. An der Spitze dieser Bezirke stehen die betreffenden Regimentsobersten, die mit einem ihnen für diesen Zweck zugetheilten Stabe das Aushebungsgeschäft leiten. Die Rekruten für die Garden werden aus dem ganzen Lande im Stabsquartier London engagirt. Die Kavallerieregimenter haben keine territoriale Organisation, die Söldner melden sich in dem zeitweiligen Standorte des Regiments, in das sie eintreten möchten; für die Rekrutirung der Artillerie dagegen ist das Land — auch echt englisch — in neun besondere Rekrutirungsbezirke getheilt. Die freiwillige Rekrutirung hat natürlich ihre großen Schwierigkeiten: Gewaltakte, wie sie das „Pressen" der Rekruten erforderte, sind lange abgeschafft; der Empfang des Queen's shilling, welchen die Werber trunken gemachten Leuten in die Hand zu

drücken pflegten, macht seit 1870 Niemanden zum Soldaten. Erst nachdem der Betreffende sich offiziell bei einem Rekrutirungsoffizier oder einer Ortsbehörde gemeldet hat und durch eine ärztliche Untersuchung bei dem erwählten Truppentheil als brauchbar befunden ist, wird er definitiv von einem Offizier in die Truppe aufgenommen, nachdem er den Treueid geleistet und eine bindende Erklärung unterschrieben hat. Wenn so auch jede Art von Gewalt ausgeschlossen ist, so sind doch gewisse Verführungskünste unerläßlich. Die Zeitungen erhalten Inserate, die Postämter unentgeltlich zu vertheilende Schriften, welche das Soldatenleben in rosigen Farben schildern; und Mauern und Zäune, zumal an Bahnhöfen, zeigen riesige Plakate, auf denen ein Gardesoldat in seiner farbenprächtigen Uniform ausgestellt ist und das Militärleben als möglichst frei von Dienst, wohl aber reich an Geldeinnahmen und Vergnügungen und als Vorläufer einer sorgenfreien, glänzenden Zukunft geschildert wird. Vor diesen Bildern pflegen sich die Werbeunteroffiziere und Armeereservisten einzufinden, um — nicht bloß für die Analphabeten — dem Texte einen verführerischen mündlichen Kommentar hinzuzufügen; denn sie spielen die Hauptrolle im Werbegeschäft und werden für jeden Mann, welchen sie ihrer Truppe bringen, prämiirt.

Für den Kriegsfall — das ist die seit einigen Jahren bestehende Neuerung — sind die Truppen zu größeren Verbänden zusammengestellt, und zwar je nach der Veranlassung in drei verschiedenen Formationen. Handelt es sich um einen feindlichen Einfall in das Heimathland, so ist der im vereinigten Königreiche befindliche Theil des stehenden Heeres zusammen mit einer Anzahl Miliztruppen in drei Armeecorps und eine Art von Reservemacht formirt. Die drei Armeecorps, von denen die beiden ersten fast ganz aus Linientruppen bestehen, während das dritte fast nur Miliztruppen in sich schließt, setzen sich aus drei

Diviſionen zu zwei Brigaden zuſammen. Sie ſind etwa von derſelben Stärke, wie unſere Armeecorps auf Kriegsfuß, alſo zuſammen 110000 Mann. Die vorwiegend aus Milizen gebildete weitere Truppenmacht von etwa 40 000 Mann dürfte für den Kriegsfall von geringer Bedeutung ſein, da ſie eine zu vielſeitige Beſtimmung hat. Sie ſoll nämlich zur Beſetzung wichtiger Punkte, zum Küſtenſchutz, als fliegende Kolonnen verwandt werden, d. h. in kleine Trupps auseinandergeriſſen, die ſchwerlich geeignet ſind, dem Feldheer bei Schlachten als Rückhalt und Ergänzung zu dienen. Für die Landesvertheidigung können nun auch die geſamten übrigen Auxiliartruppen, Milizen, Freiwillige und Yeomanry, in Aktion treten, ſo daß numeriſch wenigſtens für dieſen Zweck eine ſtattliche Macht zu Gebote ſteht.

Für einen größeren auswärtigen Krieg fallen die in jenen drei Armeecorps enthaltenen Auxiliartruppen fort; es bleiben daher zwei Armeecorps und eine Kavalleriediviſion, mit der Geſamtſtärke von 77000 Mann, übrig. Dieſe Zahl ſagt uns, daß England einen bedeutenden Krieg, wie im vorigen Jahrhundert in den Vereinigten Staaten und Canada, in dieſem in Spanien, zu führen außer ſtande iſt. Es kann nur kämpfen in Anlehnung an einen mächtigeren Kontinentalſtaat und als ſein Bundesgenoſſe auch nur ein leichtes Gewicht in die Schale des Sieges werfen.

Schließlich ſteht noch ein kleines Expeditionscorps von 20000 Mann zur ſofortigen Verwendung in den Kolonien bereit. Werden für einen Kolonialkrieg mehr Truppen gebraucht, ſo kann auch das 1. Armeecorps und eine Kavalleriediviſion mobil gemacht werden. Das vorhandene Transportmaterial reicht zu einer gleichzeitigen Einſchiffung von mehr Truppen nicht aus.

Hier erheben ſich nun für den Leſer zwei Fragen. Erſtens: wenn zwei oder gar alle drei von den vorgeſehenen kriegeriſchen

Eventualitäten an England herantreten, wie will es ihnen genügen? Zweitens: wie will es den bei großen Kriegen häufig schon im Beginn nothwendigen Ersatz an kriegstüchtigen Truppen schaffen, der im Frieden nicht vorhanden ist?

Die gegenwärtige Vertheilung des stehenden Heeres ist folgende: von den 222000[4] Mann stehen 77000 in Indien, 5000 in Aegypten, 32000 in den übrigen Kolonien, zusammen 114000. Für das vereinigte Königreich bleiben also übrig 108000.

Die Schlagfertigkeit des englischen Heeres ist durch die am 1. November vorigen Jahres getroffene Bestimmung hinsichtlich der Oberleitung nicht erhöht, obwohl der eingetretene Personenwechsel im obersten Kommando als ein sehr vortheilhafter zu bezeichnen ist. Der Herzog von Cambridge, der an dem genannten Tage das Oberkommando an Wolseley abgab, war eigentlich nur finanziell abhängig vom Kriegsminister, in der Mobilisation der Truppen und der Führung eines Krieges war er selbständig und möglicherweise nur den allerhöchsten Einflüssen zugänglich. Jetzt ist der Oberstkommandirende nur ein Mitglied der obersten Militärbehörde, welche dem Kriegsminister berathend zur Seite steht, also abhängig in seinen kriegerischen Maßnahmen von einem civilen Nichtfachmanne. Daß eine solche Organisation nur unter ganz ausnahmsweisen Personalverhältnissen nicht schädlich wirken kann, bedarf für Deutschland keines Beweises.

Das gegenwärtige, ein Vierteljahrhundert alte englische Offiziercorps, das nicht durch Kauf, sondern durch Leistungen seine Chargen erworben hat, ist zweifellos ein tüchtiges. Der alte Schlendrian, in dem der Offizier nur zu Wachen, Paraden und in Kriegsfällen in Thätigkeit trat, den sonstigen Dienstbetrieb aber, vor allem die Ausbildung der Mannschaften, den Unteroffizieren überließ und als Klubmitglied, Sportsman oder

Salonritter seinem Leben einen Inhalt zu geben versuchte, ist gefallen. Der heutige Offizier ist ein Mann, der seinen Beruf besser versteht, als der einer früheren Zeit, wenn er auch zur theoretischen Geistesthätigkeit nur wenig Talent und Neigung hat. Mit Recht wird von englischer Seite geltend gemacht, daß er bei seiner Verwendung in den verschiedensten Gegenden der Erde eine Weltkenntniß und Weltgewandtheit und in den vielen kleinen irregulären Kolonialkämpfen eine praktische Umsicht und Geistesgegenwart erwirbt, wie sie in diesem Maße den kontinentalen Offiziercorps schwerlich zugeschrieben werden dürfte. Außerdem rekrutirt sich der Offizierstand, wie von alters her, auch jetzt aus den besten Gesellschaftskreisen. Es giebt allerdings auch für besonders tüchtige Unteroffiziere die Möglichkeit, in gewisse Offiziersstellungen erhoben zu werden; aber es wird von dieser Möglichkeit so selten[5] Gebrauch gemacht, daß dieses niedere Element nicht entfernt die Stellung einnimmt, wie im französischen Offiziercorps, sondern vielmehr gar keine Rolle spielt. Der englische Offizierstand gehört zu den 'Professions', d. h. zu denjenigen höheren Beamtenkreisen, die zwischen dem Adel und dem Bürgerstande stehen und fast ausschließlich aus den jüngeren Söhnen des Geburts- oder des Geldadels oder den Nachkommen eben jener Kreise sich zusammensetzen. Und die Kostspieligkeit des Sport- und Gesellschaftslebens, das neben dem guten Gehalt eine beträchtliche Zulage erfordert, wird ihn immer den wohlhabenden Bevölkerungsklassen reserviren. Die wissenschaftliche oder die dienstliche Qualität allein entscheidet, sei es für die Aufnahme in ein Offiziercorps, sei es für das Verbleiben darin, ebensowenig wie bei uns; die gesellschaftliche und die sittliche Qualität sind vielmehr ausschlaggebend. Zwar werden die Aspiranten von dem betreffenden Offiziercorps nicht zu Offizieren gewählt; wohl aber haben die drei ältesten Offiziere einer Truppe am Schlusse jedes der drei ersten Jahre zu berichten,

ob das Verbleiben eines neuen Kameraden in dem Corps wünschenswerth sei; eine gegentheilige Aeußerung zieht seine sofortige Verabschiedung nach sich.

Wenn Feldmarschall Wolseley in seiner Charakteristik des englischen Offiziers auch dessen Neigung zu Tiger- und Löwenjagden konstatirt und meint, daß er „aus solchem gewaltthätigen Leben ein Selbstvertrauen schöpft, das den Offizieren anderer Länder fremd ist", so geht er in seiner Schätzung der Wirkungen dieses Sports, von dem quantitativ sicher sehr wenig auf den einzelnen Offizier fällt, jedenfalls zu weit. Aber, wie schon oben bemerkt, machen die eigenthümliche Art der englischen Jugenderziehung, sowie das aus ihr sich ergebende, durchgehends tiefere Niveau der Gesittung und Bildung es unzweifelhaft, daß der englische Offizier von den rauhen Seiten der Männlichkeit mehr besitzt, als der der meisten festländischen Armeen. Und nur, wenn es wahr wäre, daß Dienstkenntniß und rauhe Männlichkeit hinreichten, um einen idealen Offizier im modernen Sinne zu schaffen, wäre Wolseley berechtigt, den englischen Offizier „den besten der Welt" zu nennen. Da das aber ganz bestimmt nicht der Fall ist, so haben wir in diesem Urtheil nichts weiter als eine jener fundamentlosen Ueberhebungen zu sehen, die ihren alleinigen Quell in dem Mangel an Bescheidenheit und an Selbstkenntniß haben.

Der englische Offizier hat nach wie vor Leute aus den allerunterſten Klassen seiner Nation zu brauchbaren Soldaten zu machen. Ihm ist seine Mannschaft der Rohstoff, aus dem er ein wirksames Kriegswerkzeug zu schmieden hat. Weiter reicht weder seine Pflicht, noch sein Interesse. Von einem inneren Verhältniß zu seiner Truppe ist auch heute, wo er sich mehr als früher um ihre Ausbildung zu kümmern hat, nicht die Rede. Der festländische Offizier hat eine unermeßlich höhere Aufgabe: er ist der Erzieher der Nation, deren gesamte Jugendblüthe ihm

übergeben wird; und wenn ihm das Vaterland seine Hoffnung, seine Zukunft in die Hand giebt, so legt es ihm zugleich eine heilige Verpflichtung auf. Die überwiegende Mehrzahl dieser Jugend ist ganz unerzogen: er hat sie nicht bloß zu brauchbaren Soldaten, sondern zu tüchtigen Menschen zu machen; kriegerische Ausbildung ist gewiß werthvoll für den zum Kampfe berufenen Mann, werthvoller aber sind Ordnungsliebe und praktische Intelligenz, die Fähigkeit zu gehorchen, wo Unterordnung unbedingt nothwendig ist, reger Pflichteifer und Ehrgefühl, innere Widerstandsfähigkeit und sittliche Energie — Aufgaben, die alle während der Dienstzeit gelöst werden sollen und gelöst worden sind. Denn nicht Feldherrngeschick oben, nicht kriegstechnische Fertigkeit unten haben allein unsere Siege gewonnen, sondern vor allem der Geist, der in unseren Heeren mächtig war. Und welchen Werth der Geist, den diese Schule der Männlichkeit den Jünglingen einpflanzt, für unser bürgerliches und nationales Leben hat, das mögen sich die Engländer von ihrem einsichtigen und edlen Landsmanne Sidney Whitman[5] sagen lassen. Die englischen Offiziere werden erst dann in eine vergleichende Messung mit den festländischen Offizieren eintreten können, wenn sie sich an der Lösung ähnlich großer Aufgaben versucht haben werden. Dienstkenntniß und rauhe Männlichkeit reichen dafür nicht aus; man braucht dazu auch geistige Bildung, sittliche Festigkeit und — wie zu jeder Erziehung — eine tüchtige Portion Menschenfreundlichkeit.

Der Mehrbedarf an Offizieren zu Kriegszeiten, welcher vermöge der allgemeinen Wehrpflicht auf die einfachste und beste Weise erlangt wird, wird in England durch verabschiedete und — unter gewissen Vorsichtsmaßregeln — durch Miliz- und Freiwilligenoffiziere ergänzt, d. h. durch mehr oder weniger unbrauchbar gewordene oder militärisch unreife Elemente. Die Leistungsfähigkeit der letzteren geht über die Leistungsfähigkeit

der ihnen unterſtellten Truppen, die wir kennen lernen werden, natürlich wenig hinaus.

Da in England Niemand Soldat wird, dem das bürgerliche Leben noch irgend eine Chance bietet, ſo darf es bei dem Syſtem roſiger Vorſpiegelungen nicht ſein Bewenden haben; es müſſen dem Enterbten und Ausgeſtoßenen Vortheile und Annehmlichkeiten geboten werden, die er auf anderem Wege nicht erreichen kann. Und ſo ſind denn die engliſchen Gemeinen nnd Unteroffiziere in vieler Hinſicht beſſer geſtellt, als die feſtländiſchen Soldaten. Die Löhnung iſt bedeutend höher; die Verpflegung iſt nach der Begründung der Armeekochſchule und bei der fortſchreitenden Verwirklichung der von General Evelyn Wood in ſeiner Schrift 'The Messing of the Soldier' gemachten Vorſchläge eine üppige zu nennen. Danach ſoll das materielle Leben des Soldaten ſich folgendermaßen geſtalten: Das Brot (Weißbrot) erhält er zweimal friſch, morgens 3/4, nachmittags 1/4 Pfund. Zum Frühſtück giebt es außer dem Kaffee mit Zucker und Milch oder dem Thee mit Zucker noch Butter oder Speck, Pökelfleiſch, Leber, Wurſt, Marmelade oder Gelee; zum Nachmittagsthee (unſerem Abendbrot entſprechend) Fett, Butter, Marmelade und ähnliches. Das Programm der Mittagsmahlzeiten weiſt 13 verſchiedene, reſp. verſchiedenartig bereitete Fleiſchſpeiſen mit Kartoffeln oder Gemüſe auf, dazu als Nachtiſch einen Pudding oder Backwerk (!). Die Fleiſchportion beträgt für den Mann 3/4 Pfund täglich.

Außerordentliches iſt für die Erholung des Soldaten geleiſtet. Zunächſt iſt die Kantine, die ſeine Bedürfniſſe aufs billigſte befriedigt, ein Reſtaurant, beſtehend aus dem Buffet, reſp. Laden, einer Kaffee- und einer Bierſtube. Daneben hat er in der Kaſerne ſein Klublokal, ein Leſezimmer mit ausgelegten Zeitungen und Journalen und einer Bibliothek und ein Spielzimmer, in dem nicht ſelten ſich ein Billard befindet. Ebenſo

werden ihm die für die bekannten englischen Bewegungsspiele erforderlichen Geräthe geliefert.

Der Dienst ist als leicht zu bezeichnen; der größere Theil des Nachmittags bis 9 oder 10 und vielfach bis 12 Uhr ist dem Soldaten meistentheils zu freier Verfügung überlassen. Er kann ihn auch, wenn er strebsam ist, durch Schul- oder Handwerksunterricht ausfüllen.

Während der sechs Wintermonate können 25 Prozent der Mannschaften einen längeren, bis zu sechs Wochen dauernden Urlaub erhalten, kürzeren von 1—7 Tagen alle, auch zu anderen Zeiten. Während desselben erhalten sie neben ihrer vollen Löhnung 50 Pfennige täglich Zulage, als Ersatz für die ausfallende Verpflegung. Tüchtigkeit im Dienst und gutes Verhalten wird je nach der Zahl der Jahre durch eine tägliche Zulage von 8 bis 33 Pfennigen belohnt und durch ein Geldgeschenk beim Ausscheiden, das 60 Mark für jedes Dienstjahr beträgt, sowie eine kleine Pension.

Die weitgehendste den englischen Soldaten gewährte Freiheit ist die der Verheirathung, welche für Unteroffiziere höherer Rangklasse unbeschränkt ist. Von den Sergeanten dürfen 50, von den Korporalen, Gefreiten und Gemeinen 3 bis 4 Prozent sich verheirathen. Bedingung hierfür ist ein siebenjähriger Dienst, gute Führung und der Nachweis eines Geldbesitzes von 100 Mark. Die Verheiratheten erhalten eine Wohnung in der Kaserne, für den Gemeinen bestehend aus Küche und Schlafzimmer, freie Heizung und besondere Vergünstigungen hinsichtlich der Verpflegung. Bei Verlegungen der Truppentheile werden die Familien unentgeltlich in die neuen Garnisonen übergeführt; und fällt der Mann im Kampfe, so erhält die Witwe eine kleine Pension.

Derartige Vergünstigungen können natürlich nur von einem so reichen Lande wie England an ein so außerordentlich kleines Heer wie das englische gewährt werden.

Es wäre wunderbar, wenn ein Leben unter den geschilderten Bedingungen auf Menschen, die jahrelang die bitterste Noth durchgekostet haben, nicht einen vortheilhaften Einfluß ausüben sollte. Und so machen denn die englischen Soldaten in der That, soweit sie sich in der Oeffentlichkeit zeigen, einen sehr günstigen Eindruck. Sie sind gut gekleidet, vortrefflich genährt, von kräftigem, stattlichem Körperbau, Haltung und Miene sind selbstbewußt, ruhig und zufrieden, und das kokett nur eine Kopfseite bedeckende Cerevisköppchen der Gardesoldaten und Reiter, das schwanke Stöckchen, das sie außer Dienst tragen, sind nicht im stande, der straffen Männlichkeit ihres Auftretens Abbruch zu thun. Nicht unvortheilhafter zeigen sie sich, wenn man sie im Dienste beobachtet, und die vielseitige körperliche und militärische Ausbildung, von der sie in einem der hin und wieder veranstalteten öffentlichen Turniere (tournaments) Beweise geben, muß man bewundern. Es sind gewiß vortreffliche Feldsoldaten.

Nur in einem Punkte, und gerade in dem Kernpunkte kriegerischer Tüchtigkeit, können sie sich mit keinem der großen festländischen Heere messen: in der Disciplin. Selbst die hohen Prämien, welche im englischen Heere auf gute Führung gesetzt sind, scheinen die zahlreichen Fälle des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit nicht vermindern zu können, die nach englischer Aussage in der weit verbreiteten Trunksucht ihre Erklärung finden sollen und nicht finden können. Was hat die Dienstverweigerung eines Bataillons, die Zerschneidung der Sättel und des Zaumzeuges einer ganzen Schwadron und in den meisten Fällen die Mißhandlung eines Vorgesetzen mit der Trunksucht zu thun? Das sind Thaten einer nüchtern angelegten Verschwörung und bewußter Meuterei, die ihren Ursprung nicht in diesem Laster, sondern in geringer Achtung der Vorgesetzten und in mangelhaftem Pflichtgefühl haben. Die gelinden Bestrafungen, die milden Beurtheilungen solcher Vorkommnisse durch die Presse

und das Publikum ſind nicht dazu angethan, dieſen verhängnißvollen Mangel an militäriſchem Geiſte zu beſeitigen.

Von Gehorſamsverweigerungen und thätlichen Angriffen auf Vorgeſetzte kamen allein unter den in England garniſonirenden Truppen im Jahre 1894 820 Fälle vor, und doch war unter den 5799 kriegsgerichtlichen Verurtheilungen nicht eine einzige zu Zuchthausſtrafe.

Wenn wir jetzt uns den einzelnen Truppengattungen zuwenden, ſo kann von dem umfangreichen und eingehenden Material, welches das le Jugeſche Buch bietet, nur das in Betracht kommen, was auch für den nicht-fachmänniſchen Ausländer Intereſſe hat. Die geſamte Infanterie beſteht aus 148 Bataillonen oder 145000[7] Mann, von denen 72 oder 66000 Mann zu Hauſe und 76 Bataillone in Kriegsſtärke oder 79000 Mann in den Kolonien ſtehen. Hinſichtlich der Formation der Infanterie macht der Herr Verfaſſer auf den von den engliſchen Militärs ſelbſt anerkannten Uebelſtand aufmerkſam, daß die Bataillone aus acht Compagnien von je 80, reſp. 100 Gemeinen beſtehen. Trotz dieſer geringen Zahl zerfallen die Compagnien in zwei Halb-Compagnien, und jede von dieſen in zwei Züge, welche alſo 20 oder 25 Mann ſtark ſind, d. h. wenig ſtärker, als eine Korporalſchaft bei uns. Ein Zug, d. h. ein Drittel einer kriegsſtarken Compagnie bei uns iſt ſo ſtark wie eine engliſche Friedenscompagnie. Denken wir uns dieſe kleinſte Kommandoeinheit zum Gefechte aufgelöſt, ſo entſtehen kleine Trupps ohne Widerſtands- und Schlagkraft.

Der Artillerie beſteht aus 226 Feld- und Feſtungsbatterien und 37000 Mann, von denen die kleinere Hälfte in der Heimath, die größere in den Kolonien ſich befindet.

Die Pioniere beſtehen aus 57 Compagnien (7500 Mann), von denen die meiſten (41) zu Hauſe und nur 16 in Aegypten und den Kolonien ſind.

Der als besondere Truppengattung erst seit 1870 vorhandene Train steht nur in England und Irland und hat eine Stärke von ca. 3500 Köpfen.

Von den Formationen der Nicht-Kombattanten dürfte nur das Sanitätspersonal interessiren, das 1891 eine modernen Ansprüchen entsprechende Organisation erhalten hat. Es ist 2500 Köpfe stark (2000 zu Hause, 500 in Aegypten und den Kolonien) und zählt 620 Militärärzte.

Die Kavallerie nennen wir zuletzt, weil sie zu den Truppen von zweifelhafter Kriegstüchtigkeit gehört. Sie besteht aus 31 Regimentern und ca. 20000 Mann, von denen 12000 in Vereinigten Königreiche, 8000 in den Kolonien oder Aegypten stehen. Die Zahl der Pferde beträgt aber nur etwas mehr als die Hälfte der Mannschaften. Die Thatsache, daß von 20,000 Kavalleristen etwa 8000 unberitten sind, gehört zu jenen, die man in den straffer geordneten und besser regierten Festlandstaaten a priori für eine Unmöglichkeit halten möchte. Zu erklären ist sie nur durch die grenzenlose Gleichgültigkeit des britischen Volkes für alles, was das Militär angeht. Der Mißstand ist natürlich allseitig anerkannt; aber England ist das Land, wo Mißstände ein langes Leben haben.

3. Die Auxiliartruppen.

Von den zur Ergänzung und Unterstützung des stehenden Heeres dienenden Truppen die brauchbarste ist die gegenwärtig 83000 Mann starke Armeereserve. Sie besteht aus Leuten, die mindestens drei Jahre im stehenden Heere gedient und sich für eine bestimmte Zeit verpflichtet haben, im Falle eines ausbrechenden Krieges wieder einzutreten. Während dieser Zeit erhalten sie eine tägliche Löhnung von 33 Pfennigen, nach ihr ein Geldgeschenk von 17 Pfennigen × der Zahl der Diensttage, d. h., da fünf Jahre das Mindestmaß ist, wenigstens ca. 300 Mark.

Sie können nach Ablauf von 1½ Jahren jährlich zu Uebungen von zwölf Tagen nacheinander oder zu zwanzig einzelnen Uebungstagen (!) eingezogen werden. Diese Truppen würden also an Kriegstüchtigkeit etwa unserer Landwehr entsprechen. Da aber von dem Rechte der Einziehung zu Uebungen von den Militärbehörden nur selten Gebrauch gemacht wird, so ist ihre Brauchbarkeit auch nur eine beschränkte.

Die Miliz ist, wie oben schon auseinandergesetzt wurde, ebenfalls eine Soldtruppe, die — mit einer bestimmten Ausnahme — nur für die Landesvertheidigung verwandt werden darf. Sie ist dem stehenden Heere angegliedert, indem je zwei Milizbataillone zu dem Territorialregimente des betreffenden Bezirkes gehören. Die Mannschaften werden denn auch immer nur für das Regiment der Grafschaft, in der sie ansässig sind, angeworben, und zwar zum ersten Male für sechs, dann immer für vier Jahre. Die Dienstverpflichtung ist für das erste Jahr 90 Tage, für alle folgenden höchstens 28. Die Ausbildung der Rekruten leitet das Depot des betreffenden Territorialregiments; in den späteren Uebungen, die allerdings vielfach in Gemeinschaft mit Linientruppen abgehalten werden, werden sie von ihren eigenen Offizieren befehligt, die auf Vorschlag des Lord Lieutenants der Grafschaft von der Krone ernannt werden. Diese und die Unteroffiziere sind von keiner besseren militärischen Qualität, als die Mannschaften; denn die wenigen verabschiedeten oder zur Disposition gestellten Linienoffiziere, die in die Miliz eintreten, fallen nicht ins Gewicht. Um die Art der Ausbildung dieser Mannschaften zu kennzeichnen, sei bemerkt, daß der Schießkursus in 14 Tagen absolvirt wird, und daß eine spätere Vervollkommnung schwer möglich ist, da an den Standorten der Milizbataillone sehr selten Scheibenstände sind.

Die Stärke der Miliztruppe, welche ebenfalls alljährlich vom Parlamente bestimmt wird, ist gegenwärtig 121000, von

denen etwa 31000 die Milizreserve bilden. Die letztere, 1867 geschaffen, besteht aus solchen Mannschaften, die sich bereit erklärt haben, im Kriegsfalle in das stehende Heer einzutreten und sich mit ihm verschicken zu lassen. Diese können (!) jährlich zu einer achtwöchentlichen Uebung herangezogen werden, können also die nicht gerade eminente Kriegstüchtigkeit unserer ehemaligen Ersatzreserve erreichen.

Für die Disciplin der Miliz ist die Thatsache kennzeichnend, daß ein sehr großer Theil der Truppen der Einberufung nicht Folge leistet. Im Jahre 1894, das in dieser Hinsicht eine besonders günstige Proportion zeigte, waren 19 Prozent fahnenflüchtig; 1893 waren es 23 Prozent.

Die Miliz schließt alle Truppengattungen, mit Ausnahme der Kavallerie, in sich.

Daß die Freiwilligen sich einer Beliebtheit erfreuen, die zu ihrer praktischen Bedeutung in gar keinem Verhältniß steht, kann man sich erklären: sie verdanken ihre Entstehung einem spontanen Impulse der Volksseele. Als Napoleon 1803 mit einem Einfalle in England drohte, meldeten sich 450000 Freiwillige. Mit der Beseitigung der Gefahr schlief die Bewegung ein, bis sie 1859 durch eine neugeschaffene Organisation wieder in Gang gebracht wurde; seitdem hat sich die organisatorische Vervollkommnung, wie das numerische Anwachsen der Truppe in stetiger Progression vorwärts bewegt. Die Kopfzahl der Volunters, welche ebenfalls jährlich vom Parlament festgesetzt wird, betrug 1894 231000, wovon 175000 der Infanterie, 242 (!) der leichten Reiterei, 42000 der Artillerie, 13000 den Pionieren und etwa 1500 dem Sanitätscorps angehörten. Ein Train ist für diese Truppengattung nicht vorhanden; da nun im Ernstfalle die Vertheidigung des Landes, für welche allein sie, wie die Milizen, in Frage kommen, nicht von jedem Bataillon einzeln, an dem Orte, wo es in Friedens-

zeit ſtationirt iſt, wird bewirkt werden können, ſo iſt hier wieder ein ſchwerer Mißſtand zu verzeichnen. Man hört im Lande ſelbſt die ſpöttiſche Bemerkung, daß die Freiwilligen nur einen Feldzug von zweitägiger Dauer mitmachen könnten, da die kalte Küche, die ſie zu tragen fähig wären, nicht weiter reichte.

Da die Freiwilligen für ihre Ausrüſtung mit Ausſchluß des Gewehrs und der Munition ſelbſt zu ſorgen haben, ſo wird eine gewiſſe materielle Leiſtungsfähigkeit bei ihnen vorausgeſetzt; ſie rekrutiren ſich daher meiſt aus Handwerkern, Krämern und kleinen Beamten. Der Staat gewährt zu den Unterhaltungskoſten der einzelnen Corps nur einen Zuſchuß, welcher ſich für jeden Gemeinen, der ſich keine ſchweren Verſtöße gegen ſeine Dienſtpflicht hat zu Schulden kommen laſſen, auf 30—38 Mark, für jeden Offizier auf 75 Mark beläuft. Die Offiziere werden, wie die Milizoffiziere, auf Vorſchlag des Lord Lieutenants von der Krone ernannt, müſſen indeſſen nachträglich, zwei Jahre nach ihrer Ernennung, ihre Leiſtungsfähigkeit durch ein Examen beweiſen.

Von einer militäriſchen Ausbildung der Freiwilligen kann man im Ernſte nicht ſprechen. Ihre Dienſtpflicht beträgt für die erſten zwei Jahre höchſtens 30 einzelne Tage, für die folgenden höchſtens 9, an deren jedem hingegen das Exercitium nicht vor Ablauf einer Stunde beendigt ſein darf.[8] Zu dieſen Uebungen müſſen immer zwei Drittel, bei Uebungen im Brigadeverbande die Hälfte der Mannſchaften zugegen ſein, wenn der Staatszuſchuß nicht zurückgehalten werden ſoll. Dieſer Grad der Vollzähligkeit muß alſo auf die eine oder die andere Weiſe doch wohl erreicht werden können.

Mit der Schießausbildung ſteht es genau ſo ſchlimm, wie bei den Milizen. Man kann daher den Vergleich eines Freiwilligenbataillons mit einer Schützengilde auch nicht ſtrikte durchführen, ſo nahe er im übrigen gelegt iſt.

Ein Mensch, der durch seinen Eintritt in den Freiwilligen-Verein seines Ortes diesem einen Zuwachs gewährt und seine pekuniären Vereinspflichten pünktlich erfüllt, thut das natürlich nicht, um seiner persönlichen Freiheit eine Einbuße bereiten und seine Person vom Vorstande, d. h. den Offizieren, schlecht behandeln zu lassen. Geschieht das letztere, so erklärt er seinen Austritt, der nach Erledigung gewisser Formalitäten in vierzehn Tagen erfolgen kann. Diese ohne Zweifel richtige Auffassung beleuchtet den inneren Widerspruch, die Haltlosigkeit dieser ganzen militärischen Einrichtung. Daß die Freiwilligen während der Dauer der Uebung auch unter den Kriegsartikeln ständen, ist zwar Gesetz, in Wirklichkeit aber eine konventionelle Unwahrheit. Denn die thatsächlichen Strafen für Pflichtversäumnisse, Ungehorsam, Widersetzlichkeit und Vergewaltigung der Vorgesetzten sind doch nur: Verweis, Geldstrafe, Arrest für die Dauer der Uebung (d. h. eine Stunde), Veranlassung zum Austritt und Ausstoßung. Und wenn sich selbst militärische Autoritäten Englands über die durch die Verhältnisse unvermeidlich statuirte Disciplinlosigkeit mit Redensarten hinweghelfen, wie: „Die Disciplin der Freiwilligen wird gewöhnlich allein durch die moralische Kraft aufrecht erhalten. Nach der Natur der Sache wollen die Mannschaften von selbst gehorchen, und die Offiziere ebenso ihren Befehlen ohne Anwendung irgendwelcher Schärfe Geltung verschaffen" — so widerlegt die Wirklichkeit solche optimistische Anschauung jeden Tag.

Andere Stimmen aus Fachkreisen[9] geben der Wahrheit die Ehre und kennzeichnen dieses Soldatspielen in seiner praktischen Hoffnungslosigkeit: die Freiwilligen, heißt es bei ihnen, wollen sich lieber in ihren Uniformen bei Paraden und amüsanten Felddienstübungen zeigen, als ernstlich exercieren und militärisch ausgebildet werden. — Dem militärischen Charakter entspricht die äußere Haltung dieser Truppe, die im Gegensatze zu den

Linienſoldaten einen vorwiegend ungünſtigen Eindruck macht, ſei es, was die Marſchordnung, die Art des Ganges, oder das Tragen der Waffen, die Richtung der Helmſpitze und die Haltung des Kopfes nach den Fenſtern empor, von denen ſie Bewunderung erwarten, betrifft. So haben ſie von der Kriegstüchtigkeit, die ſie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes brauchen, im Ernſtfalle nicht weniger als alles zu lernen; und es iſt höchſtens zu hoffen, daß dann das Pflichtgefühl ihnen die Kraft und den Eifer geben werde, die ſchwere Arbeit ſo ſchnell zu leiſten, daß ſie noch Nutzen bringen kann.

Die Yeomanry iſt ein 10000 Mann ſtarkes, berittenes Freiwilligencorps, das in 20 Brigaden (!) zu 2—3 Regimentern abgetheilt iſt. Aus demſelben Grunde und zu derſelben Zeit entſtanden wie die Volunters, haben ſie eine ganz parallele Entwickelung durchgemacht. Die unmilitäriſchen Satzungen, nach denen ſich ihre Dienſtpflicht regelt, weichen nur inſofern von denen der Freiwilligen ab, als ſie die Termine der vierzehntägigen Uebungen, zu denen ſie verpflichtet ſind, ſelbſt zu beſtimmen haben und „auf ihren eigenen Antrag" einberufen werden. Außerdem werden ſie vom Diſtriktskommando jährlich zu einer ſechstägigen Uebung, die auch eine Brigade- oder Lagerübung ſein kann, beſtellt. Wunderbar iſt, daß gerade ſie, und nicht die Volunters zu Fuß, eine jährlichen Schießkurſus durchmachen müſſen. Die Yeomen erheben ſich über die anderen Freiwilligen nicht in irgend einer militäriſchen Beziehung, ſondern nur durch ihren Stand und ihre Wohlhabenheit. Da der Beſitz eines eigenen Pferdes nothwendig iſt, ſo rekrutiren ſie ſich faſt ausſchließlich aus den Landbeſitzern und größeren Pächtern.

Hinſichtlich der militäriſchen Verhältniſſe Indiens, die wir hier nicht eingehend behandeln können, ſei nur bemerkt, daß von den 281000 Mann, welche 290 Millionen Unterthanen der engliſchen Krone erhalten ſollen, nur 77000 kriegstüchtige

und verläßliche Linienſoldaten ſind, die übrigen — mit Abrechnung eines Anſatzes zur Armeereſerve und zu Freiwilligencorps von 36000 Mann — einheimiſche Truppen (Sepoys). Es iſt klar, daß von dieſer geringfügigen Armee kein weſentlicher Bruchtheil für auswärtige kriegeriſche Zwecke verwandt werden kann.

4. Das engliſche Heer in der Schätzung eines engliſchen Militärs.

Daß es mit der engliſchen Kriegsrüſtung für die Eventualität einer größeren Verwickelung ſchwach beſtellt iſt, weiß die Nation als ſolche nicht; wie weit dort drüben das Gefühl einer thörichten Sicherheit und die Gleichgültigkeit gegen alle militäriſchen Fragen geht, kann der Feſtländer ſich nicht vorſtellen, der nun ſchon ſeit Jahren im Banne der furchtbaren Gewitterwolke über ſeinem Haupte lebt. Die Fachmänner, welche eine Anſchauung gewonnen haben von den militäriſchen Leiſtungen der anderen europäiſchen Staaten, können ſich die traurige Sachlage nicht ganz verhehlen; aber es iſt auch für ſie national charakteriſtiſch, mit welcher halben Wahrhaftigkeit ſie die kriegeriſche Kraft ihres Landes darſtellen, mit welcher Selbſttäuſchung ſie die Lage Englands im Falle eines größeren Krieges betrachten.

Intereſſant iſt in dieſer Hinſicht der Aufſatz eines Majors Arthur Griffith im letzten Februarheft der 'Fortnightly Review', der bereits im Aprilheft der „Internationalen Revue über die geſamten Armeen und Flotten" aus der Feder eines ungenannten, aber in hohem Grade berufenen deutſchen Militärs die gebührende Abfertigung erfahren hat.

In ſeinem zwiſchen der Furcht, den nationalen Eigendünkel zu verletzen, und der unvermeidlichen Anerkennung der wenig erfreulichen thatſächlichen Verhältniſſe lavirenden Verfahren hält er eine Invaſion Englands zwar nicht für ganz unmöglich, aber für äußerſt unwahrſcheinlich. Zunächſt rechnet der Ver-

faſſer nur mit dem für England günſtigſten, aber kaum zu erwartenden Falle, daß nur ein Feind zu bekämpfen und daß dieſer invaſionsluſtige Feind — Deutſchland (!) wäre. Für Deutſchland würde es ſchwer ſein, meint Major Griffith, die erforderlichen Transportdampfer für die Ueberfahrt zuſammenzubringen und den Hafen aufzutreiben, in dem die Expedition vorbereitet werden könnte; es würde die Neutralität von Holland oder Belgien verletzen und zu dieſem Zwecke einen Hafen wie Oſtende beſetzen müſſen.

Wenn wir auf ſolche Weiſe England unſeren Beſuch rechtzeitig anmelden ſollten, ſo wäre das ebenſo höflich gehandelt, wie vortheilhaft für — England. Aber es iſt zu fürchten, daß wir unſere weitgehende Höflichkeit gegen Fremde in dieſem Falle aufgeben und uns nicht entſchließen würden, durch einen offenkundigen Ueberfall eines befreundeten Staates uns die Verbindung mit unſeren heimiſchen Hülfsquellen abzuſchneiden. Wir würden vielleicht unſere ſämtlichen Nordſeehäfen, Cuxhaven, Bremerhaven, Wilhelmshaven und Emden, für die heimliche Vorbereitung der Transportflotte benutzen und vermöge unſerer ausgezeichneten Mobiliſationseinrichtungen unſere Truppen möglichſt ſchnell zur Einſchiffung bringen.

Daß eine Vernichtung oder Vertreibung der engliſchen Kanalflotte vor der Ausführbarkeit einer Landung nöthig wäre, können wir nicht anerkennen; denn die ſchwierige Südküſte würden wir uns zur Landung nicht ausſuchen. Um aber die Nordwärtsfahrt unſerer Transportflotte an der däniſchen Küſte entlang zu verdecken, dazu dürfte eine energiſche Beſchäftigung der Kanalflotte durch unſere Kriegsflotte unter Umſtänden genügen. Und da die Ueberfahrt von dem entfernteſten Punkte, Cuxhaven, bei günſtigem Wetter nicht mehr als 36 Stunden in Anſpruch nimmt, ſo wäre es möglich, daß wir uns bei Beginn einer Nacht einſchifften, gegen das Ende der zweiten unſeren Kurs

nach Weſten richteten und bei Tagesanbruch an einem unbewachten Punkte der engliſchen Oſtküſte ans Land ſtiegen. Denn das läßt ſich nun einmal trotz alles Sicherheitsgefühles der Inſelbewohner nicht leugnen, daß eine Küſte von der Ausdehnung der großbritanniſchen ſchwer vor jeder feindlichen Annäherung zu bewahren iſt.

Aber — ſelbſt wenn ein feindliches Heer in England eindränge, meint Major Griffith, würde es ihm ſchwer werden, wieder hinauszukommen. Das wäre richtig, wenn England es nur mit einem Feinde an dieſem einen Punkte der Erde zu thun hätte und dieſer der geſamten Inſelmacht eine zu ſchwache Truppe entgegenſtellen würde. Aber das wird ſicher nicht der Fall ſein. England wird in einem kommenden Kriege vorausſichtlich zwei mächtige Staaten gegen ſich haben, von denen der eine nicht Deutſchland, ſondern das für einen Landungsverſuch viel bequemer gelegene Frankreich ſein wird. Die Invaſion wird unternommen werden, wenn die Hauptmaſſe des kleinen Inſelheeres unterwegs nach den gefährdeten Kolonien iſt, vielleicht nach Aegypten, Südafrika und Indien zugleich, wenn die größere Hälfte der Kriegsflotte zum Schutze der Truppentransporte und der Kolonien über die Weltmeere verzettelt iſt, und der Reſt einen ſchweren Stand gegen zwei Großmachtsflotten haben wird. Dann wird die ganze Territorialmacht, Miliz, Freiwillige und Yeomanry zuſammen, einem geſchulten Feſtlandheere keinen ernſtlichen Widerſtand entgegenſetzen können. Und was das Hinauskommen betrifft, ſo wird es damit gar nicht ſo große Eile haben. Die Inſel iſt ja keine Sahara: der Feind braucht nur in das allſeitig offene London hineinzumarſchiren, ſich in Beſitz der ungeheuren Depots des Themſehafens zu ſetzen, und er wird ſich leidlich wohl in England befinden für geraume Zeit, wir glauben, bis zum Friedensſchluß.

Indeſſen, ſagt Major Griffith, England wird ſich hüten, ſich in große militäriſche Aktionen außerhalb der Heimath zu

verwickeln. Ja, dann allerdings — — — Aber es geht bei uns in Deutschland die Sage, daß mitunter auch der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Wenn England auch mit Recht die Ueberzeugung haben kann, daß es selbst niemals eine Großmacht angreifen wird, so ist die andere Möglichkeit, daß es von einer Großmacht angegriffen werden kann, doch nicht absolut ausgeschlossen.

Das weiß ja Major Griffith auch. Denn er schätzt die Heeresmacht Englands für einen supponirten Krieg in Bezug auf ihr Gewicht ein, und es ist ihm kaum zweifelhaft, daß sie sowohl numerisch als organisatorisch unzureichend ist. Es ist interessant, seinen Entwickelungen in dieser Richtung zu folgen. Aus den 175000 Mann einheimischer Truppen, die er mit Einschluß der Armeereserve, aber ohne die Kavallerie, nach unserer obigen Darstellung richtig voraussetzt, will er fünf Armeecorps von je 35000 Mrnn formiren, außerdem zwei Kavalleriedivisionen von je 5—6000 Mann. Von diesen muß ein Corps nach Indien, ein zweites nach Canada, ein drittes nach Transvaal (!) und anderen Kolonien entsandt werden. Bleiben also nur 70000 für die Landesvertheidigung, d. h. als Besatzungstruppen und Feldarmee. Nun giebt er zu, daß der Abgang dieser Truppen vom ersten Moment des Krieges an durch Krankheit und Tod ein sehr starker ist, der in kurzer Zeit bis auf 50 Prozent steigt, und daß für einen Ersatz dieses Ausfalles auf keine Weise gesorgt ist. — Was nun mit den im Auslande etwa kämpfenden Truppen werden soll, sagt der Verfasser nicht. Für das Inland bleiben die Auxiliartruppen das einzige Heil.

Aber selbst diese hoffnungslose Darstellung der Militärmacht Englands ist nach der berechtigten Ansicht des deutschen Offiziers in der „Internationalen Revue" zu günstig. Griffith rechnet nicht den Abgang der sich dem Dienste entziehenden Reservisten, der für den Kriegsfall 20 Prozent betragen wird. Und

dann verſchweigt er — abſichtlich oder unabſichtlich? — die Thatſache, daß Ausrüſtung, Waffen, Pferde, Train und ſelbſt die Kadres nur für zwei Armeecorps vorhanden ſind, alſo fünf unmöglich mobiliſirt werden können. Er verſchweigt auch, daß die leiſtungsfähigſten Leute immer den Kolonialbataillonen einverleibt werden und die ſchwächſten, am wenigſten ausgebildeten in England zurückbleiben. Der Kolonialſoldat muß das zwanzigſte Lebensjahr überſchritten haben, während drei Viertel der jährlich eingeſtellten Truppen unter 20 Jahren, einige Hundert noch nicht 17 Jahre alt ſind.

Auch in der Darſtellung der Auxiliarorganiſationen theilt ſich das engliſche Herz des Verfaſſers zwiſchen nationaler Selbſtbeſchönigung und der Anerkennung harter Thatſachen. Zu der Ueberzeugung, daß die Vertheidigung des Landes, wenn ſie einmal den Auxiliartruppen überlaſſen werden ſollte, in ſehr unzuverläſſigen Händen ſein würde, kann er ſich nicht durchringen — oder fühlt er nicht die Stärke in ſich, der falſchen öffentlichen Meinung entgegenzutreten?

Sein Urtheil über die geprieſenen Freiwilligen könnte dieſe Erklärung nahelegen. Das Opfer, das ſie mit der freiwilligen Uebernahme des militäriſchen Dienſtes bringen, mag er anerkennen, wie es Jeder muß. Wenn er ſie aber „in phyſiſcher (?!) Hinſicht vielleicht die beſten Soldaten der Welt“ nennt, wenn er ihren Eifer im Dienſte, ihr unermüdliches Streben nach militäriſcher Vervollkommnung „über jedes Lob erhaben“ findet, ſo machen dieſe Sätze den Eindruck von Redensarten, die dem allgemeinen Geſchmack ſchmeicheln ſollen, gegenüber ſeinem Bedauern über ihre geringe Fertigkeit im Schießen, über ihre unvollkommene Ausbildung im Exercieren und Felddienſt, über ihre nicht vorhandene Organiſation für den Kriegsfall und vor allem gegenüber dem richtigen Endurtheil, welches lautet: „Es iſt gewiß, daß auf die Volunteers zur Zeit kein feſter Verlaß ſein kann.“

Ebenso kontradiktorisch ist sein Urtheil über die Yeomanry: sie ist zwar als Ersatz für die Linienreiterei ohne Werth, aber doch „vielleicht mit mancher fremden Kavallerie gleichwerthig zu erachten". Sie steht also der regulären Kavallerie wahrscheinlich nur deshalb nach, weil die englische, die zur Hälfte berittene, die beste der Welt ist.

Auf die Miliz, von der doch auch nur ein Drittel — jenes dritte Armeecorps der Feldarmee — für die Mobilisation organisirt ist, setzt er ungemessene Hoffnungen, deren Grund schwer einzusehen ist. Sie soll eine von tüchtigen Offizieren geführte, gut ausgebildete Truppenmacht sein, „das wahre Rückgrat, die höchste und letzte Reserve". Sie dürfte vielleicht doch noch einmal der Ausgangspunkt werden für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die dann hoffentlich — so wollen wir hinzufügen — festere Organisationen und eine ernstere Thätigkeit hervorrufen wird, als sie die gegenwärtigen Auxiliartruppen Englands aufweisen.

Was nun die gesamte militärische Lage des Landes beträfe, so sei sie zwar wenig erhebend, zeige aber doch eine Reihe von hoffnungsvollen Seiten: das Wachsthum der Armeereserve, die — allerdings recht verhältnißmäßige — Erweiterung der Mobilmachungsvorrichtungen, die Hebung der moralischen Führung der Truppen,[10] die fast gänzliche Ausrottung des einst herrschenden Lasters der Trunksucht.[11] Die englische Armee könne „jeden Vergleich mit den schönsten Truppen der Welt aushalten".

Wenn selbst militärische Fachmänner, denen die ungeheure kriegerische Ueberlegenheit sämtlicher anderer Großmächte nicht unbekannt sein kann, die unverhältnißmäßige Schwäche Großbritanniens nur so bedingt anerkennen und der eigenen Nation den Star ihres fundamentlosen Sicherheitsgefühles nicht zu stechen wagen, dann ist eine Aenderung dieser Verhältnisse in absehbarer Zeit schwerlich zu erwarten.

Die England für die Eventualität einer europäischen Verwickelung zu Gebote stehende Truppenmacht ist thatsächlich folgende: kriegerisch verwendbar sind nur 108 000 Mann Linie und 83 000 Mann Armeereserve. Wenn die militärischen Autoritäten außerdem die 31 000 Mann Milizreserve, die sich für ausländischen Dienst zur Disposition gestellt haben, hinzurechnen, so begehen sie bereits eine Selbsttäuschung; denn diese fallen numerisch wenig, an kriegerischer Tüchtigkeit noch weniger ins Gewicht. In Wirklichkeit ist England außer stande, einen auswärtigen Krieg gegen eine Großmacht zu führen. Muß es doch schon sein Land entblößen, um nur diejenigen Kolonien zu schützen, deren Besitz durch Feindseligkeiten mit irgend einer europäischen Macht in Frage gestellt werden würde. Und es stürzt sich jedesmal in unabsehbare Gefahren, wenn es anfängt mit dem Säbel zu rasseln, selbst einem so kleinen Gemeinwesen gegenüber, wie der Burenstaat in Südafrika: es ist noch nicht erwiesen, daß es die kriegerische Macht entbehren kann, die erforderlich sein würde, um 30—40 000 todesmuthige, vortrefflich schießende Buren niederzuwerfen. Wird der Krieg von außen nach England hineingetragen, dann wird die Linientruppe und die Armeereserve ja ihren Mann stehen; die Auxiliartruppen, organisationslos, schlecht gerüstet und unausgebildet wie sie sind, werden vor einem regulären Festlandheere verwehen, wie Spreu im Winde.

Unter den in Waffen starrenden Nationen schreitet das ungeschützte, isolirte England einher mit einer erschreckenden Ahnungslosigkeit, mit dem alten und jetzt so gegenstandslosen Großmachtbewußtsein. Die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit scheinen keinen Eindruck gemacht zu haben; es scheint nicht zu merken, daß seine Stimme wohl noch den Chor der Großmächte verstärken kann, allein aber ungehört verhallt. Vorurtheilslose politische Schätzung verwehrt ihm sein blinder Eigendünkel: sonst müßte es sehen, daß es die Möglichkeit, sich heute noch un-

angefochten als Großmacht zu geriren, allein jenem mächtigen mitteleuropäiſchen Staatenbunde verdankt, der den Frieden aufrecht erhält, am meiſten von allen dem Rieſen, den es jetzt zum Gelächter der Welt anklafft, dem deutſchen Vetter, deſſen wuchtiges Schwert die Störenfriede fürchten. Welche Rolle wird es ſpielen bei einer ernſten europäiſchen Verwickelung — zu einer Zeit, wo ſchmeichelhafte Einbildungen und prahleriſch vermeſſene Reden von der Wucht der Thatſachen Lügen geſtraft werden, wo die verſchmitzteſte Politik nichts mehr im Trüben zu fiſchen findet, wo das Schickſal der Staaten ſchlechterdings auf ihre kriegeriſche Kraft und Leiſtungsfähigkeit geſtellt iſt? Der Beſtgerüſtete weiß nicht, welches ſein Los ſein wird, wenn der große Sturm, der doch wohl kommen muß, einmal über unſeren Planeten dahinfegt. Das aber iſt ſicher: die gewaltigſten Koloſſe reißt er nieder, wenn ſie auf thönernen Füßen ſtehen.

Anmerkungen.

[1] Green, History of the English People.

[2] Nur die einzelnen, zufälligen, ſich auf dieſes und jenes Gebiet des Rechtslebens erſtreckenden Parlamentsbeſchlüſſe liegen gedruckt vor. Dieſe 'Statutes' ſind indeſſen weit davon entfernt, einen zuſammenhängenden Codex zu bilden. Ein geſchriebenes Geſetzbuch giebt es nicht.

[3] Das engliſche Heer einſchließlich der Kolonialtruppen in ſeiner heutigen Geſtaltung. Von le Juge, Hauptmann à la suite des Kadettencorps, Militärlehrer an der Hauptkadettenanſtalt. Leipzig, Zuckſchwerdt & Comp. 1896.

[4] Alle hier und ſpäter gegebenen Zahlen entſprechen dem Heeresſtande vom 1. Januar 1895.

[5] In 21 Jahren ſind 305 derartige Beförderungen vorgekommen.

[6] Man vergleiche im 'Imperial Germany' das Kapitel 'The Army' und 'The Germany of to-day' in 'Teuton Studies.'

[7] Die Zahlen ſind auf Tauſend abgerundet.

[8] Gegenüber den in mehr als einer Hinſicht erſtaunlichen Verhältniſſen der Freiwilligencorps ſcheint es gerathen, auf die quellenmäßige Darſtellung derſelben bei le Juge (S. 43—48) noch beſonders zu verweiſen.

[9] Vergleiche bei le Juge S. 46.

[10] Vergleiche hierzu, was auf S. 21 f. über die Disciplin des engliſchen Heeres geſagt iſt.

[11] Im Jahre 1894 wurden 1589 Mann wegen Trunkenheit (meiſt im Dienſt) gerichtlich und 14472 Mann in 27715 (!) Fällen disciplinariſch beſtraft.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Rußland und England

einem russischen Angriff auf Britisch-Indien gegenüber.

Von

Rogalla von Bieberstein.

Oberstlieutenant im 2. Garde-Grenadier-Regiment.

Preis M. 1.20.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Aus der großen Zeit.

Geschichte des 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 76 während des Feldzuges 1870/71.

Von **W. Steinberg.**

Zweite vermehrte Auflage.

Mit einem Vorwort des Generals **Baron von Kottwitz,**
5 Vollbildern und 23 Textabbildungen von **Karl Müller.**
Sr. Magnificenz dem Bürgermeister der Freien und Hansestadt
Hamburg **Carl Petersen,** Dr. d. R., gewidmet.

392 Seiten. 8°. Geh. Mk. 5.—,

in elegantem Original-Einband geb. Mk. 6.—.

Die **„Parole"**, das Organ des „Deutschen Kriegerbund", begrüßt die Ankündigung vom Erscheinen der neuen Auflage des Werkes in der Nummer vom 29. Mai mit folgenden Worten:

Wir dürfen das Erscheinen dieses hochinteressanten Buches, das wesentlich aus der großen Anzahl der erschienenen Kriegserinnerungen hervorragt, mit aufrichtiger Freude begrüßen. Die Vorzüge dieses Werkes sind mannigfache, und kein Geringerer als unser entschlafener Feldmarschall **Graf Moltke hat dem Buche eine außergewöhnliche Anerkennung erwiesen, er hat dasselbe eigenhändig vorzüglich kritisirt, viele Episoden daraus selbst vorgelesen und dem Verfasser seit jener Zeit rathend zur Seite gestanden.** Die Fürsten Deutschlands, an der Spitze unser geliebter Kaiser, haben geruht, das Buch entgegenzunehmen. Se. Königl. Hoheit der **Großherzog von Mecklenburg Friedrich Franz** hat dem **Verfasser die Medaille** für **„Kunst und Wissenschaft" verliehen.**

C. M. Vacano, Karlsruhe, sagt über das Werk u. a.

Das ist einmal etwas Echtes, Frisches, Gesundes, Packendes. Es wirkt kräftig, unmittelbar, überzeugend, anschaulich wie lebendige Worte von berufenen Lippen, ergreifend wie der Bericht eines alten Knasterbarts am Bivouakfeuer. Der Styl so lebendig, so plastisch, der Stoff so bunt und so interessant. Der Inhalt ist einfach — Weltgeschichte — — — — Wer Soldat werden will mit Leib und Seele, ohne selber Soldat zu sein, der lese dieses werthvolle, amüsante und belehrende Buch, das ein Unikum ist in seiner Art. Der beste Beweis seiner „Echtheit" liegt wohl darin, daß es einen so alten skeptischen und blasirten, mit allen „Kniffen des Handwerks" bekannten Schriftsteller ergriffen und erquickt hat wie schon lange kein anderes Buch.

Englands Heerwesen

am Ende des 19. Jahrhunderts.

Von

Germanicus.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175 a.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 249.

Friedrich Theodor Vischer
als Dichter.

Von

J. G. Oswald
in Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Biographien und Verwandtes.

(99 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 49.50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

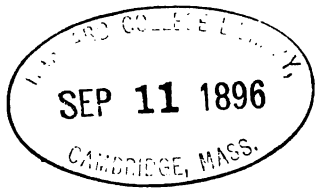
Achelis, Adolf Bastian. (N. F. 128) ..... —.80
— Friedrich Nitzsche. (N. F. 217) ..... —.80
Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Aufl. (79) ..... —.60
Arnold, Sappho. (118) ..... —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3) ..... —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (26) —.75
Bender, Giordano Bruno. Ein Märtyrer der Geistesfreiheit. (N. F. 102) —.80
— George Eliot. (N. F. 170) ..... 1.—
— Luise von François. (N. F. 208) ..... —.80
Bernardi, Cavour. (N. F. 64) ..... 1.—
Bernhardt, Lord Palmerston. (107) ..... —.60
Bernstein, Alexander von Humboldt u. d. Geist zweier Jahrhunderte (89) —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (349) ..... —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (383) ..... —.60
Bousset, Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung: Luise Büchner, Marie Calm. (N. F. 168) ..... 1.—
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. (N. F. 17) ..... —.80
Brunner, Dr. Joh. Conr. Brunner. (N. F. 62) ..... —.60
Dannehl, Victor Hugo. (N. F. 2) ..... 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III. (478) ..... —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (397) ..... —.60
Fester, Kurfürstin Sophie von Hannover. (N. F. 179) ..... —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (217) ..... —.75
Foerster, W., Johann Kepler. (146) ..... —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (326) ..... —.75
Goergens, Mohammed. (290) ..... 1.—
Goldschmidt, Bertha von Marenholtz-Bülow. (N. F. 239) ..... 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Aufl. (16) ..... 1.—
Gruber, Theodor Körner, in Dichtung und Wahrheit. (N. F. 223) .. —.80
Gundlach, Friedrich der Große und sein Vorleser de Prades. (N. F. 160) 1.—
Haek, Justus van den Vondel. (N. F. 108) ..... 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (338) ..... —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (124) ..... —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Aufl. (81) .. —.75

Friedrich Theodor Vischer
als Dichter.

Von

J. G. Oswald
in Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.



Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Schriftsteller von ausgesprochener Eigenart erregen neben dem sachlichen ein persönliches Interesse. Das Buch ist nicht mehr Buch, es wirkt wie das lebendige Wort. Ja, man meint nicht bloß zu hören, was man liest, man glaubt den Mann selbst zu sehen, seine Nähe unmittelbar zu genießen. Aber dieses persönliche Interesse will naiv erweckt sein, in aufrichtiger Hingabe an die Sache. Es giebt eben auch Poseure, überzeugte, doch nicht überzeugende Individualisten, denen die Sache nichts, ihre Person alles ist. Wenn, wie in unsern Tagen, der Individualismus von neuem seinen Zauber übt, tauchen an allen Ecken und Enden des litterarischen Jahrmarktes Gliederverrenker auf. Man könnte der Hanswürste lachen, die oft mühsam genug ihrer Eitelkeit einen dürftigen Tribut sichern. Aber leider ist die Narrheit unendlich fruchtbarer als die Weisheit, und während Einer den Andern kopirt oder übertrumpft, wächst die Farce ins Ungeheure, und das schlicht Natürliche irrt wie ein Waisenkind in der Welt.

Der sachliche Ernst, der den originellen Geist vor dem Männchenmacher auszeichnet, ist zugleich die Voraussetzung eines anderen Merkmals: man folgt ihm sympathisch, gleichviel was die Ergebnisse seines Denkens sind, gleichviel ob seine Weltanschauung die unsrige ist. In den Blättern eines Buches nur den eigenen Wind rauschen zu hören, mag das Verlangen beschränkter Köpfe sein. Wer von der Bedingtheit alles mensch-

lichen Erkennens durchdrungen ist, wird mit warmer Theilnahme die Pfade Anderer betrachten, und indem er den tausendfachen individuellen Einflüssen, die ihre Richtung bestimmt haben, nachspürt, wird er sich in seiner Ueberzeugung aufs neue bestärken.

Und noch ein Drittes. „Je origineller, je lebendiger die Schriften eines Mannes sind, —" sagt Fr. L. Graf zu Stolberg — „je lauterer sie aus der Tiefe eigenen Denkens und eigenen Empfindens hervorströmen, desto sicherer können wir sein, daß der Mann noch über seine Schriften sei." Daher die verehrungsvolle Neugier, die an den Werken eines solchen Schriftstellers nicht Genüge findet, sondern hartnäckig seine Person belauert; daher die Erinnerungen, die nach seinem Tode den Reigen der kritisch-biographischen Erörterungen zu eröffnen pflegen.

Auch bei Friedrich Theodor Vischer, dem Denker und Dichter, war es so. Und mit Recht. Allein so anziehend für seine Verehrer, so werthvoll für seinen Biographen die aus persönlichem Umgange mit dem seltenen Manne geschöpften Schilderungen sein mögen, man vergesse darüber nicht das eigentliche Kriterium: das Werk, darin die Persönlichkeit sich begrenzt hat, in dessen Begrenzung sie beurtheilt sein will und schließlich nothwendig beurtheilt werden muß.

Nur wenige Streiflichter sollen hier auf denjenigen Theil seines Lebenswerkes fallen, der des allgemeinsten Interesses sicher ist — auf seine Dichtung. Doch zunächst drängt sich die Frage nach den Beziehungen seiner Geistesgaben untereinander, nach ihrem Stärke- und Wechselverhältniß auf. In einem seiner schönsten Gedichte, in der Selbstschau, die er vor dem Bilde Peter Vischers hält, nennt er sich einen „Getheilten",

Den Scheitel grüßet kalte Luft aus Norden
Und nach dem Süden geht der feuchte Blick.

Und irgendwo in seinen Schriften deutet er das Schicksal von Naturen an, „welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen sind", indem er sich ausdrücklich als eine solche bekennt.[1] Aber die Kämpfe, die aus dieser Zwiespältigkeit erwuchsen, sind ihm zum Heile gediehen. Die so entgegengesetzten Fähigkeiten haben aufeinander gewirkt, sich wechselseitig befruchtet und dadurch seinen schriftstellerischen und dichterischen Leistungen eine eigenthümliche Färbung gegeben. Dennoch kann nicht von einem Gleichmaß beider Kräfte die Rede sein. Wo zwei so widersprechende zusammentreffen, Denker und Dichter in einer Person mächtig sind, da ist immer einer der mächtigere, hemmt in dem natürlichen Egoismus der Stärke zeitweise den andern und ruht nicht, bis der Schwächere sich ihm in Geist und Wesen angepaßt hat. Keine Frage, bei Vischer ist es der Denker. Der Denker in ihm hat den Dichter so gut wie abgestreift. Mit welcher Meisterschaft waltet er in dem hellen und herben Reich der Kritik, wie fest steht er auf dem philosophischen Plan, nichts weniger als ein „Dichterphilosoph", hat er alle Träume und Dämmerungen hinter sich gelassen, ist er klar und logisch, scharf und tiefgründig bis zur Leidenschaft. Wenn ihn dabei die heitere Sinnenfreudigkeit nicht verläßt, wenn er die energisch eindringende Dialektik mit schöner Bildlichkeit umkleidet, sogar Humor und Narrethei bisweilen in den schweren Ernst hineinklingen, so ist das freilich die Wirkung seines dichterischen Naturells. Aber abgesehen davon, daß ähnliches auch bei anderen Denkern angetroffen wird, und zwar bei solchen, die keineswegs wie er Dichter in des Wortes eigentlicher Bedeutung sind, was besagt dieser poetische Einschlag in dem Gewebe seiner Gedanken gegenüber dem philosophischen Goldgrund seiner Phantasie! Vischer ist als Dichter, d. h. auf der Höhe seiner dichterischen Entwickelung Humorist, doch nicht Humorist schlechtweg, sondern philosophischer Humorist. Bei der Durch-

bringung mit dem Philosophen hat der Dichter nichts eingebüßt, er ist Dichter ganz und gar, eben von der Art der „guten Frau", wie er sie so köstlich in einem Sonett geschildert hat.

Die gute Frau, wem ist sie zu vergleichen?
Dem Stückchen Zucker, das ins Wasser fällt
Und keine Kraft der Kraft entgegenstellt,
Die ringsum eindringt, ganz es zu erweichen.
Es schmilzt, wird nichts. O unerquicklich Zeichen
Der Schwäche, die nicht Wehr und Waffen hält!
Giebt es ein ärmer Wesen auf der Welt?
Und dem willst du ein Frauenherz vergleichen?
Geh' hin, vom Glas zu kosten und zu trinken!
Dann sage, wer den Andern hat bezwungen,
Wer unterlag im Kriege ohne Krieg!
Ein Wirken war das willige Versinken,
Ganz ist der Trank von Süßigkeit durchdrungen,
Das ganze Opfer war ein ganzer Sieg.

Es ist natürlich, daß ein solcher Dichter bis zu einem Alter, worin andere sich längst ausgegeben haben, sozusagen latent blieb. Die Garbenfülle auf dem weiten Felde seiner Wissenschaft mußte erst geschnitten werden, bevor der Denker den Dichter freigab. Zweiundsiebzigjährig tritt er endlich — zum ersten Mal mit offenem Visir — als Dichter hervor. Sein „Auch Einer", diese „närrische Komposition", wie er ihn in einem Briefe an Gottfried Keller nennt,[2] sowie die seinem Geiste verwandten Gedichte in den „Lyrischen Gängen" sind die Gipfelpunkte seiner Phantasie. Doch bevor wir sie betrachten, wollen wir uns den Lebensweg des Mannes vergegenwärtigen, die einzelnen Stationen kurz aufzählen und dabei zusehen, wo der spät aufgerauschte Quell früher schon, auf dem Felspfad harter Denkerarbeit, flüchtig und verstohlen hervorgesprudelt ist; denn nichts spottet ja so sehr der energischsten Unterdrückung als eine rechte Dichterkraft.

Um seine künstlerische Anlage auf erblichem Wege zu er-

klären, braucht man nicht in die Ferne zu ſchweifen, zurück durch vier Jahrhunderte zu Peter Viſcher, dem geſtaltungskräftigen Nürnberger Meiſter, den er gern, wenn auch mit einigem Zweifel, unter ſeine leiblichen Ahnen rechnete. Er war in mehr als einem Sinne der Sohn ſeines Vaters. Der Archidiakon Viſcher, als deſſen dritter Sprößling er am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg geboren wurde, wird als ein freigeſinnter Theologe und temperamentvoller Menſch geſchildert, deſſen heißer Patriotismus wohl auch in Verſen überwallte, ganz nach dem Rouſſeauſchen Satze: La colère suffit et vaut un Apollon! Die Mutter war eine „empfängliche, begabte Frau, voll lebendigen Intereſſes für Kunſt und Poeſie“.[3] Als ſie nach ihres Mannes Tode (1814) mit den Kindern nach Stuttgart übergeſiedelt war, wirkte, wie übrigens alles Bildwerk, der Anblick der Arbeiten in den Ateliers der befreundeten Künſtler Dannecker, Wächter und Hetſch derart auf den jungen Gymnaſiaſten, daß er auf die Frage, was er werden wolle, kurzweg erklärte: Maler. Allein die beſchränkten Verhältniſſe der Pfarrerswitwe verboten es, ihn einen ſo unſicheren Beruf ergreifen zu laſſen. Er kam vielmehr 1821 ins Kloſter nach Blaubeuren, wodurch er ſich alſo auf die ſtipendienreiche Laufbahn eines ſchwäbiſchen Gottesmannes gewieſen ſah. Hier, inmitten einer romantiſchen Landſchaft, verbrachte er eine ſchöne, wahrhaft glückliche Zeit, deren er ſpäter immer wieder mit ſtiller Wehmuth gedachte. Was für reich begabte Knaben fanden ſich aber auch in den Kloſtermauern zu ernſter Arbeit und frohen Spielen zuſammen — Pfizer, Strauß, Märklin, um nur die bekannteſten zu nennen. „Eine Fülle von Originalität, Witz und Humor“ — erzählt David Friedrich Strauß — „entwickelte Fr. Viſcher; er war die Seele jeder heiteren Geſellſchaft oder komiſchen Darſtellung, ein geſchickter Zeichner, beſonders in Karikaturen; aus Blaubeurer Beziehungen entſtand der Name Schartenmayer,

unter dem er noch im letzten Jahr unseres dortigen Aufenthalts und dann in der ersten Universitätszeit jene Volksgedichte lieferte, aus denen mehrere Kernverse in ganz Deutschland Kurs erhalten haben."[4] Das gilt namentlich von der zweiten dieser im Bänkelsängertone besungenen Morithaten, „Leben und Tod des Helfers Brehm",[5] die in der berühmten Moral ausklingt:

O verehrtes Publikum,
Bring' doch keine Kinder um!

1825—1830 gehörte er als Seminarist der Universität Tübingen an. Religiöse Zweifel, die mehr und mehr in ihm bohrten und mit dem emsigen Vordringen auf philosophischem Terrain an Stärke und quälender Wirkung gewannen, mußten die Gottesgelehrsamkeit als Ziel und Lebensberuf bedenklich erscheinen lassen. Indes die Energie, die ihn all seine Tage beherrschte, half ihm auch jetzt, resolut bei der Stange zu bleiben und das theologische Studium in der üblichen Weise und zwar auf das glänzendste abzuschließen. Darauf sehen wir ihn als Vikarius im Dorfe Horrheim eifrig mit Hegel beschäftigt, der ihn von allen Denkern am stärksten gefesselt hat, wie er denn auch für seine späteren Forschungen grundlegend geworden ist. „Der Abend aber wurde den Musen geweiht."[6] Er begann die Novellen „Cordelia" und „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner".[7] Sie sind 1836 unter dem Pseudonym A. Treuburg in dem von Mörike und Zimmermann herausgegebenen Jahrbuche schwäbischer Dichter erschienen. Auf die erste, worin sich so etwas wie ein Keim zum „Auch Einer" entdecken läßt, werden wir in der Folge kurz zu sprechen kommen. Die andere Novelle ist komischen Charakters. Beobachtungen im Hause des Horrheimer Pfarrers, der allen Ernstes an Gespenster glaubte, sowie eigene Erinnerungen bildeten offenbar die treibende Kraft der Erfindung. Er schildert eine Amts-

schreiberfamilie, deren ländlich-heitere Idylle eine diabolisch angelegte Lieutenantsnatur eine Weile zu verfinstern droht. Daß die Gefahr nicht sogleich erkannt wird, verschuldet die plötzlich erwachte Geisterscheu des Amtsschreibers, die mit der verwirrenden Wirkung von Kerners „Seherin von Prevorst" motivirt wird. Hier nun, bei der eingehenden Aussprache über das Buch, mochte er schalkhaft der Tage gedenken, da er selbst, namentlich aber seine Freunde in jener Vorstellungswelt befangen waren. Denn wirklich standen diese kühnen Denker, Strauß an der Spitze, eine Zeit lang im Banne von Mystik und Magnetismus und wallfahrteten, somnambuler Wunder gewärtig, nach Weinsberg, Vischer freilich, wie er gesteht, mehr der Weinlesfeste, als der Seherin wegen.[8] Mögen die beiden Arbeiten „Geschöpfe kindlicher Unreife" sein, immerhin bilden sie in seiner dichterischen Entwickelung bemerkenswerthe Etappen und gewähren, besonders nach der humoristischen Seite hin, einen deutlichen Vorgeschmack seines gereiften Könnens. So ist z. B. die Beschreibung des Gelächters, darin die Amtsschreiberfamilie samt Bräutigam und Pfarrer zum Schlusse ausbricht, während der Lieutenant das Weite sucht, die Charakteristik jedes einzelnen Parts in diesem unmusikalischen Konzerte schon ein echter Vischer, ich meine schon ganz in der Art seiner voll entwickelten Originalität.

Auf die kurze Vikarsthätigkeit folgte eine ebenso kurze als Repetent in Maulbronn, worauf die übliche Doktorreise angetreten wurde. Was er in den Kunstcentren Nord- und Süddeutschlands, was er angesichts der mächtigen Hochgebirgsnatur an Eindrücken in sich aufnahm, förderte nicht zum wenigsten den Entschluß, mit der Theologie zu brechen und die Aesthetik als Lebensberuf zu erobern. Bald nach seiner Rückkehr — er war nun in Tübingen Repetent — debütirte er mit einem Kolleg über Goethes Faust, und siehe: schon dieser erste Versuch

im akademiſchen Lehrfach verhieß den ſeltenen Erfolg, der ihm zeit ſeines Lebens treu blieb. Nachdem er ſich 1836 als Privatdocent für Aeſthetik und deutſche Litteratur an der Tübinger Hochſchule habilitirt hatte, ward er im folgenden Jahre Extraordinarius. Abermals griff er zum Wanderſtabe; den Lehrer des Schönen trieb es in die Heimath des Schönen, ſie ſollte ihm die letzte Weihe geben. Ueber ein Jahr bereiſte er Italien und Griechenland. Reich an Anſchauungen, an geläuterter Kunſteinſicht, ſchwärmend für Formenadel, für Natur und Stil, kehrte er zurück und wurde, nicht lange nach geſchloſſenem Ehebunde, 1844 zum ordentlichen Profeſſor ernannt. So ſchienen alle ſeine Wünſche befriedigt und behagliche Stille ſein Theil, aber die mächtige Partei, welcher der Freund und Geſinnungsgenoſſe eines David Friedrich Strauß längſt ein Dorn im Auge war, hatte es anders beſchloſſen. Der jugendlich leidenſchaftliche Ton, worin ſeine Antrittsrede ausklang, bildete den Vorwand zu einer lärmvollen Entrüſtung im Lager der Pietiſten, die ihm ſchließlich eine zweijährige Suspendirung vom Amte einbrachte. Nun ſpann er ſich in ſeine Klauſe und begann die „Aeſthetik", jenes Rieſenwerk, das mit ſeiner Fülle aus echtem Kunſttalent geborener Lehren fortan gleich einem gewaltigen Reſervoir alle Kanäle und Kanälchen deutſcher Kunſtwiſſenſchaft ſpeiſte. Es kam das Jahr achtundvierzig. Ein Idealiſt, wie er war, dazu nach ſeiner ſpekulativen Anlage ganz der Mann, der großen Doktorfrage der Nation allen Eifer zu widmen, ergriff auch ihn das politiſche Fieber. Wir ſehen ihn als Mitglied der „gemäßigten Linken" in der Nationalverſammlung in Frankfurt, dann im Rumpfparlament in Stuttgart. Enttäuſcht kehrte er zu ſeiner Lehrthätigkeit zurück, folgte 1855 einem Rufe nach Zürich, wo er bis 1866 am Polytechnikum und an der Univerſität wirkte, um hinfort, erſt als Profeſſor in Tübingen und Stuttgart, darauf ganz in Stuttgart, der Heimath anzugehören.

Anregend und befeuernd, wie auf die akademiſche Jugend ſeine Vorträge, wirkten auf das große Publikum diejenigen Schriften, die er wegen ihres aggreſſiven Grundzuges „Kritiſche Gänge“ nannte, denen ſpäter ähnliche unter dem Titel „Altes und Neues“ folgten. Ihr mannigfaltiger Inhalt, von der breiten Mitte litterariſcher und kunſtkritiſcher Studien bald hinauf zu der Höhe philoſophiſcher Spekulation, bald hinab in die bunte Region von Leben, Sitte, Politik und Natur ſchweifend, während alle miteinander der rothe Faden äſthetiſcher Betrachtung durchſpinnt, — dieſer mannigfaltige Inhalt in ſeiner genialen Behandlung ebenſo wie ſein Stil machten ihn zu einer der markanteſten Geſtalten unter den deutſchen Eſſayiſten. Man kann den Viſcherſchen Stil nicht knapper und erſchöpfender charakteriſiren, als es Strauß in einem Briefe gethan hat. „Was ich, wie ſchon in Deinem „Erhabenen und Komiſchen“, ſo auch hier beſonders bewundere“ — ſchreibt er ihm 1838 — „iſt Deine Gabe, bei aller Objektivität des Inhalts doch zugleich ſo individuell zu ſchreiben, daß man bei jedem nur etwas hervortretenden Satze Deine ganze Perſönlichkeit vor ſich zu ſehen bekommt.“[9] Es iſt nicht unſere Aufgabe, dieſe Arbeiten zu beſprechen, ſo wenig wie die wiſſenſchaftliche Seite ſeines Wirkens überhaupt. Nur auf die poetiſche Konterbande, die verſteckt und in täuſchender Verpackung dieſe wiſſenſchaftlichen Segler an Bord führen, wollen wir kurz hinweiſen.

Da iſt zunächſt ſein „Vorſchlag zu einer Oper“ (1844).[10] Er machte auf die Nibelungen als Textunterlage zu einer wahrhaft nationalen und heroiſchen Tonſchöpfung aufmerkſam. In treuer Anlehnung an das Epos gab er eine Skizze in fünf Akten, wobei ihm natürlich nicht entging, daß ein ſolches Werk bei aller Zuſammendrängung an einem Abend nicht zu bewältigen iſt. Wie man weiß, hatte der Vorſchlag ſonderbare Folgen für ihn. Während er mit der ihm eigenen Beſtimmtheit

eine dramatiſche Bearbeitung der Nibelungen verwarf, erſtand in Friedrich Hebbel ein dem knorrigen Stoffe verwandter Dramatiker, und es war nicht zuletzt Viſchers ſcharfe Verneinung, die den Poeten zu dem kühnen, aber glücklichen Wagniſſe ſeiner Trilogie reizte. Andrerſeits mochte der Heros, der nun ſchließlich den Hort in die Welt der Töne hob, ſchon um ſeiner Kunſttheorie willen nicht der Mann nach Viſchers Herzen ſein. Wie ihn hier ſeine mittelhochdeutſchen Studien zu einem poetiſchen Projekte verlockten, zeitigten etwas Aehnliches, freilich mehr kritiſchen, als dichteriſchen Geiſtes, ſeine vielfachen Bemühungen um den Fauſt. „Zum zweiten Theile von Goethes Fauſt“ (1861)[11] heißt der luſtige Bauriß, darin dem Helden ſtatt der phantasmagoriſchen Wirkſamkeit, wie ſie der Dichtergreis für ihn beliebte, ſtrebendes Bemühen auf dem Boden der Geſchichte als Kämpfer der Reformation, des Humanismus, der Bauernbefreiung, neue Schuld und wirkliche Sühne zugewieſen werden. Bald war er über dieſe „Konjekturalpoeſie“ hinaus. Er packte den Stier, wo man ihn zu packen hat, und trieb ihn mit munterm Geißelſchlag auf die fette Weide der Satire, dabei den feierlichen Chor der Interpreten nach allen Windrichtungen auseinanderjagend. Phantaſtiſche Komik, tolle Reimkunſt, ſowie jenes „Fiſchartiſch trunkene Spiel mit der Sprache“, um ſein eigenes Wort zu gebrauchen, ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften des übermüthigen Produktes, das einem gewiſſen Deutobold Symbolizetti Allegoriowitſch Myſtifizinsky in die Schuhe geſchoben wurde (1862). Unermüdlich wie als Fauſtkritiker war er auch als Fauſtſatiriker; er konnte ſich nicht genug thun und that des Guten ſchier zu viel. So kam die erwähnte Parodie 1886 in ganz neuer Geſtalt heraus, verwandelt in ein ſatiriſches Zeitgedicht, nachdem das Jahr vorher die kleine Burleske: „Fauſt, zweiter Theil, neuer Schluß“ gebracht hatte.[12]

Noch immer anonym veröffentlichte er 1867 die „Epigramme aus Baden-Baden".[13] Sie sind wie eine Momentaufnahme: frisch und belebt vom Hauche der Stunde, tritt er vor uns hin, im Affekte frei erschließend, was seiner Natur Kern und Wesen ist. Während sein sittliches Pathos angesichts der Laster und Thorheiten, die ihm hier auf Schritt und Tritt begegnen, in hellem Zorne aufflammt, holt der Patriot beim Anblicke deutscher Entwürdigung zu kräftigen Streichen aus, ergeht sich der Großdeutsche eingedenk des Bruderkrieges in herben Worten. Als Strafprediger schlägt er alle seine Lieblingsthemata an: Spielwuth, Modeunsinn, Kulturverderb, Thierquälerei. Auch seine Eigenthümlichkeiten verleugnet er nicht; es zeigt sich der Hundsfreund wie der Verehrer Italiens. Sofern man bloß das Lokalkolorit ins Auge faßt, mag es erlaubt sein, diesen wuchtigen Epigrammen das reizende Badener Idyll von Alfred de Musset — Une bonne fortune — an die Seite zu stellen. Da haben wir, wie die Natur bisweilen Geschwister formt, neben dem bitterernsten, rauhen und robusten Bruder das feine, graziöse Schwesterlein voll heitrer Schalkheit und traulicher Süße.

Wir erwähnten Vischers großdeutschen Parteistandpunkt. Er resultirte aus seinem eingefleischten Schwabenthum und hing mit seiner süddeutschen Antipathie gegen das Schroffe und Kantige der Preußenart zusammen. Doch mit der glorreichen Einigung Deutschlands kam auch für ihn der Umschwung; er machte Frieden mit Preußen und ging in ehrlicher Begeisterung im neuen Reiche auf. In solcher Stimmung erwachte der trockene Humor seiner Jugend wieder. Er ließ den alten Schartenmayer das Heldengedicht vom deutschen Kriege (1873)[14] anstimmen. Freilich, so ganz war es der Alte nicht; er hatte sich veredelt, er war, der Größe seines Gegenstandes entsprechend, gewachsen. Ja, wenn er zum Schlusse zu predigen anfängt,

ſo iſt es nicht mehr die zum Lachen zwingende Moralität des Biedermannes, es iſt, ſchlicht und nüchtern ausgedrückt, was Viſcher ſelbſt heiß im Herzen brannte: der Grimm über die Schattenſeiten des neuen Glanzes, zumal über den ſchnöden Mammonismus, der Grimm, dem Viſcher ſpäter in Vers und Proſa noch häufig Ausdruck gab.

Doch jetzt ſchlug die Stunde, wo der Dichter die Maske ablegte, wo er mit ſeinem „Auch Einer" (1879) als Epiker, mit ſeinen „Lyriſchen Gängen" (1882) als Lyriker offen hervortrat. Wir wollen zunächſt dieſe betrachten, geben ſie doch ein Bild ſeiner poetiſchen Entwickelung und ſomit Gelegenheit, nachzutragen, was nachzutragen iſt. Dabei werden wir allerdings beſtätigt finden, was wir gleich zu Anfang ſagten: Erſt ſpät entfaltete die Viſcherſche Kunſt ihren vollen Reiz, erſt in den Tagen des Alters, in der Fülle der entfeſſelten Produktivität reifte ihre eigenthümliche Schönheit.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erſte, „Jugendjahre" betitelt, ſchließt mit der Zeit, die der zweiunddreißigjährige Tübinger Profeſſor im Süden verbrachte. Sie umfaßt alſo die Jahre, wo lyriſche Gärten ſonſt in Blüthe ſtehen, Blumen zeitigen, wie junge Dirnen ſie gern unter die Naſe halten und die Burſchen ſie brauchen, wenn ſie auf die Freite gehen, beide nur der duftigen Farbenpracht wegen, ohne über Natur und Art der Sträucher, worauf ſie gewachſen, ſich viel Kopfzerbrechen zu machen. Das erlebt man bei Viſcher eigentlich nicht. Dieſe Jugendgedichte ſind keine Gedichte, die man um ihrer ſelbſt willen lieſt. Man lieſt ſie, weil ſie Zeugniſſe ſeiner Frühzeit ſind, weil ſie den Werdeprozeß ſeiner Eigenart, die Elemente derſelben in ungebundenem Zuſtande enthüllen. Philoſoph und Humoriſt — hier wandeln ſie noch getrennte Wege, hier ſehen wir den einen in ſeiner jugendlichen Gährung, in jenen Stimmungen, von denen der Aufſatz „Dr. Strauß und

die Wirtemberger" Kunde giebt: „Ich für meinen Theil war an der Erkenntniß der Wahrheit völlig verzweifelt und vollendeter Skeptiker mit all jener schwarzen Melancholie, die in jener Krisis um das zwanzigste Lebensjahr Jünglinge von innerlicher und kontemplativer Natur häufig befällt, und beschäftigte mich angelegentlich mit dem Vorhaben des Selbstmords." [15] Der Humorist aber zeigt sich noch im Gebiete des Niedlichen und Heiter-Idyllischen, oder er hilft sich über die Enttäuschung, die ihm eine leichtfüßige Doris bereitet, mit einer Art Cynismus hinweg, verbessert sich aber sogleich — dabei guckt ihm der angehende Aesthetiker, den das Problem des Humors zu beschäftigen beginnt, merklich über die Schulter —: „Doch nein! Nicht so! Ich schließe nicht wie Heine!" — Dann auf jenen Wanderungen im Süden, wo der Freund des Naiven leider immer ins Reflektiren geräth, ruft er sich auf einmal zur Ordnung:

Aber sage mir, mein Bester,
Wie es zu erklären ist,
Daß du stets in diesen Versen
Mit dir selbst beschäftigt bist?

In dieser heiteren „Zwischenrede" regt der philosophische Humorist zum ersten Mal die Schwingen.

Die folgende Abtheilung „Mittlere und späte Zeit" enthält allerdings solche Gedichte, über deren stimmungsvollem Zauber man den Dichter unwillkürlich vergißt — echte und rechte Lyrika. Juwelen wie „Die Nagelschmiedin" und andere entzücken auch das wähleriſchste Auge. Allein es sind vereinzelte Stücke; der naiv-lyrische Zug tritt in seiner Physiognomie nur beiläufig hervor, und so wenig man ihn übersehen wird, so wenig wird man bei ihm verweilen. Ueberhaupt war die mittlere Zeit an dichterischem Ertrage nicht ergiebig. Natürlich. Es war die Zeit der Arbeit, da der Aesthetiker, Politiker und Philosoph

vollauf zu thun hatte, es waren die Tage des Kampfes, da der Kritiker auf der Mensur stand.

Endlich sind die harten und heißen Gänge gethan, der gereifte Denker wird wieder zum Dichter. Wenn der energische Mann nach den wilden und muntern Gesängen der Jugend verstummte und bis auf gelegentliche Gefühls- und Witzesausbrüche seiner Natur nicht gestattete, den dichterischen Trieb nach Herzenslust zu entwickeln, so ist diese langgeübte Zucht seiner Kunst zu gute gekommen. Wie frisch und jugendkräftig bei aller Weisheit, daraus sie geboren und darin sie heimisch bleibt, erhebt sie sich nun und wie sicher hält sie sich auf der heiteren Höhe, selbst noch in jener Spätzeit, die sonst mit des Körpers auch des Geistes Schwungkraft zu lähmen pflegt. So wird die Dichtung zum Troste des Greisen.

Wie bin ich sonst so straff geschritten,
Noch als ich in die siebzig kam, —
Ist mir der Nerv entzweigeschnitten?
Wie schleich' ich jetzt so schlaff und lahm!
O schlimm! Doch in des Unmuths Tiefen
Bleibt etwas mir, was mich ergetzt:
Als ich so rüstig lief, da liefen
Die Verse nicht so gut wie jetzt.

Zunächst etwas, das, wie mir scheint, Vischer als Dichter sogleich trefflich charakterisirt. Bekanntlich ist der Lyriker vorwiegend sein eigener Held, weshalb Poeten von schwachem Können möglichst geniale, will sagen unnatürliche Attitüden anzunehmen lieben. Davon ist bei ihm selbstverständlich nicht die Rede. Die Situationen, woraus seine Gedanken und Empfindungen fließen, sind durchaus wahr, sie sind es zudem in einem höheren Sinne, indem sie die Stellung verdeutlichen, welche seine dichterische Thätigkeit innerhalb seiner Gesamtthätigkeit einnimmt. Selbst jetzt, da er sich ihr häufiger

überläßt, ist „Amt und Arbeit sein Leben", gönnt er der Muse nur die Muße. So erscheint er überall in seinen Gedichten als der feiernde Gelehrte, sei es auf einem Spaziergange, sei es auf einer Ferienreise, wo dann irgend ein kleines Erlebniß die große Welt seiner Gedanken erschließt. Daß er gelegentlich eine Wirthshausscene malt, kann bei einem Manne nicht Wunder nehmen, der nach des Tages Müh' seinen Schoppen im Männerkreise zu trinken liebte. Gern zeigte er sich auch in seinem Heim, in der „stillen Klause", dem „unheimlich bücherreichen Ort". Während die Feder ruht, hängt sein Auge an den vertrauten Gegenständen, an der alten Schwarzwälder Uhr, der treuen Begleiterin auf seiner Lebensfahrt, oder er vermißt wehmüthig das Kätzlein, dessen possirliche Munterkeit den Thierfreund so oft entzückt hat. Wir sehen ihn beim Mahl, wir sehen ihn im Lehnstuhl, des Mittagsschläfchens gewärtig. Und fliegt er wieder aus, so lockt ihn vorzüglich sein geliebtes „Jugendthal", Blaubeuren, wo er einst mit den andern frischen und wilden Knaben so glücklich war. In solchen und ähnlichen Situationen offenbart er sich mitunter in außerordentlicher Deutlichkeit, sie geben gleichsam den scharfgezeichneten Umriß seiner Person, während die aus ihnen resultirenden Gedanken und Empfindungen das Uebrige hinzuthun, so daß in solchen Gedichten der Mann, wie er geleibt und gelebt hat, plastisch und lebendig vor uns steht. Da wir ihn einmal kennen, sehen wir ihn überall, und jene Sprüche und Dichtungen, die unmittelbar, ohne an eine derartige Schilderung anzuknüpfen, sein Inneres aufschließen, lesen wir ihm sozusagen von den Lippen ab, zumal auch der Vortrag niemals sein charakteristisches Gepräge verleugnet.

Was nun den Gedankengehalt seiner Gedichte betrifft, so steht er mit dem Gehalt seiner übrigen Schriften im innigsten Zusammenhang. Wie das oft geäußerte Verlangen nach Naivetät im Grunde das Ergebniß seines Reflexionsdranges war, so

liebte er es überhaupt, die auf dem Wege tiefbohrender Gedankenarbeit gefundenen Wahrheiten, samt jenen, die man um ihrer paradoxen Form willen seine Schrullen und Wunderlichkeiten nennt, immer wieder und mit allem Nachdruck zu betonen. Das giebt seiner Geisteswelt das Ueberzeugte und Ueberzeugende, dazu tritt verstärkend der einheitliche Zug, der seine Schriften, von der ersten bis zur letzten, trotz ihrer Verschiedenartigkeit und mannigfaltigen Ideenmischung, beherrscht. Gewiß hat er in seinem langen Leben einzelne seiner Ueberzeugungen einer einschneidenden Korrektur unterwerfen müssen, man braucht darunter gar nicht bloß rein Wissenschaftliches, wie das System seiner Aesthetik, zu verstehen. Doch im ganzen war sein Entwickelungsgang ein folgerichtiger und harmonischer, wie er selten vorkommt. Dieser einheitliche Zug also greift in seine Dichtungen hinüber, bringt sie in nahe Beziehung zu seinen Prosawerken, und wie in diesen treten uns auch in jenen die so nachdrücklich betonten Lieblingsgedanken entgegen. W. Lang hat in seiner biographischen Studie hervorgehoben, daß es leicht sei, „die Paragraphen der „Aesthetik" aufzufinden, die gleichsam das Thema zum „Auch Einer" sind."[16] Dasselbe gilt, wie gesagt, auch von seinen Gedichten und seinen übrigen Schriften. Dabei ist zweierlei zu unterscheiden. Einerseits beeinflußt der Philosoph den Dichter. Wir sehen ihn in den Gedichten auf die Ergebnisse seines Denkens zurückgreifen, wissenschaftliche Ueberzeugungen, die ihm besonders ans Herz gewachsen sind, vor allem seine philosophische Welt- und Lebensanschauung nachträglich auch in dichterischer Umschmelzung darbieten. Selbst gewisse ästhetische Specialitäten werden seiner Muse zum willkommenen Stoff. Ich erinnere an die erwähnten Faustsatiren. Andererseits hat der Philosoph dem Dichter eine Anzahl Motive schon vorweggenommen. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten, in den kritischen Gängen und in den späteren Sammlungen tritt, wie man weiß, ein starkes

persönliches Element hervor: Ideen, die in seiner Eigenart wurzeln, die mit seiner Empfindungsweise zusammenhängen, also rein Subjektives, was andere Dichter sofort in die poetische Form fließen lassen, er aber erst wissenschaftlich verarbeitet, zum Objektiven erhoben hat. Dahin gehört der Rattenkönig von Ideen, dessen Verknotung sein schwäbisches Naturell bildet; dahin gehört sein Mitleid mit der mißhandelten Kreatur und anderes. Alle diese Ideen findet man in seinen Dichtungen wieder.

Es ist interessant, zu beobachten, wie zuweilen der Gedanke eines Gedichtes gleich einer unerschlossenen Knospe jahrelang in seinen Schriften ruht, bis gelegentlich eine günstige Stunde sie zur poetischen Entfaltung bringt. Ein Beispiel. In den kritischen Gängen folgert er einmal aus dem Anblick des Meeres und des Hochgebirges die Wahrheit, die zwar wie alle tiefen Wahrheiten trivial ist, aber von einer im Grunde so weichen und mitleidsvollen Natur nicht ohne einen energischen Ruck des inneren Menschen zum Lebensprinzip erhoben werden konnte; — er sagt da: „Daß man mit der Weichheit nicht durchkommt und daß Kraft die Losung des Lebens ist.“[17] Und siehe, nach Jahr und Tag kommt in dem Spruch „An die Empfindsamen“ derselbe Gedanke fast mit denselben Worten wieder zum Vorschein: „Kraft ist die Parole des Lebens.“

Am auffallendsten erscheint dieser Gedankenparallelismus in Prosa- und Versform, wenn man das Tagebuch Albert Einharts mit den Gedichten der Spätzeit vergleicht. Wir müssen einen Augenblick dabei verweilen, denn es enthüllt sich uns hier ein Stück seiner dichterischen Technik, was immerhin interessant ist. Glaubt man nicht in der folgenden Stelle den ersten flüchtigen Entwurf zu dem Spruche „Keuschheit verloren, etwas verloren“ zu sehen? — „Keuschheit verloren ist noch nicht Scham verloren, sonst wäre ja die Ehe etwas Schamloses. Scham-

haftigkeit zum Teufel, so ist die Schwungfeder zu allem Idealen in der Seele zum Teufel." — — „Es braucht Denken, viel Denken ... zu begreifen, daß man an den Tod schlechthin nicht denken soll —" sagt Albert Einhart genau wie Vischer in dem Gedichte „Vom Tode": „denn an den Tod soll man nicht denken." — — Wie in dem Tagebuch geschrieben steht: „es ist nichts mit dem Nichts ... es kann nicht Nichts sein," so heißt es in dem Gedichte „Opti-pessimistisch": „die Welt ist, weil nicht Nichts kann sein ... doch mit dem Nichts, da ist es recht erst nichts." Einmal zeichnet er in dem Roman eine komische Figur, die er in einem Gedichte wieder verwendet. „Er gehörte zu jenen bequemlichen alten Herren, die einen ganzen Abend stockstill in einer Gesellschaft sitzen; die einzige dramatische Belebung ... besteht darin, daß sie von Zeit zu Zeit bedächtig die Cigarre aus dem Munde nehmen, die Meerschaumspitze betrachten, wie weit sie braun geraucht sei." Wie anschaulich hat er einen solchen Biederman mit wenigen Strichen in den Versen „An die Trocknen" porträtirt:

Der breite Herr im Mittelsitze,
Seht ihn, wie er gemüthlich schmaucht,
Mitunter die Cigarrenspitze
Besieht, wie weit sie angeraucht.

„Ich habe Stunden" — lesen wir in dem Roman — „wo ich die träge Seele beneide, die ihr Stück Käs' in Ruh verzehrt." Eine solche ist der „Moralische", von dem er berichtet:

Saß breit auf stattlichem Gesäß
Und aß behaglich ein gut Stück Käs'.

Im „Auch Einer" stoßen wir auf folgende Anhäufung von Wörtern: „Ich schoß auf und fort, zermartert, zer-

ſchunden, zerfetzt, zerſägt, zerrieben . . ." Darin hat er ſich dermaßen verliebt, daß er das Kunſtſtück in dem Gedichte „Rache" wiederholt: „Habt mich gemartert, gezwickt, geſchunden, zerſägt, zerrieben."

Wir ſind beim Formalen angelangt. Es iſt aber nothwendig, das Koſtüm dieſes originellen Lyrikers genauer zu muſtern. Die ihm eigene Miſchung dichteriſcher und grüblerischer Natur entdeckt man auch im äußeren Zuſchnitt, dazu wird ein dritter Beſtandtheil offenbar, faſt ebenſo bedeutend als jene beiden. Es iſt bekannt, welchen Werth er auf ſein Lehreramt legte, wie er die Kunſt des freien Vortrags ſtudirte und zu welcher Meiſterſchaft er es darin brachte. Mit Recht bemerkt Ilſe Frapan: „Es hat, glaube ich, eine Einwirkung des geſprochenen Stils auf den geſchriebenen bei ihm ſtattgefunden, ſehr zum Gewinn des letzteren."[18] Das beweiſt nicht bloß die außerordentliche Lebendigkeit, die ſeine Aufſätze durchpulſt, ſondern auch eine Eigenthümlichkeit, wovon wir eben ein Beiſpiel gegeben haben. Jene Häufung von Wörtern gehört allerdings ſeinem komiſchen Stil an, aber ſie iſt, wenn auch weniger übertrieben, das Verfahren, das er überall anwendet, ſofern er etwas recht anſchaulich machen will. „Der Himmel hing noch voll ſchwerer Regenwolken, dunkelgrau, trüb, laſtend, traurig."[19] Oder: „Wenn die Seele . . . ſo ſtill, groß, weit, unendlich wäre!"[20] Dergleichen iſt in lebhaftem Geſpräch am Platze, denn im Feuer der Rede hat man nicht Zeit, lange zu wählen, man thut lieber ein Uebriges, um das dem geiſtigen Auge vorſchwebende Bild oder die uns beſeelende Stimmung dem Hörer zu ſuggeriren. Nimmt man hingegen die Feder zur Hand, ſo befleißigt man ſich doch in der Regel einer größeren Oekonomie. Viſcher jedoch iſt dieſe Art, von ſeinen Vorträgen her, ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daß ſie ihn ſogar beim Dichten nicht verläßt. Ihr wird es nicht zum wenigſten

zuzuſchreiben ſein, wenn er als Lyriker vor allem freie, einen breiten Raum gewährende Versformen liebt.

Gewiß hat er ſich der gewöhnlichen Strophenformen oft bedient, dabei als ein Freund der Antike auch den Hexameter und Pentameter nicht verſchmäht. Allein die Vorliebe für eine freiere oder weniger klaſſiſche Versform beherrſcht ihn von Anfang an, und da er eine ſolche in den Goetheſchen freien Rhythmen bereits vorfand, brauchte er ſie nur nach ſeinem Geſchmacke auszuſtaffiren, um für ſeine originellen Weiſen ein apartes Gewand zu haben. So gab er dem freien Rhythmus den Reim. Bei dieſer Hans Sachs oder auch Goethe ſelbſt nachgebildeten Erfindung war ohne Zweifel der Humoriſt in ihm, der Liebhaber des Realiſtiſchen und Schwankhaften ſtark betheiligt. Der Reim iſt eben für den humoriſtiſchen Dichter ein treffliches Mittel, womit er allein ſchon komiſch zu wirken vermag. Reimloſe Verſe, namentlich der vierfüßige Trochäus, eignen ſich ja auch zur launigen Darſtellung, und ſicherlich beſtimmte ihn der Vorgang Scheffels, in ſolchen reimloſen Trochäen ſich gelegentlich gleichfalls vernehmen zu laſſen. Auch in dieſen Gedichten — Rom 1872, Amſelruf, An meine Wanduhr — iſt er ganz er ſelbſt, beſonders das letzte iſt ein Kabinetſtück Viſcherſcher Kunſt. Das waren indeſſen nur vereinzelte Abweichungen von ſeiner Lieblingsform, von den gereimten freien Rhythmen, die man füglich veredelte Knüttelverſe nennen kann. Einer der erſten Verſuche darin iſt das Gedicht „Waſſerfall", aus Eindrücken jener Reiſe entſtanden, da der neugebackene Doktor zum erſten Mal „Rieſenkampf zwiſchen Waſſer und Fels"[21] ſah. Da haben wir ſchon die Elemente ſeines dichteriſchen Vortrages, die ſich in der Folge immer charakteriſtiſcher entwickeln: ſeine außerordentliche Lebendigkeit, die mit dramatiſcher Knappheit wechſelnde breite Wortmalerei. Nun vergleiche man mit den Knüttelverſen ſeine freien Rhythmen, deren er ebenfalls

eine Anzahl gedichtet hat. Mit welchem ſeinen Stilgefühl weiß er ſich hier zu zügeln, wohl fühlend, daß die ſcheinbar unbeſchränkte Freiheit bei allem dithyrambiſchen Schwung edles Maß, Innehalten der weich geſchwungenen Schönheitslinie gebietet. Es ſind theils Oden wie „An das Mitleid“, „Gedenkfeier“, alſo Dichtungen, bei denen ſein Realismus überhaupt nicht in Frage kam, theils ſind es Erinnerungen an die griechiſche Reiſe, wie das herrliche „Eine Nacht auf dem Meer“, bei denen ſchon die zu ſchildernde Landſchaft, der ganze Stoff klaſſiſche Ruhe und reine Linienführung forderten. Wenn er ſich in dieſer Beſchränkung als Meiſter zeigte, ſo tritt ſeine Meiſterſchaft wahrlich nicht minder in den Knüttelverſen zu Tage. Entfaltet ſich doch gerade in ihnen der ganze Reichthum ſeiner Eigenart. Der Reim, nichts weniger als eine Schranke, lockt die Fülle ſeiner malenden Rhetorik hervor; — und was für ungewöhnliche Gleichklänge! Da umkleiden die lachendſten Reime die ernſteſten Gedanken, auf dem Silberhaupte des Weiſen klingt die Schellenkappe des Thoren. Zudem ermöglicht ihm die Willkür in der Verszahl, gelegentlich einen redneriſchen Kniff von verblüffender Wucht anzubringen. Ich meine das draſtiſche Abſchnappen nach einer Reihe mehrfüßiger Verſe vermittelſt einer kurzen Zeile, womöglich aus einem einzigen einſilbigen Worte beſtehend. Das wirkt wie das Ausſpielen eines Trumpfes, wie ein kategoriſches Dixi, das man unwillkürlich mit einer energiſchen Kopfbewegung begleitet. Endlich bewahrt ihn dieſe Form vor einem Unterſinken in die Proſa, eine Gefahr, die bei der ſchweren philoſophiſchen Gedankenfracht mancher Gedichte nahe genug lag. Aber der Knüttelvers, an ſich dem Hausbackenen zuneigend, zwingt ja den Dichter, fortwährend auf der Hut zu ſein, damit er ſich in der Region poetiſcher Melodik erhalte, und ſo entgeht er ſpielend der Gefahr, während er da, wo er den Blankvers verwendet, ihr zuweilen erliegt. Wie angegoſſen

ſitzt ihm das ſeltſame Gewand, es iſt die ſeiner geiſtigen Figur entſprechende Hülle, es kleidet ihn immer, mag er Sprüche tiefſinniger Lebensweisheit vortragen oder heiter ſcherzen, mag er ſich in längeren Gedankendichtungen von feuilletoniſtiſcher Beweglichkeit ergehen oder uns ſeine Idyllen ſingen, die — „Ein Tag in Sorrent", „Geſellſchaft", „Ein Augenblick" — zu den beſten dieſer Art gehören. Und wie trefflich es dem Humoriſten zu Geſichte ſteht, beweiſt das Heldengedicht „Iſchias", darin er alle Regiſter ſeiner Komik zieht: von dem ſchlechtweg Närriſchen bis zu dem hohen, göttlichen Humor, deſſen Heimath die Sphäre tiefen Ernſtes iſt. Das Prachtſtück hat nur im „Auch Einer" ſeinesgleichen.

Wenden wir uns nun zu dieſem, ſeinem originellſten Werke. Er ſelbſt hat in einem „Zuſatz" zu ſeiner autobiographiſchen Skizze mit der Entſtehungsgeſchichte des Buches eine ſo feine Zergliederung der verwickelten Natur ſeines Helden gegeben, dabei alle Fragen, die im Hinblick auf die eigenartige Dichtung auftauchen, ſo einläßlich beantwortet, daß einem Anderen kaum etwas zu thun übrig bleibt. Nur ein Punkt bedarf einer ſchärferen Beleuchtung. Wer nur einigermaßen mit der Perſönlichkeit Viſchers vertraut iſt, fühlt ſich bei der Lektüre des „Auch Einer" lebhaft an dieſe erinnert. Die Frage entſteht: bis zu welchem Grade ſteckt in dem Romanhelden der Dichter?

Viſcher ſagt in dem erwähnten „Zuſatz", die Zeichnung des ſonderbaren Kauzes habe lange vorbereitet in ſeinen Gedankengängen gelegen. Er erinnert an ein anderes Original, den Arzt Chriſtoph in ſeiner Novelle „Cordelia" und bemerkt, die Neigung zu der Komik, die in ſchief gewickelten Naturen liegt, ſei von Anfang an in ihm geweſen; ſie zu wecken, habe es lediglich der Bekanntſchaft mit gewiſſen Charakteren Jean Pauls bedurft. Unter den überhaupt nicht ſehr plaſtiſch gerathenen Geſtalten

dieſes Jugendverſuches iſt Chriſtoph entſchieden die ſchemenhafteſte. Die Bildnerkraft verſagte gerade dem Humoriſtiſchen gegenüber noch ganz. Dagegen iſt dieſes Humoriſtiſche als ſolches, die beſondere Art von Humor, die der jugendliche Poet an den Tag legt, im höchſten Grade charakteriſtiſch. Man leſe „Chriſtophs philoſophiſche Aphorismen“ — da findet man, wenn auch nur in geringen Mengen, dieſelben Elemente, die die Analyſe des „Auch Einer“ ergiebt: barocken Humor, paradoxe Laune, geiſtvollen Ernſt, Empfindlichkeit gegen Roheit, nicht zum wenigſten gegen Roheiten im geſellſchaftlichen Leben. So wettert Chriſtoph gegen die Unart, einem Sprechenden ins Wort zu fallen, juſt wie „Auch Einer“ dagegen wettert, juſt wie Viſcher, nach dieſem Aphorismus zu ſchließen, zeit ſeines Lebens dagegen gewettert hat.

Uebrigens, wenn es gilt, den Einhart bis in ſeine mikroſkopiſchen Keime zurück zu verfolgen, darf man auch das Gedicht „Albano“ nicht vergeſſen. Es handelt bezeichnenderweiſe vom Wetter. Schlechtes Wetter auf der Reiſe und gerade da, wo man eines heiteren Himmels am meiſten bedarf, berechtigt am Ende noch nicht zu der Klage: „Du ſollſt nicht glücklich ſein!“ Aber Viſcher klagt ſo, er perſonifizirt, was er an Mißgeſchick in ſeiner Jugend erfahren hat, indem er von dem „Geſpenſt, das mein Verderben ſuchet“, von dem „dunklen Zorngeiſt, der dem Leben fluchet“ ſpricht. Dann fährt er fort:

Heraus aus mir! Und wenn du widerſtrebſt,
Ich ſchleud're dich, ſcheuſeliges Gerippe,
An jenes Abhangs wildgezackte Klippe,
Daß du zerfetzt wie dort die Wolke klebſt!
Und trotzeſt du, dort auf die See hinaus,
Wohin mich bald die Wanderſchritte bringen,
Schlepp' ich dich noch, dort will ich mit dir ringen
In Sturmes Pfeifen, in der Wogen Graus!
Dort pack' ich dich, mir ſelbſt ſei es gelobt!

Dort stoß' ich zu des Abgrunds Mißgestalten,
Grünäugiger Larven Brut, den schlimmen, alten
Nächtlichen Dämon, der im Busen tobt!

Also derselbe Trieb zu mythologisiren, wie beim „Auch Einer". Und weckt der angedrohte Kampf nicht eine leise Erinnerung an jene tragikomische Scene im Roman, wo der Held in der wilden Natur der Schöllenen, hoch oben gegen die Felswand gestemmt, sich unter Lebensgefahr mit seinem Dämon auseinandersetzt? — —

Doch kommen wir zu unserer Frage. Da ist zunächst die Verwandtschaft der beiden in puncto Katarrh. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Vischers Freunde (Günthert, J. Frapan) haben uns darüber hinlänglich belehrt. Hier, an diesem Erfahrungspunkte, setzt seine Erfindung an. Jene nervöse Empfindlichkeit gegen die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens ist beim „Auch Einer" Ausfluß eines feinen Sinnes für das Zweckmäßige, das Harmonische. Halb humoristisch, halb ernsthaft bevölkert er das „untere Stockwerk" mit Teufeln. Was wir einfach „Pech" nennen, ist ihm dämonische Tücke, die den Menschen beim Fortbau des „oberen Stockwerkes" quält und hemmt. Darum Krieg der geistlosen Natur in ihrer angeblichen Niedertracht! Nun verschlingt sich dieser erste Grundzug mit einem zweiten, den Vischer ungemodelt seinem Eigensten entnahm. Krieg auch dem Geistlosen im Menschen, vor allem offenbarer Roheit und Bosheit! Hinüberleitend mag man die erwähnte, beiden gemeinsame Idiosynkrasie gegen gesellschaftliche Unarten betrachten. Jemandem, der im Begriffe ist, einen vernünftigen Gedanken zu entwickeln, ins Wort zu fallen, bekundet Roheit, doch, wenn man sich in die Geistesart „Auch Einers" versetzt, auch Bosheit — Bosheit des Geistlosen gegen das Geisterfüllte. Nun aber wirkliche Bosheit: Mißhandlung der stummen und wehrlosen Kreatur. Vergegenwärtigen wir uns,

wie zornvoll beredt Vischer wurde, wo immer dieses Kapitel zur Sprache kam, wie er eingestandenermaßen bei theoretischen Verweisungen nicht stehen blieb, vielmehr an dem auf frischer That ertappten Thierschinder gelegentlich selbst Justiz übte, so verstehen wir auch, daß er seinen Helden gerade durch diese Leidenschaft zu Grunde gehen ließ. Das Korrelat von Thierschutz ist Thierliebe. Sie entspringt hier einem phantasievollen Versenken in die Thierseele und erstreckt sich vor allem auf die eigentlichen Freunde des Menschen, auf die Hausthiere, speziell den Hund. Nur ein Hunde- und Katzenfreund, wie Vischer einer war, konnte die feinen, zum Theil humoristisch gefärbten Beobachtungen aus dem Thierleben liefern, woran Einharts Tagebuch so reich ist.

Diesen mehr femininen Eigenschaften Einharts hat Vischer, wiederum der eigenen Natur folgend, starke, männliche gesellt. Schon aus dem Aeußeren des Helden spricht entschiedene Männlichkeit, wie auch Vischer, der zart organisirte Mensch, in Blick und Haltung den energisch straffen Mann zu zeigen liebte. „Sieht nicht dieses bärt'ge Haus wie ein Oberförster aus?" — hat er einmal unter sein Bildniß geschrieben. Aus der kraftvollen Männlichkeit „Auch Einers" folgt seine Vorliebe für stählende Körperübungen und männlichen Sport. Sein Auge, das „als wäre eine fest greifende Hand darin" zu blicken pflegte, weiß auch das Schwarze auf der Scheibe zu fassen und zuckt nicht. „Schießen kann ich —" sagt er nicht ohne Stolz, wie auch Vischer auf diese Kunst stolz war und unter seinen mancherlei „Gängen" bekanntlich einen „Schützengang" geschrieben hat.

Bei aller Reflektirtheit sind beide leidenschaftliche Freunde des Naiven. So begegnen sie sich z. B. in der Liebhaberei, dem modischen Touristenvolk möglichst aus dem Wege zu gehen, sich zu schlichten Naturmenschen zu halten, wie denn „Auch

Einer" erklärt: „Die beſſeren Menſchen ſind Gebirgsleute." Wenn man lieſt, wie er in Brunnen in der allgemeinen Wirthsſtube unter Bürgersleuten in Hemdärmeln ſitzt, denkt man unwillkürlich des Ausrufs, der ſich über unverdorbenes Gebirgsvolk in den „Lyriſchen Gängen" findet:

> Wär' ich bei euch, mich ſollte die Herrenſtube nicht ſehen —
> Gleich in die Laube hinaus, unter die Juppen hinein!

„Auch Einer" iſt nicht bloß Scheibenſchütze, er wird, wo es patriotiſche Pflicht gebietet, Soldat. Die Neigung dazu ſteckte auch in Viſcher. Als Dichter zieht er gleichſam aus der in ihm vorhandenen Prämiſſe den dramatiſchen Schluß, er gönnt ſeinem Helden, was ihm als Hauptmann der Bürgerwehr verſagt blieb: Pulver riechen, verwundet werden. Es iſt derſelbe Akt, der von den eigenen Erlebniſſen mit Thierſchindern zu dem tragiſchen Romanſchluß geführt hat. Einharts patriotiſcher Sinn iſt ſoeben angedeutet worden. Sein politiſcher Standpunkt entſpricht demjenigen Viſchers nicht minder, einſchließlich der zwieſpältigen Beurtheilung der italieniſchen Einheitsbeſtrebungen, die Beide als Freunde nationaler Einigung gutheißen, als Großdeutſche aber mißbilligen. „Auch Einer" iſt Polizeibeamter. Selbſt hier ſpringt das Verwandte ins Auge, wenn man vernimmt, wie er den Nachdruck auf ſeine Eigenſchaft als Staatsdiener legt. „Dienſt, mein Herr, Dienſt! ... Du ſollſt dienen!" — bemerkt er ganz im Sinne Viſchers, der an ſeinem achtzigſten Geburtstage in feierlicher Anſprache ſagte: „Ich habe das Glück gehabt, dienen zu dürfen, dem Staate zu dienen mit meiner Kraft."[22] Und mit welcher Luſt, mit welchem Eifer diente „Auch Einer"! Nur ungern und gezwungen entſagt er ſeinem Amte. Damit fällt ein Licht auf ſeine Dichterbegabung. Er iſt ja nicht nur ein phantaſievoller Menſch, er ſchreibt Gedichte, dichtet die Pfahldorfgeſchichte. „Das will ich

doch glauben!“ — antwortet er, als ihn der Autor erſtaunt fragt, ob er denn auch ein Dichter ſei. Allein er iſt es doch nur zum Theil. In ſeinem Geiſte ſtreitet mit der Phantaſie die philoſophiſche Denkkraft um den Vorrang; die Folge iſt, daß, wie der Denker den Dichter, auch der Dichter den Denker zeitweiſe beeinträchtigt. „Ich philoſophire gern, bin aber kein Philoſoph. Meine Gedanken gehen zu ſchnell —“ heißt es im Tagebuch. So hat Viſcher ſeinen Helden in denſelben Konflikt verwickelt, der ihm ſelbſt, wie wir wiſſen, ſo viel zu ſchaffen machte.

Daß Einharts Weltanſchauung mit der Viſcherſchen identiſch iſt, ja ſein muß, leuchtet ein. Er ſollte bei allem Hang zu närriſchen Vorſtellungen im Grunde ein klarer, geiſtig freier Menſch ſein, was Wunder, daß er ihm über Gott, Zeit, Ewigkeit, Moral u. ſ. f. die Ergebniſſe ſeines eigenen Denkens in den Mund legte. Die Uebereinſtimmung tritt deutlich hervor, wenn man das Tagebuch mit den „Lyriſchen Gängen“ vergleicht. Zudem geht „Auch Einer“ wie Viſcher von der Hegelſchen Philoſophie aus, er beſteht in ſeiner Jugend ähnliche Kämpfe wie Dieſer. Das ſchon erwähnte Bekenntniß Viſchers in dem Aufſatze: „Dr. Strauß und die Wirtemberger“ deckt ſich faſt wörtlich mit folgender Tagebuchnotiz Einharts: „Wie hab' ich als Student über dem Nichts gebrütet! Oft Piſtole ſchon geladen.“ — Faſt ſcheint es, als wären Beide Zöglinge einer Schule geweſen. Den Einen wie den Anderen zieht es im Alter nach dem Thale, wo ſie in alten Kloſterräumen vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre als Schüler einer Erziehungsanſtalt geweilt haben. Wer denkt da nicht an Blaubeuren mit ſeiner berühmten Kloſterſchule, deſſen Andenken die ſchönen Gedichte „Jugendthal“, „Und noch einmal“ gewidmet ſind. Freilich war „Auch Einer“ kein Schwabe. Er bemerkt ausdrücklich, daß er ſich zu den Franken rechne. Doch

er kennt Schwaben und die Schwaben, ja von allen deutschen Volksstämmen bringt er den Eigenthümlichkeiten des schwäbischen am meisten Interesse entgegen. Er theilt auch Vischers Abneigung gegen das preußische Wesen, seine Vorliebe für den Dialekt, nicht ohne, wie dieser, ein Aufgehen in ihm entschieden zu bekämpfen. Ueberhaupt, was theilen die Beiden nicht? Erfahrungen, die sie als Redner machen, Fatalitäten beim Briefschreiben, im geselligen Verkehr, dazu der übereinstimmende Abscheu vor dem heimtückischen Gesellen „Föhn", wie vor den injuriösen Unformen der Mode.

„Auch Einer" ist nicht nur, wie sein Schöpfer, Denker und Dichter, er verhält sich auch zu den übrigen Künsten genau wie Jener. Vischer sagt von sich, er sei aufs Auge organisirt. Offenbar trifft dies auch bei Einhart zu, denn er zeigt nur Sinn für die bildende Kunst, insbesondere für die Malerei. Von Musik versteht er zu wenig, und wo er sie versteht, empfindet er sie zu pathologisch. Ganz dasselbe Geständniß legt Vischer in seinem „Lebensgang" ab, wie ja auch der in allen Künsten wohlerfahrene Mann bei der Ausarbeitung seiner „Aesthetik" den musikalischen Theil einem Anderen überlassen hat.

So zahlreich diese Identitäten oder doch Analogien sind, erschöpft haben wir sie nicht. Doch, denke ich, genügen die angeführten. Nur eine sei noch erwähnt. Beide haben nämlich beobachtet, daß man mancherorts, nur durch einen Fluß getrennt, auf dem protestantischen Ufer verkümmertes Menschenbild in traurigem Schwarz, auf dem katholischen stilvolle Weiber in schmucker, farbiger Tracht sehen könne. Da wären wir denn beim schönen Geschlecht.

Es sind zwei grundverschiedene Frauennaturen, die in Einharts Empfindungswelt eingreifen. Offenbart sich auch bei ihrer Charakteristik der Zug für Zug dem Leben nachbildende Realist? — Die Frage ist ganz gewiß zu verneinen. Betrachtet

einmal die beiden Frauen — man fühlt, es ſind Phantaſiegeſchöpfe. Selbſt die ausgeführtere Goldrun hat nicht die ſichere Kontur, die auf ein Modell weiſt. Dann die Folie dazu: die nur leicht ſkizzirten Szenen von ſtark romanhafter Färbung, das Milieu, das dem Autor völlig fremd war, alles verräth, daß er hier ganz im Reiche der Phantaſie gelebt und gewebt hat. Nun folgere man nicht, hier walte ſpieleriſche Romanſchreibermanier. Nein, auch in dieſem Theile ſeiner Schöpfung bleibt der Dichter Dichter im beſten Sinne. Hat er dieſe Geſtalten auch nicht der Wirklichkeit entnommen, ſo ſind ſie deshalb doch nicht minder wahr.

Viſcher, gleich jedem wahrhaft äſthetiſch empfindenden Menſchen, ſtand die Natur, die urſprüngliche, unverkünſtelte Natur als Inbegriff des Schönen obenan. Seine Schriften geben Zeugniß, wie er mit einer Art tragiſchen Gefühls den unvermeidlichen Civiliſationsprozeß betrachtete. Er war durchdrungen von ſeiner Nothwendigkeit, aber es ſchnitt ihm ins Herz, das Maleriſche und Poetiſche allenthalben ſchwinden zu ſehen. Nun, urſprünglich und unverkünſtelt wie die Natur liebte er auch die Frauen. Nicht umſonſt hatten es ihm die alten Venetianer angethan, dieſe farbenmächtigen Verherrlicher der Virago; — und daß Shakeſpeares Frauen gelegentlich ſchimpfen, kratzen, beißen, ohrfeigen — derlei Untugenden ſchienen ihm nicht ſehr bedeutend, ſie litten dafür auch nicht an Bleichſucht. Genug, ſeine Bewunderung galt den Frauen, die noch Stil und Raſſe haben, edlen, ſtolzen und kräftigen Körpern mit Seelen voll Feuer und Leidenſchaft. Dabei wußte er wohl, daß ſolche naturvollen Schönen nur zu oft wie die ſchöne Natur ſind, ſei es die gewaltige des Hochgebirges, ſei es die blühende des Südens: inmitten all ihrer Pracht lauert dämoniſches Verderben. Gleichviel, ſchönheitsdurſtig, wie er ſeinen Helden gemacht, mußte er durch dieſe Hölle hindurch . . . ſo ſchuf er die Goldrun.

Aber Vischer wäre nicht Vischer, wenn er über dem äußeren den inneren Zauber verkannt, wenn er die Blüthe des Weiblichen, die seelische Feinheit und Milde mißachtet hätte, die gerade im Gehege einer Jahrhunderte alten Kultur ihre süßesten Düfte verströmt. Schade, daß unter dem sittigenden Zwang der Adel der Formen meist gelitten hat, der stolze Schlag der Vorzeit verkümmern mußte! Doch die Frau, die seinem Einhart, verbrannt und verbrüht, wie er ist, wenn auch nur als Freundin, den lindernden Balsam spenden sollte, durfte eines außergewöhnlichen Reizes der Erscheinung nicht entrathen, sie mußte sein, was diese Künstlernaturen immer vergebens suchen: vollkommen an Leib und Seele. Da begann seine Phantasie zu schwärmen. Er ließ den Norden und den Süden zusammenwirken, die Heimath der Madonnen und die schottische Hochwelt, und das Produkt der seltenen Paarung war ein Idealbild ganz und gar, verschwimmend in seiner äußeren Gestaltung, ein Geistleib, wie es Theobald Ziegler bezeichnet, der vorüberhuscht und schließlich ätherisch in den Himmel verhaucht. Das mag ein Fehler sein, doch man wird ihn verstehen. Wie weit die Tage seiner Jean Paulschen Schwarmgeisterei auch hinter ihm lagen, on revient toujours à ses premières amours.

Zurück zum „Auch Einer“: Strich für Strich sich selber nachgezeichnet und doch ein anderer als er! Vischer spricht einmal in Bezug auf die Pfahldorfgeschichte von dem Streben des Poeten, „dem Gesetz anschaulicher Bildlichkeit zu genügen“. Es ist ihm das nicht allein in dieser Dichtung in der Dichtung, es ist ihm vor allem bei der Charakteristik seines Helden gelungen. Hat man das erste Viertel des ersten Bandes gelesen, so steht auch seine Person klar und scharf umrissen vor dem geistigen Auge, sich aufs Entschiedenste von jener des Autors abhebend, der ja in der Ichform erzählt und dabei nach seiner Weise niemals seine Eigenart verleugnet. Ja das Herausstellen

gelingt ihm so trefflich, daß er getrost den fein beobachteten Zug anbringen darf, sich selber, gleich der Haushälterin Hedwig, von den Seltsamkeiten des verehrten Mannes angesteckt zu zeigen. Wie erklärt sich das Kunststück? — Vielleicht dadurch, daß der erste, bestimmende Eindruck, den er uns von dem Reisegefährten giebt, himmelweit verschieden von jenem ist, den wir von ihm, dem Autor, haben. Er stellt ihn zunächst in seiner verblüffenden Absonderlichkeit, als eine durchaus komische Figur hin und ruft immer wieder, während wir nach und nach Gelegenheit bekommen, den Mann zu begreifen und ernst zu nehmen, den ersten Eindruck in uns wach, kehrt sofort, wo die Betrachtung des Geschöpfes unwillkürlich an den Schöpfer erinnert, jene Komik, das Trennende zwischen beiden, von neuem hervor. Das wäre freilich noch keine Erklärung ohne die nothwendige Voraussetzung: Es gelingt ihm durch seine poetische Kraft. Sie tritt ins hellste Licht, wenn man den „Auch Einer" mit einer ähnlich gearteten Dichtung vergleicht. Ich denke nicht an diesen oder jenen Roman von Jean Paul, auf den man immer hinweist, vielmehr an ein unter dem Einflusse des Baireuthers erwachsenes Werk — den Sartor Resartus.

In beiden — dem Vischerschen wie dem Carlyleschen Buche — steckt eine ernste, philosophische Idee, die aber in der Art, wie sie vorgebracht wird, barock erscheint. Hier die Lehre von dem Franctireurkrieg des Zufalls wider die menschliche Vernunft; dort der Gedanke, daß das ganze äußere Universum nur ein Kleid sei und daß es gelte, dieses Kleid, von den „gemeinen handgreiflichen Wollenhüllen des Menschen, von seinen wunderbaren Fleischgewändern und sozialen Garnituren bis zu den Gewändern der Seele seiner Seele, bis auf Zeit und Raum" so scharf zu betrachten, „bis es durchsichtig wird". Der eine wie der andere Gedanke ist für seinen Erzeuger im höchsten Grade bezeichnend; beide Werke sind, sowohl in Bezug auf

Charakter, als auf Stil, der konzentrirteſte Ausdruck ihrer Eigenart. Dabei entwickeln ſie ihre Idee nach derſelben Methode. Sie ſind Humoriſten, ſie zeichnen eine wunderliche Geſtalt, verhüllen in ihr zunächſt den Ernſt des Gedankens, indem ſie gleichſam das barocke Element übermüthig kräuſeln, bis ſie dann allmählich die Wogen glätten und uns hinabſchauen laſſen in die Tiefe einer reichen, geiſtvollen und ſympathiſchen Perſönlichkeit. Schließlich ſtimmen ſie auch darin überein, daß ſie bei der Ausmalung der geiſtigen Phyſiognomie ihres Helden in den Spiegel ſehen und nach dem eigenen Bilde verfahren. Das gilt von Carlyle wie von Viſcher. So hat der Verfaſſer der Lectures on heroes, den nach Nietzſches Ausſpruch „beſtändig das Verlangen nach einem ſtarken Glauben agacirte", ſchon ſeinem Teufelsdröckh die Bemerkung in den Mund gelegt: „Selbſt in unſerem Zeitalter offenbart ſich echte religiöſe Loyalität als eine mehr oder weniger orthodoxe Heroen- oder Heldenverehrung." So läßt der Weiſe von Chelſea, der nicht müde wurde, ſeinen Freunden in Worten und Briefen (z. B. an Varnhagen) das Schweigen als die fruchtbarſte Verfaſſung des Menſchen zu rühmen, obwohl er es ſelbſt, wie Mazzini meinte, „in etwas gar platoniſcher Weiſe liebte", er läßt ſeinen Profeſſor der Allerlei-Wiſſenſchaft ſagen: „Schweigen iſt das Element, in welchem große Dinge ſich zuſammenformen, damit ſie endlich fertig geſtaltet und majeſtätiſch in das Tageslicht des Lebens heraustreten, welches ſie hinfort beherrſchen ſollen."

Zwar gehört das Carlyleſche Buch im Grunde einer anderen Welt an als der poetiſchen. Entſtanden auf dem weltfernen ſchottiſchen Landgütchen Craigenputtock, wo er jahrelang nur in Geſellſchaft ſeiner geiſtvollen Gemahlin, nur ab und zu von wenigen Freunden beſucht, ernſt und emſig den Acker ſeines Geiſtes beſtellte, iſt dieſe „Philoſophie der Kleider" ſeine eigene Philoſophie, bizarr freilich und ſyſtemlos, eine Wildniß tiefer

und satirischer, paradoxer und klarer Gedanken, aber mitten darin knospen jene geschichts- und sozialphilosophischen Ideen, die sich dann in den späteren Schriften voll entfalteten. Wenn er dieser Philosophie eine poetische Form gab, so mag man darin nur den zufälligen Einfluß seiner damaligen Studien, seiner Bewunderung unserer Dichter, zumal seiner Verehrung für Jean Paul erblicken. Allein das Werk hat einmal diese Form, es gehört einmal, wie bis zu einem gewissen Grade auch das Vischersche, dem Zwischenreich an, worin sich Philosophie und Poesie vermischen. So wird es denn auch erlaubt sein, beide nach ihren dichterischen Eigenschaften miteinander zu vergleichen.

Sogleich sinkt die Wage tief zu Gunsten Vischers. Der bunte Inhalt der „Papiersäcke", das Poetischste, z. B. die Schilderung des seltsamen Auftauchens des kleinen Diogenes in dem idyllischen Entenpfuhl, seines Lebens bei den Pflegeeltern Futteral, seiner Liebe zu der zarten, aber ungetreuen Blumine, dies und anderes umduftet den deutschen Leser gar vertraut, und unwillkürlich gedenkt er dabei der wilden blumenstrotzenden Gärten Jean Pauls. Der ganze poetische Theil des Sartor Resartus ist Poesie aus zweiter Hand. Auch Vischer verehrte in dem einst so viel gerühmten Humoristen seinen Meister. Aber während der Schotte, entzückt von dem verschwenderischen Reichthum und der souveränen Willkür Richters, sich in einer geistvollen Nachahmung seiner Manier gefiel, hatte der Schwabe sie längst überwunden und stand, als er den „Auch Einer" schrieb, durchaus auf eigenen Füßen. Und nun die Figur des Diogenes Teufelsdröckh. An Charakteristik ist wahrlich nichts gespart. Wir hören von ihm aus dem Munde Carlyles, wir erhalten eine Menge biographischen Materials über ihn, wir bekommen die charakteristischsten Stellen aus seinem Buche zu lesen, und doch wie schemenhaft — wie greifbar nimmt sich dagegen Albert

Einhart aus! Keinen Augenblick verläßt den Leſer der Gedanke, dieſer Teufelsdröckh iſt nur eine komiſche Maske, und wenn er ihr folgt, ſo thut ers, weil ihn das lebendige Auge feſſelt, das ſo feurig dahinter glüht, bald im Muthwillen heiterer Laune, bald im Enthuſiasmus idealer Begeiſterung — Carlyles Auge. Nichts iſt denn auch bezeichnender, als die Art, wie ſich die beiden zu dem Geſchöpfe ihrer Phantaſie verhalten. Carlyle ſteht zum Schluſſe nicht an, die Maske zu lüften, indem er berichtet, Teufelsdröckh ſei wohl nicht, wie der Hofrath Heuſchrecke vermuthet, nach Paris, ſondern nach London verſchwunden, „in ſtillem, ſicherm Dunkel, aber nicht, um immerwährend ſtill zu liegen". Viſcher dagegen wehrte ſich aufs Entſchiedenſte gegen das Gerücht, das in deutſchen Landen umging: ſein „Auch Einer" ſei ein in humoriſtiſcher Laune entworfenes Selbſtporträt. Und er wehrte ſich mit Fug und Recht. Denn ein lebendiges Kind, mag es auch in hundert Stücken an den Erzeuger erinnern, hört deshalb nicht auf, lebendig zu ſein und zum weſenloſen Scheine eines Konterfeis herabzuſinken.

Hart an der Schwelle des Todes gediehen dem geiſtesriſchen Dichter noch zwei dramatiſche Arbeiten; heiter die eine, ſchwungvoll die andere, beide, ihrem Charakter nach, hauptſächlich für ſeine engere Heimath beſtimmt. Das ſchwäbiſche Luſtſpiel „Nicht I,a" (1884)[28] iſt ein Stimmungsbild des rückblickenden Greiſes. Voll verſöhnter Milde zeichnet der einſtige Flüchtling der Theologie ein dramatiſches Pfarrhausidyll; er verlegt es in das „tolle Jahr", von dem ihm ja neben ernſten und ärgerlichen auch luſtige Erinnerungen lebten. Und gutmüthig ſpielend läßt er in dem Stücke die Gegenſätze zwiſchen Süd- und Norddeutſchen, die ihm einſt ſo ſchroff, ſo unüberbrückbar erſchienen waren, gegeneinander wirken und zuguterletzt harmoniſch zuſammenklingen. Ludwig Uhland aber, an deſſen Seite er im Frankfurter Parlament geſeſſen, dem er vor langen

Jahren eine eingehende und liebevolle Studie gewidmet hatte, galt sein Schwanenlied. Am 24. April 1887 ging sein Festspiel zur Uhland-Feier[24] über die Bretter des Stuttgarter Hoftheaters. Es war das Jahr, da sein achtzigster Geburtstag sich zu einer erhebenden Festlichkeit gestaltete; es war das Jahr seines Todes. Am 14. September starb er in Gmunden am Traunsee.

Jetzt, wo sein Lebenswerk abgeschlossen vor Augen liegt, verschwindet gemach die Einseitigkeit, die so gern nur auf einen, den hervorstechenden Theil blickt und danach eines Mannes Art und Thätigkeit betitelt. Wenn wir heute seinen Namen nennen, denken wir nicht mehr einzig und allein an den genialen Bahnbrecher im Reiche des Schönen, der in diese äußerlich so lichte, in ihrem philosophischen Grunde so dunkle und räthselvolle Welt mit heller Geistesfackel hineingeleuchtet hat, auch nicht bloß an den „Kritischen Landgrafen, abhörend, erwägend, urtheilend", wie Gottfried Keller diese Seite seines Wirkens bezeichnet hat, wir denken nicht weniger an den Dichter, an den Schöpfer des „Auch Einer" und der „Lyrischen Gänge", einen jener seltenen Humoristen, welche die Freude und der Stolz der Nation sind.

Anmerkungen.

Von der zahlreichen Vischer-Litteratur, die Richard Weltrich am Schlusse seines Artikels über V. in der Allgemeinen Deutschen Biographie XL., Leipzig 1895, vollständig angiebt, kamen für unsere Arbeit vor allem in Betracht: Vischers autobiographische Skizze „Mein Lebensgang" (Altes und Neues. III. Stuttgart 1882). — W. Lang, Friedrich Theodor Vischer (Deutsche Rundschau, 15. Jahrgang, Juli und August 1889). — Ilse Frapan, Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischers. Stuttgart 1889. — Julius Ernst von Günthert, Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Allen Freunden gewidmet. Stuttgart 1889.

[1] Kritische Gänge. Neue Folge. III. Stuttgart 1861. Vorwort, S. X.

[2] Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer (Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. IX und X. Berlin 1891). X. S. 102.

[3] Mein Lebensgang. S. 253.

[4] D. Fr. Strauß, Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Mannheim 1851. S. 23.

[5] Fr. Th. Vischer, Allotria. Stuttgart 1892.

[6] Mein Lebensgang. S. 276.

[7] Allotria.

[8] Mein Lebensgang. S. 266 f.

[9] Eduard Zeller, Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Bonn 1895. S. 69.

[10] Kritische Gänge. II. Tübingen 1844.

[11] Kritische Gänge. Neue Folge. III. 1861.

[12] Allotria.

[13] Allotria.

[14] Allotria.

[15] Kritische Gänge. I. Tübingen 1844. S. 91.

[16] A. a. O. X. Heft. S. 47.

[17] Kritische Gänge. Neue Folge. V. Stuttgart 1866. S. 182.

[18] A. a. O. S. 20.

[19] Kritische Gänge. Neue Folge. I. Stuttgart 1860. S. 3.

[20] Ebenda, S. 4.

[21] Ebenda, S. 58.

[22] Frapan, a. a. O., S. 36.

[23] Allotria.

[24] Allotria.

Herbst, Kant, als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (362) ..... —.80
Hesse, Minchen Herzlieb. (297) ..... 1.—
Hirzel, Jeanne d'Arc. (227) ..... 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (378) ..... 1.—
von Holtzendorff, Richard Cobden. 3. Aufl. (17) ..... —.75
— John Howard und die Pestsperre gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (317) ..... —.80
Hönes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot. (N. F. 27) ... 1.—
Hopf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (272) ..... —.75
Kleinert, Robert Hamerling, ein Dichter der Schönheit. (N. F. 89).. 1.—
v. Klinckohn, Luise, Königin von Preußen. Mit dem Bildniß der Königin in Lichtdruck. (242/243) 1.80
— Dasselbe Prachtausgabe auf Velin mit der Original-Photographie der Königin, geh. 4.50
eleg. geb. in roth Leinen 6.50
— Der General von Scharnhorst. (451) ..... —.80
— Blücher. (313/314) 1.20
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 33) ..... —.80
Kolster, Alexander der Große. (N. F. 99) ..... —.80
Koßmann, Lord Nelson und der Herzog Caracciolo. (N. F. 224) ... 1.—
Kugler, Wallenstein. (180) ..... —.75
Kurella, Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers. (N. F. 147) ..... 1.—
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (374) ..... —.80
Lissauer, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Kultur. (189) ..... —.75
Maenß, Franz von Sickingen. (270) ..... —.75
Malmstén, Karl von Linné. (329) ..... —.80
Maurenbrecher, Don Carlos. 2. Aufl. (90) ..... 1.—
Meyer, A. B., Gedächtnißrede auf Cook. (385) ..... —.60
Meyer, Chr., Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. (N. F. 86) 1.—
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (145). —.80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (337).. —.60
Mielke, Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. (N. F. 125) 1.—
Müller, Der Dichter Ennius. (N. F. 185) ..... —.60
Naumann, Ludwig van Beethoven. (117) ..... —.60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (449) ..... —.60
Nover, Ernst Moritz Arndt. (N. F. 120) ..... —.60
— Hans Sachs. (N. F. 229) ..... 1.—
Pahde, Der Afrika-Forscher Eduard Vogel. (N. F. 82) ..... —.80
— Der erste deutsche Afrika-Forscher. Mit 1 Karte. (N. F. 222)... 1.—
Pick, Professor Jakob Dominikus. (N. F. 189) ..... 1.—
Pilgrim, Galilei. (458) ..... 1.—
Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. (N. F. 12) ..... 1.—
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (350) ..... —.80
Reineck, Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen. (N. F. 138) 1.20
Richter, Die Piccolomini. (201) ..... —.75
Rösch, Tacitus. (N. F. 119) ..... —.80
— Demosthenes als Redner und Staatsmann. (N. F 230) ..... —.80
Schilling, Johann Jakob Dillenius. (N. F. 66) ..... —.80
Schott, Columbus und seine Weltanschauung. (308) ..... —.60
Schulteß, Die Sagen über Silvester II. (Gerbert). (N. F. 167)..... —.80
Schultze, Lavoisier, der „Begründer der Chemie". (N. F. 212)..... —.80
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts. (460) —.60
Schwalb, Luthers Entwickelung vom Mönch zum Reformator. (438) . —.60
Sprenger, Mohammed und der Koran. (N. F. 84/85) 1.20
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. 2. Aufl. (42) ..... 1.—

Friedrich Theodor Vischer

als Dichter.

Von

J. G. Oswald

in Basel.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

SEP 11 1896

Neue Folge. Elfte Serie.

(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 250.

Oesterreich

und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. Christian Meyer

in München.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finde kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Oeſterreich

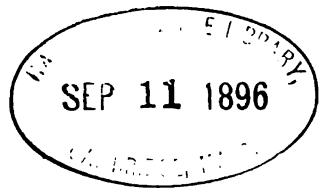
und die

Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. Chriſtian Meyer
in München.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.



Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Wenn man die weltgeschichtliche Aufgabe Oesterreichs darin erblickt, daß dasselbe in der Fortsetzung der ersten und ursprünglichen Bestimmung des Ostreiches den Kampf für die Bildung des Abendlandes gegen die Barbarei des Ostens durchführt, oder, um mich präziser auszudrücken, deutsche Kultur immer weiteren Kreisen zuführt und vermittelt, so ist man für das zwischen dem Abschluß des westfälischen Friedens und dem Regierungsantritt Maria Thereſias liegende Jahrhundert zu dem betrübenden Geständniß gezwungen, daß die Herrscher des damaligen Oesterreichs nicht einmal eine deutliche Vorstellung jener ihnen von der Vorsehung zugewiesenen Aufgabe gehabt haben. Jahrhunderte alte Kämpfe, vom Augenblicke der ersten Bewegung an, hatten zwischen den nach Osten vorgeschobenen Deutschen und den Wälschen, Slaven und Magyaren stattgefunden, die Versöhnung war nur in gegenseitiger Unterdrückung oder in gänzlicher Abtrennung und Sonderung gesucht worden. Doch schon seit längerer Zeit hatten die gemeinsame Gefahr und eine Reihe von Erbeinigungen und Verträgen die feindlichen Völker unter ein Fürstenhaus zusammengeführt. Seit dem westfälischen Frieden war der Kaiserstaat zu einem mächtigen Länderkomplex angeschwollen. Die Wiedereroberung Ungarns, Siebenbürgens und Slavoniens, des Temeſcher Banats und der serbischen Landschaften diesseits der Donau hatten dem Reiche nach Osten

und Südosten hin mehr als seine alte Ausdehnung wiedergegeben. Freilich fehlte das organisch-staatliche Gefüge, welches die verschiedenen Länder und Nationalitäten dieses Reiches zu einem österreichischen Staatsinteresse verbunden hätte; doch durften damals die großen militärischen und politischen Erfolge ermuthigen, wenigstens den Versuch zur Aufrichtung des österreichischen Einheitsstaates zu wagen.

Der Kitt, welcher alle diese losen Gruppen nothdürftig zusammenhielt, war lediglich das gemeinsame Herrscherhaus. Dieses konnte nicht anders, es mußte das Band der Einigung festhalten, während die einzelnen Glieder stets mehr oder minder voneinander weg- und bereits bestehenden oder neu sich bildenden Mittelpunkten zustrebten, denen sie ihrer Nationalität nach angehörten. Ein zweites Bindemittel mußte nach der Geschichte der Einigung, dem Ursprung des Fürstenhauses und der steten Verbindung desselben mit der deutschen Kaiserkrone das Deutschthum sein. Daß dieses Bindemittel nicht oder wenigstens nicht in dem nöthigen Maße zur Anwendung gebracht wurde, dürfen wir freilich nicht einer Versäumniß auf seiten der Träger des deutschen Kulturgedankens zur Last legen. Das deutsche Element trat zu allen Zeiten dem Umfange nach gegen Böhmen und Ungarn zurück. Hierzu kam, daß das eigentliche Niederösterreich einen Volksstamm nährt, munter, gutmüthig, mit einem gewissen Geschick ausgerüstet, aber nicht geartet, durch geistiges Uebergewicht eine civilisatorische Mission zu erfüllen. Im Mittelalter und bis ins 16. Jahrhundert hinein war dies anders gewesen, bis dahin hatte Niederösterreich eine starke Vormauer des Deutschthums gebildet und für die Verbreitung deutscher Kultur in den östlich und südöstlich gelegenen Landschaften sich große Verdienste erworben. Die deutsche Reformation hatte rasch und allgemeiner als in irgend einem anderen süddeutschen Territorium Eingang gefunden, war dann aber später der gerade hier mit

der rücksichtslosesten Energie und Konsequenz ansetzenden katholischen Reaktion fast bis zur völligen Vernichtung erlegen. Die sich daran schließende Austreibung aller widerstandsfähigen Elemente hatte dem Lande eine Fülle von Kraft und Intelligenz entzogen. Böhmen mit seinen Nebenländern war dann viele Jahrzehnte hindurch der eigentliche Kern der österreichischen Macht, und die Kaiser nahmen in seiner Hauptstadt ihren Sitz; allein die Verhältnisse zur Türkei ließen stets auf Ungarn und die Stimme seiner bevorrechteten Stände ein besonderes Gewicht legen, und dieses Ansehen wuchs in dem Maße, als das Kronland durch die Siege über die fremden Eindringlinge an Umfang gewann. Man kann sagen: Wien wurde mehr mehr wegen seiner Nähe an Ungarn, als wegen seiner Würde als Hauptstadt des Erzherzogthums zur kaiserlichen Residenz gewählt. Aus allen diesen Verhältnissen entwickelte sich endlich eine politische Gestaltung, die in ihrer staatlichen Ausbildung kaum ein Seitenstück findet. Jedem der nach und nach vereinten Lande war vollkommene Selbständigkeit gewährt, es hatte seine gesonderte Verfassung, es votirte selbständig die landesfürstlichen Steuern und Subsidien und die Vertheidigungsmittel, meistens standen Eingeborene an der Spitze der Landesregierung, und sogar die Thronfolge war in jeder der Ländergruppen verschieden geordnet. Die Einigung lag lediglich in der Person des Regenten und seiner obersten Räthe und Feldherren, und selbst unter jenen und diesen bestanden meist besondere Kollegien für die Angelegenheiten der besonderen Länderkomplexe und besondere Befehlshaber über die einzelnen Landestruppen; von einer Unterordnung eines Landes oder eines Volksstammes unter die anderen war keine Spur vorhanden. Die Sonderung und die gegenseitige Eifersucht der einzelnen Völker Oesterreichs bewirkten, daß sie den Fremden einen minder festen Widerstand entgegenzusetzen vermochten und oft deren Einfluß leichter ertrugen. Auch der

raſche Verbrauch der geiſtigen und leiblichen Kräfte in den ſteten inneren und äußeren Kämpfen brachte es mit ſich, daß die Fürſten einen nachhaltigen Erſatz aus jedem ihnen zugänglichen Kreiſe ſich verſchaffen mußten. Kein Staat war von jeher in der Wahl ſeiner Organe ſo wenig ausſchließlich und ſo kosmopolitiſch wie Oeſterreich. Ja, dieſe Freiſinnigkeit ging nicht bloß über die Unterſchiede des Volksſtammes und des Vaterlandes, ſondern auch über jene des Standes, der Geburt und der Religion hinaus. Derſelbe Staat, welcher die reichſte und ſtolzeſte Ariſtokratie des Kontinents beſaß, zählt unter ſeinen Feldherren und Staatsmännern die größte Zahl Bürgerliche, derſelbe, welcher die Vertheidigung des Katholizismus auf ſeine Fahne ſchrieb, hat von jeher nicht Anſtand genommen, Männer aus den anderen chriſtlichen Konfeſſionen zu ſeinen höchſten Aemtern emporzuheben.

So loſe und mangelhaft, wie die Form der Centralregierung, war auch die Verwaltung der einzelnen Länder. Ein faules und beſtechliches Beamtenheer zehrte an dem Mark des Volkes; an ſchwerem Siechthum krankten die Finanzen des Staates. Trotz der niedrigen Ziffer der Geſamteinnahmen, die an die gleichzeitigen Staatseingänge Frankreichs, Englands und Hollands nicht entfernt heranreichte, entſprang aus unzweckmäßiger Vertheilung der Steuerlaſt vielfältige Bedrückung der ökonomiſch produzirenden Volksklaſſen. Auf dem unterthänigen Bauernſtande lag der härteſte Abgabendruck, während die enormen geiſtlichen Beſitzungen ſteuerfrei waren. Die ohnedies kümmerliche Induſtrie litt noch unter dem Drucke inländiſcher Zollſchranken. Damals wie heute mußten Bundesgenoſſen wie Feldherren den fatalen Unterſchied kennen lernen, der ſich zwiſchen dem Soll der öſterreichiſchen Regimenter und ihrem wirklichen Beſtand alljährlich ergab. Unaufhörlich litten die kaiſerlichen Truppen Mangel an Nahrung, Kleidung, Sold und Munition.

Um so großem Nothstande, der alle Zweige des öffentlichen Dienstes ergriffen, Abhülfe zu schaffen, bedurfte das damalige Oesterreich einer schöpferischen Steuer-, Handels- und Wirthschaftsgesetzgebung, einer unnachsichtigen Reform des Gerichtswesens, einer handlichen Rechtskodifikation, endlich eines geregelten und bis zu den entlegensten Gliederungen des Reiches greifenden Verwaltungssystems.

Gleichzeitig hätten Aufrichtung und Ausbau eines österreichischen Gesamtstaates beginnen sollen. Ernstlichen Nachdenkens bedurfte damals die Frage nicht, in welche Verfassungsgestalt Gesamtösterreich sich zu kleiden habe. In dem Gefüge des Föderalismus konnte das künftige Gedeihen Oesterreichs nicht begriffen sein. Wo hätte man die politischen Kräfte hernehmen wollen, die eines föderalistisch geeinten Staatsleibes warteten? Nicht überreichlich fiel das Ergebniß aus, wenn man alles Brauchbare in einem Mittelpunkte sammelte. Um den Zusammenschluß zu bundesstaatlicher Einung zu ermöglichen, hätten die einzelnen Reichstheile einander eine ganz andere Mitgift an gegenseitigem Vertrauen und eine schon erprobte Anhänglichkeit an das Gesamtreich entgegenbringen müssen. Föderalismus bedeutete in Oesterreich den Krieg Aller gegen Alle und unter den unberechenbaren Wechselfällen dieses Kampfes vielleicht Ueberwältigung deutschen Wesens durch Magyarenthum oder Slaventhum. Die höhere Einheit des österreichischen Gesamtstaates war vielmehr einzig und allein im Deutschthum zu suchen Deutsche Kultur und deutsche Einrichtungen waren es gewesen, welchen die slavischen und magyarischen Völkerschaften den besten Theil ihrer Gesittung verdankten, und erst eine spätere Zeit des Verfalles der mittelalterlichen deutschen Staatsgewalt hatte die fortschreitende Germanisirung des Ostens ins Stocken gerathen lassen. Seit einigen Dezennien war jetzt Deutschösterreich im blutigen Ringen wiederum Herr des magyarischen und slavischen

Südostens geworden; für ein abermaliges Einsetzen deutscher Kulturarbeit und deutschen Staatsgebotes war ebener Boden geschaffen. Bis zu dieser Epoche hatte das magyarische Idiom noch nicht einmal die Anfänge einer ungarischen Nationallitteratur erzeugt. Der magyarische Vollblutadlige verschmähte einstweilen noch Schule und Bildung. Die besitzlosen Haufen des magyarischen Kleinadels verachteten Seßhaftigkeit und wirthschaftliche Betriebsamkeit, das magyarische „Volk" huldigte asiatischer Rechtsgewohnheit und asiatischer Räuberromantik. Von den deutschen Stadtgemeinden Oberungarns und den deutschen Komitaten am Plattensee bis zu den siebenbürgischen Sachsen bei Hermannstadt und Bistritz hin durchspannte als besitz- und geistesmächtiger Beisatz der ungarischen Völkermischung das deutsche Element ganz Transleithanien mit zahlreichen Posten. Des numerischen Uebergewichts von Magyaren und Slaven ungeachtet lag eine Verdeutschung sämtlicher dem Erzhaus Oesterreich unterthänigen Nationalitäten damals noch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Und nur das Magyarenthum Ungarns und Siebenbürgens bot zu Anfang des 18. Jahrhunderts einem erneuerten Vorrücken des deutschen Wesens volksthümlichen Widerstand. Die Südslaven hielten aus Antagonismus gegen den magyarischen Stamm treu zum Hause Oesterreich: weder kraft einer nationalen Bildung, noch kraft eines selbständigen politischen Willens vermochten sie der Einbürgerung der deutschen Sprache, des deutschen Rechtes und des deutschen Staates zu widerstehen. In Kärnthen und Steiermark war noch nicht einmal die Vorahnung einer slavischen Frage aufgedämmert. In Böhmen war das Tschechenthum weich und gefügig geworden. In Krain, Istrien und Wälschtirol drang das deutsche Volkselement noch siegreich vor. Eine durchdachte, umsichtige und vielseitige Reform, die in jeglichem Stücke den gemeinsamen Anliegenheiten des Reiches und den besonderen Bedürfnissen der einzelnen Völker gerecht

ward, konnte die abendländische Welt mit einem Einheitsstaat Oesterreich und mit deutscher Vorherrschaft im Süden beschenken.

Daß dies nicht geschah, davon ist die Schuld wohl zum größten Theil in der Person des damals an der Spitze des Reiches stehenden Fürsten zu suchen. Leopold I., mit Geistesgaben nur mäßig ausgestattet, war langsam, argwöhnisch und abergläubig von Natur. Schwere Schicksale, häufige Täuschungen und der Einfluß des Beichtstuhles hatten diese Grundzüge des Charakters in späteren Jahren noch ausgeprägter entwickelt. Als ein treuer Ausdruck des geistigen Wesens erging sich auch seine Rede in unbestimmten Aeußerungen, selten entfiel ihm ein bündiges Wort Nicht persönlicher Thatkraft, sondern einigen ausgezeichneten Feldherren und den Leistungen der Bundesgenossen dankte er die Errettung aus mancher gefahrvollen Lage. Der Zufall hatte so viel für Leopold I. und seine Herrschaft gethan, daß der Kaiser, strenger Geistesanspannung von jeher abhold, gleichsam grundsätzlich eine Verschleppung derjenigen Geschäfte vorzuziehen schien, welche zu einem kräftigen Entschluß nöthigten. Zu allen Zeiten der nachdrücklichen Leitung eines Vertrauten bedürftig und lieber geneigt, mittelst der Einsicht Anderer zu irren, als selbstthätig sich zu vergewissern, setzte er doch auch seinen bewährtesten Rathgebern ein beschwerliches Mißtrauen entgegen. Sogar die sonst zu einseitig befragten und verehrten Beichtväter hatten unabläßig mit diesem Hinderniß zu kämpfen. Je längerem Zaudern endlich ein entschlußreicher Standpunkt entsprungen war, um so starrer pflegte der alternde Kaiser an demselben festzuhalten und sogar die Verwerthung einer später gewonnenen Einsicht zu verweigern. Man könnte dies Unerschütterlichkeit des Willens nennen, falls von einem freien Willen Leopolds I. überhaupt die Rede gewesen wäre: durch die Scheu vor neuen, unbequemen Entschlüssen und vor neuen beargwohnten Rathgebern ward diese Beharrlichkeit bedingt.

Die österreichischen Verhältnisse jener Zeit sind ohne die Kenntniß der gleichzeitigen deutschen Zustände unverständlich. Wir müssen daher die letzteren wenigstens in einigen großen Strichen zu zeichnen versuchen.

Wie in den österreichischen Kronlanden, so boten sich auch im deutschen Reiche einer energischen Reformpolitik alteingewurzelte und schwere Schäden in Verfassung und Verwaltung dar. Seit dem Frieden von Münster und Osnabrück bestand das deutsche Reich aus nicht weniger als 266 Bestandtheilen, die, unter sich nur in losem Verbande stehend, auch in der kaiserlichen Spitze kaum mehr als den gemeinsamen Oberlehnsherrn erblickten. Die alte unmittelbare Verbindung des Reichsoberhauptes mit den Reichsunterthanen war längst aufgehoben, zwischen beiden standen die korporativ geeinten Reichsstandschaften, mit denen allein der Kaiser durch das Medium des Reichstages verhandelte. Eine kräftigere Reichscentralgewalt herzustellen, unterlag demnach der doppelten Schwierigkeit, daß der Kaiser nur wenige und dazu noch geringfügige Vorrechte ausnutzen konnte, und daß ihm zu einer solchen Manipulation nur ein äußerst schwerfälliger Mechanismus zur Verfügung stand. Dennoch wäre es einem energischen und einsichtsvollen Regenten wie Joseph I. nicht unmöglich gewesen, die Verfassung und Verwaltung des Reiches im Interesse einer strafferen Centralregierung umzugestalten. Noch immer war der Kaiser nach außen hin das sichtbare Oberhaupt des Reiches, vor sein Tribunal gehörten Streitigkeiten der Fürsten und Herren; das ihm zustehende Recht der Standeserhöhungen und der ersten Bitte bei Erledigung geistlicher Pfründen konnte dazu verwendet werden, sich allerorten dankbare Anhänger zu erwerben. Die größte Schwierigkeit bot freilich die verzopfte Geschäftsordnung des Regensburger Reichstages dar, doch auch hier konnte durch Schaffung einer Reichspartei dem Sondergeist der übrigen Reichsstände wirksam be-

gegnet werden. Gut kaiserlich durch geschichtliche Tradition waren von Anfang an die einundfünfzig Reichsstädte, auch die Grafen, Herren und nicht gefürsteten Prälaten des Reiches durften, da sie mit den Städten Furcht wie Hoffnung theilten, von vornherein als Anhänger einer sich bildenden kaiserlichen Partei gezählt werden. Auch das gefürchtete katholische Prälatenthum und die kleineren Fürsten Süddeutschlands galten als reichstreu, die ersteren durch konfessionelle Bande, die letzteren, weil sie in dem Kaiser den natürlichen Rückhalt gegen bayerische und württembergische Vergrößerungssucht erblickten. Zu keinem anderen Zeitpunkte war die Stimmung auch der mächtigeren Reichsstände eine dem Wiener Hofe günstigere. Der Markgraf von Baden-Rastatt war kaiserlicher Generallieutenant, der regierende Graf von Baden-Durlach suchte den kaiserlichen Schutz vor den Einfällen der Franzosen in sein Ländchen. Die Gefügigkeit der nassauischen Fürsten ließ nichts zu wünschen übrig; dem regierenden Fürsten hatte Elisabeth Charlotte von Orleans einst nachgesagt: „ein häßlich stupid Kind, so weder zu sieden noch zu braten ist"; zutreffend war solches Wort auch heute noch. Beide hessische Fürstlichkeiten, der ehrgeizige vielgeschäftige Landgraf Karl von Hessen-Kassel, der unter den deutschen Fürsten als erster die Vermiethung rekrutirter Landeskinder in Aufnahme gebracht, und der weichherzige Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, der freundliche Gönner der Pietisten, hatten Söhne und Brüder in kaiserlichen Kriegsdiensten stehen. Aehnlich günstig lagen die Verhältnisse in Norddeutschland. Von den Kurfürsten des Reiches war Max Emanuel seines Landes entsetzt und hatte in seinen Sturz auch den Bruder auf dem erzbischöflichen Stuhl in Köln verwickelt. Die Inhaber der beiden anderen rheinischen Erzbisthümer waren dem Kaiserhause in unwandelbarer Treue ergeben; gleich verpflichtet waren demselben der Kurfürst von der Pfalz, den der Köder einer Rückerstattung

der bayerischen Oberpfalz lockte, der Kurfürst von Hannover durch Verschwägerung mit dem Kaiser, und Friedrich August von Sachsen, der zur Verfolgung seiner nordischen Pläne das gute Einvernehmen mit dem Erzhaus Oesterreichs suchen mußte. Den schwersten Gegendruck hatte eine kaiserliche Reichspolitik jener Tage von seiten des Berliner Hofes zu gewärtigen. Noch kurz vor dem Ableben Leopolds I. hatte ein kaiserliches Reskript die Rücksichtslosigkeit der preußischen Minister gerügt, „die ihrem Herren nicht besser dienen zu können meinen, als wenn sie der ganzen Welt zu erkennen geben, daß dieselbe an kein Gesetz und Consideration für Uns und seine Nebenstände gebunden, sondern alles im Reich nach Belieben vorzunehmen ermächtigt".

Mit Eifersucht beobachtete Preußen jeden Schritt Oesterreichs, der auf eine Besserung der Reichszustände hinzuzielen schien. Auch ohne daß der Berliner Hof sich in antikaiserlichen Gesinnungen und Bestrebungen erging, war die Existenz der norddeutschen Staatsbildung Brandenburg-Preußen eine thatsächliche Verneinung der mittelalterlichen Ideen von Kaiser und Reich. Dennoch, wenn von dem Tage ab, wo der große Kurfürst den nordischen Reichsfeind bei Fehrbellin auf das Haupt geschlagen, jemals der Möglichkeit Raum gelassen war, die Dynastie der preußischen Hohenzollern ihrem Berufe für ein verjüngtes Deutschland zu entfremden, so war dies um die Zeit der Fall, wo Kaiser Joseph I. des Reiches Krone übernahm und Friedrich I. auf dem preußischen Throne saß. Das junge preußische Königthum war innerhalb des deutschen Reiches von der gehässigen Eifersucht aller Mittleren und Kleineren umstellt. Jeder Aufschwung aber, den der Berliner Hof im Sinne einer ungebundenen auswärtigen Staatskunst versuchte, ward an dem Argwohn der Niederlande und Englands zu schanden. Friedrich I. von Preußen schmollte und grollte, er drohte vielleicht

mit dem Austritt aus dem Reiche — eines Entſchluſſes, der die That gebiert, hätte er ſich ſchwerlich erdreiſtet. Wahrhaft patriotiſche Thaten des jungen Kaiſers würden ihm die Fähigkeit zum Widerſtand entwunden haben.

Noch trüber als das Bild der Reichsverfaſſung iſt das der wirthſchaftlichen Zuſtände des Volkes. Aus den alten Städten ſchien der politiſche Geiſt reichsſtädtiſcher Selbſtändigkeit für immer gewichen zu ſein. „Forchtſamb und kleinmütig zu ſeyn iſt unter denen Burgern eine durchgehende Krankheit", ſchrieb Markgraf Ludwig von Baden während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges an den Kaiſer. Es ging bei den Städten im großen, wie bei den Zünften im kleinen: die taube Schale, das todte Formenweſen der alten Selbſtherrlichkeit hielt man um ſo ſteifer feſt, je mehr der Kern, Freiheit und Thatkraft, zuſammengeſchrumpft war. Auf dem Lande lag die bäuerliche Wirthſchaft unter dem Zwange des Feudalweſens, der eigentlich ackerbautreibende Stand unter den Feſſeln der Hörigkeit.

Das Handwerk ſtand in allen ſeinen Zweigen ſtrenger und gebundener, als am Ausgang des Mittelalters unter dem Zunftzwang. Stadt und Land waren ſcharf getrennt: was dort die Menſchen ernährte, war hier zu treiben verboten; was man hier keinen Tag entbehren und wohlfeiler als anderswo herſtellen konnte, durfte nur dort gemacht und verkauft werden, wo das Angebot nach allen Richtungen dem Zwange unterlag und die Nachfrage nur in der Weiſe wirken durfte, die das Geſetz erlaubte und vorſchrieb. Beamte und Lehrer waren Hausgeſinde ihrer Fürſten und Gutsherren. Der Adel war von deutſcher Sprache und Sitte abgewandt, oberflächlich von dem Firniß franzöſiſcher Kultur geſtreift, ohne Herz für ſein deutſches Vaterland. Die Volksbildung war ſeit dem Jahrhundert der Reformation merkbar zurückgegangen. Wir waren zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine tief geſunkene Nation.

Um wieder auf die spezifisch österreichischen Verhältnisse zurückzukommen, so bot, was vorerst den Bauernstand anlangt, derselbe beim Beginn des 18. Jahrhunderts ein trauriges Bild dar. Bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts hatte sich derselbe in guten Verhältnissen befunden. Während des großen Krieges und nach diesem war jedoch derselbe seiner alten Freiheitsrechte beraubt worden. In den deutschen Ländern, in Ober- und Niederösterreich und in den Alpengegenden hatte sich allerdings eine eigentliche Leibeigenschaft nicht ausbilden können, die Stammeseigenschaft der deutschen Bauern hatte sich hier in der Wirthschaft und in der Gemeinde erhalten, sie hatten geschlossene Höfe und genossen bestimmte Freiheiten für ihre Person und für ihr Eigenthum. In den slavischen Ländern dagegen, namentlich in Böhmen und Mähren, lebte der Bauer in einem erbarmungswürdigen Zustande. 1609 schreibt ein herrschaftlicher Amtmann: „Jeder weiß, wie der arme Unterthan geplagt ist; wenn ein böhmischer Bauer alle Arbeit, so ihm von der Obrigkeit auferlegt wird, leisten, alle Kontributionen und schweren Druck ausstehen muß, alle Unbilden, welche ihm von den Soldaten zugefügt werden, mit Geduld erträgt, kann er wohl unter die Zahl der Märtyrer gerechnet werden.“ Und noch ein Jahrhundert später heißt es in einem amtlichen Berichte: „Mit Erstaunen, ja mit wahrem Grausen und peinlich innerer Rührung sieht man das äußerste Elend, in welchem der arme Unterthan durch die Bedrückung seiner Grundherren schmachtet.“ In Böhmen war die einst so blühende Landeskultur bis auf unbedeutende Spuren vernichtet. Man mußte den Bauer in Höhlen und Wäldern aufsuchen, den Grund und Boden von neuem anbauen; ganze Dörfer waren verschwunden, ihre Grundstücke mit Wald überwachsen oder in Meierhöfe, Thiergärten und große Teiche verwandelt. Der Rest bestand aus den berüchtigten „böhmischen Dörfern“ mit höhlenartigen Lehmhütten, in welchen

Menſchen und Vieh zuſammen hauſten. Die Viehzucht, Wieſen- und Waldkultur waren verfallen, Schulen gab es nur auf den geiſtlichen und ſtädtiſchen Gütern. Auf dem Lande lernten Wenige leſen und ſchreiben; wer mehr lernte, trat aus ſeinem Stande heraus; dem Bauer fehlte die Möglichkeit, ſich aus ſich ſelbſt herauszubilden. Er war mit wenigen Ausnahmen leibeigen, perſönlich unfrei, durfte die Scholle ohne Losbrief oder Weglaßzettel nicht verlaſſen; verließ er den Grund ohne Erlaubniß des Herrn, konnte er wie ein flüchtiger Sklave eingefangen werden. Er galt als Gutszubehör, ſeine Kinder als Zuwachs, mit dem der Grundherr nach Willkür ſchalten konnte. Die Kinder der Bauern mußten drei Jahre, die Kinder der Häusler zwei oder ein Jahr auf dem Herrſchaftshofe dienen. Die Gemeinfreiheit war im dreißigjährigen Kriege untergegangen, der Richter ſollte für das Gemeinderecht, für niedrige Polizei und den Vollzug der Staatsgeſetze ſorgen, aber er war meiſt nur ein Beamter, ein Organ des Grundherrn. In allen perſönlichen Verhältniſſen, in Vergleich und Vertrag, in Eigenthums- und Nutzungsfragen ſtand der Bauer unter dem Grundherrn. Maßlos waren die Abgaben, welche der Bauer zu leiſten hatte, die Regierung, der Grundherr und die Kirche griffen in gleicher Weiſe in ſeinen Säckel. Außer der Grundſteuer, der Klaſſen- und Perſonalſteuer, welche der Regierung zufloſſen, zahlte der Bauer an ſeinen Herrn den Grundzins, den großen und kleinen Feldzehnt, die Beſitzveränderungsgebühren, Mauth- und Nutzungsgelder aller Art. Es gab zahlreiche Privatmauthen, in Niederöſterreich 70. Die Robot, d. h. die Arbeit, welche der Bauer ſeinem Grundherrn leiſten mußte, war größtentheils vertragsmäßigen Urſprunges und durch Herkommen und amtliche Aufzeichnungen, welche von Zeit zu Zeit erneuert wurden, geregelt. Der Bauer mußte für den Gutsherrn das Feld beſtellen, Garn ſpinnen, Holz führen, Teiche ſäubern, Wege

herſtellen, das Wild treiben; er durfte ſein Getreide nur in der Herrenmühle mahlen laſſen, ſein Bier oder ſeinen Branntwein nur aus der Herrenſchenke beziehen. Zahllos waren die Mißbräuche und Auswüchſe. Die Grundbücher und Urbare führte bis 1787 die Grundobrigkeit, aber dieſe Verzeichniſſe waren nicht immer ſicher. Viele Grundſtücke, welche den Bauern zugeſchrieben waren, wurden vom Grundherrn wieder eingezogen. Erſt 1750, 1770 und 1789 wurde das Bauerngut fixirt. In Böhmen und Mähren galt das Sprichwort: „rustica gens optima flens, pessima ridens“, oder: „der Bauer iſt wie eine Weide, je mehr man ihn beſchneidet, deſto beſſer wächſt er“. Von Zeit zu Zeit brach ein Bauernaufſtand los. 1680 erhoben ſich in Böhmen mehrere tauſend Bauern, verjagten die Gutsherren und Amtleute; ſie verlangten nicht Freiheit, ſondern nur eine „gelinde Robot“; der Aufruhr konnte nur mit Waffengewalt unterdrückt werden, an dreizehn Orten wurden Hinrichtungen mittelſt Stranges vorgenommen, Hunderte wurden zu ſchwerer Kettenarbeit verurtheilt. 1662 und 1688 gärte es in Krain, 1705, 1707 und 1718 in Mähren. Die Bauern auf den Gütern der Stadt Iglau verweigerten die Robot, bis acht Rädelsführer auf den Spielberg geſchlept wurden. Es waren auch nicht die gutsherrlichen Laſten allein, welche den Bauer drückten; die Verwüſtung des Landes, der große Grundbeſitz der Edelleute und Klöſter ſchufen ein ländliches Proletariat, zahlloſe Landläufer und Bettler. Schon 1640 erging ein Geſetz gegen alle Winkelſtörer, d. h. die hauſirenden Handwerker. Ein anderes Geſetz von 1665 verzeichnet als „fahrende Leute“ Turner, Geiger, Pfeifer, Schwegler, Hackbrettler und alle Spielleute, welche bei Hochzeiten, Banketten, auf Tanzböden und in den Tavernen aufſpielten; ferner die Freifechter, Hafenſchlupfer, die Komödianten, Gaukler, Seilfahrer, Trommelſchläger, Freiſinger, Taſchenſpieler, Schalksnarren u. A. In Niederöſterreich

waren dieſe Leute einem eigenen Spielgrafen zugewieſen. In früheren Jahrhunderten waren die Kaiſer und Könige als Schirmer auch des Bauernſtandes aufgetreten, jetzt blieben ſie von Allen verlaſſen. Man erkannte die Bauern nicht als Stand, ſondern nur als die „fünfte Menſchenklaſſe“ an und war ängſtlich bemüht, das arbeitende Volk in ſich abzuſchließen. Den Bürgern, Bauern und anderen „gemeinen Leuten“ war es verboten, zu jagen oder auch nur Vögel zu fangen, ſie durften keine Hunde halten, welche dem Wild ſchädlich werden konnten; die Haushunde mußten an der Kette liegen oder mit einem angehängten Prügel auslaufen. Die Bauern durften weder Seide, noch Wolfs- oder Fuchspelze tragen, das Tuch für den Bauernrock durfte pro Elle nicht über 1 fl. 30 kr., der Hut nicht mehr als 1 fl., das Hochzeitsmahl nicht über 15 fl., das Kindlmahl nicht über 5 fl. koſten. Der Bauer durfte nicht mit Eiſen oder Tuch handeln; überhaupt war ihm jedes bürgerliche Gewerbe verboten, nur die Hausinduſtrie der Hufſchmiede, Schneider, Schuſter und Weber war geſtattet. Die Ueberſiedelung der Bauern in die Stadt, um Bürger zu werden oder bürgerliche Grundſtücke zu kaufen, wurde als „geſetzlicher Unfug“ gerügt, weil ſie dadurch als Bauern und Bürger der Regierung zu entgehen trachteten. Die Geſetze wurden mit Landſtänden vereinbart, und hier war das Herrenrecht und Herrenintereſſe vorwiegend. Die Regierung betrachtete das feudale Verhältniß zwiſchen Grundherrn und Bauer als natürlich, rechtlich und nothwendig. Wo ſie eingriff, geſchah es nur, um den Bauer vor allzu großer Willkür zu ſchützen. Auch die Robotgeſetze Karls VI. von 1717 und 1718 rüttelten nicht an dem Verhältniſſe zwiſchen Grundherrn und Unterthan. Robot und Zehnt ſollten fortbeſtehen, wie ſie ſeit 32 Jahren in Brauch waren; die Arbeitszeit wurde auf drei Tage in der Woche beſtimmt, aber der Grundherr kann, wenn das Herkommen für ihn ſpricht,

vier bis fünf Tage fordern. Er ist verpflichtet, ordentliche Grundbücher zu halten, er soll den Arbeitern wenigstens Robotbrot oder etwas Getreide geben und die Kinder auf seinem Hofe nicht wie Sklaven und Leibeigene, sondern wie freie Dienstleute gegen Kost und Lohn halten. Aber der Bauer blieb doch dem Grundherrn in persönlichen und dinglichen Rechten unterworfen. Alle diese Gesetze sind nur schüchterne Versuche für die Befreiung des Bauernstandes, und es war noch ein weiter Weg bis zu den großen Reformen Maria Thereſias und Josephs II.

Gegenüber den Bauern erschien die Stellung des Bürgerthums beneidenswerth, aber auch hier war seit der Gegenreformation der Verlust der Freiheit, der Stillstand der Arbeit, Kümmerniß und Beschränkung aller Art eingetreten. In der Verfassung galt das Bürgerthum der königlichen Städte als der vierte Stand. Derselbe war jedoch in dem Landtage nur durch wenige Abgeordnete vertreten, und ihre Theilnahme beschränkte sich darauf, daß sie zur Verlesung der Steuerpostulate und Landtagsbeschlüsse vorgeladen wurden und über die Steuerfrage ein schriftliches Votum abgaben. Die unterthänigen Städte waren wie die Dörfer den Grundherrn unterworfen und mußten für dieselben zehnten und frohnden. Eine gleichmäßige einheitliche Organisation des Bürgerthums hatte es in Oesterreich so wenig als in Deutschland und Frankreich gegeben. Im allgemeinen hatten die königlichen und freien Städte einen äußeren und inneren Rath als Vertreter der Gemeinde und den Magistrat für die richterliche, polizeiliche und ökonomische Verwaltung. An der Spitze standen der Bürgermeister, der Syndikus, einige Räte; in größeren Städten, wie in Wien und Prag, besorgten der Stadtrichter die Strafjustiz und der Stadtkämmerer das Gemeindevermögen. Ein königlicher Richter wachte über die Rechte des Königs und wohnte den Sitzungen bei, aber ohne entscheidende Stimme. Mehr und

mehr wurden die Bürger von den Stadtämtern zu Gunsten der Juristen ausgeschlossen und das Bürgerthum dem Rechtsbewußtsein und der bürgerlichen Freiheit entfremdet. Die Stadtverwaltung kam in die Hände einzelner Familien, welche das Gemeindevermögen schamlos ausbeuteten und die städtischen Aemter als eine Stufe zu staatlichen Ehren und Würden betrachteten. Das Schulwesen, die Polizei waren verfallen, die Gemeinden mit Schulden überlastet. Bis in die josephinische Zeit hatten die königlichen und freien Städte das Strafrecht über die Bürger und Gemeindeangehörigen. In Böhmen gab es 378, in Mähren 200 „Halsgerichte", die in erster und letzter Instanz entschieden; nur bei den schwersten Straffällen ging das Urtheil an eine zweite Instanz. Noch bestanden in den Rathhäusern die Marterkammern mit den Folterwerkzeugen für peinliche Fragen. Die Landesgerichtsordnungen von 1666 und 1750 hatten noch den alten Strafapparat der Karolina; nur das Ertränken und Spießen kam nicht mehr vor. Bei einer Hinrichtung bewegte sich ein langer Zug von Gerichtspersonen, Soldaten und Bürgern zur Richtstätte. Es kam vor, daß nach Vollzug des Todesurtheils der Bürgermeister die Schuljugend in einer Rede ansprach und Geldmünzen vertheilte. Willkür und Mißbräuche gab es überall. Der Mangel eines einheitlichen Rechts machte sich durch alle Provinzen fühlbar, aber weder die Regierung noch die Stände hatten den Muth, die alten Sonderrechte abzuschaffen. Nicht einmal in großen Städten gab es ein gleiches Recht, denn die Bürgerschaft war hier in mehrere Gemeinden gegliedert, von denen jede ihren eigenen Richter wählte, ihren Haushalt besorgte und gesonderte Rechnung führte. So bestand Prag aus vier Städten und Gemeinden, Brünn zählte bis 1850 sechsundzwanzig Gemeinden und zehn Grundherrschaften. Vielfach war die Abstufung und Rangordnung der bürgerlichen Elemente. Die Großbürger hatten

über die Kleinbürger, die Stadtbürger über die Vorstadtbürger das Uebergewicht. Die Schäfer, Scharfrichter, Abdecker, Büttel, Schergen, uneheliche Kinder und Kridatare waren unehrlich und konnten weder Grund- noch Hausbesitzer werden. Pelzwerke durften die Bürger nur zum Verbrämen gebrauchen, Tuch und Leinwand nur in einer Qualität von 2 fl. die Elle tragen; ein Hochzeitsschmaus sollte nicht über 24 fl., ein anderes Gastmahl nicht über 8 fl. kosten. Silberne Becher und Löffel zu führen, war den Bürgern nicht gestattet, daher war ihnen „gnädigst" erlaubt, Goldringe im Preise von 5 bis 6 fl. zu tragen, und ihre Frauen und Töchter konnten an Feiertagen silberne Gürtel im Werthe von 15 bis 20 fl. anlegen. Die Polizeiordnung von 1688 verzeichnet schon einen Fortschritt. Sie gestattete Taffet, silberne oder vergoldete Knöpfe und den Frauen goldene Ketten, Perlen und Ringe. Die Gewerbe lagen im Banne des Zunftzwanges. Ohne Bürgerrecht konnte Niemand ein Gewerbe ausüben, kein Protestant konnte das Bürgerrecht, kein Bauer ein städtisches Grundstück erwerben.

Eine ähnliche Degeneration wie der Bauern- und Bürgerstand zeigte auch der Adel Oesterreichs. Zwar hatte die erste Adelsfamilie der Monarchie, die Herrscherfamilie, durch alle Stürme eines rohen und gewaltthätigen, einerseits sinnlich ausschweifenden, andererseits geistig trägen und gekünstelten Zeitalters hindurch sich den Sinn für Einfachheit, wahre Frömmigkeit und familienhaftes Zusammenhalten bewahrt. Die dem Herrscherhaus zunächst stehenden Hofkreise konnten sich diesem Einfluß nicht völlig entziehen. Man hörte nichts von den wüsten Gelagen, von den wilden, nächtlichen Ritten, von welchen uns die Chroniken nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges erzählen, man hörte auch nichts von der Frivolität und Raffinirtheit des französischen Adels am Hofe Ludwigs XV. Wohl war noch die Rococozeit mit ihrem koketten Treiben und ihren

ſüßmatten Spielen in der Blüthe, aber alles hatte eine feine, glatte Form angenommen. Die Herzen pulſirten gewiß noch in heißer Leidenſchaft, die Strenge der Alten und die Ausgelaſſenheit der Jungen kamen oft in Streit, aber in der häuslichen Zucht und im kühlen, ſteifen Ton der Geſellſchaft erloſchen die Flammen. Eine große Verſchiedenheit war zwiſchen dem Adel in Inneröſterreich und jenem in Mähren und Böhmen. In Steiermark, Kärnthen und Krain hatte ſich der Landadel mit kleinen Gütern erhalten, in den ſlaviſchen Ländern war nach der großen Revolution unter Ferdinand II. der Grundbeſitz in großen Latifundien an wenige, zumeiſt deutſche Familien gekommen, welche ſich nach der Sitte der Zeit franzöſirten und die franzöſiſche Kultur, wie früher die italieniſche, vermittelten. Man darf nur die Schlöſſer in Steiermark mit jenen in Böhmen und Mähren vergleichen; die erſteren ſind faſt alle burg- und renaiſſanceartig, die letzteren im Rococoſtil gebaut. Wenn man durch die Säle dieſer Schlöſſer geht, tritt Einem überall das vorige Jahrhundert mit ſeiner ſteifen Grandezza, mit ſeiner gepuderten, falſchen Antike und hausbackenen Gelehrſamkeit entgegen. Aus dieſen Schlöſſern iſt eine Reihe von Männern hervorgegangen, ausgezeichnet durch ihre praktiſche Tüchtigkeit im Kriege und im Frieden, aber in der Theilnahme an der geiſtigen Bildung hinter ihren Frauen zurückſtehend. „Die Erziehung, die wir unſeren Töchtern geben," — ſchreibt einmal eine hervorragende Zeitgenoſſin, Leopoldine Kaunitz, die Schwiegertochter des Reichskanzlers — „iſt gut, die unſerer Söhne ſchlecht. Man lehrt ſie größtentheils unnütze Dinge; was am allernothwendigſten iſt und das Glück des Lebens bildet, nämlich ſich ſelbſt beſchäftigen, daran denkt man nicht. Man findet bei uns viele Frauen, welche die Lektüre lieben und ſich zu unterrichten trachten; aber es giebt nur wenige Männer bei uns, welche ſich darum kümmern; die meiſten ſpötteln, wenn man ein gutes

Buch lieſt oder von intereſſanten Geſchichten ſpricht, ohne zu wiſſen, warum. Das kommt daher, weil ſie in ihrer Jugend nur lateiniſche Bücher in die Hand bekommen und ihre Zeit mit einem abſtoßenden, langweiligen Studium ausgefüllt iſt."

Der öſterreichiſche Adel hatte ſeine Freiheiten längſt zu den Füßen der Habsburger niedergelegt, und ſeit Ferdinand II. gab es in den Landſtuben der Provinzen keinen Widerſtand mehr. Die vornehmſten Geſchlechter hatten ſelbſt an dem Aufbau des abſoluten Oeſterreichs mitgearbeitet und blieben die vornehmſten Stützen desſelben bis in die Neuzeit. Bei aller Schärfe des abſoluten Regimes unter Leopold I. und Karl VI. war Oeſterreich ein föderativer Staat und wurde ariſtokratiſch regiert, denn die erſten Stellen in der Armee, die Miniſter, Geſandten- und Statthalterpoſten, die Biſchofsſitze und Domherrnpfründen waren faſt durchaus von den Söhnen der adeligen Geſchlechter beſetzt. Der Adel umgab den Hof, leitete die Regierung und beherrſchte das Volk. Auch als Maria Thereſia den Einheitsſtaat gegründet hatte, fügte ſich der Adel in allen Provinzen, ſogar in Ungarn. Erſt als in der Reformperiode, von 1765 an, der feudale Charakter des Staatslebens zerſtört wurde und über den Trümmern der alten Ordnung ein neuer Staat mit gleichartiger Prägung und vornehmlich bureaukratiſchen Formen erwuchs, trat der Adel in einen Gegenſatz zur Krone. Dieſer Gegenſatz wurde in den ſtändiſchen Ausſchüſſen und im Miniſterrathe nur ſelten und leiſe ausgeſprochen, auch nicht gehört, aber er zog trotz der mannigfaltigen Neigungen zur Aufklärung immer weitere Kreiſe und öffnete eine Kluft, in welcher ein großer Theil der joſephiniſchen Reformen begraben wurde. Solange Maria Thereſia lebte, hat die politiſche Strömung das geſellſchaftliche Leben des Adels nicht geſtört. Wer vermöchte dieſes heitere, innerlich bewegte Leben mit ſeinen Reizen und Genüſſen zu ſchildern? Wir erkennen es noch deutlich aus

den Briefen jener Zeit. Im Frühjahr, wenn der Hof nach Laxenburg ging, zerſtreute ſich die ganze vornehme Geſellſchaft in die Bäder und Schlöſſer. In fröhlichen Zügen ſtreiften Herren und Frauen durch Park und Wald, über Felder und Wieſen, bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald zum Vergnügen, bald um einen Beſuch zu machen. Die Korridore und Säle hallten wider von Muſik und Geſang, von neckiſchen Scherzen und fröhlichem Gelächter, von Tanz und Spiel. An einſamen Tagen, wo auch die beſten Wege nicht fahrbar waren, rückte Alles zuſammen und brachte ſo viel Unterhaltung, daß die Zeit raſch verging. Gewiß war in dieſem Leben viel kindiſche Luſt und Ausgelaſſenheit, aber es ſpielten auch heftige Kämpfe und Leidenſchaften, Neigung und Abneigung, Leid und Entſagung aller Art hinein.

In der neueren öſterreichiſchen Geſchichte giebt es keinen Abſchnitt, der ſo ſehr das allgemeine Intereſſe für ſich beanſpruchen darf, als derjenige von 1765 bis 1790. Man kann ihn kurzweg und zutreffend die Aufklärungsperiode nennen. Die geiſtige Bewegung der Aufklärung hat das öſterreichiſche Volk nicht ſo tief und nachhaltig ergriffen, wie die kirchliche Reformation, aber ſie bezeichnet doch die Befreiung von dem Druck der Gegenreformation und den Beginn einer ſozialen und litterariſchen Reform. Die ganze Epoche Maria Thereſias und Joſephs II. trägt an ſich das Gepräge eines volksmäßigen Umſchwunges. Er beginnt mit den Reformen Maria Thereſias, entfaltet ſich durch die wahrhaft aufkläreriſche Politik Joſephs II. und erliſcht unter dem Einfluß der politiſchen und kirchlichen Reaktion unter Leopold II. und Franz II. ohne Vermittelung und Widerſtand. Die Aufklärung in Oeſterreich iſt durchaus ein Nachhall der deutſchen Aufklärung: ſie kennt weder die ruhige Tiefe der engliſchen Freidenker, noch die wilde Zügelloſigkeit der franzöſiſchen Atheiſten. Sie erfaßt Wiſſenſchaft und Dichtung,

Gesetzgebung und Rechtspflege, das soziale und kirchliche Leben des Volkes. Die Bahnbrecher waren auch hier gelehrte Schöngeister; erst später schlossen sich ihnen die autoritativen Gewalten des Staatslebens, die Staatsmänner und an ihrer Spitze der Reformkaiser selber an. Wie in Deutschland, blieb jedoch auch in Oesterreich die Bewegung auf die oberen Schichten der Gesellschaft beschränkt; der Mittelstand wurde nur oberflächlich von ihr berührt; in die niederen Kreise des Volkes drang kaum ein schwacher Lichtstrahl hinab.

Der Ausgangs- und Mittelpunkt der neuen Aufklärung war und blieb Wien. „Diese Stadt" — schrieb Sonnenfels — „ist das Haupt der segensvollen Länder Thereſiens und Josephs, sie sendet den kleineren Städten ihre Gesetze und Moden, Stadtschreiber und Schneider, Pfarrer und Schenkgeiger. Sie ist der Sammelplatz der Großen, der Mittelpunkt aller Ergötzungen, aller Sicherheit, aller Ordnung, aller Gemächlichkeit." Und in der josephinischen Zeit schreibt Blumauer: „Ist nicht Wien der Mittelpunkt, um den sich Deutschlands kleinere und größere Planeten drehen? Haben Philosophie und Wissenschaft daselbst nicht einen weiten Wirkungskreis? Ist die Aufklärung nicht in vollem Gange, und stehen nicht Männer, wie manches hellere Land sie nicht hat, an ihrer Spitze?" Zuerst war es merkwürdigerweise die Volksdichtung, an welche die aufklärerische Bewegung ansetzte und ihre Kraft versuchte. Dann trat im Jahre 1760 in Wien eine „Deutsche Gesellschaft" zusammen, die es sich zur Aufgabe machte, die deutsche Sprache zu reinigen, Kunst und Wissenschaft neu zu beleben. Zu ihren Mitgliedern zählten unter Anderen der Professor der Rechtswissenschaft Riegger, der Freiburger Bob, damals Stadtgerichtsschreiber in Wien, Konstantin Schautz, Gerichtsschreiber und Censor, Sonnenfels, Hofrath Sperges, der Jesuit und Dichter Denis.

Seit 1751 war die Censur den Jesuiten abgenommen: die

neuen Schriften der Aufklärer und Humanisten fanden ungehinderten Eintritt in den Ländern des Kaiserstaates. Eine Menge gelehrter und schöngeistiger Zeitschriften tauchte auf, ohne daß jedoch denselben eine längere Existenz und eine nachhaltigere Einwirkung auf die öffentliche Meinung beschieden gewesen wäre. Die „Wiener Gelehrten Nachrichten", ein Beiblatt des Wiener Diariums, hatten kein besseres Schicksal. Mehr Erfolg hatte 1762 „Die Welt" und „Der Patriot", welche der Korrektor Klemm redigirte, und 1765 „Der Mann ohne Vorurtheil", von Sonnenfels herausgegeben. 1769 erschien „Die Bibliothek der österreichischen Litteratur", ein würdiges Organ für wissenschaftliche Bestrebungen, sodann 1771 die „Oesterreichischen gelehrten Anzeigen" und in Prag, Linz und Graz mehrere schöngeistige Wochenschriften. „Die Welt" und „Der Patriot" waren ein Mahnruf an den dritten Stand und das Deutschthum in Oesterreich, die Muttersprache zu pflegen und sich von der französischen Kultur loszusagen. „Der Mann ohne Vorurtheil" bekämpfte die alten Volksschauspiele, predigte Vaterlandsliebe und eine vernünftige Volkserziehung, hielt sich jedoch nicht frei von Schmeichelei gegen Regierung und Adel. Die Rührigkeit dieser und ähnlicher Bestrebungen erregte schon bald die Aufmerksamkeit der norddeutschen aufkläreriſchen Kreise und ließ denselben eine engere Verknüpfung mit jenen als wünschenswerth erscheinen. Nicolai sprach die Hoffnung aus, wenn die philosophische Denkungsart, die allein zu den wichtigsten Werken des Geistes tüchtig mache, sich in Oesterreich immer weiter ausbreite, könne man hoffen, daß dort Schriftsteller ersten Ranges auferstehen würden und unsere Litteratur von daher einen neuen Glanz entfalten werde. Namentlich erschien den Norddeutschen Joseph II. als eine solche Leuchte eines neuen Zeitalters. Klopstock widmete ihm 1768 die Hermannsschlacht und verglich ihn mit Trajan und Alfred dem Großen. Doch schon wenige

Jahre ſpäter, als er ſich in ſeinen überſpannten Erwartungen getäuſcht zu ſehen glaubte, ſchrieb er voll Unmuth und Bitterkeit: „Betritt er noch nicht die Bahn des vaterländiſchen Namens, ſchweigt von ihm die ernſte Wahrheitsbezeugerin.“ Klopſtock überſah, daß ein Volk und ein Staatsweſen ſeine ſeit Jahrhunderten überkommenen Kulturzuſtände nicht über Nacht ändern kann, und daß eine Handvoll Litteraten, die zudem weder geiſtig noch moraliſch irgendwie über das Durchſchnittsniveau hinausragten, niemals im ſtande ſein wird, ſolche hiſtoriſche Gewalten, wie ſie Adel und Klerus in Oeſterreich waren, ihres beherrſchenden Einfluſſes zu berauben. Der politiſche und kirchliche Druck hatte die dichteriſche Naturanlage des öſterreichiſchen Volksſtammes getödtet; nur in den Gebirgsthälern der Alpen fand ſie noch Pflege. Die gebildeten Stände griffen für die Befriedigung ihrer ſchöngeiſtigen Bedürfniſſe nach den litterariſchen Produkten der Engländer und Franzoſen. Die deutſche Litteratur vor Leſſing war in Oeſterreich eine terra incognita; nur Gellerts Fabeln und geiſtige Lieder waren allgemein verbreitet. In der Zeit, in welcher Klopſtock, Wieland ihre Meiſterwerke ſchufen, Leſſing und Herder neue kritiſche und äſthetiſche Grundſätze verkündigten, in welcher Goethe mit ſeinem Götz und Werther das Publikum entzückte, verſuchten es wohl einzelne Oeſterreicher, es den Deutſchen gleichzuthun, aber dem Streben fehlte die Kraft, die geiſtige Weihe, die Erkenntniß vom Weſen der Dichtung. Nur wenige Talente ragen hervor, ſie gehören der vorleſſingſchen Richtung an, fanden aber im Volke keine größere Beachtung und ſind heute vergeſſen. Vielfach waren die Beziehungen der öſterreichiſchen und deutſchen Dichter und Gelehrten. Sogar an den deutſchen litterariſchen Händeln nahmen die Oeſterreicher theil, aber die „Briefe deutſcher Gelehrten“, welche 1772 aus dem Nachlaſſe des Profeſſors Klotz herausgegeben wurden, zeigten auch die Kehrſeite, die beſtellte

Kritik und die Wohldienerei einzelner Oesterreicher. Der liebenswürdige Jesuit Michael Denis (1729—1800) stand mit Klopstock, Bodmer, Geßner, Gleim und Ramler in Verbindung. Zu Beginn des siebenjährigen Krieges gab er poetische „Bilder", eine Reihe patriotischer Gedichte heraus. Bekannt ist seine schlechte Prophezeiungsgabe in dem Gedicht „Bei Ausbruch des Krieges 1756", wo er Friedrich II. apostrophirt: „Was thust Du, kühner Fürst? Dies Grab, das Du gräbst, ist Dir bestimmt, Du suchest Deinen Sturz." Großen Anklang fand später seine Uebersetzung Ossianscher Gesänge. Ramler und Adelung priesen ihn als Lichtbringer im katholischen Oesterreich. Nicolai wünschte sein Bildniß, und Klopstock schrieb ihm: „Die Fortsetzung Ihrer Freundschaft hat mein Vergnügen über dieselbe vermehrt." Die Sammlung deutscher Gedichte, welche er 1762 für den Schulgebrauch herausgegeben, hat außerordentlich fruchtbringend und anregend gewirkt. Ein anderer Dichter der josephinischen Aufklärungsperiode war Blumauer, in seiner Jugend Novize im Jesuitenkonvikt, nach dessen Aufhebung er Censor wurde. Gemeinsam mit Rethschky gab er den „Wiener Musenalmanach" heraus und redigirte von 1782—83 die „Realzeitung". Allgemein bekannt ist seine Travestie der Virgilschen Aeneide. Er war ein begeisterter Oesterreicher: als Nicolai einmal sich verächtlich über die Oesterreicher ausgesprochen hatte, antwortete er dem mächtigen und gefürchteten Kritiker mit beißender Schärfe. Als Nachfolger Wielands machte sich Johann Alxinger einen Namen. Wie Jener griff er vorzugsweise französische Stoffe auf: Doolin von Mainz ist der französischen Dichtung La Fleur des batailles d'Oolin de Mayence entlehnt, Bliomberis einem gleichartigen Stoff in Florians Novellen.

Einen weit nachhaltigeren Einfluß, als die Dichter, haben die Gelehrten der Aufklärungsperiode ausgeübt. Drei Namen sind es insbesondere, welche einen weit über die Schranken ihrer

unmittelbaren Wirksamkeit und ihrer Zeit hinausreichenden Einfluß gewonnen haben: van Swieten, Riegger und Sonnenfels. Gerhard van Swieten (1710—72), der bekannte Anatom und Leibarzt der Kaiserin Maria Thersia, hat das größte Verdienst um die geistige Freiheit in Oesterreich. Als Jansenist den Jesuiten in gleicher Weise abgeneigt, wie den Atheisten, hatte er sich namentlich die Bekämpfung und Verdrängung des mächtigen Ordens zur Lebensaufgabe gesetzt. Erlebte er auch den Sturz desselben nicht mehr, so hatte er doch noch dessen Verdrängung von den Universitäten und aus dem Censuramte durchzusetzen vermocht. Paul Joseph Riegger, seit 1749 Professor des Staats- und Kirchenrechts, war der eifrigste Vorkämpfer der Rechte des Staates gegenüber der Kirche. Der vornehmste Vertreter der Aufklärung ist jedoch Joseph von Sonnenfels. Jude von Geburt, welcher Umstand jeden Anderen in einem Lande, wo damals die Bekenner dieser Lehre gesellschaftlich so tief standen, daß beispielsweise jeder mündliche Verkehr zwischen diesen und den kaiserlichen Beamten streng verpönt war, vom Heraustreten aus den enggezogenen Schranken abgeschreckt hätte, gelang es ihm, durch eine seltene Verbindung gewinnender Eigenschaften sich einen Einfluß in den gebildeten Kreisen der Kaiserstadt zu erobern, der bis dahin für unerreichbar gegolten hatte. Seine erste Schrift war eine Dissertation über deutsches Recht; in rascher Folge erschienen dann zahlreiche kleinere Aufsätze in der Wochenschrift „Die Welt" und in der Leipziger „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste". Eine „Rede auf Maria Thersia", welche im Druck erschien, bahnte ihm den Zugang zu den Machthabern der Regierung. Durch Vermittelung des Staatskanzlers Kaunitz erhielt er 1763 die Professur der Polizei- und Kameralwissenschaft an der Wiener Universität. Seine akademische Thätigkeit eröffnete er hier in einer für sein ganzes künftiges Wirken vor-

bedeutenden Weise mit einer Rede „Ueber die Unzulänglichkeit der Erfahrung in den Geschäften des Staates". 1765 begann er mit der Herausgabe der Wochenschrift „Der Mann ohne Vorurtheil", worin er namentlich auch gegen die derbe Komik des alten Volksschauspiels eiferte. Seinem Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß die beabsichtigte Berufung Lessings nach Wien unterblieb. In einem Briefe an seine spätere Frau nennt ihn Lessing auch „einen falschen niederträchtigen Mann" und wollte einen offenen Brief gegen ihn loslassen. Als ihm jedoch Eva König schrieb, wie bestürzt Sonnenfels und seine Familie darüber sei, ließ er diese Absicht fallen mit der Bemerkung: „auf wen Alles losschlägt, der hat Frieden von mir". 1765 erschien „Die Polizeiwissenschaft", 1768 „Die Handlungswissenschaft", 1776 „Die Finanzwissenschaft, 1777 die „politischen Abhandlungen". Durchaus Eklektiker, weiß er doch mit großem Geschick fremden Meinungen und Gedanken das Gepräge seines moralisirenden Geistes aufzudrücken, sie für die praktisch-nüchterne Strömung der Aufklärungsperiode nutzbar zu machen. Für die historischen Grundlagen eines Volkes und eines Staatswesens hat er, wie alle Aufklärer, kein Verständniß. Von Schmeicheleien gegen die Großen und Gewaltigen weiß er sich nicht frei zu halten. „Ein günstiges Geschick" — schreibt er einmal — „hat uns in einem Staate geboren werden lassen, wo der Adel die Verdienste der übrigen Stände nicht verachtet, da er sich seiner eigenen bewußt, wo die erhabensten Bürger auch die nützlichsten sind, wo die Geburt durch den persönlichen Adel alles Zufällige verliert, und wo die Enkel wenigstens ebensoviel auf die ruhmvollen Gräber der Voreltern zurücksenden, als sie von denselben empfangen haben." In dem „Versuch über das Verhältniß der Stände" meint er: „Die Vermehrung des hohen Adels ist nicht leicht zu fürchten, aber der kleinere Adel erfordert die Aufmerksamkeit des Regenten. Wenn der mittlere

Adel zahlreicher wird, als es das Verhältniß zu anderen Ständen verträgt, wird eine unzählige Menge von Armen und Hoffärtigen vorhanden ſein.“ Wie alle Reformer des vorigen Jahrhunderts, iſt auch Sonnenfels ein Anhänger des aufgeklärten Abſolutismus. „Herrſche über Bürger, die nicht Knechte ſind, in ihrem Herzen gründe Deine Macht!“ läßt er in einem Gedichte Kaiſer Franz I. zu ſeinem Sohne ſagen. In der Schrift „Ueber die Liebe zum Vaterlande“ unterſcheidet er Monarchie, Ariſtokratie, Demokratie, aber nur in der alten, herkömmlichen Weiſe. Titus, Hadrian, Mark Aurel ſind ihm die Muſter der Regenten. Der Staat entſteht, indem ſich mehrere Menſchen zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Lebens vereinigen. Der Zweck iſt die allgemeine Glückſeligkeit. Die Religion iſt das ſanfteſte Band der Geſellſchaft, der Regent darf dieſen Leitriemen nicht aus der Hand laſſen. Bei dem Landvolk muß die Religion die Stelle der Erziehung und Sitte vertreten. Die politiſche oder Geſellſchaftstugend iſt die Fertigkeit, ſeine Handlungen mit den Geſetzen der Geſellſchaft übereinſtimmend einzurichten. Die Advokaten und Geiſtlichen ſind von Staatswegen zu beſolden. Die Penſionen der Staatsbeamten ſind nicht Ausfluß der Gnade, ſondern des Verdienſtes und Rechtes. Die Menge des Volkes bedingt den größeren Reichthum des Staates, die Vermehrung der Bevölkerung iſt daher ein Hauptpoſtulat der Politik. Große Städte hemmen dieſe Vermehrung, weil ſie dem Ackerbau den Boden entziehen. Es widerſtrebt der Weisheit des Schöpfers, daß zu viel Menſchen geboren werden. Die Eheloſigkeit der Soldaten und Handwerksgeſellen iſt zu verwerfen. Jeder Vater ſoll verpflichtet werden, ſeine Söhne zu verheirathen und auszuſtatten. Niemand hat ein Recht, auszuwandern. Die uneheliche Geburt iſt kein Makel. Die geſchichtliche Inſtitution des Staates, der Erbadel, die erbliche Gerichtsbarkeit, die Unfreiheit der Bauern wird von

Sonnenfels aufs lebhafteste bekämpft. Auch in seinen ökonomischen Anschauungen steht Sonnenfels durchweg auf dem Standpunkte der englisch-französischen Nützlichkeitstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts. Die Ausfuhr bringt Gewinn, die Einfuhr fremder Waren Verlust. Geben bereichert, Empfangen verarmt. Er empfiehlt, Bauerngüter in kleinen Antheilen auszumessen, den Großgrundbesitz zu beschränken. Grund und Boden soll nur als Ackerland benutzt werden, die Lust- und Thiergärten, die Teiche, der Boden mit Baumreihen vor den Gebäuden sind als verlorenes Erdreich anzusehen. Der unbenutzte Boden soll an den Staat fallen. Er verwirft die Steuerfreiheit des Adels, der Geistlichkeit, die Wuchergesetze, die Luxusverbote und alle Monopole. Wirkliche Verdienste erwarb sich Sonnenfels durch seine Revision des Strafrechts und des ersten Theiles des bürgerlichen Rechts.

Solange Maria Theresia lebte, behielt sie wenigstens in der Regierung der Erblande die oberste Gewalt in der Hand. Sie hatte den altüberkommenen Zuständen gegenüber zur Neugestaltung des österreichischen Staatswesens so Bedeutendes, für alle künftige Zeiten Ruhmwürdiges beigetragen, daß sie dasselbe gegen unerprobte Theorien aufzugeben nicht geneigt sein konnte. Die Konzentration der Staatsgewalt, die Steigerung ihrer Finanzen durch ein neues Steuersystem und die Hebung der Steuerkraft, die einheitliche Kriegsrüstung, die Beseitigung der ständischen Opposition und die Ersetzung der ständischen Verwaltung durch ein lediglich dem Staatsinteresse dienendes Beamtenthum, die Verdrängung der Jesuiten von den Universitäten und der Censur, die Herstellung und energische Geltendmachung der Staatshoheitsrechte gegenüber der Kirche — das und viele andere durchaus zeitgemäße und wohlthuende Maßregeln waren ihr Werk. Niemand hat dies lebhafter anerkannt, als Friedrich der Große selbst, ihr gefährlichster Gegner, wenn

er von ihr in der Einleitung zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges ſchreibt: „elle mit dans ses finances un ordre inconnu à ses ancêtres, et non seulement répara par de bons arrangements ce qu'elle avait perdu par les provinces cédées au roi de Prusse et au roi de Sardaigne, mais elle augmenta encore considérablement ses revenus. — Par tous ces soins le militaire acquit dans ce pays un degré de perfection où il n'était jamais parvenu sous les empereurs de la maison d'Autriche, et une femme exécuta des desseins dignes d'un grand homme.“ Und der Großkanzler von Fürſt berichtete im Jahre 1755: „Welcher andere Souverän würde binnen ſieben Friedensjahren vermocht haben, die Dinge auf den Fuß herzuſtellen, wie wir ſie gegenwärtig ſehen? Bis in die ſpäteſten Zeiten wird man erkennen, daß Maria Thereſia eine der größten Fürſtinnen der Welt war. Das Haus Oeſterreich hat ihresgleichen nicht gehabt.“ Aber trotzdem ſie gegen jedes Uebergreifen der Hierarchie auf ſtaatliches Gebiet ſtets energiſchen Proteſt eingelegt hatte, war ſie doch eine viel zu gute Katholikin, als daß ſie nicht die religiöſe Aufklärung und ihre Früchte gehaßt und verfolgt hätte. Später wurde ſie geradezu bigott und von einer unduldſamen Härte gegen akatholiſche Konfeſſionen beherrſcht. „Toleranz und Indifferentismus“ — ſchreibt ſie einmal an ihren Sohn Joſeph — „ſind die wahren Mittel, alles zu untergraben: nichts iſt ſo nothwendig und heilſam, als die Religion. Willſt Du, daß Jeder ſich eine Religion nach ſeiner Phantaſie bilden ſoll? Kein beſtimmter Kultus, keine Unterwerfung! Wohin kommen wir? Ruhe und Zufriedenheit würden aufhören, das Fauſtrecht und andere ſchreckliche Zeiten wiederkehren. Ich will keinen Verfolgungsgeiſt, aber noch weniger Indifferentismus und Toleranz. Danach will ich handeln; ich wünſche, zu meinen Ahnen hinabzuſteigen mit dem Troſt, daß mein Sohn ebenſo religiös denkt, wie ſeine Vor-

fahren, daß er zurückkomme von seinen falschen Raisonnements, von den schlechten Büchern, daß er nicht Jenen gleiche, die ihren Geist glänzen lassen auf Kosten alles dessen, was heilig, ehrwürdig ist, und welche eine imaginäre Freiheit einführen wollen, die in Zügellosigkeit und Umsturz übergehen kann." Ein andermal klagt sie, daß die Sitten so verderbt geworden, „seitdem man die Religion in sein Herz einschließe, ohne äußerlich ihren Kultus zu üben". Sie nannte die Gelehrten und Philosophen muthlose, kriechende Leute, schlechte Väter, Söhne, Gatten, Minister und Bürger, weil ihnen alle sittliche Grundlage fehle und nur die Eigenliebe die Quelle ihrer Grundsätze sei. „Nichts ist bequemer," fügte sie hinzu, „als eine Freiheit ohne irgend eine Schranke; das ist das Wort, welches von unserem aufgeklärten Jahrhundert an die Stelle des Wortes Religion gesetzt wird."

In vollem Gegensatze zu seiner Mutter huldigte Joseph dem Grundsatze der religiösen Duldung. Als im Jahre 1770 gegen mährische Konvertiten mit der Strenge des alten Strafgesetzes eingeschritten werden sollte, schrieb er der Kaiserin: „Ich erkläre positiv: wer dieses geschrieben, ist unwürdig, zu dienen, ein Mann, der meine Verachtung verdient." Welche Heftigkeit der Auffassung und des Ausdruckes liegt nicht in diesen Worten! Und rasch, wie sein Urtheil, war sein ganzes Wesen. Rasch war sein Gang, rasch seine Geberde, rasch sein Thun. Auf seinen Reisen ging es mit Windeseile vorwärts, durch Nacht und Nebel, über reißende Ströme und wilde Gebirgspässe. Mehrmals war er in Lebensgefahr. Immer war er bereit, zu lernen, er ging dabei ins einzelne, ins kleinste. Viel zu wenig hat er den Rath befolgt, den ihm der große Friedrich in Neiße gegeben hatte: „er möge sich nicht von Bagatellen erdrücken lassen, das ermüde den Geist und verhindere, an große Sachen zu denken". Sein Haushalt, seine Tagesordnung waren gleich

einfach. Gern nahm er den Schein an, als wenn er Niemandes bedürfe. Er war gewohnt, zu befehlen, ſtreng, rückſichtslos, oftmals gewaltſam, zerſchmetternd und doch wieder gütig und mild, barmherzig, voll Verſtändniß für jedes Leid, zumeiſt für die Seufzer der Armen und Bedrängten. Er war ſeit Jahrhunderten der erſte Fürſt ſeines Stammes, welcher wieder in die offenen Kreiſe des Lebens hinaustrat, der erſte Fürſt, welcher ein erträgliches Deutſch ſprach und ſchrieb. Wohin er kam, bezauberte er Alle, Hoch und Niedrig, mit ſeinem offenen, freundlichen Weſen. In Deutſchland war er in jenen Jahren der populärſte Fürſt, die Freude und Hoffnung der Jugend. Es iſt die Liebenswürdigkeit des Geiſtes und Herzens bei Joſeph II. um ſo anerkennenswerther, als er ſchon in jungen Jahren von ſchweren Schickſalsſchlägen, die einen minder kräftigen Geiſt geknickt haben würden, heimgeſucht worden war. Das reinſte Glück hatte er in ſeiner erſten Ehe mit der ſchönen, melancholiſchen Iſabella von Parma genoſſen. „Sie wiſſen," — ſchreibt er 1761 an die Mutter — „daß ich nichts wünſche, als Ihre Gnade, die Freundſchaft meiner Frau und mein Seelenheil; da ich die beiden erſten beſitze, ſo begreifen Sie meine Glückſeligkeit." Leider ſtarb Iſabella ſchon im Dezember 1763, und man kann wohl ſagen, daß dieſe Wunde bei Joſeph niemals vernarbt, oder doch dieſe Narbe niemals verwachſen iſt. In den Jahren, wo Anderen der frohe Lebensgenuß erſt recht aufzugehen pflegt, ließ er ſich dadurch zu ſtiller Zurückgezogenheit und träumeriſcher Grübelei beſtimmen. „Mein Herz iſt von Schmerz erfüllt" — ſchreibt er unmittelbar vor ſeiner Krönung an ſeine Mutter — „wie kann ich von einer Würde erfreut ſein, von der ich nur die Laſt und keine Annehmlichkeit kenne; ich, der ich die Einſamkeit liebe und nur ſchwer mit unbekannten Leuten verkehre, ſoll immer in der Welt ſein und Geſpräche mit fremden Perſonen führen; ich, der ich nur wenige

Worte habe, soll den ganzen Tag schwätzen und auf angenehme Weise nichts sagen." Unmittelbar nach der Krönung ruft er ihr zu, wie ihm während der Ceremonie nur Isabellas Bild vor Augen gestanden, wie er gerade heute vor vier Monaten, eben auch am 29., sich von der theuren Leiche habe trennen müssen. Seitdem sammelte Joseph den ganzen Enthusiasmus seiner Seele auf die Gedanken des Vaterlandes und der Pflicht, und wo der Pflichtbegriff allein das Leben beseelen soll, da sterben die weicheren und milderen Elemente des Daseins ab: das hat Joseph erfahren, wie sein großer preußische Zeitgenosse. Nur widerwillig gehorchte er dem Zwange des Herkommens, den Mahnungen und Bitten der Mutter und schritt zu einer zweiten Ehe mit der bayerischen Josepha. Die Verbindung wurde für beide Gatten eine Quelle größten Unbehagens. „Sie will" — schreibt er einmal von seiner zweiten Frau an die Mutter — „mit Höflichkeit und Achtung nicht zufrieden sein, woher zum Teufel soll ich andere Gefühle nehmen?"

Um so erfreulicher entwickelte sich Josephs Verhältniß zu seinen Geschwistern, namentlich seit 1765, wo er nach dem Tode des Vaters als Aeltester und Familienhaupt ihnen gegenübersteht. Nur mit seinem Bruder Leopold vermochte Joseph niemals in ein näheres Verhältniß zu kommen. Zu tief waren die Gegensätze in Charakter und Anschauungsweise der Beiden. Joseph unbefangen und offen, aufrichtig bis zu voller Rücksichtslosigkeit, im Gefühle seiner Kraft nicht selten herrisch und herb: Leopold dagegen in hohem Grade vorsichtig, ruhig, gemäßigt, geduldig, der Gefühlswärme Josephs unter den Formen der äußeren Ehrfurcht eine kühle Zurückhaltung entgegensetzend. Dagegen ist das brüderliche Verhältniß zu Maria Antoinette und Maria Karoline von Neapel immer ein ungetrübtes, herzliches gewesen.

Am 29. November 1780 starb Maria Theresia. Ihre

letzten Lebensjahre waren für sie eine Quelle unausgesetzter Verstimmungen und Kränkungen gewesen. „Bin nicht mehr en vigueur“ — schreibt sie in jener Zeit einmal an Joseph — „bin allein, verlassen; der Tod meiner Freunde, die Irreligion, die Verschlechterung der Sitten, die Sprache, die man jetzt führt, alles das drückt mich nieder.“ Jetzt erst kam Joseph dazu, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seine tiefeingreifenden Reformgedanken zur Ausführung zu bringen. Vorerst galt es, die von der Mutter noch übrig gelassenen Rechte ständischer Eigenmacht und Selbstherrlichkeit zu beseitigen. Den Ständen, Grundherren und Städten wurde nunmehr jede Ausübung einer obrigkeitlichen Thätigkeit entzogen, sodann allgemach ein ständisches Recht nach dem anderen aufgehoben, bis endlich 1788 mit der Auflösung der Landtage die letzten Ueberbleibsel der alten Rechte zertrümmert waren. In den Städten hörte die alte Zunftgliederung auf, alle Bürger sollten in gleiche Rechte und Pflichten eintreten, auf dem Lande wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Zinsen und Frohnden wurden gesetzlich bestimmt, das persönliche und Eigenthumsrecht des Bauers geschützt. Ein neues Civil- und Strafgesetzbuch ward erlassen, das Unterrichtswesen nach neuen Grundsätzen geregelt, die deutsche Sprache als allgemeine Geschäftssprache eingeführt. Am tiefgreifendsten waren jedoch die kirchlichen Reformen, unter denen das placetum regium, das Toleranzedikt, die Beschränkung der bischöflichen Gewalt und die Aufhebung der Klöster obenan stehen. Schade nur, daß diese dringend nothwendigen Maßregeln zu rasch und gewaltthätig und ohne alle Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse durchgeführt wurden.

Daneben hielt sich Joseph von Sonderbarkeiten und tyrannischen Eingriffen in das innere Leben des Hauses, der Sitte nicht frei: so, wenn er die Abschaffung der Mieder für die Frauen dekretirt, wenn er die menschlichen Leichen in Kalkgruben

verſenkt wiſſen will, oder wenn er auf die Idee kommt, daß Jeder, der eine Broſchüre ſchreibt, ſechs Dukaten Kaution leiſten ſoll, welche dem Armeninſtitute verfallen, wenn der Cenſor die Broſchüre nicht approbirt. Dennoch blieben die ſegensreichen Wirkungen ſeiner Reformen nicht aus: wurden auch viele derſelben von dem Thronnachfolger wieder aufgehoben, ſo blieben andere doch auch ſpäterhin noch beſtehen, wie es überhaupt gerade für das alte, träge Oeſterreich ſchon von unermeßlichem Werthe war, daß einmal von oben herab die Ausrottung der überkommenen Mißſtände energiſch in die Hand genommen wurde. Die Wirkung der joſephiniſchen Reformen auf die tiefer Gebildeten ſeiner Zeit ſchildert uns Herder in den „Briefen über die Humanität" in folgenden Worten: „Joſeph hat viel, ſehr viel und weniges müßig geſehen und das Innere ſeiner Länder bis zum kleinſten Detail kennen gelernt. Er wollte nur billiges, nützliches, gutes. Oft war, was er wollte, nur die erſte Pflicht der Vernunft und Humanität, der geſellſchaftlichen Rechte. Golden ſind ſeine Grundſätze, die er in mehreren Befehlen äußert, er kannte den Quell des Verderbens und nahm ſich ſeiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menſchlichen Elendes hat er berührt. Er unterlag nicht der Schwachheit der menſchlichen Natur, ſondern der von Kindheit auf gewährten Allgewalt des Selbſtherrſchers. Nicht das Schickſal, die Natur der Dinge, der Wille ſeiner Unterthanen hat ihn gebeugt. Seine Fehler hat er mit ins Grab genommen, das Gute, das er gewollt, wird, obwohl einestheils in zerfallenden Reſten, bleiben und dereinſt an den Tag treten, denn es iſt dem größten Theile nach reines Gute zum Ertrage der Menſchheit." Weniger anerkennend war die Stimmung im eigenen Lande. Den Anhängern der Aufklärungstheorien, die gerade damals faſt in ganz Europa in den Kreiſen der Regierenden, wie der Regierten tonangebend waren, erſchienen die joſephiniſchen Reformen als

eine Halbheit. Der Katholizismus blieb nach wie vor die Staatsreligion, der Proteſtantismus war nur geduldet, der Adel noch immer zu ſehr begünſtigt, die Verwaltung zu ſcharf und willkürlich. Die Anhänger der alten Ordnung dagegen erblickten in den Reformen einen Eingriff in das göttliche und menſchliche Recht, die Vernichtung des Adels, die ſchrankenloſe Freiheit und den Beginn der ſozialen Revolution. Die Beamten empfanden die geſteigerte Arbeit, die größere Verantwortlichkeit und die ſtrengere Zucht als eine Laſt; der Adel, die Geiſtlichkeit, die Städte murrten über den Verluſt der Sonderprivilegien, nur der Kleinbürger und der Bauer nahmen die Reformen wie eine Befreiung von alten drückenden Feſſeln auf.

Es iſt bekannt, daß Joſeph in den letzten Jahren ſeiner Regierung ſelbſt Hand an die Zerſtörung ſeines mit ſo unſäglichen Schwierigkeiten aufgebauten Werkes zu legen genöthigt war. Anſtatt, daß mit den Jahren die neuen Einrichtungen gekräftigt worden wären, wurden ſie vielmehr von der immer kühner auftretenden Oppoſition erfolgreich unterwühlt. Dazu kam das Fehlſchlagen der joſephiniſchen Politik in den Niederlanden, in Ungarn, in den Beziehungen zu Preußen, Rußland und der Pforte. Joſeph iſt auch in ſeiner äußeren Politik eine tragiſche Erſcheinung dadurch geweſen, daß er ſtets nicht nicht nur das Beſte — denn welcher gewiſſenhafte Fürſt wollte das nicht! —, ſondern auch das Richtige wollte, daß ihm aber dieſes ſein Wollen regelmäßig bei der Ausführung ins Gegentheil umgeſchlagen iſt. Zuerſt ſchlug in Ungarn die Empörung in hellen Flammen auf, ſpäter folgten die katholiſchen Niederlande, Hand in Hand mit der gleichzeitigen franzöſiſchen Revolution, bis zum völligen Abfall von Oeſterreich. Den Schluß in dieſer Kette von Unglücksfällen bildete der ſchlimme Ausgang des Türkenkrieges, in deſſen Strapazen der Kaiſer ſich den Keim zu unheilbarem Siechthum holte. „Verſunken in mein eigenes

Mißgeschick" — schrieb er im Dezember 1789 in rührender Klage an seinen Bruder Leopold — „und in das des Staates, mit einer Gesundheit, welche mich jeder Erleichterung beraubt und nur die Arbeit noch peinlicher macht, bin ich gegenwärtig der Unglücklichste unter den Lebenden. Geduld und Ergebung sind meine einzige Devise. Du kennst meinen Fanatismus, darf ich sagen, für das Wohl des Staates, dem ich alles geopfert habe. Das bißchen guten Ruf, das ich besaß, das politische Ansehen, welches die Monarchie sich erworben, alles ist dahin; beklage mich, mein theurer Bruder, und möge Gott Dich vor einer ähnlichen Lage bewahren." Fast schon auf seinem Todtenbette unterzeichnete Joseph den berühmten Widerruf seiner Gesetze in Ungarn und vernichtete damit für Jahrzehnte den Kulturfortschritt in jenem Lande. Einsam und verlassen brachte er die letzten Lebenstage hin, keine liebende Hand legte sich über seine Augen, die Geschwister hielten sich herzlos abseits, nur sein Liebling, seine Nichte Elisabeth von Württemberg, ließ sich, trotzdem sie ihrer Entbindung entgegensah, in einer Sänfte an das Sterbelager tragen, wurde aber schon nach den ersten Worten des Kaisers so ohnmächtig, daß man sie wegbringen mußte. Am nächsten Tage machte sie eine Fehlgeburt und am anderen Morgen war sie eine Leiche. „Und ich lebe noch", rief Joseph bei dieser Kunde aus. In der Frühe des 20. Februar 1790 hauchte er nach kurzem Todeskampfe seine große und edle Seele aus. „Die Geschichte," fügte die „Wiener Zeitung" der Todesnachricht bei, „wird ihm die Gerechtigkeit leisten, daß er mächtige Vorurtheile glücklich besiegt und daß er großen Wahrheiten nicht nur den Weg zum Thron eröffnet, sondern auch einen ausgebreiteten Einfluß verschafft hat. Er hat auch in der kurzen Zeit seiner Regierung so viele wichtige Anstalten gemacht und so viele segensvolle Denkmäler der Weisheit und Güte hinterlassen, daß der Dank der Nachkommenschaft seinen Namen verewigen wird."

Der Zustand der Monarchie beim Tode Josephs war ein wahrhaft trostloser. Die Politik desselben hatte im engsten Anschluß an Rußland in den letzten Jahren den Kaiserstaat in einen Krieg mit der Pforte verwickelt. Die Theilung des türkischen Reiches, der Zweck der österreichisch-russischen Allianz, mußte jedoch schon damals den lebhaftesten Widerstand des gesamten übrigen Europas hervorrufen. Die Antwort desselben auf den Plan der beiden Kaiserhöfe war eine Tripleallianz von Preußen, England und Holland. Trotz mehrerer glänzenden Siege über die Türken sah sich Oesterreich doch jetzt mit einem Male den drohendsten Gefahren ausgesetzt. Alle die feindlichen Stimmungen, welche Josephs Despotismus so lange mit Erfolg niedergehalten hatte, regten sich jetzt mit erneuter Stärke und drohten den Bestand des Staatswesens in Stücke zu schlagen. Ungarn stand dicht an der Revolution, Belgien befand sich in vollem Aufruhr. Preußen bot beiden die Hand, um gemeinsam über den Donaustaat herzufallen. Mitten in diesen Wirren war Joseph II. gestorben.

Sein Nachfolger war eine völlig anders geartete Natur, wie man dies bei Brüdern nur selten findet. Wo Joseph leidenschaftlich fortstürmend war, war Leopold ruhig und gemäßigt, dabei doch unerschütterlich fest, während konsequentes Festhalten an dem einmal Erfaßten nicht zu Josephs unsicherem Umhertappen paßte. Leopolds Art war eine friedliche, in sich bescheidene. Wie Joseph, hing auch er einem System von Gedanken an, das man als das liberale bezeichnete: aber der Liberalismus Josephs war von einer politisch-imperialistischen Natur, der Leopolds hat eine konstitutionelle Färbung und war selbst mit den ständischen Verfassungen vereinbar. „Es ist ein Glück" — schreibt er einmal an seine Schwester Christine —, „wenn ein Land Stände und eine Konstitution hat, an welchen das Volk hängt. In einem solchen Lande bestehen zwischen

Herrſcher und Volk gegenſeitliche Verbindlichkeiten, die nur durch Uebereinkommen abgeändert werden können." Und ganz im Gegenſatz zu Joſeph iſt er der Anſicht, daß es nicht wohlgethan ſei, die Leute mit Gewalt zum guten zu zwingen, wenn ſie von der Zweckmäßigkeit neuer Inſtitutionen ſich nicht überzeugen können. Denn mit Gewalt könne man wohl ſich Gemüther und Geiſter entfremden, niemals aber auf die herrſchenden Anſichten einen umſtimmenden Einfluß ausüben.

Von ſolchen Geſinnungen erfüllt, trat Leopold die Regierung an, von ihnen ließ er ſich die wenigen Jahre hindurch leiten. Den Weltfrieden wiederherzuſtellen und zu erhalten zur Wohlfahrt ſeines Volkes, das ſcheint uns in kurzen Worten die Maxime und Richtſchnur ſeiner Politik geweſen zu ſein. Bei dieſem Vorhaben hatte er gleich zu Beginn ſeiner Thätigkeit den Widerſtand der herrſchenden Hofpartei zu überwinden. Namentlich Fürſt Kaunitz war es, der, in dem Antagonismus gegen Preußen alt geworden und von dem lebhafteſten Mißtrauen gegen dasſelbe erfüllt, den Friedensbeſtrebungen Leopolds mit der Energie einer ihm traditionell gewordenen Anſchauung gegenübertrat. Daß Leopold es trotzdem mit dieſem Manne verſuchte und ihn nach wie vor an der Spitze der Geſchäfte beließ, macht ſeinem Scharfſinn alle Ehre. Kaunitz war wie kein Anderer mit dem Gange der Geſchäfte vertraut, ſeit nahezu einem halben Jahrhundert war er der vornehmſte Berather von Maria Thereſia und Joſeph II. geweſen; er würde daher unter den damaligen Staatsmännern Oeſterreichs ſchlechterdings von Niemandem zu erſetzen geweſen ſein. Mercy, der Einzige, der etwa in Betracht kommen konnte, hatte zwar eine bedeutende diplomatiſche Thätigkeit hinter ſich, aber mit den Verhältniſſen Oeſterreichs war er ganz unbekannt. Und ein anderes Talent, welches damals heranreifte, Graf Stadion, war bisher bloß in untergeordneten Stellungen verwendet worden.

Das erſte, was Leopold bei ſeinem Regierungsantritte ins Auge faßte, war die Herſtellung eines leidlichen Einvernehmens mit Preußen. Die Beziehungen der öſterreichiſchen Monarchie zu dem Nachbarſtaat hatten ſich mit dem Ableben Friedrichs II. nicht gebeſſert: nach wie vor ſtanden ſich die beiden Staaten in offener und geheimer Fehde gegenüber. Wohl hatte man in Wien eine Zeitlang der Hoffnung gelebt, daß ein Regierungswechſel in Preußen auch einen Umſchwung in politiſcher Beziehung zur Folge haben werde, und ſchon ſeit Jahren hatte man es ſich angelegen ſein laſſen, den künftigen Thronfolger in Preußen von dem von ſeinem großen Oheim befolgten politiſchen Syſtem abzubringen und ihm eine andere Auffaſſung über das Verhältniß der beiden Staaten zu einander beizubringen. In Wien wurde die Erſprießlichkeit, den alten Streit ruhen zu laſſen, wenigſtens von Joſeph tief gefühlt, und auch in Berlin war bei dem neuen Monarchen, wie es ſcheint, die Neigung vorhanden, die Beziehungen zu dem Donauſtaat freundlicher zu geſtalten. Es iſt möglich, ſogar wahrſcheinlich, daß es den beiden Herrſchern gelungen wäre, eine Verſtändigung anzubahnen; aber in Wien und Berlin ſtanden zwei Männer an der Spitze der Geſchäfte, die durch Geiſt, Naturanlage und Grundſätze geſchworene Gegner waren: Kaunitz und Herzberg konnten nie dazu gelangen, freundlichere Beziehungen zwiſchen den beiden Nachbarſtaaten herbeiführen zu helfen. Es galt als ein unantaſtbares Axiom des öſterreichiſchen Staatskanzlers, daß die Politik des Berliner Hofes unausgeſetzt von Haß und Eiferſucht gegen Oeſterreich geleitet werde und eigentlich dahin abziele, überall Mißtrauen gegen den Donauſtaat zu erwecken.

Neue Nahrung mußte Kaunitz' Mißtrauen gewinnen, als Preußen ſich 1789 zum Schutze der durch die öſterreichiſch-ruſſiſche Allianz bedrohten Türkei mit England und Holland zuſammenſchloß und die belgiſche Revolution und die ungariſchen

Unruhen in der unzweideutigsten Weise unterstützte. Es war daher für Leopold keine leichte Aufgabe, einen Anknüpfungspunkt zu finden. Gewiß war es ein meisterhafter Schachzug seinerseits, daß er sich, mit Umgehung seines Staatskanzlers, in einem offenen und zutraulichen Schreiben direkt an Friedrich Wilhelm wendete. In diesem Fürsten war ein starker Zug von Hingebung und Bestimmbarkeit; je höher das Bewußtsein in ihm war, desto leichter ließ er sich durch einen ersten Schritt des Vertrauens gewinnen und hielt sich dann manche große Unvorsichtigkeit zu gute, die er seinen Ministern nie verziehen hätte. Diesmal war jedoch Herzbergs Einfluß noch zu mächtig, als daß er unbedingt auf den Versöhnungsvorschlag Leopolds eingegangen wäre. Immer blieb auch er den Traditionen seines Hauses so weit ergeben, daß er jede sich ihm darbietende Gelegenheit zur Vergrößerung seines Staates ergriff. Schon lange waren seine Blicke sehnsuchtsvoll auf Danzig und Thorn gerichtet, und es schien nicht unmöglich, Polen zur Ueberlassung dieser beiden Städte zu gewinnen, wenn dafür demselben ein Stück Galiziens von Oesterreich abgetreten würde; Oesterreich hätte sich dafür an der Türkei schadlos halten können. Mit einem solchen Arrangement wollte sich aber Oesterreich nicht einverstanden erklären, da für seine Machtstellung eine Stärkung des preußischen Einflusses in Polen gefährlich schien.

Doch wir müssen fürchten, uns über unsere Aufgabe hinaus bei einer eingehenderen Schilderung der äußeren Politik Leopolds II. in das Gewirre der großen Haupt- und Staatsaktionen jener Jahre zu verlieren. Was wir zeigen wollten, war die völlige Umkehr Leopolds von der auswärtigen Politik seines Bruders. Es ist bekannt, daß die Thronbesteigung des Ersteren auch für die innere Verwaltung der österreichischen Lande, wenn auch nicht ein Wendepunkt zu den vorjosephinischen Zuständen — denn dies würde schon mit Rücksicht auf die allgemein-

europäiſche Wandlung, die der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution im Gefolge gehabt hatte, unmöglich geweſen ſein —, ſo doch die Veranlaſſung zu einem Stillſtand, in manchen Beziehungen zu einem Rückwärtsgreifen auf die altöſterreichiſchen Einrichtungen geworden iſt. Doch gehört dies Kapitel bereits der neueren und neueſten Geſchichte Oeſterreichs an, ja iſt ſogar heute noch lange nicht ausgetragen. Immer aber glauben wir, dies eine Axiom für jede gegenwärtige und künftige Politik des uns ſo enge verwandten Donauſtaates aus der Geſchichte der letzten hundert Jahre aufſtellen zu dürfen, daß nur in einer centralen und einheitlichen Zuſammenfaſſung der ſo merkwürdig zerſtreuten und vereinzelten Regierungsgewalten, wie ſie Maria Thereſia ſo glücklich angebahnt hatte, und in der vorſichtigen Entfeſſelung der gebundenen mittleren und unteren Volksſchichten und der Wiedereinſetzung des Deutſchthums in ſeine hiſtoriſche Rolle einer den Oſten koloniſirenden und kultivirenden Macht das Heil für Oeſterreich zu ſuchen iſt.

Hamerling. Sein Leben und seine Werke.

Mit Benutzung ungedruckten Materials.

Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

3 Bände.

I. Band: Hamerlings Jugend

(1830—1846).

Nach den nächsten Quellen unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichten Tagebuchblättern, Briefen und Dichtungen Robert Hamerlings

dargestellt von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Mit Titelbild und Faksimile.

8°. Preis Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Mit vorliegendem Buche wird der großen deutschen Hamerlinggemeinde der erste Band einer eingehenden Darstellung von des Dichters Leben und Werken geboten: er behandelt — ein durchaus selbständiges Ganzes — die Jugend Hamerlings bis zum Beginn seines Hochschulbesuches und bringt als Anhang „Hamerlings Tagebuch meiner Heimathreise".

Auszüge aus einigen Urtheilen der Presse.

Ein Werk, das uns eine große Freude und einen noch größeren Genuß bereitet hat, ist der soeben erschienene erste Band einer groß angelegten Biographie Hamerlings. — — — Dem Verfasser darf ein uneingeschränktes Lob für seine fleißige und von Liebe und Verehrung zum Dichter zeugende Arbeit nicht vorenthalten werden.

Hamb. Correspondent Nr. 875, 1895.

Ein groß angelegtes Werk, welches nicht nur von der deutschen Hamerling-Gemeinde mit Freuden begrüßt werden, sondern auch in litterarischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregen wird.

Neues Wiener Tageblatt Nr. 344, 1895.

Es ist eine ungemein fleißige Arbeit.

Hamburger Nachrichten, Belletristisch-Litter. Beilage Nr. 51, 1895.

Eine mit begeisteter Liebe und Bewunderung für Hamerlings Muse geschriebene Darstellung des Entwickelungsganges Hamerlings, der der großen deutschen Hamerlings-Gemeinde eine hochwillkommene Gabe sein wird.

Grazer Morgenpost Nr. 291, 1895.

Wenn irgend etwas geeignet ist, das Interresse für Hamerling und seine Dichtung zu fördern, so ist es diese Lebensbeschreibung. Mit Staunen steht der Leser still vor den Aufzeichnungen und Leistungen des Kindes . . .

Hamburger Fremdenblatt Nr. 302, 1895.

Es ist mit warmem Herzen für den Dichter geschrieben, zugleich mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Forschers, der das ihm gebotene umfangreiche Material mit vieler Umsicht zu ordnen und zu verwerten gewußt hat. Und die Arbeit war keine geringe!

Grazer Tagespost Nr. 89, 1896.

Diese Wärme ist wohl geeignet, die Theilnahme und das Verständniß des lange nicht genug gewürdigten Dichters in die weitesten Kreise unseres Volkes zu tragen, und mit dieser Hoffnung wünschen wir dem Werke ein gutes Fortschreiten und glückliches Gelingen.

Akadem. Blätter Nr. 23, 1896.

Eine Arbeit, die für den Fleiß und die liebevolle Hingabe des Verfassers bestes Zeugniß ablegt.

Deutsche Roman-Zeitung Nr. 21, 1896.

Oeſterreich

und die Aufklärung des 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. Chriſtian Meyer
in München.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Minol. fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 251.

Lieder und Geschichten der Suaheli.

Von
Dr. Emil Fromm
in Aachen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

---

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —
— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

Lieder und Geſchichten der Suaheli in Oſtafrika.

Ein Vortrag,
gehalten in der Abtheilung Aachen der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft.

Von

Dr. Emil Fromm,
Bibliothekar der Stadt Aachen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

C. G. Büttner, der rühmlichst bekannte Afrika-Missionar, hat der Wissenschaft als letzte Gabe noch kurz vor seinem Tode eine „Anthologie aus der Suaheli-Litteratur, Gedichte und Geschichten der Suaheli" (zwei Theile in einem Bande, Texte und Uebersetzung. Berlin, Verlag von Emil Felber, 1894) dargebracht; der zweite Theil der Anthologie ist dann auch besonders unter dem Titel „Lieder und Geschichten der Suaheli, übersetzt und eingeleitet" in den von derselben Verlagsbuchhandlung herausgegebenen „Beiträgen zur Volks- und Völkerkunde" (Bd. III, 1894) erschienen.

Diese prächtige Publikation, auf welche der vorliegende Vortrag sich vornehmlich stützt, ist für die vergleichende Litteraturgeschichte und Märchenkunde von erheblicher Bedeutung; von ganz außergewöhnlichem Interesse ist sie für den Ethnologen, dem sie tiefe Einblicke in das Herz der ostafrikanischen Eingeborenen gewährt. Da über unsere schwarzen Schutzgenossen recht verfehlte Anschauungen noch im Schwange sind, so ist ihr aber auch über die engeren Gelehrtenkreise hinaus die weiteste Verbreitung zu wünschen. Vielleicht tragen die folgenden Blätter in etwas dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die verdienstvolle Büttnersche Arbeit, welche Niemand ohne Genuß lesen wird, in erhöhtem Maße zu lenken.

Daß der Vortrag nicht ganz in der Form gehalten worden ist, in welcher er hier erscheint, bedarf kaum der Erwähnung; die Anforderungen, welche an das rasch vorüberziehende gesprochene und an das zum Nachdenken auffordernde geschriebene Wort gestellt werden, sind eben voneinander verschieden.

Die Ethnologie ist eine durchweg moderne, ja, man darf vielleicht sagen, eine noch in embryonaler Entwickelung befindliche Wissenschaft. Als die Lehre von den Völkern der Erde hat sie eine Uebersicht derselben zur Voraussetzung; erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen datirt daher überhaupt die Möglichkeit eines ethnologischen Wissenszweiges. Der Fortgang von dieser Möglichkeit zur Verwirklichung ist naturgemäß ein langsamer gewesen. Man kann die Anfänge der Ethnologie in unserem Sinne in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts zurückrechnen, wenn man die „Researches into the natural history of mankind“ des Engländers James Cowles Prichard als den ersten Versuch einer Zusammenfassung des völkerkundlichen Stoffes auf naturwissenschaftlicher Grundlage ansehen will; der eigentliche Beginn zielbewußter ethnologischer Forschung ist aber doch noch etwas später zu setzen, etwa in die Mitte des laufenden Jahrhunderts, in die Zeit, welche vornehmlich durch das machtvolle Wachsthum der Naturwissenschaften gekennzeichnet ist. Die exakte, auf vorurtheilsloser Beobachtung ruhende Forschungsweise der naturwissenschaftlichen Disziplinen ist auch für den Aufschwung der völkerkundlichen Studien bestimmend geworden, und erst durch die Anwendung dieser exakten Methode ist die Ethnologie allmählich aus einem Nebenzweige der Geographie, wofür man sie bis dahin doch eigentlich nur hatte gelten lassen, zu einer selbständigen, streng in sich gefügten Wissenschaft von weitreichender Bedeutung erwachsen. Die Menschheit, wie sie heute

lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lehren, ist ihre Aufgabe, und indem sie weiter die Ursachen zu ergründen sucht, welche aus der Menschheit dieses bunte vielgestaltige Bild geschaffen haben, indem sie den Wegen nachgeht, welche die Menschheit eingeschlagen, um die gegenwärtige Höhe zu erreichen, will sie zugleich eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung liefern. Mit diesen hohen, letzten Zielen wird die Ethnologie zum verbindenden Glied zwischen den empirischen, d. h. naturwissenschaftlichen, geographischen und historischen Fächern und den eigentlich philosophischen; innerhalb des überaus weiten Wissensgebietes, welches sie in dieser Zwischenstellung umspannt, vermag sie mit ihren farbenglänzenden Schilderungen des Völkerlebens zugleich aber auch da, wo ihre erhabenen Probleme nicht ganz verstanden werden können, reichen Genuß und nachhaltige Förderung zu gewähren.[1]

Daher die Bedeutung der Ethnologie in der Gegenwart und die lebendige Theilnahme, welche ihr allenthalben während der letzten Jahrzehnte in den weitesten Kreisen der Gebildeten entgegengebracht wird, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß gerade neuerdings ein maßgebender und besonders förderlicher Bundesgenosse den ethnologischen Studien auch aus dem praktischen Gebiete erstanden ist. Die Steigerung der kolonialen Thätigkeit hat aus den Bedürfnissen der Kolonialverwaltung heraus der wissenschaftlichen Völkerkunde eine immer intensivere Beachtung geradezu erzwungen, zugleich aber sind ihr durch die jüngsten kolonialen Streifzüge der europäischen Nationen auch sehr erhebliche Bereicherungen zugeführt worden. Namentlich ist es der dunkle Erdtheil, für welchen im Zusammenhange mit der allgemein erwachenden Kolonialthätigkeit, dem Eintritt Deutschlands und Italiens in die Reihe der Kolonialmächte und der damit hervorgerufenen Aufrüttelung der übrigen

Kolonialmächte zu erhöhten Bemühungen die glänzendsten Ergebnisse der geographischen und völkerkundlichen Forschung gewonnen worden sind.

Jetzt erst sind die Zeiten für immer vorüber, welchen die Oberfläche des Mondes genauer bekannt war, als das centrale Afrika, und welche den Kontinent daher mit einem Trauermantel vergleichen konnten, der nur an den Rändern seiner Flügel licht erscheine. Die großen Probleme der afrikanischen Länderkunde, das Nil- und Seenproblem, das Sambesi- und Kongoproblem sind als gelöst zu betrachten; ein überaus umfangreiches, neues Material ist für die ethnologische Betrachtung angehäuft worden. Dabei sind aber doch noch weite Gebiete im Innern völlig unerforscht oder doch nur von wenigen Reisenden durchschnitten; vor allem aber ist in einer Richtung trotz aller unleugbaren Erfolge erst recht wenig geschehen.

Die zahlreichen neueren Reisewerke unserer jüngeren Afrikaforscher weisen meist nicht die Tiefe und Abgeschlossenheit auf, durch welche die erstaunlichen und unübertrefflichen schriftstellerischen Leistungen eines Nachtigal, Barth, Schweinfurth, von der Decken ausgezeichnet sind. Diese Reisenden einer älteren Generation haben unter gänzlich verschiedenen Verhältnissen gewirkt. Mit den kleinlichsten Geldsorgen kämpfend, waren sie meist genöthigt, weit langsamer und vorsichtiger ihre Pläne zu verfolgen. Barth und Nachtigal haben ununterbrochen je sechs Jahre in Afrika geweilt. Aber gerade diese für sie so unangenehmen Verhältnisse waren es, die ihnen zu einer eindringenden Kenntniß der durchwanderten Länder und der besuchten Völker verhalfen. Heute sind die Reisen für gründliche Beobachtungen meist zu kurz; die Reisenden verfolgen eilends ihren Weg, selten halten sie sich in einem Lande, unter einem Volke lange genug auf, um ein zuverlässiges, ausgereiftes Gesamtbild von beiden dem Leser bieten zu können, und zudem

bringen sie nicht immer die genügende wissenschaftliche Bildung für ihre Reisen mit. Meist erhalten wir von ihnen nur recht spannende, für einen sehr weiten Leserkreis geeignete Erzählungen des historischen Verlaufes der Expedition, die nicht nur gemeinverständlich zu sein, sondern sogar den tiefsten Ton der Leutseligkeit zu treffen bemüht sind; einzelne charakteristische Züge, kurze Bemerkungen völkerkundlicher und völkerpsychologischer Art werden dann in die Erzählung der Tagesereignisse eingeflochten. Und so ist es denn natürlich, daß wir trotz des fluthartigen Anwachsens der afrikanischen Litteratur dem Geistes- und Seelenleben der afrikanischen Völker, und namentlich der Neger, noch recht fremd gegenüberstehen, daß der aus sehr übel angebrachter Geringschätzung und wohlfeiler Ueberhebung geborene Ausdruck der „Wilden" nur zu oft noch mit Rücksicht auf dieselben begegnet. Die Völkerkunde ist denn doch noch etwas anderes als die Schilderung aufregender, mehr oder weniger phantastisch aufgeputzter Abenteuer, Schlachten und Kämpfe, des Niedermetzelns wehrloser oder doch gegen europäische Kraft und List ohnmächtiger Stämme, oder eine Sammlung anderweitigen romanhaften Stoffes; gerade um zu einer tieferen Kenntniß der Denk- und Gefühlsweise der weniger civilisirten Völker zu gelangen, bedarf es eines besonders hohen Maßes von Beobachtungsgabe, von Menschenkenntniß und Welterfahrung und hingebender Ausdauer. Von diesem Bewußtsein sind denn auch erfreulicherweise die jüngsten Erzeugnisse der deutschen afrikanischen Litteratur getragen; Franz Stuhlmann und Oskar Baumann haben in ihren geradezu mustergültigen Berichten,[2] deren Lektüre nicht dringend genug empfohlen werden kann, den Anfang einer gründlichen Ethnographie des äquatorischen Ostafrika gemacht. Wird nach ihren Mustern weiter gearbeitet, dann wird die Ueberzeugung immer tiefere Wurzel bei uns schlagen, daß es nur ein Menschengeschlecht

giebt, freilich mit den verschiedensten Abstufungen geistiger Begabung, die aber doch schließlich sämtlich als Sprößlinge einer Familie zusammengehören. Der gegentheilige Glaube ohne ernste Prüfung und ohne Beweis zielt nur auf eine eitle Aristokratie der Farbe ab, um ein Wort Casatis zu gebrauchen. „In diesen sog. wilden Völkern eine Anlage zu allem Schlechten, zu keinem Vorzuge finden, heißt der ernsten Untersuchung ausweichen; denn unter der rauhen Schale dieser Völker sind Keime wahrer Tugend und schlummernde Kräfte, die zu wecken eben Aufgabe der Civilisation sein muß. Wir haben aus diesen Wesen allmählich moralische, weise, civilisirte Menschen zu machen." Eine solche Erkenntniß wird uns vor so schweren und beschämenden, die koloniale Sache mehr als alles andere schädigenden Mißgriffen bewahren, wie wir sie jüngst erlebt haben, vor denen uns freilich auch die Beherzigung des Drummondschen Ausspruches hätte schützen können: „Keiner soll dort Herr sein, der nicht das Schwere gelernt hat, Herr seiner selbst zu sein, der nicht die Weisheit gelernt hat, die mit Geduld und Ruhe einem großen und vielleicht fernen Ziele entgegenzuarbeiten vermag."

Was eben über die Förderung der afrikanischen Ethnographie durch die neuere Reiselitteratur im allgemeinen gesagt ist, das gilt für die ostafrikanischen Neger im besonderen. Die Anschauungen, welche über ihren Charakter sich als die herrschenden darstellen, fußen auf jenen oberflächlichen Urtheilen, wie sie der Ethnologie, seitdem das Niveau der Afrikalitteratur zu sinken begann, recht reichlich zugeführt worden sind; selbst ernsthafte „Afrikaforscher" vertreten in dieser Beziehung Ansichten, nach denen dem guten Ostafrikaner eigentlich, wie A. Seidel einmal sehr richtig bemerkt hat, noch etwas Besonderes zu gute gehalten wird, wenn man ihn geistig und sittlich gleich hinter dem lieben Vieh rangiren läßt. Und doch liegt bereits

ein nicht unerhebliches, reiferes Beobachtungsmaterial vor, welches uns gestattet, zu einem gegründeteren Urtheil über unsere ostafrikanischen Landsleute zu gelangen. Zu den wichtigsten Hülfsmitteln, um das Seelenleben und die ursprünglichen Neigungen eines primitiven Volkes zu verstehen, gehört unstreitig die Kenntniß seiner poetischen Litteratur; in ihr offenbart sich das Denken und Fühlen urwüchsiger Völker am treuesten. Allzu reichlich kann diese Quelle der Erkenntniß für Afrika freilich noch nicht fließen; die rastlose Thätigkeit eines deutschen Forschers hat uns aber neuerdings aus dem Litteraturschatze der Suaheli in Ostafrika epische und lyrische Dichtungen in solchem Umfange erschlossen, daß auf dieser Grundlage die Mängel der bisherigen Anschauungen erkannt werden müssen und eine gerechtere Würdigung des Geisteslebens dieser Stämme versucht werden darf.

Lieder und Geschichten der Suaheli! Was haben wir zunächst unter Suaheli zu verstehen? Um diesen Begriff klar zu erfassen, bedarf es eines flüchtigen Blickes in die fast unentwirrbare Menge der afrikanischen Negerstämme.

„Könnten wir uns alle sprachlichen, rassenlichen, kulturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, Tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches“: so schrieb vor etwa zwanzig Jahren Georg Schweinfurth. Und doch ist es noch gar nicht lange her, daß man in Europa den ganzen schwarzen Erdtheil anthropologisch wie eine Einheit behandelte. Die schwarze Rasse oder die Neger wurden als Leute eines einzigen Stammes angesehen. Nach und nach erst gewöhnte man sich, sie zu gliedern und die einzelnen Glieder auf ihre Zusammengehörigkeit zu prüfen. Den Leitfaden für eine verständige Gliederung hat erst die neuere afrikanische Linguistik geliefert, und jetzt scheidet man nach sprachlichen Kriterien die Neger in die zwei großen Gruppen

der Sudanneger und der Bantuvölker. Die Negervölker des Sudans sind von hellfarbigen Stämmen durchsetzt, die zum größten Theil der hamitischen Gruppe zuzurechnen sind; in diesen Mischungen zwischen den südlicheren Negern und den helleren Nordafrikanern sind die grellsten ethnologischen Gegensätze vertreten, so daß eine allgemeine Charakteristik der Sudanbewohner unmöglich wird. Die Bantuvölker bewohnen den keilförmigen südlichen Theil Afrikas, mit Ausnahme des äußersten Südens, wo die Sprachen der Hottentotten und Buschmänner sich von dem Bantusprachstamme scheiden. „Die Nordgrenze der Bantusprachen verläuft von der Bai von Guinea aus, Kamerun einschließend, nach einem Punkte der Ostküste, der ungefähr zwischen Sansibar und dem Aequator liegt"; neuerdings hat man allerdings eine noch weiter nach Norden vorgeschobene Bantusprache entdeckt, die Sprache der A-shingini, welche östlich vom Niger fast bis zum 11. Grade nördl. Breite reicht. Sämtliche Bantusprachen hängen untereinander auf das innigste zusammen, etwa so wie die indoeuropäischen Sprachen untereinander, und sind als Abkömmlinge einer nunmehr nicht existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache zu betrachten; sie gliedern sich in eine Gruppe verwandter Idiome, die im übrigen selbständig dastehen, allen gemeinsam ist der Gebrauch von Präfixen in der Wortbildung, d. h. die Beugungssilben folgen nicht den Wörtern nach, sondern gehen ihnen voran. Dieses hervorstechendste Merkmal der Sprache tritt schon in dem Namen zu Tage, der richtig lautet: Ba-Ntu, d. h. Menschen, Mehrzahl von Umu-ntu, der Mann, der Mensch. Zu diesem großen südafrikanischen Bantusprachstamm gehört nun das Kisuaheli, die Sprache der Suaheli, es ist die Hauptsprache, gleichsam die lingua franca in Sansibar und dem Küstengebiete von Deutsch-Ostafrika, die Verkehrssprache der ostafrikanischen Küstenbewohner. Alle in diesem Gebiete wohnenden Neger, die sich dieses gemeinsamen Bantudialektes

bedienen, werden Suaheli genannt; mit den arabiſchen Karawanen iſt ihre Sprache als Handelsſprache bis in das tiefſte Innere Afrikas vorgedrungen; Kapitän Burton konnte ſich auf ſeinen Reiſen ſogar am Kongo, an der Weſtküſte durch das Kiſuaheli verſtändlich machen. Das Wort Suaheli iſt aus dem arabiſchen sawâhili, „den Küſten gehörig“, entſtanden, einem Adjektiv, welches von sawâhil, dem Plural des Wortes sâhil, „Küſte“, herſtammt. Sprache, Glauben und Sitten dieſer Stämme ſind von dem islamitiſchen Araberthum gründlichſt durchſetzt, welches ſeit früher Zeit hier an der Oſtküſte Handelsniederlaſſungen beſeſſen und durch ſeine Handelsunternehmungen, wie durch ſeine überlegene Kultur bis tief ins Innere hinein das Land für ſich dienſtbar gemacht hat, wie denn Oſtafrika überhaupt ſeit unvordenklicher Zeit mit Arabien, beſonders dem öſtlichen und ſüdlichen Theil, mit Balutſchiſtan und Vorderindien in lebhafteſtem Verkehre ſteht. Durch die Aufpfropfung der arabiſchen Denkweiſe, Sitte und Religion — alle Suaheli ſind Mohamedaner — iſt hier eine in hohem Maße intereſſante „Zwitter-Halbkultur“ entſtanden, welche, wie Martin Hartmann mit Recht gelegentlich betont hat, unſere beſondere Aufmerkſamkeit verdient, „weil gerade jetzt für ſie eine neue, beſonders wichtige Epoche der Weiterbildung eingetreten iſt“. Die deutſche bezw. engliſche Herrſchaft, welche neuerdings hier befeſtigt iſt, wird auf das Leben dieſer Stämme raſch eine umgeſtaltende Wirkung üben und der Miſchung von Urſprünglichem und Arabiſchem ein neues, fremdes, kräftiges Element zuführen. Hier gilt es, für die ethnologiſche Erkenntniß zu retten, was noch zu retten iſt: denn der Untergang der gering geſchätzten Naturvölker oder doch wenigſtens ihrer einheimiſchen Kultur bedeutet, wie der Altmeiſter ethnologiſcher Forſchung, Adolf Baſtian, mit flammender Begeiſterung immer aufs neue verkündet, den Verluſt unerſetzlicher Urkunden für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

Bis vor kurzem ist in Europa die Meinung verbreitet gewesen, daß die ostafrikanischen Eingeborenen keine eigene Litteratur besäßen; die Berichte der Reisenden, welche aus Ostafrika in die Heimath zurückkehrten, wußten von einer solchen wenigstens nichts zu sagen. Zwar hatten die englischen Missionen, namentlich der Bischof E. Steere, dann W. E. Taylor, Sammlungen von einheimischen Fabeln und Erzählungen, von Suaheli-Sprichwörtern und -Versen veröffentlicht.[8] Alle diese Bücher waren aber nach dem Diktat der Eingeborenen mit lateinischen Buchstaben niedergeschrieben worden und erweckten den Anschein, als ob diese Litteratur doch eigentlich erst durch europäische Beeinflussung hervorgerufen wäre, und als ob die Eingeborenen selbst noch keine geschriebene Litteratur gehabt hätten. In allerjüngster Zeit lernte man nun aber Schriftstücke der Suaheli kennen, welche mit arabischen Buchstaben geschrieben waren und welche zugleich erkennen ließen, daß die Kunst des Schreibens bei den Suaheli jedenfalls schon seit langem geübt wird. Es waren Märchen, Geschichten und Lieder verschiedener Art, welche die Eingeborenen hier vermöge ihrer Kenntniß der arabischen Schrift, wie sie sie in den Schulen der mohamedanischen Lehrer erwarben, hatten niederschreiben können. Während aber das lateinisch geschriebene Suaheli Jeder, der nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, nach Büttners Urtheil in kurzer Zeit so lernen kann, daß ihn jeder Eingeborene versteht, war das Lesen dieses arabisch geschriebenen Suaheli mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Die Art, wie die Suaheli die arabischen Buchstaben zur Schreibung ihrer Sprache verwandten, das war zunächst ein Geheimniß, und es bedurfte des größten Aufwandes von Mühe und Scharfsinn, um in dieses Geheimniß einzudringen.

Auf eine Schilderung der Einzelheiten, welche dahin geführt haben, das arabisch geschriebene Suaheli zu entziffern — man darf mit Recht von einer Entzifferung sprechen —, soll hier

nicht eingegangen werden; hingegen müssen wir etwas ausführlicher des Mannes gedenken, durch dessen hingebenden Fleiß und durch dessen Liebe zu den afrikanischen Eingeborenen das werthvolle Ergebniß dieser Entzifferung geglückt ist.

Karl Gotthilf Büttner, der leider früh verstorbene, rühmlichst bekannte Afrika-Missionar und Lehrer des Suaheli am Königlichen Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, hat uns zuerst mit der nationalen Litteratur der Suaheli bekannt gemacht und uns damit außerordentlich lehrreiche Bilder von den Lebensgewohnheiten dieser Stämme und ungeahnte Einblicke in ihre Denkweise und in ihr Seelenleben gewährt, wie sie für die in unserem ostafrikanischen Schutzgebiete lebenden Deutschen nicht hoch genug veranschlagt werden können. Denn um ein auf tieferer Kulturstufe stehendes Volk zu regieren, muß man zunächst lernen, es in seinem Charakter zu verstehen; „ein verständnißvolles Eingehen auf Sitte, Recht und Religion der Eingeborenen ist hier mindestens ebenso wichtig, als das Corpus juris und eine gewisse Schneidigkeit".

Büttner war 1848 in Ostpreußen geboren, er studirte in Königsberg und ging dann im Dienste der rheinischen Mission nach Südwestafrika. Seine kurze, aber segensreiche wissenschaftliche Thätigkeit begann im Jahre 1887, als er zum Lehrer des Suaheli an dem neu begründeten Seminar für orientalische Sprachen ernannt wurde. Er war ein unermüdlicher Arbeiter; seine größten Verdienste erwarb er sich auf dem Gebiete der afrikanischen Linguistik als Begründer und Herausgeber der „Zeitschrift für afrikanische Sprachen". Am 14. Dezember 1893 erlag er im Alter von 45 Jahren den Folgen der Influenza, nachdem er kurz vorher noch die Freude gehabt hatte, seine „Anthologie aus der Suaheli-Litteratur" erscheinen zu sehen.[4]

Diese „Anthologie" bietet uns zunächst drei größere Gedichte der Suaheli-Litteratur. Das erste: „Das Lied von

der Barmherzigkeit“ war seiner Zeit durch den Missionar Krapf, den Entdecker der Kenia, nach Europa gebracht worden und hatte seither in den Sammlungen der Deutschen morgenländischen Gesellschaft unbearbeitet geruht. Die beiden anderen: „Von der Himmelfahrt Muhammeds“ und „Vom Tode Muhammeds“ hatte der britische Konsul in Mozambique, Herr Daniel J. Rankin, an Büttner übersandt.

Was die äußere Form des Liedes von der Barmherzigkeit, dessen Inhalt hier skizzirt werden soll, angeht, so verläuft das Ganze in etwa 300 vierzeiligen Strophen; die drei ersten Zeilen einer jeden Strophe reimen untereinander, die vierte Zeile hat in dem ganzen Gedichte den gleichen Reim. Es würde die Meisterschaft eines Rückert erfordern, um dieses Lied ins Deutsche umzudichten; ein Rückert ist aber für die Suaheli-Litteratur noch nicht erstanden, und wir müssen uns daher mit der einfachen, jedoch möglichst sinngetreuen Büttnerschen Uebertragung in den anzuführenden Stellen begnügen.

Dem eigentlichen Text geht eine längere Einleitung voran, der Dichter citirt den Schreiber, befiehlt ihm, schönes Papier und eine gute Feder zu nehmen, die Buchstaben deutlich zu malen, sie schön auseinanderzuhalten und die Vokalzeichen richtig hinzusetzen, denn:

> wenn die Schrift ordentlich ist, dann blüht auch das Gedicht auf, und die es anschauen, die sehen es gerne.

Es folgt eine Lobpreisung Gottes, Muhammeds, seiner Freunde und Genossen, und dann hebt die eigentliche Erzählung an von dem Streite der Engel Michael und Gabriel, ob Barmherzigkeit und Erbarmen noch in der Welt seien, oder ob wir jenen letzten Zeiten der Sünde uns schon so weit genähert haben, daß beide bereits von der Erde verschwunden seien. Um den Streit zur Entscheidung zu bringen, steigen die Engel in Menschengestalt zu einer Stadt hernieder; Michael begiebt sich

als Arzt auf den Markt, Gabriel geht in eine Moschee, wo er den Schwerkranken spielt. Die versammelten Andächtigen fragen nach seinem Begehr, als sie ihn in Betrübniß sehen, sie bieten ihm Silber und Gold, er aber antwortet, daß er nichts als Heilung von seinen Leiden wünsche. Es wird ihm erwidert: „Bei uns giebt es keinen anderen Arzt, als nur Gott, den Allerhöchsten.“ Der Kranke aber sagt, eben sei ein fremder Arzt zur Stadt auf den Markt gekommen; sogleich eilen Alle mit ihm dorthin und bitten um Hülfe für den Kranken. Sie wollen das Heilmittel, wenn es in der Stadt zu haben wäre, beschaffen und den Arzt reichlich belohnen. Darauf erklärt der Arzt:

> Suchet eine Mutter, welche sieben Kinder an Zahl hatte, hoffnungsvolle Jünglinge, welche aber nicht lange da waren. Hernach sind sie ihr gestorben, sechs sind dahingegangen, einer ist übrig gelassen, um in dieser Welt zu bleiben.
>
> Wenn nun dieses Kind hier ist und ich es hier, wo ich bin, opfere und sein Blut dem Kranken einreibe, so wird er vielleicht gesund werden.

Sofort fangen die Leute in der Stadt nach einem solchen Kinde zu suchen an, sie finden es aber nur bei einem einzigen Manne, einem reichen, vornehmen und frommen Kaufmanne. Diesem stellen sie den Kranken vor und bitten um Erbarmen für ihn. Der Kaufmann ist mit Freude erfüllt, sein Herz dem Mitleid öffnen zu können; siebzig Myriaden Thaler hat er im Hause liegen, diese und noch mehr, Kleider, Sklaven und Kleinodien aller Art will er hingeben, wenn er dem Fremden helfen kann. Aber die Städter sagen ihm: „Nach Gold steht nicht sein Verlangen, er will nur geheilt werden, und dazu bedarf er des Blutes deines Kindes.“ Auch dies hinzugeben ist der Reiche bereit:

> Und wenn ich tausend Söhne hätte, und ihr zu mir sagtet: Gieb sie, so würde ich sie alle hingeben. Bis zum letzten würde ich sie hingeben, daß sie sein Lösegeld

würden, vor dem Angesichte Gottes und des Propheten Mohammed.

Solcher Tod bedeutet Leben, und der Knecht Gottes fürchtet ihn nicht; Gottes Befehl ist Leben, so daß der Geist nicht zu Grunde gehen kann.

Der Todesengel vermag nicht die Seele eines solchen wegzunehmen, ohne daß der erhabene Gott ihm befohlen hat, sie zu holen.

Wenn die bestimmte Zeit für den Knecht des alleinigen Gottes zu Ende ist, dann muß ohne Zweifel seine Seele sich von den Gliedern trennen.

So willigt der Vater ein; „gehet nun aber," sagt er, „die Mutter fragen, die ihn geboren hat." Auch sie willigt ein, wenn nämlich der Sohn selbst einverstanden wäre. Und auch der Jüngling giebt nun seine Zustimmung. „Ich habe," sagt er, „mit meinem ganzen Herzen geantwortet; ich verlasse mich auf Gott. Dieses hier kommt nicht von dem Fremden, auch sicherlich nicht von mir, es ist der Beschluß des Gütigen, den er über mich aufgeschrieben hat. Was der Gütige wünscht, das muß vollführt werden, auch wenn das Geschöpf, das Menschenkind damit nicht einverstanden ist." Jetzt wird das Schlachtopfer dem Arzte vorgeführt; Vater und Sohn schreiten dem Zuge voran. Der Arzt stellt eine neue Bedingung: der Vater selbst soll sein Kind opfern. Auch das wird zugestanden. Es folgt eine erschütternde Scene: der Abschied des Sohnes von den Eltern und Gefährten. Alles weint und schluchzt:

„Es weinte der Reiche, und seine Thränen flossen wie das Wasser der See, und Alle weinten, und das war ein Weinen, daß das Herz erbebte; so sehr waren sie voll Schmerzen."

Endlich ergreift der Vater das Messer und schlachtet den Sohn mit eigener Hand, „indem er auf seinen Herrn vertrauete

und ein gutes Werk ausrichten wollte". Da verschwinden die Engel, die Leute rufen: „Dies ist ein Wunderzeichen, ein Wunder von dem Herrn des Seins", und sie preisen Gottes Allmacht. Unter Weinen und Klagen geht man daran, den geopferten Knaben zu bestatten. Die Engel sind indes im Himmel angekommen, und Gabriel fragt den Bruder: „Hast du die Barmherzigkeit gesehen und das Erbarmen der Leute?" Da sagte der Engel: „Ja, ich habe es gesehen, es ist noch Barmherzigkeit bei den Menschenkindern." Beide beschließen, den Allmächtigen zu bitten, daß er den Knaben wiedererwecke, „damit die Herzen Derer, die das Gute geliebt haben, sich wieder beruhigen". Dann steigen sie wieder, in anderer Gestalt, zur Stadt herunter. Im Hause jenes Kaufmannes begehren sie Gastfreundschaft. Sie werden bewirthet, der Reiche aber weigert sich, am Mahle theilzunehmen, da ihm der Sohn gestorben und noch nicht zur Erde gebracht sei. Die Engel fragen nach dem Namen des Kindes, und dann betet Gabriel zu Gott, er möge den Knaben wieder lebendig machen, und siehe, nicht nur dieser Todte fängt sich wieder zu regen an, sondern es werden nun auch die sechs anderen Kinder wieder lebendig gemacht. „Als sie Alle zusammen waren, alle ihre sieben Knaben, da flogen Gabriel und Michael wieder fort." — Das Gedicht schließt dann mit einer Warnung vor den Sünden der Unbarmherzigkeit.

Die Fabel dieses Epos ist, wie bei den beiden anderen, oben erwähnten Gedichten, welche ebenfalls eine ganze Reihe höchst dramatischer Schilderungen enthalten, offenbar der arabischen Tradition entnommen; alle drei sind durchaus aus den muhammedanischen Glaubensvorstellungen von den letzten Dingen entsprossen, wie dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach von den Maskatarabern nach Ostafrika gebracht worden sind. Die arabische Tradition ist eben für diese Ostafrikaner die eigentlich klassische, „ähnlich wie unsere deutschen Dichter so oft, seit alten

Zeiten, antike und romanische Sagenstoffe behandelt haben". Wie viel im einzelnen in diesen Epen auf die Originale zurückzuführen ist, das läßt sich nicht entscheiden, da wir die arabischen Urschriften nicht kennen. Die charakteristische Form aber bedingt schon allein die Annahme, daß die alten Stoffe in der weitgehendsten Weise dem Volksgeiste der Suaheli assimilirt sind, und das geht unzweifelhaft aus den Gedichten hervor, „daß der Geist der Eingeborenen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes durchaus nicht bloß im Rohen und Sinnlichen befangen ist, daß ihm vielmehr die Zugänglichkeit für die ernsteren und ernstesten Fragen des Lebens nicht abgesprochen werden kann". Niemand wird freilich so thöricht sein, zu glauben, daß nun bei den Suaheli die Einzelpraxis niemals hinter den von den Dichtern aufgestellten sittlichen Forderungen zurückbleibe, daß sie überall und zu jeder Zeit sich von höchstem Gottvertrauen und äußerster Scheu vor Sünde und Unrecht im Geiste jener Dichtungen erfüllt zeigen werden. Wir sind ja wohl auch nicht Alle trotz Goethe, Shakespeare und Schiller Faust- und Hamlet- oder Posanaturen. Soviel aber ist sicher: wenn jene arabischen Stoffe dort heimisch werden konnten, dann müssen wir entgegen der Meinung Derjenigen, welche dem Ostafrikaner das folgerichtige Denken und das sittliche Gefühl völlig absprechen zu dürfen glauben, vielmehr das Urtheil Büttners als zutreffend anerkennen, daß unter dem scheinbaren Leichtsinn und der Lebenslust, unter der Habgier und dem Egoismus, der uns bei den Eingeborenen nur zu oft abstoßend entgegentritt und der sie uns so oft als für alles Höhere abgestumpft erscheinen läßt, doch zuletzt nicht selten in der Tiefe ein auf die ernstesten Dinge gerichteter Sinn steckt, und daß die kulturelle Arbeit hier nicht erfolglos bleiben wird, wenn sie nur auf den Ton gestimmt ist, für den im innersten Herzen der Suaheli Resonanz vorhanden ist.

Neben den großen Gedichten, von denen das eine soeben eingehender betrachtet worden ist, bietet die Büttnersche Anthologie nun weiter eine Menge kleinerer poetischer Erzeugnisse, Gedichte lehr- und scherzhaften Inhaltes, Spottverse, für welche die Suaheli eine besondere Neigung zu haben scheinen, und Kinderreime. Auch hier begegnen wir beachtenswerthen Einzelheiten zur Volkskunde; die Bedeutung des Materials in dieser Richtung möge nur an einem Beispiele erläutert werden.

Wenn der Europäer an den Fingern zählt, dann beginnt er beim Daumen der linken Hand; der Goldfinger wird daher allgemein der vierte, der kleine Finger der fünfte genannt. Zählt der Europäer mehr als fünf, so geht er zum kleinen Finger der rechten Hand über und fährt dann fort bis zum Daumen. Anders bei den Naturvölkern. Nach von den Steinen[5] beginnen die central-brasilianischen Stämme, mit Ausnahme der Bakaïri, beim Zählen mit dem Daumen der rechten Hand, zählen weiter bis fünf und gehen dann zum Daumen der linken Hand über; die Bakaïri beginnen mit dem Kleinfinger der linken Hand und fahren bei sechs am Kleinfinger der rechten Hand fort. Der Afrikaner beginnt ebenfalls mit dem kleinen Finger der linken Hand, geht bei sechs aber zum Daumen der rechten Hand über. So heißt in der Zulusprache itat-isitupa sechs, von isitupa der Daumen, sieben ist der Zeigefinger der rechten Hand u. s. w. Das prägt sich nun auch im europäischen und im afrikanischen Kinderreime aus. Bei uns zählen die Kleinen: „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen" u. s. w. bis zum kleinen Finger. Die kleinen Suaheli singen: „Der erste (nämlich der kleine Finger) sagt: Laßt uns hingehen. Der zweite: Wohin denn? Der dritte: Wir wollen stehlen. Der vierte: Aber, wenn wir belauscht werden. Der Daumen (der ja abseits von den übrigen Fingern steht) sagt: Ich bin nicht dabei gewesen."

Nicht minder reichhaltig, wie die Poesie der Suaheli, ist ihre Prosa: Märchen, Sagen und Geschichten mannigfaltigsten Inhaltes werden von Büttner mitgetheilt. Auch hier ist der tiefgreifende Einfluß des Islam auf die Denkweise der Ostafrikaner zu erkennen; wir finden Märchen, wie sie auch zu uns aus Arabien gekommen sind, Geschichten von Menschen und Thieren, deren Quellen in Arabien oder Indien zu suchen sind. Unter den Thiersagen sind so die Geschichten vom Affen und Haifisch und von der Eselin und dem Löwen, indischen Ursprunges, wir begegnen ihnen fast unverändert im Pantschatantra,* jener alten indischen Fabelsammlung. Anderes aber ist echt afrikanischen Ursprunges, darunter eine Thierfabel, welche besondere Beachtung verdient. Die beiden Thiere, um die es sich handelt, sind Fuchs und Wiesel. Es stand einmal das Wiesel auf, so beginnt die Erzählung, und sagte zum Fuchs: Ich habe keine Frau und kein Kind, und du hast ebenso weder Frau noch Kind; es ist besser, wir ziehen zusammen, ich und du, und was wir bekommen, das wollen wir verzehren. Der Fuchs sagte: Bon, dein Rath ist gut. Und so zogen sie zusammen. — Im Verlaufe der Geschichte fangen sie beide ein Perlhuhn, der Fuchs beauftragt das Wiesel, es zu braten, während er selbst ein wenig ruhen will. Das Wiesel brät das Perlhuhn, verspeist es aber samt den Eiern allein und behauptet hernach, es hätte auch geschlafen, und indes wäre alles verbrannt. Da macht sich der Fuchs, unwillig über die Untreue des Wiesels, auf und versteckt sich in der Nähe; das satte Wiesel schläft ein, der Fuchs überfällt es, deckt ihm den Kopf mit Bananenblättern zu und prügelt es weidlich. Als sie sich später wieder treffen, erzählt das Wiesel sein Mißgeschick, wie ein Unbekannter ihm mitgespielt habe, worüber der Fuchs natürlich sehr betrübt thut. Und eines Tages ist nun bei Wiesels großes Tanzvergnügen, wozu auch der Fuchs eingeladen wird. Und bei diesem Tanze

flötet das Wiesel eine Melodie, in welcher es seine Heldenthat mit dem Perlhuhn ausspricht, worauf der Fuchs die große Trommel ergreift, um mit ihr zu verkünden: „Ich habe das Wiesel genommen und in Bananenblätter eingebunden und habe es geklopft, bum, bum, bum.“ Eine angemessene Prügelei schließt die Scene; der Fuchs nimmt die Ohren des Wiesels mit, und die Ohren des Fuchses nimmt das Wiesel, und darum hat der Fuchs so lange Ohren, denn zuerst hatte das Wiesel die langen Ohren, und der Fuchs hatte kurze.

Das Flöten und Trommeln des Triumphliedes macht diese Thierfabel besonders merkwürdig. Aus Westafrika, aus Kamerun verdanken wir Lieutenant Morgen[7] Mitteilungen über die als Verständigungsmittel dienende Holztrommel, welche er passend als afrikanischen Telegraphen bezeichnet. Ein ausgehöhlter Baumstamm mit einer länglichen, schmalen Oeffnung an der oberen Seite wird mittelst zweier Holzstöcke geschlagen; durch die verschiedene Dicke der Wandungen an der Oeffnung können verschiedene Töne und durch die Art des Schlagens der betreffenden Landessprache ähnelnde Laute erzeugt werden. Die Fähigkeit, sich in der Sprache seines Landes auf der Trommel auszudrücken und dieselbe auch zu verstehen, besitzt jeder auch nur halbwüchsige Mensch, die Töne sind weithin vernehmbar und so können die Stämme sich auf große Entfernungen hin miteinander verständigen. Die Suaheli-Fabel beweist nun, daß die Trommelsprache nicht nur in Westafrika bekannt ist, sondern wahrscheinlich durch ganz Innerafrika bis zur Ostküste hindurchgeht. In Südamerika vermitteln übrigens die Jivaros, ein peruanischer Indianerstamm, in ähnlicher Weise durch ihre sog. Tunduli Nachrichten von Haus zu Haus und von Berg zu Berg über die weitesten Strecken.

Bisher hat es genügt, den Inhalt einzelner Stücke der Suaheli-Litteratur zu skizziren. Gerade aus der Reihe der kleineren

Prosaerzählungen erscheinen aber auch einige durch Stoff und Behandlung der wörtlichen Wiedergabe werth und hier für eine solche besonders geeignet, weil sie eines erläuternden Kommentares nicht bedürfen. Zunächst die Geschichte von Alibeg Kaschkaschi:

Es war einmal ein Mann, so lautet die Erzählung, der war ein wenig verrückt, und er pflegte in der Stadt herumzuspazieren. Und die Kinder in der Stadt gingen hinter ihm her und spotteten über ihn und schrieen: Alibeg Kaschkaschi, Alibeg Kaschkaschi; immer in derselben Weise, wenn er ging und wenn er kam, liefen ihm die Kinder alle Tage nach.

Und an einem Tage von den Tagen wurde es dem Alibeg zu viel, daß ihm die Kinder nachliefen und schrieen, und er bückte sich und nahm einen großen Stein in seine Hand, und er warf den Stein in den Haufen der Kinder hinein. Und der Stein traf ein Kind an den Kopf und schlug ihm ein großes Loch hinein, und das Kind schrie sehr, und da kam sein Vater und sah, daß sein Kind schwer verletzt war. Und er fragte: Wer hat dich so geschlagen? Und der Junge sagte: Alibeg Kaschkaschi hat mich so geschlagen. Als der Vater die Worte seines Kindes hörte, wurde er darüber sehr böse und faßte den Alibeg und schleppte ihn vor den Richter und sagte dem Richter: Dieser Alibeg hat meinem Sohne mit einem Steine ein großes Loch in den Kopf geschlagen, und ich habe ihn vor das Gericht gebracht, und du wirst schon mit ihm fertig werden.

Und der Richter fragte den Alibeg: Warum hast du den Jungen ohne Grund so geschlagen? Und Alibeg antwortete und sagte zu dem Richter: Nämlich, o Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Und der Richter sagte: Gott segne ihn und Friede über ihm. Da sagte Alibeg zum zweiten Male: O Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Der Richter sagte: Der Segen Gottes sei mit ihm und sein Friede. Da

ſagte Jener zum dritten Male: O Richter, der Segen Gottes über dem Propheten. Und der Richter antwortete: Tauſendfacher Segen ſei über ihm. Da ſagte er zum vierten Male: O Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Und der Richter wurde des Geſchreies von Alibeg ſatt, wie Alibeg zu ihm ſagte: Gottes Segen über dem Propheten. Er war der Sache überdrüſſig und ſagte: Ich habe dein Geſchrei ſatt. Da antwortete Alibeg und ſagte: O Richter, du haſt es ſatt, dem Propheten Segen zu wünſchen, wie ſoll ich es dann nicht ſatt werden, wenn mir alle Tage nachgeſchrieen wird, ſobald ich auf der Straße gehe; du biſt ſchon von dem einen Male bös geworden, und ich muß es alle Tage leiden.

Da erkannte der Richter, daß Alibeg keine Schuld hatte, und ſagte zu ihm: Ich danke ſchön, gehe nur nach Hauſe, Alibeg. Und der Vater mußte ſeinen Jungen heilen laſſen. — So die Geſchichte von Alibeg Kaſchkaſchi.

Abunawas iſt bei den Suaheli eine Figur, die man mit unſerem Tyll Eulenſpiegel vergleichen kann. Seine Streiche ſtehen an Luſtigkeit, Schlauheit und Keckheit denen des deutſchen Tyll nicht nach; die luſtigſte unter den Erzählungen, welche an ſeinen Namen ſich knüpfen, iſt wohl diejenige vom Keſſel, der ein Junges bekommen hat. Eines Tages iſt ſein Eſel ſehr durſtig und er hat kein Gefäß, ihn zu tränken. Da geht er zu ſeinem Nachbar und ſagt: Leihe mir doch einen Keſſel, daß ich meinem Eſel Waſſer hineingieße. Und er gab ihm den Keſſel, und Abunawas ging ſeine Wege. Und er behielt ihn drei Tage. Und am vierten Tage legte er in den Keſſel ein kleines Keſſelchen und brachte ihn zurück und ſagte: Hier iſt euer Keſſel. Und ſie nahmen den Keſſel und ſahen das kleine Keſſelchen darin. Und ſie ſagten: Das kleine Keſſelchen iſt nicht unſer. Und Abunawas antwortete ihnen und ſagte: Ich bin kein Dieb, ich kann nicht andereer Leute Eigenthum behalten. Euer Keſſel hat

bei mir ein Junges bekommen, und das ist sein Kind. Und die Eigenthümer des Kessels freueten sich sehr und sagten: Das Haus des Abunawas ist sehr gesegnet. Und Abunawas ging nach Hause. Und nach drei Tagen ging er hin und lieh ihn noch einmal, und sie gaben ihn ihm. Und Abunawas gab ihn nicht zurück, er behielt ihn einen ganzen Monat. Und die Eigenthümer des Kessels gingen und wollten ihren Kessel haben. Abunawas antwortete ihnen: Der Kessel ist gestorben. Und da sagten sie: Kupfer stirbt doch nicht. Abunawas antwortete ihnen: Hat er denn nicht geboren? Und sie sagten: Ja. Abunawas sagte: Jedes Ding, das gebiert, dessen Schicksal ist es auch, zu sterben. Und sie verklagten ihn, und man fragte die Gelehrten, und diese sagten: Jedes Ding, das gebiert, stirbt auch. So war der Kessel verloren und Abunawas behielt ihn.

Diese Erzählung ist nicht bei den Suaheli entstanden, sie findet sich schon unter den Schelmenstreichen des türkischen Tyll Eulenspiegel Nassreddin Chodja,[8] und sie scheint durch wandernde Rezitatoren an die afrikanische Ostküste gekommen zu sein. Nur in einem Punkte unterscheidet sich die osmanische Fassung. Der Nachbar, welchen Nassreddin betrügt, wird als Geizhals bezeichnet; es liegt darin der Ausdruck eines feineren moralischen Gefühles, denn gegen einen Geizhals erscheint der Streich weniger bedenklich, als gegen einen Nachbar, dem man nichts Schlechtes nachsagen kann.

Bei der Betrachtung des Liedes von der Barmherzigkeit haben wir gesehen, wie der Vater seine Einwilligung zum Opfern des Kindes nur unter der Voraussetzung giebt, daß auch die Mutter zustimmen werde. Unter den so verschiedenartigen Völkern des dunklen Erdtheiles ist das Los der Frau im allgemeinen sonst kein glückliches; sie ist hier meist eine Ware, die man von den Eltern um diesen oder jenen Preis ersteht, sie bildet meist den ausschließlich arbeitenden Theil der Bevölkerung,

während der Mann in den Krieg zieht, bei Jagd und Fiſchfang und nicht zum wenigſten in Rathsverſammlungen ſich die Zeit vertreibt, im übrigen aber faulenzt und ſich von ſeiner weiblichen Umgebung bedienen läßt. Um ſo beachtenswerther iſt es, daß bei den Suaheli der Hausherr nach jener Stelle des Liedes von der Barmherzigkeit und nach manchen anderen ihrer Litteratur durchaus nicht mehr die Rolle des Deſpoten ſpielt, deſſen Stimme allein im Hauſe Geltung hat, daß die Einwilligung der Frau vielmehr bei wichtigeren Dingen ebenfalls eingeholt werden muß, ihr alſo eine gewiſſe Gleichberechtigung zugeſtanden wird. Dieſe Stämme ſind über die niedrigſte kulturelle Phaſe in ihrer Entwickelung bereits hinausgeſchritten; denn gerade das Verhältniß der Frau zum Manne im Hauſe und in der Geſellſchaft, die Werthſchätzung der Frau iſt ein vor allem hervortretendes Merkmal in Bezug auf die Kulturſtufe eines jeden Volkes. Dazu tritt ein zweites: auch der in Afrika meiſt fehlende Begriff der gegenſeitigen Neigung iſt den Suaheli nicht fremd. Das lehrt uns die von Büttner mitgetheilte Erzählung „Vom Werthe der Frauen“, welche freilich — doch in augenfällig humoriſtiſcher Färbung — in den Nachweis ausklingt, „daß die Frauen nicht gute Menſchen ſind“. Das ziemlich umfangreiche Stück mag bei Büttner ſelbſt nachgeleſen werden, hingegen ſoll hier als ein Beiſpiel, wie Naturerſcheinungen bei den Suaheli erklärt werden, ihre Auffaſſung der Urſache von Ebbe und Fluth noch im Wortlaut mitgetheilt werden.

„Im Meere“ — ſo ſagen ſie — „fluthet das Waſſer, und dann ebbt es wieder. Nun verſtehe, daß die gelehrten Leute geſagt haben, daß unter dem Meere wieder eine Erde iſt. Und wiederum ſagen die gelehrten Leute, daß Gott das Meer geſchaffen hat und unter dem Meere wiederum Luft, und unter der Luft iſt die Kraft des erhabenen Gottes. Und das Erſte

von der Erde ist ein Fisch mit Namen Chewa, und auf dem Rücken des Chewa ist ein sehr großer Stein. Der Chewa ist im Meere und der Stein liegt auf dem Chewa. Und auf dem Steine steht ein sehr großes Rind. Die Gelehrten sagen, daß dieses Rind siebenzigtausend Hörner und vierzigtausend Beine hat. Seine Füße stehen auf dem genannten Stein, und auf seinen Hörnern liegt die Erde, denn die Erde ist auf seine Hörner befestigt. Und seine Nase ist in der See, und alle Tage holt es einmal Athem, und die Leute sagen, wenn in der See Fluth ist, dann athmet jenes Rind ein, und wenn Ebbe ist, dann athmet das Rind aus. Und Gott weiß es am allerbesten."

Bei aller Naivität des Erklärungsversuches finden wir die ganz richtige Vorstellung, daß mit der Ausdehnung des Körpers beim Einathmen das Wasser, in welchem das Rind steht, steigen muß, und umgekehrt.

Außer den Liedern und Geschichten enthält das Büttnersche Buch nun noch anderweitigen ethnographischen Lehrstoff, auf welchen in einem letzten Abschnitte hingewiesen werden soll.

Am Königlichen Seminar für orientalische Sprachen in Berlin sind neben den europäischen Lehrern mehrere Ostafrikaner thätig, welche unter der Leitung jener im Kisuaheli unterrichten. Zwei dieser afrikanischen Lektoren hat Büttner veranlaßt, allerlei Schilderungen afrikanischer Sitten und Gebräuche aufzuzeichnen, welche uns tiefe Einblicke in das innere Leben der Suaheli gestatten; der eine von ihnen, Amur bin Nasur il Omeiri, hat außerdem eine Schilderung von Berlin und demjenigen, was er in dieser Stadt erlebt und gesehen hat, niedergeschrieben. Diese Skizzen aus dem Berliner Leben sind höchst originell, und es hat einen eigenen Reiz, zu sehen, wie ein Msuaheli unsere Zustände auffaßt. So setzt es ihn höchlichst in Verwunderung, daß von den Richtern keiner Bestechung annimmt

von irgend Jemand, der sein Recht verlangt. „Wenn einer gegen ihn klagt, so wird auch er Strafe bekommen. Du verklagst ihn bei dem Herrscher, und er wird zur Ruhe gebracht, und du bekommst dein Recht. Und dem Herrscher ist es nicht gestattet, Jemand zu tödten oder Jemand ins Gefängniß zu setzen. Auch der Herrscher wartet auf sein Gehalt und bekommt es ausgezahlt. Und dieses Gehalt bezahlen die Leute in der Stadt; jeder Mann, der Einkommen hat, zahlt ein wenig Geld alle drei Monate, und das heißt Steuer."

Man wird hier an das etwas triviale Wort erinnert: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!" Herr Amur sieht die Dinge viel richtiger an, als wir es zu thun pflegen; er hält unsere Steuern für eine Bagatelle, und das sind sie ja auch.

Wir greifen nun aus den Berliner Memoiren Amurs drei Abschnitte heraus, in denen er uns berichtet, wie er in Begleitung eines Berliner Freundes einen Rundgang durch eine Anzahl hauptstädtischer Bierstuben macht, wie er den König von Italien als Gast unseres Kaisers und endlich, wie er den Fürsten Bismarck bei einer Durchreise durch Berlin sieht.

„Und an einem Tage," so erzählt er, „kam mein Freund Belten und sagte zu mir: Bitte, Amur, heute wollen wir in ein Bierhaus gehen, und ich sagte: O ja, aber wo ist es? Und er sagte zu mir: Es ist nahe, es ist nicht weit. Und wir standen auf und gingen in das Bierhaus, und ich sah viele kleine Spiegel an der ganzen Wand und sah auch Lichter jeder Art und sagte zu meinem Freunde: Wem gehört doch das Haus? Und er sagte zu mir: Das ist eben das Bierhaus. Und ich sah auch Stühle, wie ich sie noch nicht gesehen hatte, und wir setzten uns hin. Und danach sahen wir Leute mit Geigen und Trompeten und Trommeln, und ich fragte: Wo gehen diese Leute hin? Und er sagte zu mir: Die Leute werden mit diesen Trommeln und Trompeten für uns spielen, die wir

hier das Bier trinken. Und ich dachte in meinem Herzen, wenn die Bierſtube ſo ausſieht, wie iſt denn das Zimmer, wo der Eigenthümer davon wohnt, und ich ſagte zu meinem Freunde: Ein Haus, wie dieſes, habe ich ſeit meiner Geburt nicht geſehen; wenn ich ſagen würde, dieſer Saal iſt wie der des Sultans von Sanſibar, nein, dieſer iſt beſſer. Und ich ſagte: Gelobt ſei Gott, der Herr der Welten. Und ich ſagte zu meinem Freunde: Wenn ich nach Sanſibar komme und dies erzähle, dann werden ſie mir nicht glauben und werden ſagen: Du liebſt die Deutſchen, darum ſprichſt du ſo. Und danach ſtanden wir auf und gingen in ein anderes Haus und fanden es noch großartiger, als jenes. Und danach gingen wir von einem Haus ins andere, bis wir in ſieben geweſen waren, und eines war immer großartiger, als das andere. Und er ſagte zu mir: Häuſer, wie dieſe, ſind dreitauſend in Berlin, und wenn ich es weniger machte, ſo iſt es erlogen, und jedes Haus iſt immer großartiger, als das andere. Und ich ſagte: Gott iſt der Allergrößeſte. Und danach ſtanden wir auf und gingen nach Hauſe."

An einem anderen Tage hört Amur, daß der König von Italien zum Beſuche unſeres Kaiſers in Berlin eintreffen werde. Er geht auf die Straße, wo die beiden Herrſcher vorbeikommen ſollen, und „mit einem Mal," ſo berichtet er, „ſah ich Leute kommen und ſich in Reihen aufſtellen, und dieſe ſind die Stadtſoldaten und ſie heißen Polizei, und Jeder iſt ſtark wie ein Löwe, und Einige waren zu Pferde und Andere gingen zu Fuß. Und Jeder, der nicht an dieſem Tage dabei geweſen iſt, der hat nichts vom Leben, und wer nicht nach Berlin gekommen iſt oder nicht nach Berlin geht, dem iſt nichts zu theil geworden; er iſt, wie wenn er noch nicht geboren wäre, noch hat er einen Namen in der Welt. Und da kamen die beider Herrſcher, der Kaiſer und der König von Italien, in dem Wagen,

und ich ſah ſie und grüßte, und ich ſah auch ſeine Frau und die Frau des Kaiſers, welche in einem Wagen waren. Und alle Leute ſtanden auf und grüßten und warfen ihnen Blumen zu, und ſie erwiderten den Gruß und nahmen die Blumen in Empfang, und zuletzt ſtanden wir auf und gingen nach Hauſe — und dort dachte ich über das Königthum nach, und ich ſagte in meiner Seele: Das Königthum muß ſo ſein, und wer anders ſagt, der lügt."

Und eines Tages wieder hört Amur: Heute kommt Bismarck nach Berlin, aber er wird nur durchfahren, er bleibt nicht lange. Da macht er ſich auf und geht nach dem Bahnhof. „Mit einem Male" — wir laſſen ihn ſelber ſprechen — „ſah ich, wie Leute kamen, und auch Soldaten kamen und ſich in Reihen aufſtellten. Und dann ſah ich, wie der Wagen kam, und darin war Bismarck, und es kamen die Menſchen und grüßten ihn, und er ſteckte den Kopf aus dem Wagen heraus und erwiderte den Gruß. Und ich drängte mich vor, bis ich ganz nahe an ihn kam, und ich grüßte ihn, und er dankte mir und nahm eine Blume mit ſeiner Hand und gab ſie mir und ſagte zu mir: Da nimm, Schwarzer. Und ich ſagte: Danke ſchön. Und ich beſah ihn ſehr und ſeinen Sohn, deſſen Frau und ſeine ganze Familie, und er iſt ganz weiß, ſelbſt die Augenbrauen. Und ich freute mich ſehr, daß ich den Bismarck ſah. Und zuletzt ging ich meiner Wege und kam nach Hauſe, und dort war ich immer noch voll Freude und roch an jener Blume, die er mir gegeben hatte, und ich behielt ſie viele Tage — bis ich ſie ſchließlich wegwarf."

Die von Büttner angelegte Sammlung der Suaheli-Litteratur, welche die Grundlage für unſere Betrachtungen geboten hat, iſt keinesfalls als erſchöpfend anzuſehen. Es gilt vielmehr, auf dieſem Gebiete emſig weiter zu ſchaffen, in der Erkenntniß, daß es der Mühe wohl werth iſt, die volkspoetiſchen Erzeugniſſe

der primitiven Stämme zu beachten und für die wiſſenſchaftliche Behandlung bereit zu ſtellen. Das deutſche Reich iſt zuletzt in die Geſchichte der Kolonien eingetreten, und unſere Litteratur hat daher erſt wenige Arbeiten aufzuweiſen, welche ſich der Büttnerſchen an die Seite ſtellen laſſen.[9] Um ſo mehr darf erwartet werden, daß unſere ſprach- und ſachkundigen Reiſenden künftighin mit gleicher Hingabe und mit gleichem Verſtändniß, wie Büttner, dem Innen- und Geiſtesleben unſerer Schutzvölker ihre Aufmerkſamkeit zuwenden werden.

Anmerkungen.

[1] „Die Vorgeſchichte der Ethnologie“ behandelt Ad. Baſtian in einer gedankenreichen kleinen Schrift (Berlin 1881), „Die Entwickelung der modernen Ethnologie“ Thomas Achelis (Berlin 1889).

[2] Stuhlmann, Mit Emin Paſcha ins Herz von Afrika. 2 Theile, Berlin 1894. — Baumann, Durch Maſſailand zur Nilquelle. Berlin 1894.

[3] Steere, Swahili Tales, as told by natives of Zanzibar. London 1870. — Taylor, African Aphorisms; or, saws from Swahili-Land, London 1891. Auf Grund dieſes Materials hat Seidel „Beiträge zur Charakteriſtik des oſtafrikaniſchen Negers“ geliefert im Kolonialen Jahrbuch, Jahrg. V, 1892, S. 41 ff.

[4] Vergl. oben im Vorwort. — Vor dem Erſcheinen der „Anthologie“ hatte Büttner auf Grund des von ihm geſammelten Materials in der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin „Bilder aus dem Geiſtesleben der Suaheli“ in einem Vortrage zuſammengefaßt (vergl. Verhandlungen der Geſellſchaft, Bd. XX, 1893, S. 147 ff.). Büttners Verdienſte um die afrikaniſche Sprachforſchung ſind neuerdings in der „Deutſchen Kolonialzeitung“, N. F. VIII, S. 66 f., kurz behandelt, eine ausführliche Beſprechung derſelben will die von Seidel als Fortſetzung der Büttnerſchen Zeitſchrift herausgegebene „Zeitſchrift für afrikaniſche und oceaniſche Sprachen“ in einer ihrer nächſten Nummern bringen.

[5] K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Braſiliens. Berlin 1894, S. 405 ff.

[6] Vergl. Benfey, Pantſchatantra II, S. 285 ff.

[7] C. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord. Leipzig 1868, S. 52 ff.

[8] Vergl. Hartmann, Schwänke und Schnurren im islamiſchen Orient, in der Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde, Jahrg. V. Berlin 1895, S. 40 ff.

[9] Für Afrika ſind neben Büttner zu nennen: Elli Meinhof's „Märchen aus Kamerun“ (Straßburg 1889) und Hans Stumme's „Tuniſiſche Märchen und Gedichte“ (2 Bände, Leipzig 1893) und „Tripolitaniſch-tuniſiſche Beduinenpoeſie“ (ebenda 1894).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, sowie durch die **Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg** zu beziehen:

Russisch Centralasien.

Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan.

Von

Dr. Max Albrecht.

Mit 52 Abbildungen.

Preis ℳ 8.—. Elegant gebunden ℳ 10.—.

Der Verfasser des Werkes ist mit Russland und seinen Bewohnern seit 20 Jahren vertraut und hat durch seine in den letzten 13 Jahren regelmässig ausgeführten jährlichen Reisen an dem Westufer des Kaspischen Meeres Gelegenheit gehabt, die grosse Geschicklichkeit zu beobachten, mit der es die russische Verwaltung versteht, die verschiedenartigen Bewohner Asiens dem Scepter des Czaren nicht nur unterthan, sondern in Liebe und Treue anhänglich zu machen.

Diese Beobachtung machte bei dem Verfasser den Wunsch rege, durch einen Ausflug nach Centralasien auch in die dortigen Kolonisationserfolge der Russen einen Einblick zu nehmen, und er brachte im Herbst 1893 seine Absicht zur Ausführung.

In Begleitung seiner Frau bereiste er, mit Empfehlungsbriefen seiner russischen Freunde reichlich ausgestattet, die **turkmenischen Steppen und Wüsten,** den Stammsitz des Türkenthums **Buchara,** und das märchenhafte **Samarkand.**

Die Eindrücke dieser Reise schildert das hier angezeigte Werk in anziehender und lebendiger Form. Im knappen Rahmen einer Reiseschilderung bringt der Verfasser eine auf gründlichen Litteraturstudien aufgebaute kulturgeschichtliche Studie der besuchten Länder, die in kurzen Hinweisen auf die Geschichte der innerasiatischen Reiche und Städte klar und übersichtlich den heutigen Zustand dieser Gebiete in kultureller, wirthschaftlicher und politischer Hinsicht dem Leser vor Augen führt.

Das Schlusskapitel des Buches behandelt die Pamirfrage, die das Interesse aller Gebildeten beanspruchen darf, da sie ein Gebiet behandelt, auf dem die mächtigen, um die Herrschaft in Asien wetteifernden Weltreiche, England und Russland, in unmittelbare Berührung miteinander gelangen.

Lieder und Geschichten der Suaheli.

Von

Dr. Emil Fromm

in Aachen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

VIII. 1733

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.

(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 252.

A. H. Post

und

die vergleichende Rechtswissenschaft.

Von

Th. Achelis

in Bremen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Frankreich an der Zeitwende.

(Fin de siècle).

Von

* * *

Preis Mk. 4.—.

Inhalt.

Staatshaupt. — Die französische Republik. — Die Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon. — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler und Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Das Heer. — Die Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Rußland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluß. — Nachschrift.

Das ganze Buch halten wir für eine sehr beachtenswerthe litterarische Erscheinung, aus der man viel lernen kann. (Berner Bund 1895, Nr. 96.)

Was in den letzten Jahren an eigennützigen Handlungen der Abgeordneten, Senatoren und Minister verbrochen worden ist, erscheint vor uns in nackter Darstellung, belegt durch bewiesene oder unwiderlegte Behauptungen, die in der Oeffentlichkeit in Frankreich selbst gefallen sind. Alles ist gut geordnet und bietet für Denjenigen, der die Entwickelung der politischen Ausbeutung Frankreichs genau verfolgen will, ein so übersichtliches Bild, wie man es wohl im Lande selbst nicht finden kann. Das Buch kommt zur rechten Zeit. — — — (Kölnische Zeitung 1895, Nr. 310.)

Wenn ein Buch zeitgemäß ist, so ist es dieses. —

— — daß wir es mit einer zweifellos bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des historischen Essays zu thun haben.
(Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 155.)

Ein durchaus beachtenswerthes Buch.
(Hamburgischer Correspondent, Beil.: Ztg. f. Litteratur ꝛc. 1895, Nr. 10.)

Eine Reihe von Studien über das moderne Frankreich, die einen aufmerksamen Beobachter, einen tiefen Blick in das Volks- und Staatsleben, sowie ein sicheres Urtheil bekunden. (Frankfurter Zeitung, 1895, Nr. 172.)

— — von großem Werth und geeignet, manche Vorgänge, die sonst unverständlich erscheinen, in ihrem inneren Zusammenhang zu beleuchten und zu begründen.
(Deutscher Reichs-Anzeiger und Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1895, Nr. 188.)

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet, wie das vorliegende. (Stimmen aus Maria Laach.)

A. H. Post

und

die vergleichende Rechtswissenschaft.

Von

Th. Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Die moderne Völkerkunde, wie sie sich neuerdings trotz des fast unübersehbaren Materials doch nach gewissen Grundsätzen zu einem systematischen Ganzen abzuschließen beginnt, hat das uralte Räthsel vom Wesen des Menschen einer endgültigen Lösung entgegengeführt. Erst mit der durch sie hergestellten geographischen und ethnographischen Umschau über den ganzen Globus hat das beschränkte Weltbild, womit unsere Voreltern noch die Geschichte der Menschheit umschlossen, die zutreffende Erweiterung und Abänderung erfahren, und mit dieser räumlichen Ausdehnung trat ganz von selbst eine ungeahnte Vertiefung der Weltanschauung ein. Um diese Perspektive noch bedeutungsvoller zu machen, griff dann zugleich auch die Naturwissenschaft mit ihrem mächtigen, fast revolutionär wirkenden Einfluß in diesen Prozeß ein; ganz besonders war es die Entwickelungstheorie, welche in ihrer Anwendung auf das soziale Leben uns überraschende Aufschlüsse über die bis dahin fast mit undurchdringlichem Dunkel bedeckte Vergangenheit des Menschengeschlechtes in Aussicht stellte. Vor allen anderen Wissenschaften aber, welche mehr oder minder eine tiefgehende Einwirkung durch die Ethnologie verspürt haben, tritt an der allgemeinen Rechtswissenschaft diese radikale Umgestaltung am auffallendsten hervor; hier hat sich nämlich neben der bisherigen rechtsgeschichtlichen und rechtsphilosophischen Forschung ein ganz neuer Zweig entwickelt, die ethnologische Jurisprudenz, die,

wie ihr Name schon besagt, sich lediglich auf die Dokumente der Völkerkunde stützt. Anfangs, wie das ja auch in der freien Republik der Wissenschaften nicht selten ist, heftig angefeindet, hat man ihr doch mit der Zeit nicht die erstrebte Legitimirung versagen können, um so weniger, als sie stetig an methodischer Sicherheit und kritischer Genauigkeit zunahm. Einer der rührigsten und umfassendsten ihrer Begründer war der am 25. August 1895 in Bremen verstorbene Landrichter Dr. A. H. Post, der zugleich durch eine ganze Zahl monographischer Untersuchungen, wie durch große systematische Werke den Ausbau seiner Wissenschaft vollenden half.

Ueber das biographische Detail können wir rasch hinweg-eilen; pflegt doch der Lebenslauf eines deutschen Gelehrten, namentlich wenn er nicht (wie auch in diesem Falle) in den Lärm des politischen[1] Treibens einmündete, schlicht und ruhig zu verlaufen. Geboren am 8. Oktober 1839 in Bremen als Sprosse einer alten Patrizierfamilie, die mit ihm im Mannes-stamme ausstirbt, besuchte er nach Absolvirung des Gymnasiums die Universitäten Heidelberg und Göttingen, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz, einem durch uralte Tradition in seiner Familie besonders bevorzugten Berufe, zuwandte. Die vielbesungene Musenstadt am Neckar und insbesondere die Burschenschaft Franconia, die er noch öfter als alter Herr be-suchte, bildeten die leuchtenden Punkte an diesem Himmel, dessen Reize ihm auch in der öden Praxis des alltäglichen Berufs-lebens unvergänglich blieben. Ueberhaupt war es eigenthümlich, mit welcher schrankenlosen Offenheit er sein Herz gerade jüngeren Bekannten erschloß, sofern er sich wenigstens einigermaßen zu ihnen sympathisch hingezogen fühlte. Nach rühmlich bestandenem Examen am Oberappellationsgericht in Lübeck ließ er sich am 18. Mai 1863 als Dr. jur. und Advokat (wie es damals noch hieß) in seiner Vaterstadt nieder, nahm dann bald eine Stelle

als Gerichtssekretär beim damaligen Obergericht an und wurde schließlich am 21. Februar 1874 in das Richterkollegium eingeführt, dem er bis zu seinem Tode in unermüdlicher Pflichterfüllung angehörte. In der That will das um so mehr besagen, als er mit einer sehr starken Berufsarbeit, die gelegentlich geradezu zur Ueberlastung ausartete, eine umfassende litterarische Thätigkeit verband, deren Anfänge schon in die sechziger Jahre zurückgreifen. Doch haben diese Untersuchungen entweder nur ein spezifisch bremisches Interesse (wie: Auszug aus der Rolle der Aemter oder das Samtgut nach bremischem Recht u. a.), oder berühren wenigstens nicht die Ideenkreise, aus denen seine späteren Werke hervorgingen, wie: Extrakt eines gemeinen deutschen und hanseſtadt-bremischen Privatrechts auf Grundlage der modernen Volkswirthschaft, 3 Bände, oder Die Unsterblichkeitsfrage und die Naturwissenschaft unserer Tage, so daß wir darüber hinweggehen können. Entscheidend wurde für Post die Bekanntschaft einerseits mit der modernen Entwickelungslehre und andererseits mit der Völkerkunde, aus welchem Studium dann eine Reihe von kleineren und größeren Schriften hervorging, auf die wir theilweise noch im Laufe dieser Darstellung zurückkommen werden. Der umfassendste Entwurf ist das zweibändige System der ethnologischen Jurisprudenz, das er noch im vorigen Jahre vollenden durfte; es ist das Facit aller früheren monographischen Untersuchungen.

Als unser Gewährsmann zuerst zur Feder griff, gab es im wesentlichen zwei Richtungen in der Rechtswissenschaft; die eine, in der Hauptsache unter dem bezwingenden Zauber der Hegelschen Philosophie stehend, suchte rein deduktiv aus der menschlichen Natur im allgemeinen ein sog. Naturrecht herzuleiten, an dem die einzelnen positiven Rechtsnormen auf ihren Gehalt gemessen wurden, bis sich schließlich alles zu einem wohlabgestuften System, das unmittelbar der Vernunft entnommen

wurde, zusammenfügte. Wie nicht anders zu erwarten war, überwucherte die Spekulation, die nur aus der Tiefe des eigenen Bewußtseins schöpfte, die Erfahrung völlig, und gegenüber dieser einseitigen Dialektik, die von gewissen aprioristischen Ideen als angeblich unzweifelhaften Voraussetzungen ausging, kam das wirkliche konkrete Rechtsleben der Völker nicht zur Geltung. Auf der anderen Seite hatte sich eine emsige und sehr ins Detail gehende, theilweise auch durch die vergleichende Sprachforschung mitgestützte Bewegung entwickelt, welche von bestimmten ethnographisch und historisch fixirten Gruppen des Völkerlebens ihren Ausgangspunkt nahm, die sog. historische Schule der Rechtswissenschaft, an deren Spitze Gustav Hugo und Carl von Savigny standen. Hier wurde der ganze Nachdruck auf die exakte Erforschung eines durch litterarische Urkunden gesicherten Gebietes in der sozialen Entwickelung gelegt, während eine etwaige philosophische Deduktion der allgemeinen Ursachen für den Ursprung und die Weiterbildung des Rechtes ganz in den Hintergrund trat. In der That reichte für die Beantwortung dieser heiklen Probleme das Material dieser Richtung nicht aus, und schon deshalb war, wollte die Forschung über diese enge Grenze sich erheben, eine Erweiterung des landläufigen, im wesentlichen auf die abendländische Kultur beschränkten Standpunktes dringend geboten. Diese lag um so näher, als ja durch die sprachvergleichenden Untersuchungen ganz neue Kreise in den Bereich exakter Wissenschaft gezogen waren; wie die indogermanische Sprachforschung ein zusammenhänges Bild der arischen Urrasse entworfen hatte, so erwuchs auf diesem Boden auch eine Behandlung der einzelnen, durch jenen Rahmen umschlossenen Rechtsgebiete, also des indischen, iranischen, gräko-italischen Rechtes u. s. w. Daran knüpfte sich ganz organisch eine arabische, sumero-akkadische, altägyptische, sinologische Rechtswissenschaft und andere mehr, kurz überall da, wo man es mit bestimmten

monumentalen und litterarischen Urkunden rechtlicher Natur in irgend einem Völkerkreise zu thun hatte, setzte diese Bearbeitung des zuständigen Materials ein. Es bedurfte somit nur noch einer, freilich sehr bedeutsamen Erweiterung auch über diesen Bezirk hinaus, um das Bild von der sozialen Entwickelung der Menschheit zu vervollständigen; bislang handelte es sich nämlich vorzugsweise um Kulturvölker und deren Schöpfungen. Die Anfänge des Rechts- und Staatslebens konnte man auf diesen weit vorgeschrittenen Stufen nicht wohl suchen; dieser Einblick in die sonst tief verschleierten Urgründe, in die primitiven Phasen der rechtlichen und moralischen Anschauungen und Normen konnte erst eine Betrachtung erschließen, die, wie die allgemeine Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis, sämtliche Völker der Erde umfaßte, soweit sie eben wissenschaftlicher Kunde zugängig gemacht sind. Damit gewinnen wir denn auch den Schlüssel für die Lösung des schwierigen philosophischen Problems welche eine voreilige Spekulation ohne genügende empirische Basis rein deduktiv zu beantworten suchte; erst in der Lehre vom Menschen, wie sie uns die Ethnologie auf Grund ihres umfassenden Materials, wenigstens in den Grundzügen, schon jetzt erkennen läßt, konnte auch die Darstellung der sozialen Entwickelung der Menschheit ihre richtige Stellung erhalten.

Ehe wir aber diese ethnologische Begründung des neu gewonnenen Standpunktes näher ins Auge fassen, bedarf es einer kurzen Beleuchtung jener anderen wirksamen Motive, welche für die Bildung dieser großartigen Weltanschauung mit in Frage kommen, nämlich des tiefgreifenden Einflusses, den die neuere Entwickelungslehre auch auf die Auffassung des geistigen Lebens des Menschengeschlechtes ausgeübt hat. Es ist ein sehr bedeutungsvoller Zug unserer Zeit, anstatt, wie früher, das Wesen der Dinge lediglich aus Begriffen ergründen zu wollen, die insgesamt aus leeren Formeln bestehen, dieses ewige verschleierte

Bild zu Sais nicht zu berühren, nicht das Sein, sondern das Werden der Erscheinungen uns klar zu machen, um auf diesem Umwege vielleicht den Durchgang zur ewig verschlossenen Pforte, welche zu dem Ding an sich führt, zu gewinnen. Selbst die Philosophie, die unzugänglich in lichten Höhen thronte, ist genöthigt gewesen, dieser Strömung sich anzuschließen, und anstatt von der unwandelbaren Substanz eines intelligiblen, transcendenten Ich auszugehen, an der Hand der experimentellen Psychologie den unendlich langsamen Prozeß der Ichbildung, der Entstehung und des Zerfalles des menschlichen Bewußtseins zu belauschen.

Diesem wichtigen Faktor hat Post schon in einer seiner Anfangsschriften eine eingehende Betrachtung gewidmet, aus der wir wenigstens folgenden Passus herausheben möchten: „Es ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwickelung noch an sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Struktur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unserer Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Struktur irgend einer Pflanze oder eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwickelungsphase gelangt, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Struktur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwickelung durch Denjenigen entziffert werden kann, der diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaft-

lichen Forschungen trauen darf, das Farbenspektrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so giebt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rassen und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rassen und des einzelnen Organismus. Auf der Basis eines solchen Materials ist es möglich, die Geschichte jedes einzelnen Organismus, von welcher uns die Tradition nur vereinzelte Phasen, vielleicht nur einzelne verflogene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu rekonstruiren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie die innere Entwickelung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft sich im wesentlichen in Zukunft gestalten muß. Es sind daher die Untersuchungen über die primitiven Zustände des Staats- und Rechtslebens bei den niedrigsten Naturvölkern von der höchsten Wichtigkeit für unsere eigenen. Bei der Allgemeinheit der die primitive Entwickelung beherrschenden Gesetze geben sie uns eine vollständige Aufklärung über die Anfänge des Staates und Rechtes bei den heutigen Kulturvölkern und enthüllen uns Zeiten, über welche eine historische Tradition gar nicht mehr existirt, sondern von welchen sich nur vereinzelte Ueberbleibsel in Sagen und Sitten erhalten haben, die nur durch die Vergleichung mit Zuständen von Völkerschaften, welche die primitivsten Phasen noch nicht überschritten haben, verständlich werden. So liefert jede Nachricht über jede Völkerschaft der Erde zugleich ein Material für die Beurtheilung jeder anderen Völkerschaft der Erde. Alles beginnt sich gegenseitig zu stützen, und die sich ergebenden allgemeinen Entwickelungsgesetze gehen in ein solches Detail, daß leichtlich selbst die Richtigkeit einer historischen Tradition durch sie kontrollirt werden kann. Schon jetzt ist es einem Reisenden nicht mehr möglich, uns beliebige unwahre Dinge von irgend einer

Völkerschaft der Erde zu berichten; durch Vergleichung der Berichte über die verschiedensten Völker durch die verschiedensten Forscher ist ein Maßstab geschaffen, der häufig genug uns schon jetzt befähigt, mit fast absoluter Sicherheit zu behaupten, daß eine bestimmte Nachricht eines Reisenden auf falscher oder ungenauer Beobachtung beruhen müsse, und ein solches Urtheil wird die Zukunft uns noch in weit höherem Grade ermöglichen, je mehr das zur Vergleichung heranzuziehende Material wächst." (Ursprung der Rechte, S. 8.) Es erhellt aus diesen Ausführungen zur Genüge, wie sich die Ethnologie ebenfalls das große biogenetische Grundgesetz zu eigen gemacht hat, mit dem die Natur- und Sozialwissenschaften schon überall die größten Erfolge errungen haben; in dieser Beziehung hat bereits A. Comte, der bekannte Begründer des Positivismus, die wichtige Perspektive aufgestellt, nach welcher heutigen Tages alle soziologischen Untersuchungen geführt werden. Für die Ethnologie fallen nun die vielfachen Bedenken, welche man gegen die Uebertragung der individuellen Entwickelung auf die Stammesgeschichte erheben konnte, deshalb weg, weil hier, wie schon angedeutet, das Material so umfangreich ist, daß sich jeder Fehlschluß von selbst korrigirt. Die Individualität der einzelnen Völker, das, was ihnen gerade für unsere geschichtliche Auffassung ihr eigenthümliches Gepräge verleiht, fällt in dieser vergleichenden Betrachtung, welche noch dazu in erster Linie die Anfangsstadien der sozialen Entwickelung untersucht, ganz weg, und nur das schlechthin Allgemeine, was ohne Rücksicht auf Stammesverwandtschaft und Geschichte allen Völkern der Erde — natürlich auf denselben Entwickelungsstufen — gemeinsam ist, bleibt als typisches Substrat über. Damit erschließen wir uns den Zugang zu den überall mit Naturnothwendigkeit auftretenden und das menschliche Gattungsleben beherrschenden Gesetzen, es eröffnet sich uns ein vielversprechender psychologischer Ausblick,

der uns noch später beschäftigen wird. Zunächst müssen wir die Methode der Forschung einer kurzen Prüfung unterziehen, da von dieser begreiflicherweise alles weitere abhängt.

Will die ethnologische Jurisprudenz ihren Anspruch auf eine induktive Disziplin aufrechterhalten, so muß es ihr in erster Linie um die Beschaffung eines gesicherten Materials zu thun sein. Das hat nun seine erheblichen Schwierigkeiten, schon deshalb, weil vielfach bei Völkern gar keine litterarische Urkunden, keinerlei Aufzeichnungen vorhanden sind, sondern alles nach alten Gewohnheiten entschieden wird, die sich durch mündliche Tradition von Generation zu Generation vererben. Um hier den Inhalt dieser Rechtsnormen, so schwankend dieselben auch sein mögen, zu ermitteln, bedarf es einer sorgfältigen Aufnahme seitens landes- und sprachkundiger Forscher. Als solche, schreibt Post, werden namentlich in Frage kommen müssen Persönlichkeiten, welche dauernd ihren Wohnsitz im Volke haben, z. B. Beamte civilisirter Völker oder Missionare. Forschungsreisende, welche sich nicht längere Zeit an bestimmten Orten aufhalten, werden nicht allzu viel Material herbeischaffen können. Die Möglichkeit, solche Sammlungen durch eigens zu diesem Zwecke ausgesandte Juristen veranstalten zu lassen, wird sich meistens kaum bieten. Auch würde die gewöhnliche Vorbildung eines Juristen denselben natürlich für eine solche Aufgabe durchaus nicht befähigen; ja, sie würde vielleicht sogar einer ungetrübten Beobachtung im Wege stehen, da die Denkweise des modernen Juristen sich vielfach in einem großen System von Rechtsbegriffen bewegt, in welches die Rechtsanschauungen tiefstehender Völkerschaften durchaus nicht hineinpassen. Am günstigsten für die Fixirung der von den Völkern selbst noch nicht aufgezeichneten Gewohnheitsrechte sind regierungsseitige Feststellungen, wie sie z. B. vielfach durch England in Indien, durch Rußland bei unterworfenen Fremdvölkern vorgenommen sind.[2] (Aufgaben

einer allgemeinen Rechtswissenschaft, S. 9.) Dazu kommen dann noch die in geographischen und ethnographischen Reisewerken niedergelegten Beobachtungen über das soziale Leben der Naturvölker (man denke z. B. an die Bücher von Nachtigal, Schweinfurt, v. d. Steinen und unzählige andere!), die als höchst wichtige Quellen für die allgemeine Rechtswissenschaft bezeichnet werden können. Um alle diese Schwierigkeiten noch zu erhöhen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es keinem Forscher möglich sein wird, die in den verschiedensten Sprachen abgefaßten Rechtssatzungen sämtlich im authentischen Urtext zu lesen; er ist also genöthigt, sich auf Darstellungen zweiter Hand (Uebersetzungen und Ueberarbeitungen) zu verlassen. Danach ist die Sammlung der Rechtsanschauungen aller Völker der Erde, wie sie die allgemeine Rechtswissenschaft plant, freilich in des Wortes strengster Bedeutung unausführbar, aber der etwaige Schaden, der durch diese Lücken entsteht, ist doch nicht so groß, wie es auf den ersten Blick erscheinen sollte; durch das vergleichende Verfahren nämlich der ethnologischen Jurisprudenz ist es möglich, auch da, wo bei einer Völkerschaft der verbindende Faden der Tradition abreißt, denselben Entwickelungsgang zu substituiren, den sie bei anderen Stämmen auf derselben Gesittungsstufe nachgewiesen hat. Doch davon später. Ist auf diese Weise einigermaßen verläßliches Material gesammelt, das sich, wie schon oben angedeutet wurde, gegenseitig stützt und bestätigt, so würde es sich um die eigentliche Anordnung und Verarbeitung desselben handeln. Jene würde am zweckmäßigsten geographisch und ethnographisch erfolgen, d. h. nach den einzelnen Ländern und Völkern, oder aber (welchen Weg unser Gewährsmann meist eingeschlagen hat) systematisch, nach den einzelnen Materien; diese könnte zunächst innerhalb eines beschränkten Rechtsgebietes nach chronologischer Reihenfolge vor sich gehen, indem mit dieser zeitlichen Beziehung auch von selbst sich ein gewisser innerer Kausal-

nexus einstellt. Die allgemeine Rechtswissenschaft geht aber, wie schon angedeutet, über diesen engen ethnographischen und kulturgeschichtlichen Rahmen hinaus und sucht, unter völliger Vernachlässigung des üblichen chronologischen Maßstabes, eine allgemeine, für alle Völker der Erde in ihren Grundzügen zutreffende Norm der Rechtsentwickelung, namentlich für die ersten Stufen des sozialen Daseins, festzustellen. Dieser Punkt ist von so einschneidender Bedeutung, daß er, schon um die vielfachen sich daran knüpfenden Mißverständnisse zu beseitigen, ein näheres Eingehen erfordert; ganz besonders zeigt sich hier, wie Post auseinandersetzt, ein scharfer Gegensatz zur historischen und rechtshistorischen Forschung: „Die vergleichend-ethnologische Methode unterscheidet sich von der historischen dadurch, daß sie das empirische Material nach ganz anderen Gesichtspunkten sammelt. Die historische Forschung sucht die Ursachen der Thatsachen des Völkerlebens zu erkennen, indem sie die Entwickelung dieser Thatsachen aus vorhergehenden Thatsachen in den Lebensgebieten einzelner Geschlechter, Stämme und Völker verfolgt; die vergleichend-ethnologische Forschung will dagegen zu einer Erkenntniß der Ursachen der Thatsachen des Völkerlebens gelangen, indem sie gleichartige oder ähnliche ethnische Erscheinungen, sie mögen wo und wann immer auf Erden auftreten, zusammenstellt und aus ihnen auf gleichartige oder ähnliche Ursachen Rückschlüsse macht. Sie ist also durchaus unhistorisch; sie ordnet die ethnischen Thatsachen nach ganz anderen Gesichtspunkten, wie man bisher gewohnt war; sie reißt dasjenige, was man bisher als zu einander gehörig betrachtete, auseinander und bringt das so Zerrissene in einen ganz neuen Zusammenhang, in einen Zusammenhang, welcher von dem bisherigen historischen Standpunkte aus zunächst als ein willkürlicher und fingirter erscheinen muß. In dieser vollständigen Verrückung des Forschungsstandpunktes liegt die große Schwierigkeit, Forschern der historischen

Schule klar zu machen, daß die vergleichend-ethnologiſche Methode überhaupt eine wiſſenſchaftliche ſei. Es gehört auch in der That eine Hineingewöhnung in einen vollſtändig anderen Gedankenkreis dazu, um dies zu begreifen. Da man gewohnt geworden iſt, alle ethniſchen Thatſachen lediglich im Kreiſe einzelner Stammes- und Volksbildungen zu betrachten, ſo geht man davon aus, daß jeder Stamm, jedes Volk ſein Eigenleben führe, welches von dem jedes anderen Stammes oder Volkes verſchieden ſei, ſo daß Rückſchlüſſe von Lebensäußerungen eines Stammes oder Volkes auf ſolche eines anderen Stammes oder Volkes, zumal wenn es ſich um blutsfremde Stämme oder Völker handelt, unzuläſſig ſeien. . . . Man hält mir daher vor, daß ich das den verſchiedenſten Raſſen aus den verſchiedenſten Kulturzeiten Angehörige zuſammenſtelle, während es nach Anſicht meiner hiſtoriſchen Gegner wiſſenſchaftlich unerläßlich iſt, nach Raſſe, Volkszweig, Volk und Stamm, nach Jahrhunderten und nach Jahrzehnten genau zu ſondern. Dies würde richtig ſein, wenn es ſich bei meinen Arbeiten bereits um Detailforſchungen handelte. Es liegt mir aber daran, gewiſſe Erſcheinungen zu konſtatiren, welche auf der Baſis der überall gleichmäßig wirkenden menſchlichen Natur überall gleichmäßig ſich zeigen. Hierfür ſind Raſſe, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgültig. Ich beabſichtige nur das, was im ganzen ethniſchen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen feſtzuſtellen und durch einzelne Beiſpiele zu illuſtriren, welche, obgleich ſämtlich nach Raſſe, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem ſie in verſchiedenen Färbungen ſtets das weſentlich gleiche Organiſationsprinzip zum Ausdruck bringen. Es iſt auch vollkommen gleichgültig für mich, in welches Jahrhundert oder in welches Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwickelung in einem einzelnen ethniſchen Gebiete Bedeutung hat, nicht aber für das Geſamt-

gebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwickelungsstufen nebeneinander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer anderen ein paar Tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt." (Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis I, 12.)[8]

Diese nothgedrungene Gleichgültigkeit gegen den zeitlichen Ablauf der Ereignisse ist nun schließlich noch in einem anderen Gedanken beherrscht, der für die Sozialwissenschaften überhaupt und für die vergleichende ethnologische Jurisprudenz insbesondere maßgebend ist, das ist die sozialpsychologische Perspektive im Gegensatz zu der bekannten individualpsychologischen Auffassung. Ist das Recht, wie wir später noch genauer sehen werden, durchaus ein soziales Produkt, d. h. ein organisches Ergebniß geselliger Verhältnisse, in welchen die Menschen leben, so verbietet es sich von vornherein, diese Entwickelung aus der Beschaffenheit des Individuums als solchem ableiten zu wollen oder die alten Vertragstheorien von Rousseau und anderen Phantasten des vorigen Jahrhunderts wieder aufzufrischen. Wie die physische Atmosphäre, so umgiebt den Menschen gleichfalls eine soziale Welt, in die er ohne sein Zuthun hineingeboren wird und aus der er seine rechtlichen und sittlichen Anschauungen schöpft. Nicht zwar in dem Sinne der Lockeschen tabula rasa — dann würde jede spontane Thätigkeit und Aneignung fortfallen —, aber doch so, daß das Individuum nicht mit bestimmten konkreten moralischen und rechtlichen Vorstellungen ausgestattet wird, sondern diese sich erst selbst langsam durch einen sehr komplicirten Prozeß der Gewöhnung, Erziehung, Schulung und Aufklärung zu verschaffen vermag. Das angeblich schöpferische und individuelle Rechtsbewußtsein schrumpft unter dieser Beleuchtung zu einem einfachen Gefühl zusammen, je nach Lage der Umstände und den konkreten Existenzbedingungen

Recht von Unrecht unterscheiden zu können, wobei eben (ein sehr wichtiger Punkt) der Inhalt dieser Rechtsnormen ganz aus dem Spiele bleibt. Bei genauer Betrachtung (so folgert Post) stellt sich nämlich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Produkt des Rechtes als eines sozialen[4] Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage, soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine soziologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Centralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, das der Sitz des sittlichen Bewußtseins oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isolirt aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen Bewußtsein oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isolirt aufgewachsenen Menschen gar nichts spüren. Beide sind lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen anderen Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen. . . . Der schärfste Beweis aber dafür, daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biologisches, sondern ein soziologisches Produkt ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des sozialen Verbandes, in welchem das Individuum lebt, oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechts-

bewußtsein des auf gleicher Entwickelungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, es deckt sich nur soweit, als sich die soziale Organisation deckt. (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz, S. 18.)

Inwiefern hierdurch die ganze psychologische Auffassung von dem Verhältniß unseres Ich zum seelischen Leben, von dem es nur einen kärglichen Ausschnitt bildet, betroffen wird, müssen wir einer späteren Erörterung überlassen, welche die erkenntnißtheoretischen Konsequenzen der vergleichenden Rechtswissenschaft, soweit das überhaupt in einer solchen Skizze möglich ist, einer kurzen Prüfung unterzieht. Aber wohl müssen wir mit einigen Worten das Verhältniß derselben zur Rechtsphilosophie beleuchten, um den diametralen Gegensatz beider Anschauungen recht klar hervortreten zu lassen. Hier ist, wie Post bekennt, jede Verständigung ausgeschlossen. Mein Ziel ist, auf induktivem Wege eine allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, und damit wird der ganze Weg meiner wissenschaftlichen Forschung ein anderer. Ich gehe nicht davon aus, daß ein absolut und objektiv Gutes oder Rechtes dem Menschen angeboren sei, oder daß mein individuelles sittliches und rechtliches Bewußtsein ein untrüglicher Maßstab für die Unterscheidung von gut und schlecht oder von recht und unrecht sei, sondern ich will aus den Erscheinungsformen des ethischen und rechtlichen Bewußtseins der Menschheit in den Sitten aller Völker der Erde erst erkennen, was gut und recht sei, und auf diesem Umwege feststellen, welche Bewandtniß es mit meinem eigenen individuellen sittlichen und rechtlichen Bewußtsein habe. Ich will daher an die Stelle der Individualpsychologie, auf welcher unsere heutige Rechtsphilosophie fast ausschließlich basirt, eine ethnische Psychologie setzen. Ich nehme die Rechtssitten aller Völker der Erde als die Niederschläge des lebendigen Rechtsbewußtseins der Menschheit zum Ausgangs-

punkte für meine rechtswissenschaftliche Forschung und stelle auf dieser Basis alsdann die Frage, was Recht sei. Gelange ich auf diesem Wege endlich zum abstrakten Rechtsbegriffe oder zur Rechtsidee, so besteht alsdann der ganze so entstandene Bau vom Fundament bis zur Zinne aus Fleisch und Blut, während eine vom abstrakten Rechtsbegriffe oder von einer Rechtsidee aus deduktiv operirende Rechtsphilosophie nothwendig zu einem System von Begriffen gelangt, welches mit dem lebendigen Recht, wie es im einzelnen Menschen als sozialer Faktor wirksam ist, und wie es sich in den Rechtssitten der Menschheit niederschlägt, sich nur in einen oft willkürlichen Zusammenhang bringen läßt. Ein solches Gedankengebäude erzeugt daher auch regelmäßig den Eindruck des Wesenlosen und Phrasenhaften, und der ganze Prozentsatz von Fleisch und Blut, mit welchem diese Schattenbilder ausgestattet werden, indem man sie mit dem wirklichen Recht in irgend einen Zusammenhang bringt, ist nicht im stande, diesen Eindruck zu verwischen. Ich halte es nicht für möglich, aus einem abstrakten Rechtsbegriffe oder einer Rechtsidee ein Rechtssystem zu konstruiren, welches einen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben könnte. Es ist in diesem Rechtsbegriffe, in dieser Rechtsidee soviel Anschauungsinhalt verloren gegangen, daß sich daraus die Rechtsidee der Menschheit[5] (und auf diese kommt es doch an) nicht entwickeln läßt. (Grundlagen des Rechts, Vorrede, S. 10.)

Mit diesen letzten Ausführungen haben wir nun schon die Aufgaben der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis berührt und das Gebiet der Methodik der Forschung verlassen. Daß sich beide Momente berührten, ist klar, und deshalb werden wir gelegentlich auch uns mit knapperen Andeutungen, indem wir auf frühere Auseinandersetzungen verweisen, begnügen können. Es fragt sich nun ganz allgemein, welche Folgerungen ergeben sich aus jener induktiven Materialsammlung für die Ent-

stehung und Entwickelung des Rechtes und rechtlicher, sowie der damit eng zusammenhängenden sittlichen Anschauungen überhaupt? Wir überzeugten uns schon, daß das Recht trotz allen Zusammenhanges mit dem individuellen Bewußtsein ein soziales Produkt ist, nur denkbar im organischen Zusammenhang des geselligen Lebens. Es giebt daher auch kein Volk der Erde, schreibt Post, welches nicht die Anfänge eines Rechts besäße. Das gesellige Leben gehört zur menschlichen Natur, und mit jedem geselligen Leben ist auch ein Recht gegeben. Wie sich die menschliche Individualität durch den Zusammenschluß mit anderen Menschen über die Schranken des biologischen Einzelwesens ausdehnt und Schutz gewinnt gegenüber feindlichen Elementen, denen sie allein Widerstand zu leisten nicht vermöchte, so hat andererseits dieser Zusammenschluß stets die Folge, daß ein Theil der individuellen Eigenart der Eigenart derjenigen Individuen geopfert werden muß, mit denen eine soziale Vereinigung eingegangen wird. Es haben daher in jeder sozialen Organisation die verbundenen Individuen gegeneinander nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten, und es existirt neben einem bestimmten Maß von Freiheit auch stets ein bestimmtes Maß von Gebundenheit. (Grundriß der ethnol. Jurisprudenz I, 8.) Insbesondere lagern sich in dem Recht eine Menge verwandter Anschauungen ab; Religion, Sitte, politische Organisation sind solche maßgebende Faktoren, denen wir auf Schritt und Tritt, namentlich je mehr wir uns den sogen. Urzeiten nähern, begegnen. Längst vergangene, im gewissen Sinne schon überwundene Vorstellungen verstecken sich in dem komplizirten Bau dieses in stetigem Wachsthum begriffenen lebendigen Organismus, den wir das Volksleben nennen, so daß man in der That mit unserem Denker die Kultur weit mehr als ein Trümmerfeld von Jahrhunderten und Jahrtausenden bezeichnen kann, als ein Produkt des Lebens der jeweiligen Generation. Selbst unsere historische und politische Auffassung fußt

bei aller Anerkennung gewaltiger individueller Leiſtungen auf dieſem ununterbrochenen organiſchen Zuſammenhang der verſchiedenen Schichten, aus denen eine Nation beſteht, wieviel mehr die ethnologiſche Betrachtung, welche es zunächſt mit den Anfängen ſozialer Bildung überhaupt zu thun hat! Daraus ergiebt ſich dann im weiteren Sinne, wie ſchon früher hervorgehoben, die Identität von Recht und Sitte auf den Anfangsſtufen der ſozialen Entwickelung. So iſt es in der primitiven Geſchlechtsgenoſſenſchaft, der Keimzelle aller weiteren Organiſationsformen, wo weder die Häuptlinge, noch die einzelnen Blutsfreunde beſtimmt abgegrenzte Rechte und Pflichten gegeneinander haben. Es entſcheidet lediglich das Herkommen, die Sitte, ohne daß es einer ſpezifiſchen, rechtlichen Fixirung der einzelnen ſtreitigen Fälle noch außerdem bedürfte. Alles Recht iſt noch Sitte, ſchreibt Poſt; es trägt noch nicht die charakteriſtiſchen Merkmale an ſich, welche es heutzutage von dem allgemeinen Gebiet der Sitte abſcheiden. Eine ſchärfere Ausſcheidung des Rechtsgebietes aus dem Gebiet der Sitte iſt ſogar erſt ein Produkt weit vorgeſchrittener ſozialer Entwickelung. Erſt wenn die primitiven friedensgenoſſenſchaftlichen Bildungen durch ſtaatliche erſetzt werden, tritt auch ein Rechtsgebiet dem Gebiet der Sitte ſchärfer gegenüber. Recht und Staat ſtehen im engſten Zuſammenhang; das Recht iſt die Sitte eines Staates im Gegenſatz zu den ſonſtigen Gebieten ſozialer Sitte. Die ſittliche Ordnung der primitiven ſozialen Bildungen iſt im Gegenſatz dazu der Frieden, die gegenſeitige Gewährleiſtung der Integrität von Leib und Leben durch die Verbandsgenoſſen. Die Grundinſtitute der primitiven Organiſation: Eintracht und Friedloslegung ſind noch keine Rechtsinſtitute im heutigen Sinne, ſo gut wie noch heutzutage das Völkerrecht und ein Theil des Staatsrechtes den Charakter der Sitte und nicht den des Rechtes tragen. Die primitive Sitte umfaßt alle Seiten des ſozialen

Lebens der Geschlechter der Urzeit. Sie ist die Aeußerung des Gemüthslebens des sozialen Verbandes gegenüber den biologischen Trieben der einzelnen Individuen. Da nun Recht und Sitte ursprünglich zusammenfallen, so erstreckt sich auch das Recht der Urzeit auf das gesamte soziale Gebiet, nicht wie bei uns heutzutage nur auf die staatliche Seite desselben. Vor allem fallen ursprünglich Recht und religiöse Sitte noch zusammen (Grundlagen, S. 31). Erst viel später entstehen die verhängnißvollen Entzweiungen zwischen diesen beiden Grundfaktoren der sozialen Entwickelung, an denen unsere Kultur, und man könnte fast sagen, jede höhere Gesittung krankt; auch das kommt vor, daß ein Volk für längere oder kürzere Zeit unter dem Drucke ungünstiger Existenzbedingungen nach einem fremden, ihm aufgezwungenen Rechte zu leben genöthigt ist, so daß es längere Zeit erfordert, ehe es diese Vergewaltigung überwindet. Am bekanntesten ist für unseren Gesichtskreis die Reception des römischen Rechts. Der Zusammenhang mit der Religion ist gleichfalls in die Augen springend; die Gottesurtheile und Eide, überhaupt der ganze unter dem mächtigen animistischen Banne stehende Zauberprozeß, wie er sich in einzelnen bedeutsamen Ueberbleibseln und Symbolen bis weit in die Zeiten vorgeschrittener Gesittung erstreckt, die Behandlung Irrsinniger, die so verbreiteten Pubertätsweihen der in die Zahl der wehrfähigen Männer aufgenommenen Jünglinge, die theilweise mit nachdrücklicher Exekutive ausgerüsteten Geheimbünde ꝛc. gehören hierhin. Noch entschiedener tritt aber die Kongruenz von Recht und Sitte darin hervor, daß je nach dem Charakter der betreffenden Organisation die einzelnen Satzungen und Normen schwanken, und zwar so sehr, daß bisweilen dasjenige, was noch auf der vorhergehenden Entwickelungsstufe nicht nur als erlaubt, sondern geradezu als sittlich gefordert erscheint, der späteren als Verbrechen gilt. Diese völlige Relativität der Moral, welche von vornherein jede

gemeinsame Ableitung aus einer umschließenden Uridee verwehrt, hat Post durch eine Blüthenlese aus den verschiedenen Völkergruppen drastisch beleuchtet: „Man verbiete dem Tscherkessen oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreiendsten Unrechtes empfinden; man muthe einem civilisirten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, welcher seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Mann verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Familie, und er wird im Widerstreben der Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselmann, welcher vom Glauben der Väter abfällt, weiß, daß er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der gebildete Europäer beansprucht, als ihm von Rechtswegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder Lebendiggesottenen Recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht empfinden. Bei den Somali ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheirathen. Bei jedem Kulturvolke ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Rezept unregelmäßig schreibt, Prügel; unserem Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuch Manus soll dem Cudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, siedendes Oel in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Aegypter fand es selbstverständlich, daß Derjenige, welcher, auch nur aus

Versehen, einen Ibis getödtet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten. So sehen wir die Rechtsanschauungen überall wechseln, und vielfach gilt auf einer bestimmten Stufe dasjenige für ein schweres Unrecht, was auf einer anderen vollkommen als Recht empfunden wurde. Es versteht sich daher auch ganz von selbst, daß dasjenige, was wir heute als Recht empfinden, von unseren Nachkommen nicht mehr als Recht empfunden werden wird." (Bausteine I, 60.)[6] Deshalb ist auch nichts gewöhnlicher, als daß der naive Naturmensch, der unbedenklich seinen sozialen Instinkten folgt und sich nie über die tiefer liegenden Beweggründe seiner Urtheile klar wird, jeden anderen Menschen, der nicht mit ihm in seinen Anschauungen übereinstimmt, unbedenklich verurteilt; die Toleranz ist freilich ein hohes ethisches Gut, aber sie ist zugleich bedingt durch eine reifere Erkenntniß, die dem Durchschnittsmenschen eben fehlt.

Wenn wir uns nun dem konkreten Bilde der Entwickelung des Menschengeschlechtes zuwenden, wie es uns die vergleichende Rechtswissenschaft erschlossen hat, so fallen uns zuerst die großen, überall wiederkehrenden Grundzüge des sozialen Lebens in die Augen, von denen schon gelegentlich die Rede war. Gerade diese universellen Parallelen, welche recht eigentlich das allgemein Menschliche begründen (im Gegensatz zu dem gewöhnlichen, sehr engen Ausschnitt, der darauf keinen Anspruch machen kann), sind die Grundpfeiler der ganzen ethnologischen Forschung. Hier erscheint das Wachsthum der rechtlichen und sittlichen Ideen, welche diesen Normen zu Grunde liegen, in seiner organischen, naturgesetzlichen Nothwendigkeit, fernab und weit erhaben über individuelle Willkür. Deshalb versagt für diese umfassende Perspektive auch die gewöhnliche topographisch-historische Betrachtung vollständig, wie die vielen verfehlten Versuche, hier nur mit Entlehnungen und Uebertragungen auskommen zu wollen, nur allzu klar beweisen. Schon Schiller hat in seiner

denkwürdigen Abhandlung über die Universalgeschichte mit Recht auf die gleichartige menschliche Natur als letzte Quelle hingewiesen, und in demselben Sinne schreibt Peschel: Das Denkvermögen aller Menschenstämme gleicht sich bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen (Völkerkunde, S. 27). Diesen schlechthin allgemeinen, jede ethnographische und historische Schranke überfliegenden Parallelen, deren Aufzählung[7] man uns hier erlassen möge, stehen andere von minderer Universalität gegenüber, andere sodann, die nur bei bestimmten Völkern vorkommen ꝛc. bis in immer feinere Nüancirungen hinein. Hier, sobald es sich um kleinere ethnische Gruppen des Völkerlebens handelt, tritt natürlich die genauere historische Forschung in ihre Rechte, schon allein um deswillen, weil hier in der That meistens bestimmte Wechselwirkungen einzelner Stämme und Nationen, Berührungen und Entlehnungen nachweislich vorgekommen sind. Ueberblicken wir aber den gesamten sozialen Verlauf, wie er sich in den allgemeinsten Umrissen uns stets gleichartig wieder zu erkennen giebt, so begegnen wir folgenden vier scharf unter sich verschiedenen Organisationsformen: der geschlechterrechtlichen, territorialgenossenschaftlichen, herrschaftlichen und gesellschaftlichen. Die erstangeführte stützt sich, wie Post ausführt, auf Ehe und Blutsgemeinschaft, die zweite auf das gemeinsame Bewohnen eines Bezirks, die herrschaftliche auf das Schutz- und Treuverhältniß zwischen Herren und Hörigen, die gesellschaftliche auf einen vertragsmäßigen Zusammenschluß einzelner menschlicher Individuen. (Grundriß I, 14.) Auf Grund des umfassenden Materials lassen sich diese Strukturen völlig klar überschauen, sowohl was die typischen Normen anlangt, als auch betreffs einzelner Abweichungen.

Ganz besonders eigenartig, um nicht zu sagen, unseren Gefühlen und Empfindungen widerstrebend, ist der Aufbau und die Gliederung der primitiven Geschlechtsgenossenschaft, auf deren

Existenz Post durch eine besondere Untersuchung die Blicke seiner Fachgenossen erst gelenkt hat. Freilich ist manches noch zur Zeit dunkel, da ja diese meist sehr lockeren Verbände weit in die Vorgeschichte des menschlichen Geschlechtes hineingreifen — dahin gehört z. B. die Frage der Promiskuität, d. h. der schrankenlosen geschlechtlichen Vermischung, die von einzelnen Forschern, so von Bachofen in seinem geistreichen, wenn auch sehr wenig einwandfreien Buch „Das Mutterrecht", unbedenklich auf Grund mangelhafter und durchaus nicht überall sich bestätigender Nachrichten als rechtliche Institution aufgefaßt ist. Dennoch läßt sich nach den objektiven Befunden bei gegenwärtigen Naturvölkern, und unter vorsichtiger Benutzung litterarischer Angaben folgendes Bild von ihnen entwerfen: „Der Parens und seine Nachkommenschaft leben, solange sie zusammenbleiben, im wesentlichen nach allen Seiten hin in einer vollständigen Gemeinschaft. Sie bilden nach innen und nach außen eine abgeschlossene soziale Gruppe, in welcher sich die Genossen gegenseitig Leben, Leib und Gut garantiren. Die Losung dieser Gruppe ist nach innen Frieden, nach außen Krieg, der Genosse ist Freund, der Ungenosse Feind. Das Geschlecht lebt in vollständiger Vermögensgemeinschaft, und der Lebensunterhalt aller Genossen wird gemeinsam beschafft. Jagd, Fischfang, Viehzucht, später auch Ackerbau werden gemeinsam betrieben, der Ertrag gemeinsam verzehrt. Jede Forderung eines Genossen ist eine Forderung des Geschlechts, jede Schuld eines Genossen eine Schuld des Geschlechts. Das Geschlecht hat seine eigenthümthümlichen Sitten, seine besondere Sprache, seinen besonderen Kult. Da jedes Geschlecht seinen Ursprung von einem früheren Geschlecht herleitet, welchem auch andere Geschlechter entsprungen sind, so sind Sitte, Sprache und Kult verwandter Geschlechter stets verwandt. Aus der gemeinsamen Wurzel entwickeln sich aber besondere Zweige, und je weiter die Entfernung vom

Stammgeschlecht wird, desto größer werden die Abweichungen, so daß nach einer gewissen Zeit nur noch der Ethnologe im stande ist, den gemeinsamen Ursprung festzustellen, während er in der Erinnerung der Völker selbst fast ganz verloren geht. In welchen Formen sich das Familienleben[8] der primitiven Geschlechter abspielt und ob diese Formen überall dieselben sind, ist zweifelhaft. Die Frage, ob der allgemeinen Vermögensgemeinschaft der Geschlechter auch überall eine allgemeine Weiber- und Kindergemeinschaft korrespondirt, ist zur Zeit noch als eine offene zu bezeichnen. Nach außen stehen sich die primitiven Geschlechter im wesentlichen als geschlossene Ganze gegenüber. Jede Missethat, welche von dem Genossen des einen Geschlechts verübt wird, gilt als von Geschlecht gegen Geschlecht verübt und führt zum Kriege zwischen den beiden Geschlechtern. Begeht ein Blutsfreund innerhalb des Geschlechts einen Rechtsbruch, so gilt er damit in der Regel als aus dem Geschlechte ausgeschieden; er wird Ungenosse, Feind und als solcher behandelt." (Post, Grundlagen, S. 56.) Diese eigenartige Struktur muß auch noch nothwendigerweise die schärfsten und tiefgreifendsten rechtlichen und sittlichen Folgen nach sich ziehen; so fehlt hier das persönliche Rechtsbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl, das wir heutigen Tages als ganz selbstverständlich beim Menschen voraussetzen. Individuelle Verschuldung und Verpflichtung, individuelle Forderung und Besitznahme existiren ebensowenig (wenigstens in der uns geläufigen Gestalt), wie etwa Vaterlands- oder gar Menschenliebe; alles beschränkt sich auf die Erhaltung und Förderung der Stammes; daher denn auch die scharfe Isolirung nach außen und der ebenso energische Zusammenschluß nach innen. Diese Beziehungen treten in einem Vergleich, den Post mit unseren heutigen Anschauungen anstellt, vollends klar hervor: Der individuelle Mensch wird als verantwortlich gedacht für Rechtsbrüche, die von ihm persönlich ausgehen, und

er wird nur als persönlich verantwortlich für dieselben angesehen. Dieser Grundsatz gilt sowohl nach der kriminellen als der civilen Seite. Als Beweis für diese Verantwortlichkeit wird im Anschluß an die individuelle Persönlichkeit das individuelle Verschulden angesehen. In dieser Anschauung liegt ein scharfer Gegensatz der gesellschaftlichen Organisation gegenüber anderen Organisationsformen, vor allem aber gegenüber der geschlechterrechtlichen. Während nach Geschlechterrecht ein von einem Blutsfreunde begangener Rechtsbruch von einem ganzen Geschlecht gerächt wird und als Rechtsbruch jeder objektive Eingriff in die Rechtssphäre des verletzten Geschlechts angesehen wird, gleichviel ob dieser Eingriff auf irgend ein individuelles Verschulden zurückzuführen ist oder nicht, kennt die gesellschaftliche Organisationsform als Regel überhaupt keine Haftung Dritter für Rechtsbrüche, die ein einzelner Mensch begangen hat, sondern dieser haftet allein. Er haftet auch nicht für jeden von seiner Person objektiv ausgehenden Eingriff in die Rechtssphäre einer anderen Person, sondern er haftet nur dann, wenn ihn ein Verschulden trifft, d. h. wenn die Handlung auf ihn als bewußtes Individuum zurückzuführen ist. Der individuelle Mensch kann sich sodann selbst Verpflichtungen unterwerfen, namentlich durch Verträge. Seine Verfügung über sich selbst bindet ihn anderen gegenüber. Auch hier liegt wieder ein scharfer Gegensatz gegen die übrigen Organisationsformen. Bei ihnen sind die Verpflichtungen des individuellen Menschen sozusagen Legalobligationen; sie resultiren ohne weiteres aus seiner Stellung als Mitglied sozialer Verbände, in welche er hineingesetzt wird, ohne Rücksicht darauf, ob er will oder nicht (Grundriß I, 428). Ein anderes, sehr wichtiges Moment, das im Laufe der Entwickelung eine völlige Umgestaltung erfahren hat, ist die Familie; diese, früher als Hausgenossenschaft die Grundlage geradezu der ganzen sozialen Organisation und noch jetzt in China und Japan

von eminenter sozialer Bedeutung, ist für uns lediglich eine biologische Erscheinung ohne weitreichende politische Geltung und ohne größere Solidarität, als sie eben die natürliche Ordnung der Dinge mit sich bringt. Kaum ein Schatten erinnert noch in diesem, die individuelle Freiheit der einzelnen Glieder möglichst entfesselnden Gebilde an die straffe Zucht und Gliederung der alten Hausgenossenschaften, die für den Bestand der Geschlechter geradezu unentbehrlich waren. Ebenso scharfe Gegensätze zeigen die ehelichen Verhältnisse; während bei manchen primitiven Völkerschaften die Ehen so flüchtig und formlos eingegangen werden, daß die betreffenden Ehegatten auch dementsprechend einfach wieder voneinander laufen, sind sie andererseits wieder unlösbar, schon deshalb, weil, wo der Brautkauf herrscht, die Frau das unveräußerliche Besitzthum des Mannes geworden ist. Ebenso variirt die Zahl der Frauen, sowohl de jure, als de facto: Eine wirkliche Zwangsmonogamie ist im ganzen ein Ergebniß höherer Kultur, so daß es als Ausnahme zu betrachten ist, wenn z. B. die ziemlich rohen Otomaken Columbiens monogam sind, während die meisten Indianer jener Gegend polygam leben. Nächst den geschlechtlichen Beziehungen bilden die Verwandtschaftsverhältnisse eine sehr wesentliche Grundlage der sozialen Organisation, namentlich für die primitive Geschlechtsgenossenschaft. Man unterscheidet hier zwei große einander scharf gegenüberstehende Systeme, das deskriptive, welches in einer Anordnung der Generationen bis zu einem gemeinsamen weiblichen oder männlichen Stammparens besteht, und das klassifikatorische, das die betreffenden Individuen in bestimmte Klassen einrangirt ohne jede Rücksicht auf die Gradesnähe der einzelnen Glieder.[9] Diese letztere Gruppirung, höchstwahrscheinlich die ältere und bedeutsamerweise auf die loseren Verhältnisse der Gruppenehen zurückgreifend, findet sich am schärfsten in Hawaii und zwar folgendermaßen ausgeprägt: Von den fünf

Klaſſen iſt die erſte die der Großeltern, die zweite der Eltern, die dritte der Geſchwiſter, die vierte der Kinder, die fünfte der Enkel. Zur dritten Klaſſe gehöre ich mit meinen Geſchwiſtern, Vettern und Couſinen, zur zweiten meine Eltern und deren Geſchwiſter, Vettern und Couſinen, zur erſten meine Großeltern mit deren Geſchwiſtern ꝛc. Die vierte Klaſſe umfaßt meine Kinder und deren Vettern und Couſinen, die fünfte meine Enkel ꝛc. Alle Mitglieder einer Klaſſe ſind für einander Geſchwiſter, wobei nur ein Unterſchied des Alters fixirt wird, ſo daß es keine beſonderen Bezeichnungen für Oheim, Tante, Nichte, Neffe, Vetter und Couſine giebt. Vielmehr nennt der Onkel den Neffen Sohn, der Neffe die Tante Mutter (vergl. Poſt, Grundriß I, 68). Daß ſich in dem wirklichen Völkerleben auch vielfache Zwiſchen- und Uebergangsſtufen beider Formen finden, wird nicht überraſchen. Endlich iſt es für die Geſchlechtsgenoſſenſchaften und auch noch zum Theil für die ſpäteren ſozialen Organiſationsformen von ausſchlaggebender Bedeutung, ob Mutter- oder Vaterverwandtſchaft herrſcht, oder ob gar, wie bei uns, die gemeinſchaftliche Abſtammung von dem Elternpaar entſcheidet. Auch hier ſpielt beachtenswertherweiſe die ethnographiſche Eigenart der Völker gar keine Rolle — Reſte der Mutterverwandtſchaft finden ſich mehr oder weniger ausgeprägt ſogar bei allen Völkern der Erde —, andererſeits läßt ſich öfter der Uebergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht nachweiſen, ſo daß (auch unter Berückſichtigung anderer Gründe) der Schluß nahe liegt, daß jenes die ältere Bildung iſt. Unſer Forſcher ſchildert ſie folgendermaßen: „Die Mutterfamilie ſetzt ſich zuſammen aus den Geſchwiſtern, welche von einer gemeinſamen Mutter ſtammen. Das Haupt dieſer Familie iſt gewöhnlich der älteſte Bruder; dieſer gilt als Vater der Kinder ſeiner Schweſtern, während die Kinder ſeiner Brüder in die Familien fallen, denen die Frau angehört, welche ſie heirathen. Der

Vater ist daher bei dieser Art der Familie niemals seinen leiblichen Kindern Vater, sondern stets den Kindern seiner Schwester, deren Väter wieder nicht diesen Väter sind, sondern den Kindern ihrer Schwestern. Die Kinder gehören allemal in die Familie ihrer Mutter, nicht in die ihres Vaters. Ein Vater in dem Sinne, in welchem wir dies Wort gebrauchen, ist also bei dieser Art der Familie überhaupt nicht vorhanden, sondern er wird ersetzt durch ein anderweitiges Familienoberhaupt, für welches unsere Sprache kein Wort besitzt. Die Menangkabauschen Malaien auf Sumatra, bei denen die Mutterfamilie in der eben beschriebenen Gestalt noch heutzutage besteht, nennen ihn mamaq." (Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts, S. 43.) Die Wirkungen dieser Anschauung sind sehr vielseitig und einschneidend; wie die Kinder, je nach dem herrschenden System, in die Familie der Mutter oder des Mannes fallen, so erhalten sie auch entsprechend dieser Norm ihren Namen. Ferner vererbt sich Rang, Würde und Stand, ja sogar Freiheit oder Unfreiheit der Kinder nach dem maßgebenden Verwandtschaftssystem. Dasselbe gilt natürlich für das Vermögen, für mundschaftliche Kompetenzen, für die Bestimmungen der Blutrache und gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit ꝛc. Auch hier fehlen nicht die vermittelnden Uebergänge, es ist aber sehr bezeichnend, daß noch nie der Fall nachgewiesen ist, daß sich aus der Vater- die Mutterfamilie entwickelt hätte, während der umgekehrte Fall den normalen Verlauf darstellt. Es kommt freilich auch vor, daß sich die (höchstwahrscheinlich) ältere Mutterfamilie unmittelbar in die uns bekannte Form der Elternfamilie, dieser unzweifelhaft jüngsten Verwandtschaftsform, umbildet. Welch' ungemeine Bedeutung aber für frühere Zeiten die Blutsverwandtschaft besessen haben muß, ist schließlich aus den mannigfachen Nachbildungen des natürlichen Blutbandes zu ersehen. Die Aufnahme in einen Schutzverband, die förmliche Adoption (wo

auch wohl in unmittelbarer Naturnachahmung Blutvermischung stattfindet), die so weit verbreitete Wahlbrüderschaft (die sogar zu einem Ehehinderniß werden kann und nicht selten zu Güter- und Frauengemeinschaft führt, — auch hier ist Bluttrinken an der Tagesordnung —), die Pflegeverwandschaft, wo die Kinder eine Zeit lang aus dem elterlichen Hause entfernt und von fremden Personen auferzogen werden, die bekannte Milchverwandtschaft (wieder eine Nachahmung der eigentlichen leiblichen Verwandtschaft) u. a., alle diese mehr oder minder künstlichen Nachbildungen sind beherrscht von dem Grundgedanken, die Solidarität der Organisation, zunächst der Familie und Hausgenossenschaft, thunlichst zu stärken und zu festigen."

An den Schluß unserer Betrachtung gelangt, können wir uns der Verpflichtung nicht wohl entziehen, wenigstens in großen Umrissen die hervorragende Wichtigkeit, welche die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis für die Philosophie unseres Erachtens besitzt, zu beleuchten. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie wenig es einer vorurtheilsfreien Forschung möglich ist, aus einer aprioriſchen Idee des Guten und Rechten rein deduktiv den thatsächlichen Entwickelungsgang unserer rechtlichen und sittlichen Vorstellungen abzuleiten. Vielmehr sehen wir den Maßstab anscheinend völlig unberechenbar und launenhaft schwanken, re vera entscheidet jedesmal die soziale Organisationsstufe selbst nach ihrem spezifischen Typus. Diese Relativität des sittlichen Urtheils wird erst sehr allmählich verdrängt und macht, zugleich bei eingetretener intellektueller Reife und Erkenntniß, einer größeren Stabilität und Objektivität Platz. Das Ideal liegt eben nicht hinter uns, im wallenden Nebelmeer prähistorischer Zeiten, sondern vor uns; es entsteht erst aus unendlich vielen (theilweise mißglückten) Versuchen und Ansätzen als naturnothwendige Auslese des Besten und Edelsten, an dem alle selbstlosen Charaktere und großen Geister ihren

vollberechtigten Antheil beſitzen. Dieſem induktiven Aufbau der Ethik, wie er aber für die Philoſophie auch nicht zu entbehren iſt, kann erſt eine vergleichende ethnologiſche Darſtellung in erforderlicher Weiſe Rechnung tragen, ohne ſich in der Beſtimmung der einzelnen Begriffe, namentlich des ſittlichen Guten, irgendwie die Hände zu binden. Noch weittragender iſt womöglich die erkenntniß-theoretiſche Perſpektive, welche ſich hier aufdrängt. Iſt es wiſſenſchaftlich unſtatthaft, das großartige Getriebe des Völkerlebens mit den organiſchen Schöpfungen der Religion, Mythologie, Recht, Sitte, Kunſt ꝛc. auf der Baſis individueller Pſychologie, als ſubjektive Leiſtungen einzelner Menſchen zu erklären, ſo können wir auch nicht mehr unſer eigenes ſeeliſches Leben ausſchließlich nur unter dem Brennpunkte unſeres Ichs oder Bewußtſeins auffaſſen. Wir werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Nothwendigkeit dahin gedrängt, wie es ja auch ſchon die experimentelle Pſychologie angeregt hat, der Entſtehung unſeres Bewußtſeins nachzuſpüren und dies nicht als einen von Anfang an ſchon fertigen Faktor, ſondern umgekehrt als den Schlußpunkt einer langen Entwickelungskette anzuſehen. In dieſem Sinne ſchreibt Poſt: „Dasjenige, was wir unſer Bewußtſein nennen, iſt jedenfalls nur ein verſchwindend kleiner Theil des ſeeliſchen Geſamtlebens, welches in uns wirkſam iſt. Wie ein leichtes Lichtgewölk ſchwimmt es über einem unergründlichen Ocean; fortwährend ſteigen aus den Tiefen unſerer Seele allerhand Bilder herauf, aber nur wenige gewinnen ſo ſcharfe Konturen, daß ſie uns bewußt werden. Weitaus der größte Theil unſeres Seelenlebens wird uns überall nicht bewußt; weitaus der größte Theil des Seelenlebens, welches überall uns bewußt wird, wird uns nur als fertiges Reſultat unbewußter ſeeliſcher Prozeſſe bewußt, nicht im Prozeſſe ſeiner Entſtehung. Ganz unbewußt bleiben uns die ſeeliſchen Thätigkeiten, welche dem Kernpunkte unſeres Weſens

am nächsten liegen, die Thätigkeiten, welche uns einerseits ein Ich und andererseits eine Welt erzeugen. In dem Augenblicke, wo das Kind zum ersten Male sich seiner bewußt wird, sind Ich und Welt bereits vorhanden: ihre Entstehung ist identisch mit dem Akte des Bewußtwerdens. Unbewußte Lebensthätigkeiten haben sie zusammengebaut, bis sie als fertige Bildungen jenen radikalen Gegensatz erzeugen, durch welchen der Mensch sich selber und einer Welt bewußt wird. Ganz unbewußt bleiben uns auch die seelischen Thätigkeiten, welche der Welt den Schleier des Sinnlichen und dem Ich den Schleier des Seelischen umhängen. Unsere Welt ist nach allen uns an ihr zugänglichen Seiten durchaus ein Produkt unbewußt in uns wirksamer Seelenthäigkeiten. Licht, Wärme, Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Druck, Gewicht, selbst Raum und Zeit kommen nicht der Welt an sich zu, sondern sie sind Erzeugnisse seelischer Thätigkeiten, welche den psychologischen Thätigkeiten unserer Sinnes- und Centralorgane korrespondiren, und ein in uns erzeugtes Weltbild nach außen verlegen. (Einleitung in das Studium der ethnolog. Jurisprudenz, S. 11.) Dieser breite sozialpsychologische Standpunkt wird nun, wie wir schon früher ausführten, durch die moderne Völkerkunde nach allen Seiten bestätigt; überall zeigt sich uns eine organische Entwickelung geistigen Lebens in streng gesetzmäßiger Folge, wo von keiner bewußten, überlegten Absicht die Rede sein kann. Gerade deshalb sind diese konkreten Niederschläge des geistigen Schaffens, wie sie uns auf Schritt und Tritt im Völkerleben, ganz besonders aber in den Rechtsanschauungen entgegentreten, ein äußerst reichhaltiges Material, um daraus Rückschlüsse auf unsere Seele selbst ziehen zu können. Was eine direkte psychologische Beobachtung niemals zu ermitteln im stande wäre, wird uns auf diesem Umwege zugängig, und zwar unter Verwendung völlig sicherer, kritisch geprüfter Thatsachen. Denn, wie Post schreibt, was

wir durch Hineinſchauen in unſere Seele ergründen können, iſt bald erſchöpft; unendlich aber dehnt ſich das Erkenntnißgebiet aus, wenn man neben der inneren Selbſtbeobachtung die Beobachtung mittelſt der Sinne zur Erkenntniß der menſchlichen Seele heranzieht, mit anderen Worten, wenn man aus den Erſcheinungen des unbewußten Seelenlebens in der Welt unſerer Sinne Rückſchlüſſe auf die in uns wirkſamen unbewußten Seelenthätigkeiten macht. Dazu bietet ſich nun die ganze Sinnenwelt dar; denn unſere Sinnenwelt iſt nicht die Welt an ſich, ſondern lediglich ein menſchliches, durch menſchliche Seelenthätigkeiten erzeugtes Weltbild. Wir können alſo einen großen Theil unſeres unbewußten Seelenlebens aus ihr ableſen und auf dieſem Wege uns dem Kernpunkt unſeres Weſens unendlich mehr annähern, als dies bei introſpektivem Beobachten der eigenen Seelenthätigkeiten möglich iſt. Auf dieſem Wege gelangt man, anſtatt zu der bisherigen Pſychologie, welche das Weſen des Menſchen aus ſeinem Ich zu erſchließen ſuchte, zu einer Pſychologie, welche dasſelbe aus dem menſchlichen Weltbilde zu erſchließen verſuchen wird. Es tritt alſo an die Stelle des menſchlichen Ich der Welt und Ich ſchaffende Menſchengeiſt, wie er uns in unſerer Sinnen- und Seelenwelt gegenwärtig wird, jener Atman, welcher im Metaphyſiſchen mit dem Allgeiſte Brahman identiſch wird." (Einleitung, S. 14.)

Dieſer Ausblick wird unfraglich Manchem recht kühn und zweifelhaft erſcheinen, und wir leugnen nicht, daß zur Zeit das Material der Ethnologie nach der pſychologiſchen und erkenntniß-theoretiſchen Seite noch viel zu wenig durchgearbeitet iſt, um ſchon beſtimmte Erwartungen gerade nach dieſer Richtung hin mit begründetem Recht hegen zu können. Eins aber iſt gewiß: die bloße formale, dialektiſche Begriffszergliederung, wie ſie uns ſchon von der griechiſchen Philoſophie überliefert iſt, verſchafft uns keine nachhaltige ſachliche Aufklärung über unſer

geistiges Leben; es ist wahrhaftig kein Zufall, daß erst die naturwissenschaftliche Richtung und insbesondere die experimentelle Psychologie (auch Ribots pathologische Untersuchungen gehören in diesen Rahmen) uns wenigstens die richtige Fassung der uralten Probleme, an deren Lösung Jahrtausende sich vergeblich abgemüht, ermöglicht hat. Dadurch ist schon ein bedeutsamer Schritt zu einer gründlichen Beseitigung ererbter Irrthümer geschehen, und das ist für eine neue Weltanschauung, um deren wissenschaftliche Gründung es sich hier in der That handelt, schon außerordentlich viel. Wie aber auch immer sich dieser Prozeß vollziehen mag, die unausweichliche Richtschnur jeder auf ethnologischem Fundament sich aufbauenden Forschung ist die strengste Objektivität und kritische Nüchternheit, der endgültige Verzicht auf alle persönlichen Gefühle und Empfindungen, mit denen das Gemüth so gern die wissenschaftliche Arbeit durchkreuzt. Wie schon Spencer in seiner Einleitung in das Studium der Sociologie der individuellen Wertschätzung, um nicht zu sagen Ueberhebung, den Krieg erklärt hat, so hat es sich auch unser Gewährsmann angelegen sein lassen, diesem verhängnißvollen Einfluß nach Kräften entgegenzutreten. Die landläufigen ethischen und ästhetischen Urtheile, meist aus dem engsten Kulturkreise, ja aus bestimmten Geschmacksrichtungen entstanden, tragen für ein schärferes Auge diesen Stempel subjektiver Beschränktheit an der Stirn; auch die wissenschaftliche Aesthetik leidet, beiläufig bemerkt, gar sehr an diesem prinzipiellen Gebrechen. In der Völkerkunde handelt es sich in erster Linie lediglich um die Echtheit und Genauigkeit irgend einer Beobachtung, die uns überliefert ist, also um authentisches, kritisch geprüftes Material, um daraus eventuell weitere Schlüsse zu ziehen; ganz nebensächlich ist dagegen der Umstand, ob diese betreffenden Thatsachen mit unseren zeitigen Anschauungen und Gefühlen übereinstimmen oder nicht. Die individuelle Wertschätzung, erklärt

Post, ist ein ganz schwankender Faktor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert oder seine Hexen und Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer im stande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif. — Zu denjenigen Männern, welche in erster Reihe diese kritische Selbstenthaltung geübt und eine neue, vielversprechende Weltanschauung mit haben begründen helfen, gehört in erster Reihe Post, dessen Andenken in der Wissenschaft sobald nicht untergehen wird.

Anmerkungen.

[1] Post, obwohl lebenslang ein Mann von echt liberaler Gesinnung in Religion und Politik, hat sich doch stets von dem eigentlichen Parteitreiben ängstlich ferngehalten; er vermochte darin auch wenig Originales zu erblicken, was psychologischer Zergliederung werth gewesen sei, sondern wesentlich künstliche Produkte ohne rechten sozialen Zusammenhang.

[2] Dahin wären noch etwa die überaus werthvollen Ermittelungen der Holländer in Indonesien und der Amerikaner, besonders der berühmten Smithsonian Institution in Washington, bei den Indianern zu rechnen.

[3] Eine Fülle von sozialen Erscheinungen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, erzwingt aber dies Hinausgreifen über den bekannten chronologisch-historischen Rahmen; die Kouvade, der Brauch, unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen zu verloben, die für unser Gefühl so seltsame Verwandtschaft nach ausschließlich mütterlicher Seite, manche eigenthümliche Strafarten, die auf gewissen Entwickelungsstufen überall wiederkehren, spotten jeder historischen Ableitung und werden nur im Lichte einer sozialpsychologischen Auffassung, wie sie für die moderne Völkerkunde maßgebend ist, verständlich. Wie sehr sich diese Gleichförmigkeit selbst auf das gewöhnliche Leben erstreckt, z. B. auf die Kinderspiele u. dergl., hat sehr instruktiv R. Andree entwickelt (vergl. Ethnographische Parallelen und Vergleiche, N. F., Leipzig 1889, besonders S. 86 ff.),

[4] Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß natürlich das individuelle Rechtsbewußtsein als letzte wirksame Quelle dieses ganzen Prozesses betrachtet werden muß; nur bedarf es außerdem dann einer sorgfältigen Analyse, um die Entstehung desselben, soweit das eben möglich ist, empirisch zurückzuverfolgen (die Kreise des häuslichen, des Schul- und des öffentlichen Lebens kommen hier wesentlich in Betracht). Ehe diese Zergliederung aber nicht vorgenommen und damit wieder die Wechselwirkung des Einzelnen mit einem sozialen Medium klargestellt ist, hilft es nichts, sondern schadet nur, an die Spitze der ganzen Erörterung das individuelle Rechtsbewußtsein als selbständigen Faktor, der weiter keiner Ableitung bedürfe, zu stellen. Ganz besonders verhängnißvoll ist es, wenn man sich dies Bewußtsein im Besitz gewisser allgemeiner Vernunftideen denkt, wie es die eigentliche Rechtsphilosophie thut; denn so gelangen wir sofort statt auf den verläßlichen Boden der Thatsachen in das Nebelmeer der trügerischen Metaphysik.

[5] Man möge sich an diesen hochfliegenden Ausdruck nicht stoßen; es versteht sich von selbst, wie früher schon bemerkt, daß derselbe, streng genommen und auf ein lückenloses Detail bezogen, nicht zutrifft: es handelt sich vielmehr in der Hauptsache um die ausschlaggebenden Grundnormen der sozialen Entwickelung, wie sie durch die vergleichende ethnologische Jurisprudenz freilich allem Zweifel entrückt sind.

[6] Andere Beispiele bei Post, Ursprung des Rechts, S. 17 ff. Noch mals sei aber ausdrücklich bemerkt, daß bei aller Relativität des Inhaltes eine gewisse formale Funktion als ursprünglich und nicht erst durch die Erfahrung entstanden angenommen werden muß; nur ist das Gefühl zunächst völlig inhaltsleer, da es erst sich durch die sozialen Kriterien und Normen, die jenseits aller subjektiven Willkür liegen, überall entwickeln kann.

[7] Vergl. z. B. Post, Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz, S. 28 ff., und Aufgaben der allgemeinen Rechtswissenschaft, S. 28 ff.

[8] Soviel ist freilich mit Bestimmtheit zu ersehen, daß in diesen primitiven Verbänden eine gewisse Lockerkeit der ehelichen Bande herrscht: insbesondere tritt das bei den sog. Gruppenehen hervor, d. h. losen geschlechtlichen Verhältnissen unter Mitgliedern desselben Stammes, wobei die individuelle Ehe nicht selten als etwas Naturwidriges oder mindestens als ein Verstoß gegen die ursprüngliche sexuelle Ungebundenheit erscheint. Kommt es doch selbst vor, daß da, wo schon monogynische oder polygynische Eheformen existiren, allen Stammesgenossen daneben der Umgang mit der verheiratheten Frau freisteht (vergl. Post, Grundriß I, 42 ff.).

[9] Was die Vertheilung dieser Systeme auf die einzelnen Völkerschaften anlangt, so herrscht die deskriptive Verwandtschaftsbestimmung im ganzen Gebiet der arischen, semitischen, mongolisch-tatarischen und ostasiatischen Völker und vorzugsweise auch im semitisch-hamitischen Gebiete, endlich bei den Negern und Hottentotten. Das klassifikatorische System herrscht ganz allgemein bei den Indianern, den Oceaniern und den nichtarischen Stämmen Indiens (vergl. Post, Grundriß I, S. 67).

Die rechtswissenschaftlichen Schriften von Post, soweit sie auf dem Material der Völkerkunde erwachsen sind, sind folgende: 1. Einleitung in eine Naturwissenschaft des Rechts, Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, 1872. 2. Die Geschlechtsgemeinschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe, ebd. 1875. 3. Der Ursprung des Rechts, ebd. 1876. 4. Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens, ebd. 1878. 5. Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend ethnologischer Basis, 2 Bände, ebd. 1880/81. 6. Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwickelungsgeschichte, ebd. 1884. 7. Einleitung in das Studium der

ethnologischen Jurisprudenz, ebd. 1886. 8. Afrikanische Jurisprudenz. 2 Theile in 1 Band, ebd. 1887. 9. Studium zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts, ebd. 1889. 10. Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft, ebd. 1891. 11. Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, 2 Bände, ebd. 1894/95. Außerdem existiren noch manche monographische Untersuchungen über einzelne wichtige soziale Erscheinungen (Hausgenossenschaften und Gruppenehen, Gottesurtheil und Eid, Zaubereiprozesse und Gottesurtheile in Afrika, das Vaterthum u. s. w.), verstreut in die Fachzeitschriften, Ausland, Globus, Urquell, Deutsche geographische Blätter, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft. Ueberblickt man das Ganze, so zeigt sich neben der unerläßlichen Materialsammlung die höchst erfreuliche Tendenz, große, leitende Gedanken für die Entwickelung der Menschheit, resp. die Gesetze des sozialen Daseins möglichst klar aus dem Gewirre der Erscheinungen herauszuheben. Nur wenn beides, Induktion und Deduktion, Hand in Hand gehen, kann die Wissenschaft gedeihen.

In den „Zeit- und Streitfragen" ist erschienen:

Ueber Rechts- und Staatswissenschaft.

(40 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 30 Mark.)

	M.
Aschrott, Das Universitätsstudium und insbesondere die Ausbildung der Juristen in England (N. F. 13)	1.—
v. Bar, Das Deutsche Reichsgericht. (60)	1.40
Baron, Angriffe auf das Erbrecht. (85)	1.—
Baumgarten, Der Kampf um das Reichcivilstandsgesetz in der deutschen protestantischen Kirche. (75)	1.20
Decken, von der, Das bestimmte Recht. (N. F. 37)	1.20
Eck, Die neue deutsche Civilprozeß-Ordnung. (26)	1.—
Francke, Die Nachfolge in Braunschweig als Frage des Rechtes. (207)	1.40
Fuld, Der Realismus und das Strafrecht. (N. F. 16)	—.80
— Das rückfällige Verbrecherthum. (220)	—.80
— Internationale Fabrikgesetzgebung. (N. F. 64)	1.—
— Die Verstattlichung des Grund und Bodens. (N. F. 95)	—.80
Gareis, Der Sklavenhandel, das Völkerrecht und das deutsche Recht. (208)	1.—
Geyer, Ueber die den unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung. (169)	1.—
Grueber, Das römische Recht als Theil des Rechtsunterrichts an den englischen Universitäten. (N. F. 48)	1.20
Hartmann, Der jugendliche Verbrecher im Strafhause. (N. F. (99)	1.40
Hergenhahn, Das Antragsrecht im deutschen Strafrecht. (105)	1.—
Herzog, Das Referendum in der Schweiz. (217)	1.—
v. Holtzendorff, J. C. Bluntschli und seine Verdienste um die Staatswissenschaften. Mit dem Bildniß Bluntschlis (161)	1.50
Kayser, Der Zeugnißzwang im Strafverfahren in geschichtlicher Entwickelung. (117)	1.—
Lammers, Bekämpfung der Trunksucht. (149)	—.80
Mumm, Die Gefängnißstrafe und die bedingte Verurtheilung im modernen Strafrecht. (N. F. 87) 2. Auflage	1.—
v. Oesfeld, Zur Frage der Regentschaft bei eintretender Herrschaftsunfähigkeit des regierenden Monarchen nach deutsch. Verfassungsrecht. (N. F. 29)	1.—
v. Orelli, Der internationale Schutz des Urheberrechtes. (N. F. 17/18)	1.60
Osenbrüggen, Eine Metamorphose im deutschen Strafrecht. (102)	—.80
Ostermeyer, Strafgesetz und Moral. (N. F. 12)	1.20
Pfizer, Recht und Willkür im deutschen Strafprozeß. (N. F. 41/42)	2.—
— Was erwartet Deutschland von dem bürgerlichen Gesetzbuch? (N. F. 55)	1.—
— Ehe, Staat Kirche. (N. F. 72)	1.—
— Die Berufung in Strafsachen (N. F. 90)	1.—
v. Scheel, Eigenthum und Erbrecht. (96)	—.80
Schröder, Das ehrliche Güterrecht Deutschlands in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. (59)	1.—
Seefeld, Zur Verbreitung der Rechtskenntniß. (N. F. 71)	—.80
Seydel, Ueber Budgetrecht. (N. F. 62)	—.80
Stammler, Das Römische Recht in Deutschland. (138)	1.40
Thümmel, Der gerichtliche Zweikampf und das heutige Duell. (N. F. 20)	1.—
— Sittenlehre und Strafrecht. (N. F. 59)	1.—
Weiß, Die Wirkung der Gleichheitsidee und der Lehre vom Vertragsstaat auf das moderne Staatsleben. (N. F. 8)	1.—
Zachariae, Das moderne Schöffengericht. (12)	1.20

A. H. Post

und

die vergleichende Rechtswissenschaft.

Von

Th. Achelis

in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 173

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 253.

Ueber die Bedeutung der Grimmschen Märchen für unser Volksthum.

Von

Dr. Ernst Siecke,
Professor am Lessing-Gymnasium in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Märchen und Sagen
der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier.

Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Geheftet Mk. 5.—

— Werthvoller Beitrag zur Volkskunde der Armenier.
(Deutsche Geographische Blätter. 1892. 4.)

Das schöne Werk wird sicher bei allen Volksforschern liebevolle Aufnahme finden. (Bukowinaer Rundschau. 7. 2. 1892.)

Das Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft.
(Central-Organ f. d. Inter. d. Realschulw.)

W.'s Werk ist von größtem Interesse für die vergleichende Märchen- und Sagenforschung. (Liter. Centralblatt. 1892. Nr. 38.)

Nicht nur der Sagenforscher wird die Sammlung schätzen; jedem Freunde naturwüchsigen Volksthums sei sie dringend empfohlen.
(Der Bär. 1892. 26.)

Mit vollem Recht kann der Verfasser von seinem Buche hoffen, daß es zum Aufbau einer Geschichte der Menschheit einen Stein beitragen möge. (Zeitschr. der Ges. für Erdkunde 1892.)

W. ist zweifellos der fleißigste Forscher auf dem Gebiete der ungarländischen Volkskunde. (Korrespondenzblatt Hermannstadt. 1893. Nr. 6.)

Ueber die
Bedeutung der Grimmschen Märchen
für unser Volksthum.

Rede,
gehalten in der Ortsgruppe Berlin des Alldeutschen Verbandes
am 15. März 1895.

Von

Dr. Ernst Siecke,
Professor am Lessing-Gymnasium in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

VIII. 175a

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Als ich es übernahm, so gut als ich könnte, vor Ihnen einen Vortrag über die Bedeutung der Grimmschen Märchen zu halten, hier im Alldeutschen Verbande, der ja kein Vergnügungs- oder Bildungsverein ist, sondern den ausgesprochenen Zweck verfolgt, an der Kräftigung des deutschen Volksbewußtseins zu arbeiten und zu bewirken, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei allen Stammesgenossen nicht nur im neuen deutschen Reich, sondern auch bei den außerhalb desselben wohnenden, rege erhalten bleibe, — da war ich mir wohl bewußt, daß ich mit meinem Vortrage den Zwecken dieses Verbandes dienen wollte, daß ich mir ein Werk zur Besprechung ausgesucht hatte, welches eine verbindende Kraft hat, welches in der That einen Kitt bildet und noch weiter zu bilden geeignet ist, um die getrennten Glieder unserer Volksgemeinschaft geistig zusammenzuhalten.

Wer hätte sie nicht in sein Herz geschlossen, diese lieblichen Genossen unserer erwachenden Kindheit, diese so herzlieb gezeichneten Gestalten des Sneewitchens, des Dornröschens, Rotkäppchens, Aschenputtels u. s. w., deren Reden so herzerquickend einfach, deren Thaten und Schicksale allerdings oft um so wunderbarer sind? Wessen jugendliches Gemüth wäre nicht von Haß erglüht gegen die böse Hexe, die mörderische Stiefmutter, und hätte sich nicht erleichtert gefühlt, wenn die glühenden Eisenschuhe gebracht wurden, in denen sie sich zu Tode

tanzen mußte? Wer fühlte sich nicht heimisch in dieser prächtigen Märchenwelt, in der Verwandlungen in Raben, Schwäne, Bären, Frösche u. s. w. als die natürlichsten Dinge erscheinen, in der die Könige und Königinnen mit goldenen Kronen auf dem Haupte umherlaufen und die lieben guten Königskinder, wenn der unheimliche Zauber gelöst ist, sofort getraut werden, um, wenn sie nicht gestorben sind, heute noch zu leben?

Ja, unser Volk besitzt in diesen Märchen einen Schatz, der in frühestem Lebensalter von Allen mit Begeisterung erfaßt und für das Leben fest und unauslöschlich eingeprägt bleibt, der die Einbildungskraft Aller mit denselben Bildern erfüllt, so daß sich Hoch- und Niedrigstehende, Gebildete und Ungebildete, Greise und Kinder hier in gleichen Anschauungen und Empfindungen begegnen.

Von wie vielen Schriftdenkmälern unserer Sprache läßt sich ein Gleiches rühmen? Abgesehen von den biblischen Erzählungen, bei denen leider schon Glaubensgegensätze und Meinungsverschiedenheiten grundsätzlicher Art einsetzen, auch der fremde Ursprung theilweise störend wirkt, mag es höchstens von einer Anzahl unserer besten Volkslieder unbestritten gelten, daß sie, soweit die deutsche Zunge klingt, von Allen gekannt, von Allen geliebt, von Allen mit Begeisterung gesungen werden. Weiter, glaube ich, läßt sich kaum etwas anführen. Aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege gewiß nichts. Von der mittelalterlichen Heldensage, wie sie in den Nibelungen großartige Gestalt gewonnen hat, — was weiß die breite Masse des Volkes heute davon? Nichts, — und sie wird auch hinfort nichts davon wissen.

Die Zeit gleich nach dem dreißigjährigen Kriege war zu öde und arm an großen dichterischen Geistern, um dauernde Werke für die Mit- und Nachwelt zu schaffen, außerdem war der durch die Glaubenstrennung geschaffene Riß zu tief, um ein freudiges Zusammenklingen der Geister so bald erhoffen zu lassen.

Mit dem Auftreten unserer großen Dichter im vorigen Jahrhundert schien das allerdings besser werden zu wollen; an den Werken Lessings, Goethes, Schillers u. A. richtete sich unser Volk auf, und lang Getrennte fanden sich wieder in gemeinsamem Empfinden und gemeinsamer Bewunderung. Doch verhehlen wir es uns nicht: abgesehen von einer geringen Anzahl von Liedern, vielleicht noch einigen Fabeln von Lessing u. A., ist von den gesamten Geisteswerken des vorigen Jahrhunderts in die unteren Volksschichten nur recht wenig gedrungen; zwar mögen wir uns freuen, daß so mancher Schillersche und Goethesche Vers als geflügeltes Wort sich überall Eingang verschafft hat; trotzdem müssen wir bekennen: nicht viel von ihren Werken ist so volksthümlich geworden, daß es geistiges Eigenthum der Menge genannt werden kann. Das lag in dem ganzen Wesen jener aus dem Sturm und Drang hervorgegangenen Zeit tief begründet, sowie in der scharf ausgeprägten Eigenartigkeit jener großen Männer, die ihren Gedanken erst durch Kampf Geltung verschaffen mußten, und welche im ganzen die Mitwelt mehr zu den Höhen ihrer Weltanschauung emporblicken ließen, als daß sie geneigt gewesen wären, sich zu Herolden der in den breiten Massen des Volkes lebenden Gedanken und Gefühle zu machen. Goethe wäre dazu am meisten berufen gewesen; leider hat er sich in manchen Werken, die ihrem Inhalt nach Volksbücher hätten werden können — ich denke an die unaussprechlich schöne Dichtung Hermann und Dorothea, auch an Reineke Fuchs — in der Form so merkwürdig vergriffen, daß sie nie volksthümlich werden können. Doch ich will nicht mäkeln, auch die Sonne hat ihre Flecken. Unser Volk verdankt jenen Männern Unendliches, nie genug zu Würdigendes. Goethe und Schiller gehören zu Denen, die am allermeisten zur Wiederaufrichtung des zerstückelten und zerrissenen Deutschlands beigetragen, und nie wird die Dankbarkeit gegen sie in unsern Herzen verlöschen; indem

ihre Werke von allen gebildeten Deutschen aufgenommen werden, werden sie immer ein festes Einigungsband unseres Volkes bilden, obwohl — ich darf es leider nicht verschweigen — neuerdings nicht zu übersehende Versuche gemacht werden, sie einem Theile unseres Volkes verdächtig zu machen und zu verleiden.

Doch ich kehre zu den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen zurück. Sie sind das älteste noch nicht erstorbene Geisteswerk unseres Volkes, aus dem Volke hervorgegangen, in ihm lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich sage ja keinem von Ihnen, verehrte Anwesende, damit etwas Neues, daß diese Märchen nicht etwa von den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm erfunden, frei aus ihrem Geiste geschöpft oder auch nur von ihnen eigenthümlich geformt worden sind. Sie sind vielmehr unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpft und ihm abgelauscht worden, das Verdienst der Brüder Grimm besteht gerade darin, daß sie sich aller eigenen Zuthaten möglichst enthalten haben.

Es sprudelt im Volke, in unserem sowohl wie in den stammverwandten, eine reiche Quelle oder, besser gesagt, es strömt ein breiter Fluß lebendiger Märchendichtung, herkommend aus dem verborgenen Gestein grauer Vorzeit, in vielfach gewundenem und verzweigtem Laufe fließend, oft unterirdisch scheinbar verschwindend, dort wieder zu Tage tretend, zuweilen arg getrübt und verunreinigt, oft aber krystallhell aus der Tiefe hervorspringend. Unser ganzes Volksthum netzt er mit seinem Wasser, bald reichlicher, bald spärlicher fließend, abgelegene Wald- und Gebirgsgegenden und verborgene Dorfgemeinden bevorzugend, sich scheu zurückziehend und geradezu versiegend vor den Thoren großer Städte, in denen Verfeinerung und Ueberbildung im Verein mit Dünkel und Hochmuth wohnen. Die gewaltige Fülle dieses Stromes läßt sich gar nicht in wenigen Becken

faſſen, und es iſt deshalb ſelbſtverſtändlich, daß auch das Sammelbecken, welches in den Grimmſchen Kinder- und Hausmärchen vorliegt, nur einen Theil, ja nur einen kleinen Theil der großen Märchenmenge umfaßt, welche im deutſchen Volke lebt.

Aber einmal ſind diejenigen Märchen darin aufgenommen, die zu den verbreitetſten in deutſchen Landen gehörten, ſodann hat inſofern ein günſtiger Stern über ihnen gewaltet, als bei ihrem Erſcheinen die Neigung der gebildeten Klaſſen — es war dies wieder mit ein Verdienſt der Brüder Grimm — ſich mehr und mehr der Beobachtung und dem Verſtändniß des Volkstümlichen zuwandte, ſo daß ſie gleich bei ihrem Erſcheinen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen und dann immer weitere Verbreitung fanden. Das vorige Jahrhundert hatte im ganzen wenig Neigung und Verſtändniß für das Volksmäßig-einfache, für ſchlichte Volksdichtung. Bekannt iſt ja, daß Friedrich der Große Virgil über Homer ſtellte, ſowie ſein wegwerfendes Urtheil über die Nibelungen. Es entſprang dies der franzöſirenden Richtung und dem Bildungshochmuth des vorigen Jahrhunderts, der Ueberſchätzung des Platt-verſtändigen, des Regelmäßigen und Glatten und der Verachtung des geſchichtlich Gewordenen, des Volksthümlichen mit ſeiner einfachen Kindlichkeit und Naturwüchſigkeit. Es bedurfte erſt der deutſchen Geiſtes-helden des vorigen Jahrhunderts, eines Leſſing, Herder und Goethe, dann des Einfluſſes der ſprachvergleichenden Wiſſenſchaft und der von den Brüdern Grimm neubelebten germaniſtiſchen Studien, um dieſe Herrſchaft der franzöſiſchen Bildung zu brechen und unſeren Blick hinzulenken auf die im Verborgenen ſprudelnde Quelle der Volkspoeſie, auf die urſprünglichen Aeußerungen des Volksgeiſtes, auf das einfach und tief Empfundene, von dem allein wahre Dichtung ausgeht. Aus der Tiefe der Ueberzeugung heraus, daß im Volksthümlichen

ſtarke (wenn auch nicht die einzigen) Wurzeln unſerer Bildung ruhen, machten ſich Jakob und Wilhelm Grimm daran, aus dem Munde des Volkes Märchen und Erzählungen zu ſammeln. Die wundervolle Vorrede vom Jahre 1819 giebt darüber Auskunft. „Geſammelt haben wir" — heißt es da — „an dieſen Märchen ſeit etwa 13 Jahren." Es folgt die Angabe, daß viele aus Heſſen ſtammen, daß manche in einer beſtimmten Mundart, ſo wie ſie vernommen worden ſind, aufgezeichnet worden ſind. Eine gute Zahl ſind aus dem Munde einer Bäuerin geſchöpft, aus dem bei Kaſſel gelegenen Dorfe Nieder-Zwehrn.

„Die Frau Viehmännin" — heißt es (S. VII) — „war noch rüſtig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Geſichtszüge hatten etwas Feſtes, Verſtändiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte ſie hell und ſcharf. Sie bewahrte die alten Sagen feſt im Gedächtniß und ſagte wohl ſelbſt, daß dieſe Gabe nicht Jedem verliehen ſei und Mancher gar nichts im Zuſammenhange behalten könne. Dabei erzählte ſie bedächtig, ſicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erſt ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langſam, ſo daß man ihr mit einiger Uebung nachſchreiben konnte. Manches iſt auf dieſe Weiſe wörtlich beibehalten und wird in ſeiner Wahrheit nicht zu verkennen ſein. Wer an leichte Verfälſchung der Ueberlieferung, Nachläſſigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müſſen, wie genau ſie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; ſie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und beſſerte ein Verſehen, ſobald ſie es bemerkte, mitten in der Rede gleich ſelber. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte iſt bei Menſchen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fort-

fahren, ſtärker als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es, ſo vielfach bewährt, eine gewiſſe eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit, zu der anderes, das äußerlich viel glänzender erſcheinen kann, nicht ſo leicht gelangt. Der epiſche Grund der Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abſtufungen verbreiteten Grün, das ſättigt und ſänftigt, ohne je zu ermüden."

„Was die Weiſe betrifft, in der wir hier geſammelt haben, ſo iſt es uns zuerſt auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugefügt, keinen Umſtand und Zug der Sage ſelbſt verſchönt, ſondern ihren Inhalt ſo wiedergegeben, wie wir ihn empfangen hatten." (VIII.)

Mit Recht erklären ſich die Herausgeber gegen Bearbeitungen, welche mit dem Stoff willkürlich verfahren und ihn umgeſtalten. „Jede Bearbeitung dieſer Sagen, welche ihre Einfachheit, Unſchuld und prunkloſe Reinheit wegnimmt, reißt ſie aus dem Kreiſe, welchem ſie angehören, und wo ſie ohne Ueberdruß immer wieder begehrt werden."

Für die feſte Durchführung des als richtig erkannten wiſſenſchaftlichen Grundſatzes, für die treue Enthaltſamkeit dem überlieferten Stoff gegenüber iſt den Brüdern Grimm das deutſche Volk zu großem Danke verpflichtet, um ſo mehr, als unſer Volk erſt zur Anerkennung dieſes Grundſatzes erzogen, als ihm das Verſtändniß für den Werth der Volksüberlieferung erſt erſchloſſen werden mußte. Freudige Anerkennung folgte bald überall; es entſtanden viele ähnliche Sammlungen, beſonders ſolche, welche die Sagen und Märchen einzelner deutſcher Landſchaften zuſammenfaßten. Ich nenne nur:

Märkiſche Sagen und Märchen, herausgegeben von Adalb. Kuhn. (Berlin 1843.)

Norddeutſche Sagen, herausgegeben von Adalb. Kuhn und W. Schwartz. (Leipzig 1848.)

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Zingerle. (Innsbruck 1852—54.)

Dann Sammlungen von österreichischen, schwäbischen, elsässischen, schleswigschen Märchen u. s. w. in großer Menge.

„Wie einsam" — sagt Wilh. Grimm (III, S. 360) — „stand unsere Sammlung, als sie zuerst hervortrat, und welche reiche Saat ist seitdem aufgegangen. Man lächelte damals nachsichtig über die Behauptung, daß hier Gedanken und Anschauungen enthalten seien, deren Anfänge in die Dunkelheit des Alterthums zurückgingen; jetzt findet sie kaum noch Widerspruch. Man sucht nach diesen Märchen mit Anerkennung ihres wissenschaftlichen Werthes und mit Scheu, an ihrem Inhalt zu ändern, während man sie früher für nichts als gehaltlose Spiele der Phantasie hielt, die sich jede Behandlung müßten gefallen lassen."

Wenn ich trotz der großen Menge von Märchensammlungen einen Vortrag nur über die Grimmschen angekündigt habe, so ist das der Kürze wegen geschehen; ich will die anderen keineswegs grundsätzlich ausgeschlossen wissen; doch werde ich ja nur einige wenige Märchen genauer besprechen können, und das werden allerdings solche sein, die in der Grimmschen Sammlung stehen.

Die große Bedeutung unserer Volksmärchen besteht nun — um damit gleich zu beginnen — darin, daß sie der letzte noch nicht erstorbene Rest der Religion unserer Vorfahren sind; ihre Entstehung geht in das „blinde Heidenthum", wie der Dichter sagt, zurück, in eine Zeit, die von uns nicht bloß Jahrhunderte, sondern mindestens zwei Jahrtausende abliegt. Wir finden in ihnen Vorstellungen, die viel älter sind als die Heereszüge Karls des Großen zur gewaltsamen Bekehrung der Sachsen, viel älter, als das Erscheinen christlicher Sendboten in unserer Heimath; ja manche scheinen in eine vorgermanische Zeit zurückzugehen, denn sie sind den ältesten ver-

wandten Völkern unſeres Sprachſtammes gemeinſam. Wenn auch von vielen Märchen angenommen werden muß, daß ſie von einem Volk zum andern gewandert ſind, ſo zeigen doch wieder andere eine ſo frühe Entwickelungsſtufe des religiöſen Mythus, daß wir ihr Alter ſogar als vorhomeriſch ſchätzen dürfen. Dieſe Märchen ſiud der letzte noch nicht verhallte Nachklang des Heidenthums, man hat ſie daher mit Recht „unſere deutſche Edda“ genannt. Wir haben in ihnen etwas wirklich urwüchſiges, nicht aus der Fremde hergekommenes, echt deutſches Gut, welches gerade noch in den Kreiſen der Ungebildeten geſchätzt wird, ſo daß wir nur daran feſtzuhalten brauchen, um ein ſchönes Band des Verſtändniſſes um die durch ſo vielfache Gegenſätze zerklüfteten Glieder unſeres Volkes zu ſchlingen.

Allerdings gilt, was ich vom Alter unſerer Märchen geſagt habe, nur von einem Theil derſelben. Ein guter Theil iſt ſpätere Weiterbildung, unbewußte Fortſetzung des Stoffes, Nachbildung älterer Erzählungen, Neubildung nach vorhandenen Muſtern; und auch jener ältere Theil iſt nur in Bezug auf den zu Grunde liegenden Mythus alt zu nennen, die Einkleidung zeigt neuere Geſtalt. Nur in dieſer konnten ſie ſich erhalten.

„In allem lebendigen Gefühl für eine Dichtung“ — ſagt Grimm in der Vorrede (X) — „liegt ein poetiſches Bilden und Fortbilden, ohne welches auch eine Ueberlieferung etwas Unfruchtbares und Abgeſtorbenes wäre.“

Die alte Religion unſerer Vorfahren war vernichtet und geächtet, theils aus Ueberzeugung aufgegeben, theils gewaltſam ausgerottet; ſie hatte die alten Opferſtätten verlaſſen und ſich in die Einſamkeit zurückgezogen. Dort erhielt ſich der Glaube an Geiſter, Rieſen und Zwerge. Die alten Götter verſchmolzen zum Theil mit Geſtalten der chriſtlichen Neulehre, theils friſteten ſie im Volksglauben ihr Leben weiter als bloße Könige oder Prinzen oder unſcheinbarere Menſchen, ohne die alten Namen

und ohne heilige Würde. In der kleinen Umgebung erhielten sie kleinlichen, spießbürgerlichen, hausbackenen Charakter, ohne doch ganz und gar das Wunderbare und Uebermenschliche ihres früheren Waltens einzubüßen. Sie stiegen vom Himmel in die Hütten der Armen herab und leben so bis auf den heutigen Tag fort.

Das ist die Geschichte unseres Volksmärchens.

Der Beweis nun für das hohe Alter des Märchenstoffes kann nur durch eine Klarlegung desselben erbracht werden. Dabei wird sich herausstellen, daß Aehnlichkeit und Verschiedenheit vieler Sagengebilde bei Franzosen, Italienern, Walachen, Slaven u. s. w., ja bei Indern und Persern zum Theil darauf zurückzuführen ist, daß diese Völker den überkommenen uralten Stoff selbständig weiter fortbildeten. Besondere Aufmerksamkeit verdienen hierbei die mehr oder minder großen Abweichungen, die oft eine andere Auffassung des alten Mythenstoffes darstellen.

Welches war nun die alte Urreligion, deren Trümmer, wie ich behaupte, in unsern Märchen erkennbar sind?

Ihr Kern war eine einfache, ohne alle wissenschaftlichen Kenntnisse, sowie ohne innere Uebereinstimmung (ohne Systematik) ausgesprochene Auffassung der uns umgebenden, in die Sinne fallenden Naturwunder.

Die Welt, in der wir wohnen, wird einerseits von dem unendlichen Meer begrenzt, andererseits endigt sie in einem ungeheuren Walde. Sonne und Mond steigen aus dem Meere auf und tauchen wieder in dasselbe hinab, oder sie ziehen auch in den großen Wald hinaus. In letzterem Falle verschwinden sie alsdann in einem gewaltigen Schlunde, den man sich hinter dem Walde dachte; dieser Schlund ist natürlich alsdann nicht mehr finster, sondern strahlt in goldigem Glanze. Die Begriffe Gold und golden sind in alten und echten Märchen nie bedeutungslos oder blaß, sondern stets wörtlich

zu verstehen als passende Bezeichnung des Aussehens der leuchtenden Himmelskörper. Daher wohnen Sonne und Mond in ganz goldenen Palästen, alle Gegenstände in ihrer Nähe sind goldig, ihre Strahlen sind gesponnenes Gold. In mehreren Erzählungen ist auch deutlich, daß mit dem großen Walde der Osten bezeichnet wird, was zum Beweise dienen kann, daß sie in Deutschland entstanden sind. Von Deutschland aus dehnte sich der hercynische Wald unendlich weit nach Osten hin aus. (Vergl. Caesar, Gall. Krieg 6, 25.)

Ueber der Erde nun wölbt sich der blaue Himmel, den man sich als eine Glocke aus festem Stoff dachte, sei es aus Erz, wie dies die Vorstellung der Griechen war, sei es aus Glas; der blaue Glasberg,[1] der mehrfach in unsern Märchen erscheint, ist ausnahmslos als das blaue, durchsichtige Himmelsgewölbe aufzufassen. Hier befinden sich die Burgen oder Schlösser von Sonne und Mond, von Flammen umgeben, feurig oder goldig.

Neben dieser Auffassung steht eine andere, wonach das Weltgebäude ein Riesenbaum ist, an dessen Zweigen Sonne, Mond und Sterne als goldne Früchte hangen.

Schon aus dem eben Gesagten erhellt, eine wie wichtige Rolle Sonne und Mond spielten. Diese Rolle kann gar nicht bedeutend genug gedacht werden. Sie sind geradezu die Hauptpersonen in den Märchen. Sonne und Mond sind die mächtigsten Wesen, die unser Dasein beherrschen. Ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme würden Menschen, Thiere und Pflanzen elendiglich verkommen, überhaupt gar nicht da sein. Der Mond zudem ist ein gar zu wunderbarer Geselle mit seinem Zunehmen, seiner Glanzfülle, seinem Dahinschwinden und Wiederaufleben. Was verursacht dies alles? So mußte man sich fragen. Und wozu die ewige Bewegung dieser Himmelskörper? Ohne Rast und Ruh scheinen sie sich am Himmel zu jagen.

Was treibt sie? Was führt sie zusammen? Was trennt sie? Weshalb machen sie sich so viel Mühe und Beschwerde? Diese Fragen konnte der einfache Naturmensch sich nicht genügend beantworten.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben" —

und doch machte man immer erneute Versuche dazu. Jeder übte seine Verstandeskraft an der Lösung des großen Räthsels.

Die Meisten nahmen ohne weiteres an, daß beide Himmelskörper belebte, denkende und bewußt handelnde Wesen seien. Sie erschienen wegen ihres Einflusses auf die Menschheit als mächtige Herrscher, als ein Königspaar. Hier muß ich nun bemerken, daß man sich in der Urzeit die Sonne am häufigsten als einen Mann, den Mond dagegen als eine Frau gedacht hat, also umgekehrt, als unsere Muttersprache jetzt das Verhältniß auffaßt. Man denke an Helios und Selene, an Sol und Luna. Doch waren diese Auffassungen nirgends so fest, daß nicht daneben auch die umgekehrte friedlich bestanden hätte.[2]

Faßte man die Sonne als Mann auf, so war er natürlich ein Gott, unsterblich, Sohn des Meeres oder des Himmels, ein König und Held. Daneben ist er ein rüstiger Wanderer, er muß mindestens Siebenmeilenstiefeln haben. Oder er reitet auf einem pfeilschnellen Wunderrosse. Er ist ganz goldig, aber man sieht nur den Kopf. Ob er am Ende gar nichts weiter ist, als ein Kopf? Dann ist der von einem Körper abgeschnitten worden. Dieser Kopf ist von einem Haarkranz von unglaublicher Länge umrahmt. Das goldene Haar reicht vom Himmel bis zur Erde.

Nach anderer Auffassung sind die Sonnenstrahlen Pfeile (stràl heißt Pfeil), also ist der Sonnengott der beste Pfeilschütze; er verfehlt nie sein Ziel, er ist ein Kampfesheld, aber auch ein Jäger in dem großen Walde, in den er tagtäglich hinauszieht.

Anderen muß die Menschenähnlichkeit dieses himmlischen Wesens zweifelhaft gewesen sein. Sie sagten: es ist ein goldenes Roß, das täglich über den blauen Glasberg galoppirt; andere: es ist ein goldener Adler oder Geier oder Falke oder sonst ein Wundervogel, der täglich durch den Himmelsraum fliegt; noch andere: es ist ein goldenes Rad, ein feuriger Stein, nämlich ein runder Mühlstein, der über den Glasberg gewälzt wird; u. s. w.

Offenbar besteht, so dachte man weiter, ein bestimmtes Verhältniß zwischen der Sonne und dem Monde. Sie sind von gleicher Natur, von ähnlicher Beschaffenheit. Für alle die vorher aufgeführten Auffassungen der Sonne finden sich als Seitenstücke die entsprechenden Bezeichnungen für den Mond. Faßte man jene als Mann, als Gott, so war dieser eine Frau, eine Göttin. Die Sonne ist das stärkere Lichtwesen, der Mond das schwächere. Sie gehören beide zusammen an den Himmel, sind dessen gebietende Herrscher. Sind sie Bruder und Schwester? Mann und Frau? Vater und Tochter? Hier glaubte man dies, dort jenes, „und oft kam gar das eine zu dem andern". Dies ist der Grund mancher sonderbarer und scheinbar anstößiger Verhältnisse in den Sagen. Ausgemacht ist nun und über jeden Zweifel erhaben, daher geradezu endlos wiederholt, daß die Mondgöttin das schönste Weib ist, welches in der weiten Welt zu finden ist. Es ist dies ihr anerkannter Ruhmestitel.

Wie der Sonnengott mächtigen Einfluß auf alle Geschöpfe hat, so auch Luna, namentlich auf die Frauen. Es ist hierbei ganz gleichgültig, ob es wissenschaftlich richtig sei oder nicht, daß der Mond auf monatliche Zustände der Frauen Einfluß ausübe; worauf es allein ankommt, ist, daß der Glaube an einen derartigen Einfluß im Volke weit verbreitet war und noch ist. Deshalb war denn — und dies sei besonders hervorgehoben —

Was treibt sie? Was führt sie zusammen? Was trennt sie? Weshalb machen sie sich so viel Mühe und Beschwerde? Diese Fragen konnte der einfache Naturmensch sich nicht genügend beantworten.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben" —

und doch machte man immer erneute Versuche dazu. Jeder übte seine Verstandeskraft an der Lösung des großen Räthsels.

Die Meisten nahmen ohne weiteres an, daß beide Himmelskörper belebte, denkende und bewußt handelnde Wesen seien. Sie erschienen wegen ihres Einflusses auf die Menschheit als mächtige Herrscher, als ein Königspaar. Hier muß ich nun bemerken, daß man sich in der Urzeit die Sonne am häufigsten als einen Mann, den Mond dagegen als eine Frau gedacht hat, also umgekehrt, als unsere Muttersprache jetzt das Verhältniß auffaßt. Man denke an Helios und Selene, an Sol und Luna. Doch waren diese Auffassungen nirgends so fest, daß nicht daneben auch die umgekehrte friedlich bestanden hätte.[2]

Faßte man die Sonne als Mann auf, so war er natürlich ein Gott, unsterblich, Sohn des Meeres oder des Himmels, ein König und Held. Daneben ist er ein rüstiger Wanderer, er muß mindestens Siebenmeilenstiefeln haben. Oder er reitet auf einem pfeilschnellen Wunderrosse. Er ist ganz goldig, aber man sieht nur den Kopf. Ob er am Ende gar nichts weiter ist, als ein Kopf? Dann ist der von einem Körper abgeschnitten worden. Dieser Kopf ist von einem Haarkranz von unglaublicher Länge umrahmt. Das goldene Haar reicht vom Himmel bis zur Erde.

Nach anderer Auffassung sind die Sonnenstrahlen Pfeile (stràl heißt Pfeil), also ist der Sonnengott der beste Pfeilschütze; er verfehlt nie sein Ziel, er ist ein Kampfesheld, aber auch ein Jäger in dem großen Walde, in den er tagtäglich hinauszieht.

Anderen muß die Menschenähnlichkeit dieses himmlischen Wesens zweifelhaft gewesen sein. Sie sagten: es ist ein goldenes Roß, das täglich über den blauen Glasberg galoppirt; andere: es ist ein goldener Adler oder Geier oder Falke oder sonst ein Wundervogel, der täglich durch den Himmelsraum fliegt; noch andere: es ist ein goldenes Rad, ein feuriger Stein, nämlich ein runder Mühlstein, der über den Glasberg gewälzt wird; u. s. w.

Offenbar besteht, so dachte man weiter, ein bestimmtes Verhältniß zwischen der Sonne und dem Monde. Sie sind von gleicher Natur, von ähnlicher Beschaffenheit. Für alle die vorher aufgeführten Auffassungen der Sonne finden sich als Seitenstücke die entsprechenden Bezeichnungen für den Mond. Faßte man jene als Mann, als Gott, so war dieser eine Frau, eine Göttin. Die Sonne ist das stärkere Lichtwesen, der Mond das schwächere. Sie gehören beide zusammen an den Himmel, sind dessen gebietende Herrscher. Sind sie Bruder und Schwester? Mann und Frau? Vater und Tochter? Hier glaubte man dies, dort jenes, „und oft kam gar das eine zu dem andern". Dies ist der Grund mancher sonderbarer und scheinbar anstößiger Verhältnisse in den Sagen. Ausgemacht ist nun und über jeden Zweifel erhaben, daher geradezu endlos wiederholt, daß die Mondgöttin das schönste Weib ist, welches in der weiten Welt zu finden ist. Es ist dies ihr anerkannter Ruhmestitel.

Wie der Sonnengott mächtigen Einfluß auf alle Geschöpfe hat, so auch Luna, namentlich auf die Frauen. Es ist hierbei ganz gleichgültig, ob es wissenschaftlich richtig sei oder nicht, daß der Mond auf monatliche Zustände der Frauen Einfluß ausübe; worauf es allein ankommt, ist, daß der Glaube an einen derartigen Einfluß im Volke weit verbreitet war und noch ist. Deshalb war denn — und dies sei besonders hervorgehoben —

Luna-Lucina seit der ältesten Zeit durchaus Geburtsgöttin; die kleinen Kinder stehen in ihrer besonderen Obhut. Ebenso die Hauswirthschaft und die häuslichen Verrichtungen der Frauen. Sie ist ja ihrer Natur nach eine Spinnerin; sie spinnt Gold und goldenen Flachs oder webt; ihr Gewebe trennt sie selbst immer wieder auf.

Wie seltsam sind nun aber die Schicksale dieser Göttin, dieser strahlenden Abendschönheit? In etwas mehr als viermal sieben oder dreimal neun Tagen (die Zahlen sieben und neun spielen deshalb in allen Mondsagen eine große Rolle) sehen wir sie geboren werden, wachsen, der Sonne folgen, dann zurückweichen, von der Sonne verfolgt schwindsüchtig vergehen und in dem Augenblicke sterben, in welchem die Sonne sie erreicht.

Gleich nach der Geburt erscheint sie als zartes, schlankes Mägdlein in Sichelgestalt am Abendhimmel, schnell folgt sie dem Sonnengott in den tiefen Abgrund hinten am Weststrand der Welt. Sie muß ihm wohl recht gut sein. Inwieweit sich freilich das Nachlaufen mit der weiblichen Schüchternheit und Zurückhaltung verträgt, ist eine Sache für sich; sie erscheint als etwas mannstoll. Aber täglich entfernt sie sich weiter von ihm, was für ihn jedenfalls schmerzlich ist, zumal da sie alle Tage zusehends schöner wird. Zweimal sieben Tage nach ihrer Geburt (nach anderem Zählungsanfange schon nach sieben Tagen) ist sie entwickelt und hat herrliche, volle Wangen, ihr schönster Schmuck sind ihre langen goldenen Haare, welche bis zur Erde reichen und in die, wie in einen Mantel gehüllt, sie durch Wiesen und Felder dahinschreitet. Daß der Sonnengott von sehnsüchtiger Liebe zu diesem ihm allein in der Welt ebenbürtigen Wesen erfüllt wird, erscheint als selbstverständlich. Er macht dann auch augenscheinlich Anstalten, sie zu erwerben. Er eilt zu ihr gleich nach dem Vollmonde, wo sie ihm gegenüber

strahlt und als seine herrliche, aber von ihm weit getrennte Braut erscheint. Sie bleibt jedoch aus Sprödigkeit nicht stehen, und er kann sie nicht so leicht einholen. Vielleicht ist ihre Sprödigkeit nicht ganz ernst gemeint, denn in der That kommt er näher und näher. Aber was geschieht inzwischen mit ihr? Je näher er kommt, desto abscheulicher wird sie; ihre goldenen Haare werden ihr allmählich abgeschnitten, ihr strahlender Glanz nimmt ab, statt der Königin der Schönheit ist sie nach etwa neun Tagen eine Mohrin, eine schwarze Hexe, und wenn der Sonnenbräutigam sie endlich erhält, sieht er sich schmählich betrogen. Er glaubt, daß ihm eine andere, die häßliche Stiefschwester seiner richtigen Braut, aufgehalst sei. Zum Glück gewinnt die rechte Braut nachher ihre Schönheit wieder und wird gegen die schwarze und häßliche Stiefschwester eingetauscht.

So die eine Auffassung. Daneben gehen fast unzählig andere. Zunächst wird in manchen der Tod als wirklich eingetreten stärker betont; im Augenblicke des Todes giebt die Mondgöttin einer Tochter, dem neuen Monde das Leben, die dann wieder als das schönste Weib in der Welt heranwächst.

Jene himmlische Liebestragödie nun ist in unglaublich vielen Sagen behandelt. Ich habe dies in einer Schrift nachzuweisen versucht:

„Die Liebesgeschichte des Himmels." (Straßburg-Trübner 1892.)

In den meisten hierher gehörigen Märchen wird auch ein Grund für den unbegreiflichen, frühen und schmerzlichen Tod der Sonnenbraut angegeben. Gewöhnlich ist dieser der Neid der bösen Stiefmutter, unter der man sich die als Einheit gedachte Summe der früher dahingegangenen Monde, d. h. also die alte, unveränderliche und unsterbliche Gattin des Sonnengottes zu denken hat, welche sich von der neuen Lichtgöttin, der jedesmal jüngsten Geliebten des Sonnengottes überstrahlt sieht

und aus Eifersucht, Bosheit und Haß deren frühen Tod durch Vergiftung oder Verzauberung herbeiführt. Bei den Griechen tritt uns dieser Zug als die bekannte Eifersucht der Hera entgegen.

Daneben wird der Tod der Mondgöttin auch als ein Verschlungenwerden durch ein Unthier, gewöhnlich einen Wolf, das Sinnbild der Finsterniß, (vergl. Rothkäppchen und das Märchen von den sieben Geislein), oder als Versinken in todähnlichen Schlaf (vergl. Dornröschen) bezeichnet.

Nach anderer Auffassung handelt es sich bei dem Hinschwinden des Mondes um eine Verwandlung, und hier ist die Zahl der Bilder fast eine unendliche. Als besonders wichtig hebe ich zunächst die in einen Vogel hervor. Wie die Sonne als goldener Adler, Geier, Falke, Sperber u. s. w. gefaßt wurde, der durch den Himmelsraum fliegt, so der Mond besonders häufig als Schwan oder goldene Gans oder auch als schneeweiße Ente, und zwar ist es gerade die Mondsichel, welche diesen Vergleich erleichterte. Die Verwandlung erfolgt, ehe sich die Mondgöttin mit dem Sonnenbräutigam vereint.

Wenn statt des Schwanes oder der schneeweißen Ente ein schwarzer Rabe genannt wird, so soll damit der ganz schwarz gewordene Mond bezeichnet werden. Nebenbei sei darauf aufmerksam gemacht, daß Odhins beide Raben, Hughin und Munin, welche täglich ausfliegen und ihm am Abend Nachricht bringen, auch nur Bilder für Sonne und Mond sind. Nach der Verwandlung der Mondgöttin findet dann regelmäßig eine Zurückverwandlung, eine Lösung des unheimlichen Zaubers statt; dies nennt das Märchen die Erlösung.

Daneben sind aber Verwandlungen in eine Kuh, in einen Hirsch mit goldenem Geweih, in ein Reh, in einen Drachen häufig erwähnt. Statt der Verwandlung in den Drachen tritt

als Nebenform die Rede (der Mythos) auf, daß die Mondjungfrau in einen Thurm oder in ein verzaubertes Schloß gesperrt wird, welches der Drache bewacht, bis der Sonnenheld die Jungfrau erlöst, den Thurm sprengt, den Drachen tödtet. Außerdem hebe ich noch folgende Bilder hervor: Die Mondverfinsterung wird als Einpacken in einen Kasten, einen Sarg, eine Nuß, als Einhüllen in ein schwarzes Gewand bezeichnet; die Monderneuerung als ein Hervorholen aus dem Behältniß, oder Abziehen des schwarzen Gewandes, unter dem das goldene oder silberne Kleid hervorkommt. Auch als Abziehen einer glänzenden Haut wird die Mondverfinsterung nicht selten bezeichnet. Der Mond ist ja auch nach anderer Auffassung ein Thier, welches von dem Sonnengotte gejagt und getödtet wird.

Doch genug mit dieser Aufzählung, die ich noch gar sehr vermehren könnte. Soviel ist sicher, daß die ersten Erzähler dieser Mythen, die ersten Former dieser Bilder nicht im mindesten an der Wahrheit dessen, was sie erzählten, gezweifelt haben; sie sagten in bestem Glauben die reine Wahrheit, ohne Absicht einer Allegorie, und wenn wir nur das rechte Verständniß haben, müssen wir ihnen bezeugen, daß ihre Erzählungen wahr sind; die Nacherzähler zweifelten dann ebensowenig an der Wahrheitsliebe ihrer Vorgänger.

Daraus erklärt sich die Treue und die wunderbare Zähigkeit der Ueberlieferung.

Wenn meine soeben gegebene kurze Darstellung der indogermanischen Urreligion richtig war, so muß sie einen Maßstab für das Alter und die Echtheit der Märchen, vor allem ein Hülfsmittel zum Verständniß vieler (aller, wäre zu viel verlangt) abgeben.

Ich fordere Sie auf, falls Sie die Sache Ihrer Erwägung

werth finden sollten, dieses oder jenes Märchen darauf hin sich anzusehen; z. B. das von der weißen und der schwarzen Braut (Nr. 135), welches ich in meiner vorher genannten Schrift genauer besprochen habe; oder die Märchen „Frau Holle" (24), und „Die Gänsemagd" (89); dann die eine Verwandlung enthaltenden Schwanensagen, „Die zwölf Brüder" (9), „Die sieben Raben" (25), „Brüderchen und Schwesterchen" (11), um nur diese zu nennen. Auch das Märchen vom Machandelboom (47) und „Der goldene Vogel" (57) bieten höchst bedeutsame Züge, allerdings mehrfach in etwas krauser Zusammenstellung.

Gestatten Sie mir den Anfang des Märchens „Allerleirauh" (65) vorzulesen; ich bin überzeugt, Sie werden darin einen Mythus von geradezu überwältigender Deutlichkeit erkennen.

„Es war einmal ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und sie war so schön, daß sie ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: „Wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht eben so schön ist, als ich bin, und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen. Nachdem es ihr der König versprochen hatte, that sie die Augen zu und starb."

Nach einem Zwischenstücke, in welchem von dem anfänglichen Schmerze des Königs, sodann von der Schwierigkeit, eine Braut zu finden, die an Schönheit der verstorbenen Königin ganz gleich gekommen wäre, die Rede ist, heißt es weiter:

„Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön wie ihre verstorbene Mutter, und hatte auch solch goldne Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und fühlte plötzlich eine heftige Liebe zu ihr."

Er beſchließt, trotz des Einſpruches ſeiner Räthe, die Tochter zu heirathen. Dieſe ſucht ihn zunächſt hinzuhalten, indem ſie ſcheinbar unerfüllbare Bedingungen ſtellt. Sie verlangt drei Kleider, eins ſo golden wie die Sonne, eins ſo ſilbern wie der Mond und eins ſo glänzend wie die Sterne. Der König beſchafft dieſe Kleider. Darauf that die Königstochter die drei Kleider von Sonne, Mond und Sterne in eine Nußſchale, zog einen Mantel von allerlei Rauhwerk (den der König auch hatte machen laſſen) an und machte ſich Geſicht und Hände mit Ruß ſchwarz. Darauf flieht ſie in den Wald (nach Oſten). Ein im Walde jagender fremder König findet das Rauhthierchen; ſie kommt, erſt mißachtet, in die Küche, nachher erſcheint ſie ähnlich wie Aſchenputtel mit ihren ſchönen Kleidern auf dem Hofball, ſchließlich wird ſie als das, was ſie iſt, erkannt. Der König ließ das Rauhthierchen holen. Er „ergriff ſie an der Hand und hielt ſie feſt, und als ſie ſich losmachen und fortſpringen wollte, that ſich der Pelzmantel ein wenig auf, und das Sternenkleid ſchimmerte hervor. Der König faßte den Mantel und riß ihn ab. Da kamen die goldenen Haare hervor, und ſie ſtand da in voller Pracht und konnte ſich nicht länger verbergen. Und als ſie Ruß und Aſche aus ihrem Geſicht gewiſcht hatte, da war ſie ſchöner, als man noch Jemand auf Erden geſehen hatte.“ Darauf iſt natürlich Hochzeit.

Der Mythus iſt nicht minder deutlich in dem, was er verſchweigt, als in dem, was er ſagt. Von dem Vater der Königstochter iſt zuletzt gar keine Rede mehr, weil der fremde, im Wald jagende König von ihm eigentlich nicht verſchieden iſt. Die goldenen Haare ſind ein ganz ſicheres Beſtimmungsmittel, wie z. B. auch in dem Märchen von Rapunzel und in vielen anderen deutſchen, altnordiſchen, italieniſchen, franzöſiſchen, ſelbſt perſiſchen Erzählungen.[3] — Beachtenswerthe Veränderungen

unſeres Märchens bieten die italieniſche Nebenform („Die Bärin“, l'Orza, bei Baſile Nr. 16) und die walachiſchen (bei Schott Nr. 3: „Die Kaiſertochter im Schweineſtall“ und Nr. 4: „Die Kaiſertochter als Gänſehirtin“). In der erſten wird die Königstochter „mit den goldenen Flechten“ in eine Bärin verwandelt, gerade wie die arkadiſche Mondgöttin Kalliſto. In dem letztgenannten wird das Mädchen mit einem hölzernen Mantel, unter dem ſie aber ſchöne Kleider hatte, verſtoßen. Man vergleiche den hölzernen Sarg oder Kaſten, in den die Mondgöttin oft eingepackt wird. Am Hofe eines benachbarten Königs muß ſie die Gänſe hüten. Der Prinz erblickt ſie im Bade, ein hochbedeutſamer Zug für die im Weltmeer ſich badende Göttin; ſo wird Aphrodite von Erymanthos, dem Sohn des Apollo, im Bade erblickt; Artemis von Aktäon; Nanna von Balder; nach der Völſunga-Sage erblickt Ragnar Sigurds, des Fafnirtödters, Tochter Aslög, „als ſie ſich wuſch“; Aslög war „in einer Harfe eingeſchloſſen“ zur häßlichen, alten Grima auf Spangarheide gebracht worden; dort lebte ſie verachtet und das Vieh hütend als Kraka [Krähe], obwohl ſie die ſchönſte aller Jungfrauen war; denn ihr Haar war ſo lang, daß es ringsum die Erde berührte, und ſo ſchön wie Seide. Sigurds Tochter iſt Mondgöttin.

Ich würde gern einige Märchen genauer beſprechen, doch ich will Ihre Zeit und Aufmerkſamkeit nicht mißbrauchen. Nur auf Sneewitchen, dieſes uns vielleicht liebſte Märchen, ſowie auf Dornröschen, deſſen Gleichheit mit der alten Heldenſage von Sigurd und Sigrdrifa oder Brunhild längſt erkannt iſt, geſtatten Sie mir wohl noch einen kurzen Blick zu werfen.

Sneewitchen gehört zu den allerverbreitetſten Märchen in Deutſchland; es findet ſich auch bei Italienern und Walachen; es wird mit verſchiedenen Abweichungen erzählt, die theilweiſe ſehr der Aufmerkſamkeit werth ſind.

Schon der Name der Haupttheldin ist bedeutsam; er kommt so noch in dem Märchen von Schneeweißchen und Rosenroth vor; zu vergleichen ist auch die „schneeweiße" Ente im Märchen, „die weiße und die schwarze Braut", sowie die eddischen Gestalten Svanhvit und Alhvit.

Für die Auffassung des Märchens als eines Mondmythus sprechen nun besonders die verschiedenen vergeblichen Versuche, die gemacht werden, um Sneewitchen zu tödten. Zuerst soll sie der Jäger umbringen, er schiebt aber ein Thier unter, was ganz dem Unterschieben der Hirschkuh an die Stelle der Iphigenia entspricht; dann der vergiftete Kamm, der Schnürriemen, der vergiftete Apfel (in anderen Formen findet sich ein vergifteter Ring, ein vergiftetes Ohrgehänge) — alles das sind sehr bezeichnende Ausdrücke für die Versuche, die Vernichtung der trotzdem noch immer bestehen bleibenden Mondgöttin herbeizuführen. Das treibende Motiv aber ist der Haß der alten Königin, der ganz nothwendig zu der alten Schicksalstragödie vom Tode der strahlenden Mondgöttin gehörte. Ebenso gehört dazu die Flucht des Mädchens in den Wald. Sneewitchen ist im Märchen sieben Jahre alt; man beachte wohl, daß sie gleich darauf von dem Prinzen geheirathet wird; wir können getrost annehmen, daß in dem ursprünglichen Naturmythus nur sieben Tage genannt waren. Die Wohnungen der sieben Zwerge über den sieben Bergen ist Bezeichnung des Waldrandes oder der Unterwelt. In einer Wiener Nebenform kommt Sneewitchen zum Glasberg und hält den Zwergen Haus. (Grimm, III S. 90.) Damit ist der Rand des Himmelsgewölbes gemeint; durch diesen einen Zug wird bewiesen, daß Sneewitchen eine Himmelsgestalt ist.[4] Der Spiegel, welcher der bösen Königin, d. i. der alten Mondgöttin, über ihre eigene und über der jungen Mondgöttin Schönheit Auskunft giebt, ist nach meiner Meinung das Weltmeer. Nach einer Neben-

form (bei Grimm III, S. 89) wird der Spiegel mit den Worten befragt: „Wer ist die schönste in Engelland?“ Ich glaube, damit ist ursprünglich der Himmel gemeint.

Ein herrlicher Zug der Sage ist nun der gläserne Sarg. Der verfinsterte oder gestorbene Mond ist nämlich nicht ganz unsichtbar; er schimmert zuweilen wie aus einer ihn umgebenden Hülle deutlich hervor. In anderen Märchen wird dies als Einpacken in einen Kasten, in einen hölzernen Schrein, in eine Nuß u. s. w. bezeichnet. Im Märchen „Der gläserne Sarg“ (Nr. 163) liegt vermuthlich dieselbe Auffassung vor. Das dort im Glassarge liegende Mädchen hat übrigens lange blonde Haare, die es wie ein Mantel einhüllen; ich habe diesen hochbedeutsamen Zug vorher genugsam besprochen.

In der italienischen Form unseres Märchens (bei Basile, Nr. 18) wird das Mädchen in sieben Krystallkästen eingeschlossen; die Zahl sieben bin ich hier, wie sonst, auf die stattgehabte Berechnung der Zeit zurückzuführen geneigt. In einer walachischen Nebenform wird der Leichnam ohne Sarg an den Zweigen eines Baumes schwebend aufgehängt; ich verstehe darunter den Weltenbaum oder das Himmelsgewölbe.

An dem Königssohn, Sneewitchens Bräutigam, ist besonders sein Erscheinen und der Zeitpunkt desselben bedeutsam. Der Sonnengott kommt aus der Ferne zur todten Mondgöttin (man beachte die Stellung des Neumondes oder die Konjunktion!); alsbald erwacht sie aus dem Todesschlafe, steigt aus dem Sarge oder der Umhüllung heraus und folgt dem Sonnengotte in sein Reich.

Auf die glühenden, von Zwergen geschmiedeten Schuhe, in denen sich die böse Stiefmutter todttanzen muß, versage ich mir einzugehen, obgleich ich einiges zur Erklärung beibringen zu können glaube.

Schon aus dem, was ich gesagt habe, geht, meine ich, mit

unumstößlicher Gewißheit hervor, daß wir in Sneewitchen einen Göttermythus, einen schönen Rest der alten Naturreligion unserer heidnischen Vorfahren, der bis heute lebendig geblieben ist, besitzen, so daß meine Behauptung, es sei mit vielen anderen Märchen dasselbe der Fall, wohl nicht mehr ganz ungläubige Ohren finden dürfte.

In Bezug auf Dornröschen jedenfalls ist der Beweis unschwer zu führen. Auch dieses Märchen ist eine klare Sonnen- und Mondsage, und die von Anderen aufgestellte Deutung, der zufolge der Sinn sein soll: „der Kuß des Frühlings erlöst die in tiefen Winterschlaf versunkene Erde", muß als gänzlich verfehlt bezeichnet werden. Der Sinn der alten, in Deutschland wie bei den Nordgermanen so verbreiteten Heldensage von Sigurd und Brunhilde ist unzweifelhaft der nämliche. „Die Jungfrau, die in dem von einem Dornenwall umgebenen Schloß schläft, bis sie der rechte Königssohn erlöst, vor dem die Dornen weichen, ist die schlafende Brunhild nach der altnordischen Sage, die ein Flammenwall umgiebt, den auch nur Sigurd allein durchdringen kann, der sie aufweckt. Die Spindel, woran sie sich sticht und wovon sie entschläft, ist der Schlafdorn, womit Odhin die Brunhild sticht. . . . Aehnlich ist Sneewitchens Schlaf." (Grimm.)[5] Wenn die letzte Gleichung richtig ist — und sie ist es —, so ist nach der vorher gegebenen Deutung des Sneewitchen-Märchens auch die von Dornröschen gegeben. Doch wir wollen genauer zusehen.

Die älteste Form der so weit verbreiteten Sage ist der Göttermythus von Freyr und Gerdha, den das Eddalied Skirnismâl kennen lehrt; die Deutung habe ich anderenorts[6] gegeben. Freyr ist Sonnengott, Gerdha Mondgöttin.

Was nun Sigurd betrifft, so zeigt seine Abstammung von Odhin, die Reihe seiner Ahnen, sein Aeußeres (verschwenderische Ausstattung mit Gold, — gewaltige Lockenfülle, — Feuer seines

Blickes), seine stehenden Beigaben (das Roß Grani, welches allein durch den Feuerwall, der Brunhilds Burg umgiebt, schreiten kann, — das Schwert Gram), seine mit milder Freundlichkeit gepaarte Heldenkraft, daß er ein Lichtgott ist. In diesem Falle kann nur die Frage bleiben: Ist er Sonnen- oder Mondgott? Sein Drachenkampf und seine sieghafte Allgewalt kennzeichnen ihn als Sonnengott, doch läßt sich nicht leugnen, daß manche Züge (die Tarnkappe und die Fähigkeit, die Gestalt zu tauschen, sein mit des Mondgottes Balder Tod zu vergleichender Untergang) wieder nur für einen Mondgott passen. Gunther ist (als Neumond) sein dunkles Gegenbild.[7] Ob eine Vermischung zweier göttlicher Gestalten stattgefunden, wir also zwei ursprünglich verschiedene Sigurde anzunehmen haben? Dann läge in der Siegfriedsage schon ein recht zusammengesetztes Sagengebilde vor; als Anlaß könnte man sich die allmählich eingetretene Verschiebung oder auch die etwa bei verschiedenen Stämmen mundartlich vorhandene Verschiedenheit der Geschlechtsbezeichnung für die beiden sonst so gleichartigen Lichtwesen Sonne und Mond denken. Bei Brunhild tritt uns dasselbe Schwanken entgegen. Sie erscheint mehrfach als Sigurd wesengleich, als Sonnengöttin. Sie tödtet alle ihre Freier und in Siegfried schließlich ihren eigentlichen Gatten. Das kommt der Sonne zu, denn alle sich ihr nähernden Herren Monde werden vernichtet oder müssen sterben. Daß sie Gunthern bezwingt und an einem Nagel an der Wand aufhängt, ist nur eine andere Fassung desselben Naturvorganges. Mit ihrem eigentlichen, ihr von Rechts wegen zukommenden Bräutigam Sigurd, dem glänzenden Vollmond, kann sie sich nie verbinden, oder erst dann, wenn er die Tarnkappe aufgesetzt hat und dadurch zum Gunther (Neumond) geworden ist. Wo sie dagegen Mondgöttin ist und als Brunhilde, d. h. Kämpferin im (leuchtenden)[8] Brustharnisch (Vollmond), rechtmäßige und eigentliche

Braut des Sonnengottes ist, da hat sie als finsteres Gegenbild die Grîmhilt, d. h. die mit der Maske (vergl. die Tarnkappe) Kämpfende (Neumond), der es allein vergönnt ist, sich mit Siegfried zu verbinden. „Durch ihre Vermählung wird sie, die bisher Brunhild war, Kriemhild.“[9] Beide sind eigentlich dasselbe Wesen, in der Sage aber unterschieden und in einen feindlichen Gegensatz gebracht.

In dem Sagengebilde nun, welches uns im Eddaliede Sigrdrifumâl[10] vorliegt, müssen wir ohne unsicheren Zweifel Sigurd für den Sonnengott halten, Brunhild-Sigrdifa ist ebenso deutlich Mondgöttin, als Neumond schlafend gedacht. Odhin hat sie mit dem Schlafdorn gestochen; der Grund ist, weil von menschlicher Auffassung in den Naturmythus hineingetragen, gleichgültig. Der Drachentödter Sigurd ist hier durchaus = Freyr, der den Beli tödtet und Gerdha befreit.[11] Wir haben unverkennbar einen Monatsmythus, keinen Jahresmythus, wie man gemeint hat, vor uns. Der Bericht lautet: „Sigurd ritt hinauf nach Hindarfjall (d. h. Berg der Hirschkuh; die Hirschkuh wäre Brunhild selbst, der Mond, wie oft, als Hindin gedacht, S. 18)... Auf dem Berge sah er ein helles Licht, als ob Feuer darauf brennte, und der Schein leuchtete zum Himmel empor. Als er näher kam, stand dort eine Schildburg (d. h. ein Zaun aus zusammengesetzten Schilden), und über ihr wehte ein Banner. Sigurd ging in die Schildburg und erblickte darin einen Mann, der in voller Rüstung dalag und schlief. Er nahm ihm zuerst den Helm vom Kopfe; da sah er, daß es ein Weib war. Der Panzer saß so fest, als wäre er ins Fleisch gewachsen; daher schnitt er mit Gram den Panzer durch: von der Kopföffnung bis nach unten und wieder zurück nach den beiden Aermeln. Als er nun die Brünne herunterzog, erwachte das Weib.“

Diejenigen, welche Brunhild für die in den Winterschlaf versunkene Erde erklären und in dem Mythus den Streit des

Sommers und des Winters ausgedrückt finden, mögen zusehen, wie sie damit die Angabe vereinigen wollen, daß der Sonnengott Brunhild „auf dem Berge" trifft, d. h. doch in der Höhe des Himmels. Nach einem bekannten altdänischen Liede reitet der Held den Glasberg[12] hinauf; der Glasberg ist nie etwas anderes, als das blaue Himmelsgewölbe. In himmlischer Höhe also trifft der Sonnengott zur Zeit der Konjunktion die in der Schildburg schlafende Göttin. Die zur Zeit des Neumondes verhüllte Mondgöttin wird regelrecht als in einen Kasten oder Sarg oder in eine Nuß, in eine Burg oder einen Thurm eingeschlossene bezeichnet (vergl. Danae). Nach der Thidrekssage kommt Sigurd zu der verschlossenen Burg, sprengt die Eisenpforten und erschlägt sieben (!) Wächter. Für die Burg der Lichtgöttin, und einzig und allein für eine solche, paßt ungezwungen die Waberlohe oder der Flammenwall, welcher um Brunhilds und um Gerdhas Burg lodert. Es ist dies ein wichtiger und sicher alter und daher zäh festgehaltener Bestandtheil der Sage, obwohl man es verneint hat. (In einem faröischen Liede sitzt Brynhild auf einem goldenen Stuhl in der Weberlohe mitten in ihres Vaters Land.)

Grani, Sigurds Roß, d. h. Sigurd selbst in anderer (Roß-) Gestalt, das Sonnenroß, ist allein im stande, durch den Feuerwall zu reiten. Das Einschnüren in den Panzer erinnert an Sneewitchens Schnürriemen, das Abschneiden des gewissermaßen angewachsenen an das oft in alten Sagen erwähnte Hautabziehen oder an das Abziehen der Rüstung des Cyknus, womit die Verfinsterung des Mondes bezeichnet wird. Das Erwachen nach der Verbindung mit dem Sonnengotte ist ebenfalls dem Naturvorgange entsprechend. In der Anschauung des alten Naturmythus fallen übrigens die Handlungen der Drachentödtung, der Gewinnung des Hortes, der Erwerbung der Jungfrau durchaus zusammen; es sind das nur drei verschiedene

Ausdrücke für denselben Vorgang.[13] Gerade in manchen jüngeren Formen tritt dies recht deutlich hervor. Man vergleiche das Lied vom Hürnen Seyfried, besonders auch ein siebenbürgisches Märchen,[14] „Die Königstochter in der Flammenburg".

Der (Sonnen-) Held erlegt da einen Drachen und gewinnt damit die Königstochter in der Flammenburg. Merkwürdig ist die Hülfe eines wunderbaren Stieres, der am gleichen Tage mit dem Helden geboren ist, vorn an der Stirn einen goldenen Stern hat und sich auf der großen Himmelswiese nährt. Dieser Stier ist offenbar Doppelung des Helden, d. h. Bezeichnung der Sonne. Am Schluß heißt es: „Der Stier nahm den Drachenrumpf auf seine Hörner und schleuderte ihn nach den Wolken, also daß keine Spur mehr von ihm zu sehen war," d. h. er vernichtete den Mond vollständig.

Wie erscheint nun der alte Heldenmythus zu unserem Märchen Dornröschen? Um minder Wichtiges (die Rolle des Frosches, das Bad der Königin) zu übergehen, hebe ich nur die Bedeutsamkeit der vorkommenden Zahlen hervor. Zwölf weise Frauen begaben die Königstochter, das einzige Kind ihrer Eltern, die dreizehnte spricht die Verwünschung aus: „Die Königstochter solle sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen." Ich zweifle nicht, daß hier, wie in anderen Märchen, z. B. in Sneewitchen, statt der Jahre ursprünglich Tage genannt worden sind: Am fünfzehnten Tage nach der Geburt (dem Neumonde) hat die Göttin den Höhepunkt ihres Glückes erreicht, danach stirbt sie oder sinkt allmählich in Schlaf, aus dem sie sich nach Schicksalsbestimmung dereinst wieder erheben wird. Der Mond ist in den ersten Tagen nach seiner Geburt für die gewöhnliche Betrachtung nicht sichtbar, er erscheint erst am dritten Tage; zwölf Tagesgenien beschenken ihn mit Glanz und allem Guten, die dreizehnte weissagt den unentrinnbaren Tod, oder wie das gnädige Geschick den harten Spruch

umwandelt, ſein Verſinken in Schlaf. Wenn in der franzöſiſchen Nebenform bei Perrault (La belle au bois dormant) nur ſieben Feen erſcheinen, ſo liegt da dieſelbe Rechnung, wie im Sneewitchenmärchen, vor, oder es iſt die beliebte Märchenzahl ohne beſtimmte Abſicht eingeſetzt worden, eine Möglichkeit, die übrigens, wie ich nicht verkennen will, auch bei der Zwölfzahl nicht ausgeſchloſſen iſt.

Daß eine Spindel den Anlaß zu Dornröschens todähnlichem Schlafe giebt, muß als ein höchſt alterthümlicher Zug betrachtet werden. Die Rede von Odhins Schlafdorn mag alt ſein, aber nicht älter, als die Einmiſchung Odhins überhaupt, die dem urſprünglichen Mythus wohl fremd war;[15] jedenfalls erſcheint das Schildmädchenamt Brunhildes als jung neben der Spinnthätigkeit der Mondgöttin; denn das iſt ſeit uralter Zeit eine ihr durchaus zukommende Beſchäftigung.[16] Was ſie ſpinnt, iſt eben das goldene Mondlicht; die Mondſcheibe ſelber iſt der Spinnrocken. Beim Spinnen findet ſie nothwendig ihren Tod.

Dieſer ſo bedeutſame Zug, daß die Mondgöttin eine Spinnerin (oder Weberin) iſt, iſt alſo im bürgerlichen Märchen im ganzen treuer bewahrt, als in der ariſtokratiſchen Heldenſage. Jedoch erſcheint ja auch Brunhilde als Weberin: „Sie ſaß in einer Kammer mit ihren Mägden .... Sie bezog ihr Gewebe mit Gold und wirkte darin die großen Thaten, die Sigurd verrichtet hatte, den Mord des Wurmes und die Eroberung des Hortes und den Tod Regins“, heißt es in der Völſungaſage, Kap. 24; in dieſer Darſtellung zeigt ſich, wie mir ſcheint, der Ueberreſt einer Form der Sage, die älter iſt, als die uns ſonſt erhaltene.

In unſeren Märchen nun begegnet die ſpinnende Mondgöttin oft; der (Gold-) Flachs, den ſie ſpinnt, iſt eben das Mondlicht. Aus der Menge will ich nur das Märchen von Frau Holle (Nr. 24) anführen; da ſind die beiden Mädchen,

die in den Brunnen (= Weltmeer) springen und dann in Frau Holles Reich kommen, aus dem sie nach einiger Zeit zurückkehren, nämlich „unsere goldene Jungfrau“ und „unsere schmutzige Jungfrau“ deutlich die — wie gewöhnlich — als zwei Schwestern gedachten Monde (Vollmond — Neumond). Die Schwestern sitzen auf der großen Straße (= Himmel; oder gar = Milchstraße?) am Brunnen (= Meer) und spinnen; hierbei verwunden sie sich, was an Dornröschens Verwundung erinnert.[17]

Das Erwachen der schlafenden Mondgöttin (d. h. das Wiedersichtbarwerden des beim Neumond dunklen und unsichtbaren Mondkörpers) erfolgt nun, sobald der Sonnengott zu ihr gekommen ist; die Konjunktion ist ein coniugium.[18] Diese ältere und richtige Auffassung schimmert sowohl in der Heldensage von Sigurd und Brunhild vielfach durch, als auch ist sie in Nebenformen unseres Märchens erhalten, während die gangbare Form durch Einfügung des Kusses die besondere Zartheit und Züchtigkeit des deutschen Erzählers bekundet. Ich verweise auf die italienische Nebenform bei Basile (Pentam. Nr. 45). Nachdem dort die Königstochter (sie heißt Talia) nach der verhängnißvollen Verwundung durch eine Flachsfaser todt niedergefallen ist, läßt der König die todte Tochter in einem Lustschloß auf einem Sammetsessel unter einen Thronhimmel setzen. Nach einiger Zeit kommt ein König auf der Jagd in die Nähe. Ein Falke entschlüpft ihm von der Faust und fliegt in ein Fenster jenes Schlosses. Der König eilt nach, steigt mit Hülfe einer Winzerleiter in das Schloß, verliebt sich in das schlafende Mädchen, und es erfolgt nun das coniugium, ohne daß sie erwacht. Der König verläßt sie darauf sofort.

Das Voranfliegen des Falken halte ich für einen alten Zug; es ist der bekannte Sonnenfalke, also Doppelung des Königs. Der Mythus hätte auch berichten können: der goldene

Sonnenfalke vereinigt sich mit der schlummernden Jungfrau. In der Völsungasage wird dasselbe von Sigurds Habicht erzählt. Der wilde Falke, von dessen Tod Kriemhilde in den Nibelungen (Gudhrun in der Völsungasage, Kap. 25) träumt, ist ebenso Sigfried selber; in der genannten Stelle der Völsungasage hat der Falke goldene Federn.

Das vorher erwähnte italienische Märchen hat noch einen zweiten Theil, der, streng genommen, ein anderer Mythus ist; er handelt von Talias Kindern, einem Zwillingspaar, der bösen Schwiegermutter u. s. w. Die Kinder heißen — man höre und zweifle nicht länger an der Richtigkeit meiner Gesamtauffassung des Märchens — nun sie heißen: Sonne und Mond! Sole, Luna e Talia ist die Ueberschrift jenes Märchens. Da ich bei meinem Deutungsversuch gar nicht von dieser Form ausgegangen bin, sie überhaupt erst nachträglich kennen gelernt habe, so kann ich mit den Arvalbrüdern dreimal Triumpe rufen. Die Zwillinge Sonne und Mond haben zu Eltern Sonne und Mond, sie haben zu Kindern wieder Sonne und Mond.[19] In der französischen Form bei Perrault heißen die beiden Kinder weniger angemessen Morgenröthe und Tag (Aurore, Jour); immerhin zeigt sich eine Erinnerung an den himmlischen Sinn der Erzählung auch in diesen Namen.

Ich kann mir nicht versagen, noch kurz über ein esthnisches Märchen zu berichten, welches erstaunliche Lichtblicke eröffnet. Es steht bei Kreutzwald als dreizehntes unter der Ueberschrift: „Wie eine Königstochter sieben Jahre geschlafen."

Eines großen Königs Tochter war plötzlich gestorben. Ein zugereister Zauberer erklärt: „Die Jungfrau ist nicht todt, sondern nur müde; laßt sie eine Zeitlang ruhen." Die Königstochter wird darauf in einen Glaskasten gelegt, und der Kasten in ein großes Gemach getragen. Der Zauberer aber läßt sich

vom König alle Glasvorräthe, die in ſeinem Lande ſind und ſonſt herbeigeſchafft werden können, zur Verfügung ſtellen, baut einen mächtigen Ofen und ſchmilzt das Glas zu einem Berge zuſammen, wozu er ſechs Jahre Zeit braucht. Im ſiebenten endlich iſt er fertig; die ſchlafende Königstochter wird in ihrem Glaskaſten auf den Gipfel des Glasberges getragen, und der König läßt überall bekannt machen, daß, wer zu Pferde oder auf eigenen Füßen den Gipfel des Glasberges erklimmen würde, die Tochter zur Gemahlin erhalten würde. (Der auserkorene Mann werde — ſo hatte der Zauberer vorausgeſagt — nach ſieben Jahren und ſieben Tagen kommen und dann die Königstochter erwachen und dem Jüngling einen goldenen Ring geben.)

Nebenher läuft nun eine andere, urſprünglich nicht zu dieſem Mythus gehörende Geſchichte von drei Brüdern, von denen der jüngſte, obwohl einfältig, als gutherzig und liebevoll gegen ſeinen verſtorbenen Vater befunden wird.[20] Dieſem gelingt es, in goldener Rüſtung auf goldenem Roſſe den Glasberg hinaufzureiten; der Deckel des Kaſtens ſpringt auf, die ſchlafende Königstochter richtet ſich empor und giebt dem goldenen Reiter ihren goldenen Ring.

Der Mythus iſt ganz klar. Der Zauberſchlaf, die Siebenzahl (die ſieben Tage ſind das urſprüngliche!), der Glasberg (d. i. das Himmelsgewölbe), der goldene Reiter und das goldene Roß, das Erwachen bei der Vereinigung mit dem vom Schickſal beſtimmten Sonnenbräutigam, das Aufſpringen des Kaſtens, der goldene Ring, alles das ſind durchſichtige und verſtändliche, in wer weiß wie vielen Sagen ſich wiederholende Wendungen für die Schickſale der Mondjungfrau. Die drei zuletzt gebrauchten Wendungen bezeichnen alle das Wiederaufleuchten des vorher dunklen Mondes, auch die vom goldenen Ring; ähnlich giebt Sigurd der Brunhilde

den Ring Andvaranaut zur Morgengabe; es ist das also ein alter Zug.

Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß sowohl Sneewitchen als auch Dornröschen nur Formen der einen, in unendlicher Mannigfaltigkeit wiederholten Mondsage sind, aus der der Riesenbaum des Märchens wie aus einem Samenkorn erwachsen ist; ferner, daß manche eigenthümliche Züge darin sind, die sogar alterthümlicher sind, als die in der alten Heldensage überlieferten.

Die scheinbare Jugend der uns in den Märchen sprudelnden Quelle darf uns also nicht abhalten, sie doch als Quelle für die Erkenntniß des Glaubens unserer Vorfahren gelten zu lassen. Wo ältere Zeugnisse vorliegen, ist es ja selbstverständlich, daß von ihnen auszugehen ist; wo aber solche fehlen, können die Märchen dafür eintreten; sie sind doch nicht durchaus „unselbständige Quellen, welche nur durch Verbindung mit zuverlässigeren Nachrichten bedeutenden Werth erhalten.“ [21]

Als einen ehrwürdigen, alten Besitz, als etwas von dem germanischen oder indogermanischen Geiste Geschaffenes und Urwüchsiges, als einen Bau, dessen Grundmauern Jahrtausende alt sind, an dem freilich auch die Weiterarbeit der folgenden Jahrhunderte sichtbar ist, müssen wir unsere Volksmärchen ansehen, sie zu verstehen suchen, sie lieben und unseren Kindern erzählen, wie das bisher geschehen ist. Nichts ist diesen zum Theil verwitterten Ruinen gegenüber weniger am Platz, als vornehmthuendes oder hochmüthiges Belächeln, als ständen sie auf einer Stufe mit Münchhausiaden. An ihrem Stoffe infolge irgendwelcher vorgefaßten ästhetischen oder ethischen Meinung etwas willkürlich ändern zu wollen, erschiene mir geradezu als Frevel. Wohl aber will ich bereitwillig zugestehen, daß nicht

alle unſerer Volksmärchen für Kinder geeignet ſind; ſie ſind ja auch urſprünglich gar nicht für Kinderſeelen berechnet geweſen. Auch daß manche heidniſche Anſchauung in ihnen ihre bedenkliche Seite hat, will ich gern zugeben; z. B. der Zug, daß die Stiefmutter nothwendig böſe iſt und vor keinem Verbrechen, ſelbſt dem des Mordes, nicht zurückſchreckt. Es war dieſer Zug in dem alten Naturmythus begründet; in ſeiner jetzigen, nicht mehr ohne weiteres verſtändlichen Form mag er viele unſchuldige Kinderherzen geängſtigt, ja das Glück mancher Familie untergraben haben. Trotzdem darf man jenen Naturmythus nicht ändern, wenn man ihn eben nicht zerſtören will. So bleibt denn nur übrig, bei der Mittheilung an Kinder vorſichtig in der Auswahl zu ſein. In ſo vielen iſt ja als Erſatz für etliche altheidniſche und rohe Züge der friſche, reine und herzgewinnende Ton getreten, den dieſe Sagengebilde, nachdem ſie ſich zu den unteren Schichten unſeres Volkes zurückgezogen hatten, gewonnen haben.

Was ſchließlich die Thatſache betrifft, daß eine nicht geringe Anzahl Märchen aus dem Orient zu uns eingewandert iſt,[22] und daß ſich manche fremde Züge mit dem ſchon vorhandenen Grundſtocke verſchmolzen haben, ſo kann auch dieſe den Werth unſerer Märchen nicht weſentlich beeinträchtigen.

Ich wiederhole es, wir beſitzen in ihnen einen Schatz gemeinſamer Anſchauungen, der unſer Volksthum zu erhalten und zu kräftigen, der ſelbſt die uns ſo vielfach trennenden Gegenſätze zu überbrücken im ſtande iſt.

Anmerkungen.

[1] Ueber den blauen Glasberg ist viel, zum Theil Verkehrtes, geschrieben worden. Vergl. u. a. W. Müller, Mythol. d. d. Heldens., S. 108; Mannhardt, Germ. Myth. 330 ff.; Sch(iefner) bei Kreutzwald, Esthn. Märchen, S. 361. Wenn Raßmann, Heldens. I, S. 299, sagt: „Es ist eine unbestrittene Annahme, daß der Glasberg, auf den Jungfrauen verwünscht sind und welche von dem befreit werden, der ihn erklimmt, ein Aufenthalt der abgeschiedenen Seligen ist (Grimm, Myth. 781-790; Müller, Syst. d. altd. Rel. 398)", — so ist das nur insofern richtig, als er der Himmel ist, als solcher Aufenthalt der Seligen. — Vergl. besonders das Märchen „Die sieben Raben" und dazu W. Grimm III, S. 44 f.

[2] Grimm, Myth. 667 (587) f., giebt die Belege dafür, daß bis ins Mittelalter ein Schwanken in der Geschlechtsbezeichnung für Sonne und Mond bestanden hat, daß neben dem Herrn Mond von der Frau Mond (diu maeninne), neben der Frau Sonne von dem Herrn Sonne (le soleil als seigneur) die Rede gewesen ist. Bei den Griechen hat dasselbe Schwanken stattgefunden; neben σελήνη f. bestand μήν m.; daß letzteres nicht bloß Monat, sondern auch Mond bedeutet haben muß, ist doch ganz selbstverständlich; vergl. νουμηνία, Neumond, sowie Schrader, Sprachvgl. u. Urgesch. [2], S. 443. Ebenso besteht im Lateinischen neben luna das männliche mensis, an dessen ursprünglicher Bedeutung „Mond" ebensowenig zu zweifeln ist; vergl. intermenstruum, Neumond. Auch bei den alten Indern herrschte keine Festigkeit in der Auffassung; der Mond ist im Sanskrit allerdings meist männlich, daneben aber sind deutliche Spuren einer weiblichen Mondgottheit vorhanden. Da sind zunächst die gewöhnlich als Gemahlinnen des Mondes bezeichneten Mondphasen (das ist aber doch nichts anderes, als der Mond in seinen Phasen): Sinîvâlî „die schönlockige" oder „tausend Haarflechten habende", Anumati, Râkâ, Kuhû; sie sind das, was die Mondgöttinnen überall sind und sein müssen, nämlich Geburtsgenien, s. A. Weber, Ind. St. V, S. 228. 233. Aber auch Urvaçî (s. Liebesgesch., S. 5. 71 f.), Saranyû, Yamî, Aditi sind deutlich Mondgöttinnen. Die Sonne ist im Indischen bald mit männlichem, bald mit weiblichem Wort bezeichnet; vergl. auch J. Ehni i. d. Zeitschr. d. D. M. Ges. 33, S. 172. — Die Vermuthung erscheint begründet, daß im allgemeinen die Anschauung, wonach die Sonne ein Mann, der Mond eine Frau war, wenn nicht die ältere, so doch die verbreitetere war, daß daneben aber auch früh die umgekehrte bestand. Wer die Möglichkeit bestreitet, daß

zwei derartig entgegengesetzte Anschauungen ruhig nebeneinander hergingen, vergißt ganz die Flüssigkeit des sprachlichen Ausdruckes in einer Zeit, wo von Religionssystem und festen, ohne Widerspruch von Allen angenommenen Glaubenssätzen gar keine Rede sein konnte. So gut, wie wir heute fast in demselben Athem sagen können: der Baum steht vor unserer Thür, und die Linde steht vor unserer Thür, wie wir von ihm und ihr sprechen können, indem wir dasselbe Ding meinen, ebenso konnten in alter Zeit die Menschen von Sonne und Mond als von ihm und ihr oder von ihr und ihm reden, je nachdem sie dieses oder jenes der vielen verfügbaren Wörter für den Leuchtenden oder die Glänzende gebrauchten. Ganz allein die Verkennung dieses ganz flüssigen sprachlichen Zustandes ist schuld daran, daß der auf der Hand liegende Sinn vieler Sagengebilde so oft und so gröblich mißverstanden worden ist.

[3] Am bekanntesten dürfte das französische Märchen der Madame d'Aulnoy sein: „Die Schöne mit dem goldenen Haar." („Es war einmal eine Königstochter, die war so schön, daß es nichts Schöneres auf der Erde gab, und darum nannte man sie die Schöne mit dem goldenen Haar; denn ihre Haare waren feiner als Gold, wundervoll blond, ganz kraus und so lang, daß sie bis zu den Füßen herniederfielen." Ein junger Mann, „so schön wie die Sonne" (!), gewinnt sie. — Uebers. von Jul. Grimm.) — Vergl. auch das in seinen Grundgedanken freilich unglaublich verfehlte Buch von L. Laistner: „Das Räthsel der Sphinx." Berlin 1889. I, S. 149—154, sowie die Göttin Sif.

[4] So nach O. Schrader, Sprachvergl. u. Urgesch. [2], S. 437 f.

[5] Worte Grimms, K. H. M. III, 85.

[6] Liebesgeschichte des Himmels, S. 28—36.

[7] Für Siegfrieds dunkles Gegenbild Gunther tritt anderwärts auch Hagen ein. So im altdänischen Liede „Sivard und Brynhild" (Gruntvig I, S. 16; Raßmann, Hj. I, S. 298 f.). Siffuert und Haffue (Hagen) sind dort Bundesbrüder; Siffuert tritt die Braut an Haffue ab; Brynelb verlangt später Siffuerts Haupt. Haffue läßt sich vom Bundesbruder dessen Schwert Adelring geben und schlägt ihm damit das Haupt ab. Da ihm dies nachher leid thut, „So nahm er die stolze Brynelb und schlug sie mitten entzwei." Darauf tödtet er sich selbst.

[8] Vergl. Nib. 407, Gripisp. 15.

[9] Worte Wilh. Müllers, Mythol. der deutschen Heldensage, S. 118.

[10] Vergl. Völsg. S. Kap. 20.

[11] W. Müller, Gesch. u. Syst. d. altd. Rel., S. 305.

[12] „Syffuert der hat ein Fohlen, das ist sehr zahm, Er holte stolz Brynelb vom Glasberg an dem lichten Tag" („han thog stallt Bryneld aff glarbierit om liusen dag"). Grundv. I. p. 16.

[13] So schon W. Müller, Myth. d. d. Hs., S. 89; vergl. auch Symons i. d. Ztschr. f. d. Phil. 24, 29.

[14] Bei Haltrich, Nr. 22.

[15] W. Müller, Myth. d. d. Hs., S. 85.

[16] Vergl. Râkâ im Rigveda, Genie des Vollmondtages und Geburtsgöttin (Weber, Ind. Stud. V, 228), „die ihr Werk mit nicht brechender Nadel näht," Rv. 2, 32, 3; Aphrodite als Spinnerin, v. Schröder. Aphrodite, S. 58; Penelope; Kirke, d. h. Weberin, Schrader, Sprachvgl. u. Urgesch. [2], S. 477; Arachne-Athene, de Gubernatis, Indg. Thiere, 467; Bertha, die Spinnerin; die Schwanenjungfrauen in der Völundarquidha; altmärkische Sage von der Spinnerin im Monde bei Temme 49, Simr. Myth. [3], S. 21; spinnende Kuh im slavischen Märchen, auch von A. de Gubernatis Indg. Thiere, S. 194 als Mond gefaßt; die Parzen.

[17] Sehr klar ist auch ein esthnisches Märchen bei Kreutzwald, Nr. 1; vergl. Gubernatis Indg. Thiere, dtsche. Ausg., S. 116. 194. 466 f.

[18] Vergl. die Verbindung Achills mit der todten (!) Penthesilea, Liebesgesch. d. Himmels, S. 10; Mondgotth., S. 8.

[19] Vergl. mein Programm: Beiträge zur genaueren Erkenntniß der Mondgottheit bei den Griechen. Berlin 1885. S. 6.

[20] Ueber ähnliche Märchen vom Dümmling s. die Anmerkung von R. Köhler bei Kreutzwald, S. 361 f.

[21] Worte W. Müllers, Gesch. u. Syst. d. altd. Rel., S. 16.

[22] S. Benfeys Einleitung zum Pantschatantra, Leipzig 1859 (Theil I). — Uebrigens geht Benfey in der Annahme orientalischen Ursprungs sehr häufig zu weit, z. B. I, S. 156, 265 (über das Abziehen der Haut) und öfter. Viele Gemeinsamkeiten erklären sich leicht als Ausläufer der alten Liebesgeschichte des Himmels, also als Züge des überall geschauten Naturmythus.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten.
4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. 5. Aufl.
eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Zinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. 11. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—
— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Röszler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs.** 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 21. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—
— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. 3. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Tent. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Robert Hamerling. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. ..... „ 5.—

Ueber die Bedeutung

der

Grimmschen Märchen

für unser Volksthum.

Von

Dr. Ernst Siecke,

Professor am Lessing-Gymnasium in Berlin.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 254/55.

Die Benediktinerabtei Maria Laach.

Von

Dr. Paul Richter,
Assistent am K. Staatsarchiv in Koblenz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Norwegischen Schneeschuhe
(Ski).

Das nützlichste Geräth zur Ueberwindung der dem Verkehr durch Schnee bereiteten Hindernisse

von

W. Freiherr von Wangenheim.

Mit 26 Abbildungen. 2. sehr vermehrte Auflage. Preis Mk. 1.—.

Die erste Abtheilung enthält das Schneeschuhlaufen in Norwegen; die zweite Abtheilung beschäftigt sich mit der Einführung und Verwendbarkeit in südlicheren Ländern, und die dritte Abtheilung behandelt die Wichtigkeit des Ski für das Heer. Das Büchlein ist allen Schneeschuhläufern oder denen, die es werden wollen, zum Studium zu empfehlen.
(**Südwestdeutsche Touristen-Zeitung Nr. 15, 15. 12. 1895.**)

Schlittschuhe sind feldmäßig geradezu unanwendbar; der Schneeschuh dagegen läßt sich improvisiren, ist billig und leicht zu beschaffen, und dürfte, wie dargelegt wurde, im Kriege nützliche Verwendung finden können. (**Reichswehr, 6. 4. 1892.**)

. . . . in welcher der bestaktreditirte Verfasser die Art und Weise des Schneeschuhlaufens und den Zweck, zu welchem diese Kunst in Norwegen erlernt und betrieben wird, die Verwendbarkeit des Ski in südlicheren Ländern und die durch seine Einführung auch in diesen erzielten Erfolge und die Wichtigkeit des Ski für das Heerwesen in bekannter gründlicher Weise behandelt. (**Landw. Mittheilungen, 1. 2. 1892.**)

Wir haben von dem Inhalt der Schrift mit dem Interesse Kenntniß genommen, welches sie in der That verdient (**Kieler Zeitung. 25. 1. 1892.**)

Die zweite Ausgabe vorliegenden Werkes ist besonders im Interesse der Land- und Forstwirthe auf Grund der neuesten Erfahrungen vollständig umgearbeitet und illustrirt worden. Es wird mitgetheilt, wie man das Skilaufen auch ohne Lehrer genügend für die praktische Verwendung erlernen könne, wie man in besonders kritischen Lagen sich zu helfen habe. (**Hester. Landw. Wochenblatt Nr. 44, 3. 11 1894.**)

Allen Jenen, welche sich über die Kunst des Skilaufens belehren, bezw. dasselbe erlernen wollen, sei hiermit das Schriftchen aufs Beste empfohlen.
(**Wiener Landw. Zeitung Nr. 2911, 21. 11. 1894.**)

Das billige, mit vielen Abbildungen versehene, 44 Seiten starke Heft, in dem auch die Bedeutung der Ski für das Heerwesen eingehende Berücksichtigung findet, wird den sich von Jahr zu Jahr mehrenden Freunden des Schneeschuhsports zur Unterhaltung und Belehrung willkommen sein. (**Magdeburg. Zeitung Nr. 7, 6. 1. 1895.**)

Die Benediktinerabtei Maria-Laach.

Ein geschichtlicher Rückblick auf acht Jahrhunderte
(1093—1893).

Von

Dr. Paul Richter,
Assistent am K. Staatsarchiv in Koblenz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

XIII. 175 a

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Nicht zur Rechtfertigung, sondern zur Aufklärung und an Stelle der fehlenden Anmerkungen seien wenige Worte gestattet.

Der um die mittelrheinische Geschichte vielfach verdiente Dr. Wegeler hat schon 1854 in Bonn ein Buch: „Das Kloster Laach. Geschichte und Urkundenbuch" veröffentlicht, das trotz seiner Schwächen für jene Zeit alle Anerkennung verdient. Es konnte als Stoffsammlung benutzt werden, die freilich überall nach den Quellen geprüft, ergänzt und berichtigt werden mußte. Für zahlreiche Einzelheiten werden die Nachweise in einer demnächst erscheinenden Arbeit „Schriftsteller des Benediktinerklosters Maria-Laach. Texte und Untersuchungen zur Geschichte des Benediktinerklosters Maria-Laach" zu finden sein, für andere muß der zu prüfen gewohnte Leser dem Verfasser vertrauen. Die im Königlichen Staatsarchiv zu Koblenz vorhandenen Archivalien sind durchgängig zu berücksichtigen gewesen, im besonderen beruht die Darstellung der Klosterreform, S. 47 bis 59, und der letzten Zeiten des alten Klosters, S. 88 bis 92, auf Akten des Staatsarchivs. Die Schilderung der humanistischen Epoche, S. 60—80, ist ganz aus den handschriftlichen Quellen geschöpft; dem Vorstand der Königlichen Universitätsbibliothek zu Bonn gebührt in erster Linie, dann dem des Stadtarchivs zu Köln der Dank für das weitgehende Entgegenkommen, um deren Benutzung zu erleichtern. Handschriftliches Material gewährten mit gleicher Liberalität auch die

Stadtbibliotheken zu Koblenz und Trier und die Bibliothek des Domkapitels zu Trier, deren Vorständen auch an dieser Stelle der Dank abgestattet werden möge.

Noch sei die Bemerkung erlaubt, daß die folgende Darstellung nicht in Gegensatz gebracht werden möchte zu dem von P. Cornelius Kniel O. S. B. herausgegebenen Buche „Die Benediktinerabtei Maria-Laach, Gedenkblätter aus Vergangenheit und Gegenwart", das bei Bachem in Köln zur Feier der Neugründung des Klosters 1893 veröffentlicht wurde. Als diese Festschrift erschien, war die vorliegende Skizze bereits geplant und in Vorbereitung, und sie ist ohne Rücksicht auf jene geschrieben. Dem Verfasser lag überhaupt jede andere Absicht und Rücksicht fern, als die Vergangenheit des alten Klosters wenigstens in den Umrissen zu zeichnen, welche die unanfechtbaren Quellen erkennen ließen.

Bei Andernach haben wir die hohen, steil zum Rhein abstürzenden Uferberge erstiegen, und ungehindert schweift der überraschte Blick in die Nähe und in die Ferne, über den ruhelosen Fluß, das stille Gebirge und die geselligen Siedelungen betriebsamer Menschen. Dann wenden wir uns westwärts, einsame, stundenlange Wege durch Feld und Wald. Das Gelände wird uneben, Hochwald nimmt uns auf. Plötzlich, nachdem wir manchen Hügel hinauf, hinab gestiegen, hört der Wald auf und tritt in weitem Bogen zu beiden Seiten auseinander, über niedriges Gehölz hinweg eröffnet sich der Blick, in einem mächtigen Becken fluthet leuchtend die freie Luft. Geblendet sucht endlich das Auge einen Halt an dem blauschimmernden Walde gegenüber. Es scheint ein geschlossener Kranz hoher Waldberge, der von unserem Standpunkt aus bogig herumzieht; dann erkennen wir schmale Einschnitte, tiefe Schluchten, die hier und da

den Kranz durchschneiden und den Zugang zu einer weiten Wasserfläche unten in der Tiefe eröffnen; eine funkelnde Brücke, welche die Sonne gebaut hat, lockt hinüber an den jenseitigen Rand.

Das ist der Laacher See, auf den der Wanderer hinabschaut. Ein eigenartiges Denkmal der Erdgeschichte ist er, und viel haben die Gelehrten sich bemüht, seine Entstehung zu erklären. Wir grübeln nicht lange über die Ursachen. Mögen ungebändigte Erdkräfte aus dem Innern heraus stoßend und drängend, gewissermaßen blasend, die Hindernisse der Oberfläche hinfortgeschleudert und so diesen ungeheuren, trichterförmigen Kessel geschaffen haben; mag an seiner Stelle sich einstmals ein feuerspeiender Berg befunden und dieser unterhöhlt und ausgeleert in sich zusammengestürzt sein, so daß die Bergründer ringsum die Bruchstellen bezeichnen und die gewaltige Tiefe einen stillgewordenen Krater darstellt, — uns ist es genug, zu wissen, daß einst vulkanische Mächte hier thätig waren, deren Spuren wir auf Schritt und Tritt im Lande begegnen. Sie ließen ein Riesenbecken entstehen, das die Niederschläge der folgenden Zeiten alsbald mit Wasser ausfüllten und zum See umschufen. Heute ist es eine Landschaft von eigenartiger, geheimnißvoller Schönheit, welche die Menschen mit Märchen und Zauberspuk belebten. Der grundlos tiefe See führt sofort in die Unterwelt, zum Abyssos eröffnet er den furchtbaren Zugang; ein Schloß mit all seiner Pracht und Herrlichkeit ist hier hinabgesunken, und manchmal leuchtet es golden aus der Tiefe und klingt Glockengeläut herauf.

Und jetzt — da läutet es aus der Ferne und zittert mit dünnem, leisem Ton durch die Luft, da blinkt es und funkelt von Thürmen und Dächern. Doch ist es kein Geisterwerk und stammt nicht aus den Wassern. Aus einer Waldecke am gegenüberliegenden Uferrande kommt es, wo im Süden die Berge am weitesten zurücktreten und am niedrigsten sich erheben. Nicht

ohne Mühe erkennt das Auge dort in der dämmrigen Ferne schiefergedeckte Gebäude und einen thurmreichen Dom, woher das Vesperglöcklein läutet. Das ist das Benediktinerkloster Maria-Laach, noch jung, im Jahre 1893 erst eröffnet, und doch schon acht Jahrhunderte alt, seitdem es zum ersten Mal gestiftet wurde. Die Hälfte der deutschen Vergangenheit hat es erlebt, mit dem alten deutschen Reiche ging es unter, mit dem neuen deutschen Reiche ist es wiedererstanden; da ist es wohl lohnend, seine Geschicke und sein Wirken kennen zu lernen.

Es war das Zeitalter Gregors VII. und Heinrichs IV., in dem unser Kloster entstand, und übel sah es in deutschen Landen aus. Zu den einfachen und großen Gegensätzen, die bisher die öffentlichen Gewalten des Volkes getrieben hatten, war als neue Triebkraft der für alle Zeiten folgenreichste Gegensatz zwischen weltlichem und geistlichem Wesen getreten. Im sog. Investiturstreite war er zu unerwartet heftigem Ausbruch gekommen. Der Kampf belebte und stärkte die alten Gegensätze zwischen Königthum und Fürstenthum, zwischen einheitlicher Staatsverwaltung und Stammesherrschaft, zwischen den mächtigen und minder mächtigen Geschlechtern. Und neue Gegensätze wurden entfesselt. Schon trat der Bürgerstand einer-, der Bauernstand andererseits dem Ritter- und Fürstenthum entgegen, offenbarte sich der Unterschied zwischen Stadt und Land, begannen die Anfänge einer Wissenschaft, die nicht religions-, wohl aber vielfach kirchenfeindlich war.

In den zahlreichen Kämpfen, die Heinrich IV. nach allen Seiten auszufechten hatte, war ein treuer Anhänger ein Graf Heinrich, der dem lothringischen Herzogshause verwandt gewesen zu sein scheint und wohl dem reichen Grafengeschlecht von Are entstammte. Er saß in dem östlichsten Theile des sog. Maifeldes, der nördlich von der Mosel, westlich vom Rhein den

Uebergang von den Uferbergen der Flüsse zu der eigentlichen Eifel vermittelt. Im Mittelpunkte dieses Gebietes, an dem einsamen Bergsee, hatte er oder ein unbekannter Vorfahr sein Haus gebaut, auf einer kleinen Halbinsel, die von Südosten in das ovale Seebecken vorspringt, auf allen Seiten von Waldgebirge und Wasser geschützt. Nur von Süden, wo die durch das Maifeld führende Straße die uralten Orte Andernach und Mayen verbindet, war der Zugang freier und ungehindert und gestattete den Verkehr mit den umwohnenden Bauern, namentlich mit denen im Dorfe Kruft, das der Graf sein eigen nannte. Nach diesem Burgsitz am See nannte er sich de Lacu, verdeutscht de Lacha, vom oder von Laach; seit 1075 kennen wir ihn unter diesem Namen. Im Reiche Heinrichs IV. hat er als königstreuer Mann viel gegolten. In der Schlacht bei Mölsen (1080) führte er einen Theil des Heeres gegen Rudolf von Schwaben, den Gegenkönig, freilich unrühmlich genug und zur entschiedenen Niederlage. Nach dem Tode des lothringischen Pfalzgrafen Hermann, der als Freund des Kaisers mit dem Kirchenfluche beladen starb, wurde er sein Nachfolger und erhielt, als der Kaiser 1090 zum dritten Male über die Alpen zog, die Statthalterschaft, wahrscheinlich für Westdeutschland. In dieser Stellvertretung hat er die Sache des Kaisers und Reiches sogar gegen seinen eigenen Bruder, den früheren trierischen Domherrn Poppo, der von der kirchlichen Partei in Metz zum Bischof aufgestellt wurde, verfochten.

Die Treue zum Reich, die Gegnerschaft gegen den Papst und dessen Gefolge hinderte ihn nicht, fromm zu sein. Er war kinderlos, und am Abend seines Lebens, zwei Jahre vor seinem Tode, 1093, errichtete er eine Stiftung zu einem Kloster auf seinem Grund und Boden — um seiner und seiner Gemahlin Seelen Seligkeit willen. Wo die Berge im Südwesten vom Uferrand des Sees ein wenig zurücktreten und eben nur Raum

für bauliche Anlagen gewährten, wurde der Grund gelegt; die anschließenden, um den Südrand des Sees gelegenen Wiesen und Aecker, bisher von dem pfalzgräflichen Hofe, dem Burgstall (borstal) bewirthschaftet, wurden mit anderen Gütern und Schenkungen den Patronen des künftigen Klosters, der Mutter Gottes und dem heil. Nikolaus, übergeben. So wurde der Stiftung der Namen: Kirche und Kloster der heil. Jungfrau Maria ad Lacum, Maria-Laach.

Aber die wilde Zeit und der baldige Tod des Stifters hemmten die Neugründung in ihrem Entstehen. Sie wuchs nicht viel über die Fundamente hinaus. Heinrichs Stiefsohn und Erbe, auch Nachfolger in der Pfalzgrafenwürde zu Lothringen, war Siegfried, ein Sproß des askanischen Hauses; leicht mochte er die mit der Erbschaft des Adoptivvaters überkommene Pflicht als unangenehme Last empfinden. Später stand er dann mitten im Kampfe zwischen Reich und Kurie, zwischen den beiden Heinrichen, Vater und Sohn, auch er ein treuer Anhänger des von der Kirche gebannten Vaters; noch lange nach dem traurigen Ausgange des alten Kaisers wurde er als Gegner Heinrichs V. in dessen Gefangenschaft geführt. Im Aufstand gegen diesen ist er denn auch im März 1113 gestorben. Ein Jahr vor seinem Tode, während einer kurzen Zeit der Aussöhnung mit dem Kaiser, hat er aber doch noch die Stiftung des Laacher Marienklosters anerkannt und neu begründet; seine Burg am See ließ er zerbrechen, damit das friedliche Leben der Klosterbrüder nicht durch Welt- und Waffenlärm gestört würde. Das Land ringsherum trägt aber noch heute zur Erinnerung an diese Zeiten, als des Königs Pfalzgrafen ihre Burg, ihre Pfalz, hier besaßen, den Namen Pellenz. „Die alte Burg" hieß noch im Anfang unsers Jahrhunderts jene Halbinsel, wo die Pfalz einst gestanden, vom modernen Geschlecht vergessen, wenngleich immer noch geringe Reste der alten Anlage erhalten sind.

Pfalzgraf Siegfried ſtellte über die erneute Stiftung des Kloſters eine Urkunde aus (1112), die um ſo wichtiger iſt, als die angebliche Stiftungsurkunde ſeines Vaters die Fälſchung einer ſpäteren Zeit iſt; die echte Urkunde wird in der Hauptſache gleichen Inhalts wie die Siegfrieds geweſen ſein. Das neue Kloſter trug ganz den Charakter einer Familienſtiftung. Es ſollte der geiſtlichen Leitung des Benediktinerkloſters zu Hafflighem bei Brüſſel unterſtellt ſein; dies aber, erſt 1083 gegründet und von Pfalzgraf Heinrich beſchenkt, unterſtand der pfalzgräflichen Jurisdiktion und Oberhoheit, wie es von dem Laacher Kloſter ſelbſtverſtändlich war. Wie die beiden Klöſter alſo denſelben weltlichen Oberherrn hatten, ſo ſollten ſie in dem Abt von Hafflighem auch denſelben geiſtlichen Leiter haben. In Maria-Laach wurde er von dem Prior vertreten. Der Kloſtervogt ſollte ſtets der Familie des Stifters angehören und zwar dem im Seegebiet begüterten Zweige; ſeine Aufgabe war es, an Stelle des geiſtlichen Kloſtervorſtehers Gericht zu halten, über Recht und Ordnung zu wachen und, wenn nöthig, ihm den Schutz des weltlichen Schwertes zu gewähren, wofür er dann gewiſſe Einnahmen und Vorrechte zu beanſpruchen hatte; auch wenn ein unwürdiger Vogt entfernt wird, muß der Nachfolger ſeinen Verwandten entnommen werden. Die Kloſterkirche ſelbſt ſollte ferner zugleich Begräbnißkirche für den Stifter nebſt Frau und Kindern, wie für alle folgenden Vögte und deren Angehörige, alſo die Nachkommen des Stifters ſein. Solche Beſtimmungen entſprechen alter Sitte und dem allgemeinen Brauch bei der Gründung von Klöſtern und Kirchen durch die Vornehmen und Reichen weltlichen Standes. Andere Feſtſetzungen athmen den Geiſt, der in dem Kirchenkampf jener Zeit zum Ausdruck kam. Denn für die Fälle, daß Jemand durch Simonie, d. h. durch Kauf oder Beſtechung, oder mit Hülfe weltlicher Macht ſich die Abteiwürde in Hafflighem verſchaffen wollte, wurden die Laacher

Mönche, welche an der Abtwahl in Hafflighem theilzunehmen berechtigt waren, strenge verpflichtet, sich dem zu widersetzen und die Brüder im Mutterkloster auf jede Weise in ihrem Widerstande dagegen zu unterstützen. Ebenso wird die Stellung des Klostervogts genau umgrenzt, das Maß an Rechten und Pflichten im einzelnen abgemessen und so ein Uebergreifen des weltlichen Machthabers in den Kreis geistlicher Befugnisse und Machtmittel zu verhindern gesucht, — so weit dies überhaupt durch Vertrags- oder Gesetzesbestimmungen möglich ist.

Der Bau von Kloster und Kirche wurde nun ernstlich betrieben, die Fundamente, welche an die zwanzig Jahre geruht hatten, wurden von Gestrüpp und Unkraut befreit. Baumeister und Handwerker mögen aus dem Mutterkloster zu Hafflighem gekommen sein, Arbeiter und Handlanger stellte die zinspflichtige und hörige Nachbarschaft, die dem Untergang geweihte Pfalz erleichterte gewiß den Bau mit ihrem Material. Aber nur langsam stieg die Klosterkirche empor, erst 1156 konnte sie durch den Trierer Erzbischof Hillin, in dessen Diöcesansprengel das junge Kloster gelegen war, geweiht und dem Dienste Gottes übergeben werden. Sie ist eine vollendete Schöpfung jener Epoche, in welcher der sog. romanische Baustil auf der Höhe sich befand. Ueberall in den Rheinlanden sah das 12. Jahrhundert seine Denkmäler entstehen, zu Mainz, Worms, Speier, Köln erhoben sich die herrlichsten Kirchen, ein Ruhm für das Können und Wollen der damaligen Zeit. Dem klassischen Werk dieser Baukunst, dem Dom zu Worms, steht die Laacher Klosterkirche am nächsten, mag sie auch wegen gewisser konstruktiver Eigenheiten als eine Art kunstgeschichtlichen Räthsels bezeichnet werden. Vor allen Kirchenbauten jener Zeit hat sie aber eines voraus: die unvergleichliche landschaftliche Lage in dem einsamen Gebirgskessel, am Rande des geheimnißvollen Waldsees, dessen Wasser in früheren Jahrhunderten viel höher stand und fast an

die Klostergebäude heranreichte. In solcher Umgebung wirken erst recht die einfachen, maßvoll belebten Formen, das schlichte, kreuzförmige Langhaus mit runden Chorabschlüssen und Ausbauten an sämtlichen Schmalseiten und die doppelten Thurmanlagen über den Vierungen im Osten und Westen, mit ihrer glücklichen, bei aller Abwechselung harmonischen Vielgestaltigkeit. Natur und Menschenwerk stimmen in ergreifend ernster Schönheit aufs beste zusammen. — Bei der Weihe 1156 ist die Kirche wohl kaum in allen Einzelheiten fertig gewesen; für diese Bauten hat es häufig Jahrhunderte gebraucht, und oftmals fehlte es an Menschenkräften und den nothwendigen Mitteln. Noch im 13. Jahrhundert wurde vor dem Westchor mit den Eingangsthüren zu beiden Seiten eine Vorhalle gebaut, ein kleiner Kreuzgang, der ein Gärtchen einschließt. Dies ist das „Paradies", ungemein stimmungsvoll in seiner würdigen und zugleich zierlichen Anlage.

So war denn endlich den Benediktinermönchen die Stätte am Laacher See bereitet, und schöner und stattlicher wurde sie im Laufe der Jahre hergerichtet. Wann sie hier ihren Einzug hielten, wissen wir nicht. Aus dem Kloster St. Maximin sollen sie gekommen sein, aber das Mutterkloster war Hafflighem, und jedenfalls hat es von seinen Mönchen für das neue Kloster welche abgegeben, wie es ihm die Ordnung und den Herrn gab.

Damals hatte der Orden des heiligen Benedikt schon eine große Wirksamkeit, ein reiches Leben hinter sich. In ihm hatte das Mönchthum, das mit dem Christenthum aus dem Orient nach dem Abendlande gekommen war, die erste große Organisation gefunden. Benedikt, im süditalischen Nursia geboren und 543 gestorben, ein frommer Asket im Mönchskleid, schrieb eine Regel, in welcher er die Erfahrungen des eigenen Lebens mit damaligem Mönchsbrauch und christlicher Ueberlieferung vereinigte. Mochte sie zunächst auch nur für das von ihm auf dem Monte Cassino

gegründete Kloſter beſtimmt geweſen ſein, ſo wurde ſie doch naturgemäß auch in den Niederlaſſungen, die von hier ausgingen, befolgt und gewann immer weitere Anerkennung, zumal unter der Gunſt, die der große römiſche Biſchof Gregor (590—604) dem Mönchthum zuwandte. Es hörte mehr und mehr auf, daß die Mönche, wie es urſprünglich geweſen war, ganz willkürlich, einzeln oder gemeinſchaftlich, mit oder ohne feſte Ordnung, ihr weltabgeſchiedenes Leben führten. Die ſonſt noch beſtehenden Mönchsregeln wurden von der des heil. Benedikt allmählich verdrängt, ſeit dem 8. Jahrhundert umfaßte ſein Orden faſt das ganze Mönchthum des Abendlandes, überall war nach ſeinen Vorſchriften „die Schule für den Dienſt des Herrn“ eingerichtet. Der Zweck aber war, „in der Weisheit des Herrn, während eines bis zum Tode gemeinſamen Lebens im Kloſter, duldend Theil zu haben an dem Leiden Chriſti, und alſo auch an ſeinem Reiche Gemeinſchaft zu erwerben“. Mittel, den Zweck zu erreichen, ſind die „guten Handlungen“. Sie erfüllen ſich nicht in der ſtrengſten Befolgung der chriſtlichen Sittenlehre und der Vorſchriften chriſtlicher Frömmigkeit, ſondern erhalten einen eigenen Zuwachs. In Gehorſam, Keuſchheit und Armuth, in Stillſchweigen und zwölfſtufiger Selbſterniedrigung, in Reue und unabläſſiger Betrachtung und in genau vorgeſchriebenen Leiſtungen von Gebet, Geſang und Bibelleſen erreicht der Mönch die mögliche Vollendung des Menſchen, die Anwartſchaft auf das ewige Leben. Aber weil „Müßigkeit der Seele feind iſt“, ſo ſollen die Brüder zu beſtimmten, im einzelnen feſtgeſetzten Stunden mit Handarbeit, zu anderen mit frommen Uebungen ſich beſchäftigen, auch von harter Feldarbeit ſich nicht beſchwert fühlen, „weil ſie nur dann wahre Mönche ſind, wenn ſie von ihrer Hände Arbeit leben, wie die Kirchenväter und Apoſtel“. Auf dieſem Satze baut ſich die Kulturarbeit auf, welche die Mönche neben den Weltgeiſtlichen in den erſten Jahrhunderten

ihrer Wirksamkeit geleistet haben, indem sie selbst und mit ihren Laienbrüdern, Knechten und Hörigen den Urwald rodeten und Acker bestellten, in ihren Schulen und den selbstgeschriebenen Büchern christliche Sitte und Moral und die Reste römisch-klassischer Bildung pflegten, als Handwerker und Baumeister Geschmack und Kunstgefühl entwickelten. Diese praktische Thätigkeit führte freilich wieder in die Welt hinein, und sie war mit die Ursache für die Verweltlichung von Geistlichkeit und Mönchthum in den späteren Jahrhunderten.

Demgegenüber wurde es dann wieder stärker betont, daß das Kloster nach seinem Wesen eine Heilsanstalt war und sein sollte — einer jener unzähligen Versuche des ewig suchenden Menschengeschlechts, die räthselvolle Ungewißheit seines Lebens aufzulösen und zu überwinden. Es wurde die fromme, asketische Seite des Klosterlebens in den Vordergrund gestellt. Von dem lothringischen Kloster Cluny ging diese Bewegung im 10. Jahrhundert aus. Die Grundsätze und Bestimmungen, nach denen man hier auf Grund der alten Benediktinerregel das Leben einrichtete, gewannen ebenso in allen übrigen Benediktinerklöstern Geltung, wie einst die Regel von Monte Cassino. Ja, der asketische Geist dieser Bewegung gewann in der Geistlichkeit, in der Kirche Geltung und durch Gregor VII. Herrschaft. Er war die Ursache der Kirchenkämpfe, die bei der Gründungsgeschichte des Klosters Laach zu erwähnen waren. Das also reformirte Klosterleben entsprach nun freilich dem Ideal des weltentsagenden, auf das jenseitige Leben gerichteten Christenthums; den Forderungen der aufs Handeln angelegten menschlichen Natur genügte es aber nicht. Es war daher nur eine Frage der Zeit und der Verhältnisse, wie lange die neuen Grundsätze die Herrschaft im wirklichen Leben behaupten würden. Und schon das 12. Jahrhundert, das die Entstehung von Maria-Laach sah, ließ das Aufhören ihrer Wirkung erkennen. In

klösterlicher Zucht, wie in Schule und Wissenschaft, überall Stillstand und Abnahme; schon wirkten, durch die Mängel des Benediktinerordens ins Leben gerufen, die Orden der Cisterzienser und Prämonstratenser, als Vorläufer der im folgenden Jahrhundert begründeten Bettelorden des heil. Dominikus und Franciskus, und mahnende Synodalbeschlüsse in allen Ländern kündigten die umfassenden, aber im großen und ganzen fruchtlosen Reformpläne Innocenz' III. auf dem Laterankonzil des Jahres 1215 an.

Auch Maria-Laach wurde selbstverständlich der Cluniacenser-Norm unterworfen, was Papst Innocenz II. 1139 noch ausdrücklich feststellte. Ein neues Haus pflegt man mit guten Vorsätzen und edlen Absichten zu beziehen, und ideale Begeisterung und schwärmerische Pflichterfüllung sind am ehesten in den Anfängen eines neuen Lebens zu finden. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Anfänge des klösterlichen Lebens in Maria-Laach in eine Zeit fielen, der Bernhard von Clairvaux, der heilige, angehörte, und die im zweiten Kreuzzuge neue Flammen religiösen Eifers auch in Deutschland entfachten. Und zur Erfüllung ihrer monachischen Pflichten trieb die Brüder nicht nur der milde Geist freiwillig entsagender Frömmigkeit, sondern auch als ein ernster Zuchtmeister Mangel und Noth. Länger und strenger als es vorgeschrieben und nöthig war, mußten manchmal die Fasten gehalten werden. Mit Armuth und Sparsamkeit begannen die Mönche ihr Leben in Maria-Laach.

Alles war erst im Werden und Wachsen. Auch die Rechtsverhältnisse, wie sie in der Stiftungsurkunde festgesetzt waren, hatten keinen langen Bestand. Die Abhängigkeit von Hafflighem dauerte nur etwa fünfzehn Jahre; schon 1127 erhielt Maria-Laach einen eigenen Abt, Giselbert, vermuthlich ein Mönch aus Hafflighem und edlem Geschlecht entsprossen. Nach allem, was wir von ihm wissen, war es ein Abt, wie ihn das Kloster in diesen

schweren Zeiten brauchte. In einem alten Mosaikbild auf der Grabplatte des Verstorbenen sind uns seine Züge erhalten — wenn wir anders der Arbeit des rohen Bildners trauen dürfen: große, tief gelegene Augen, von schmaler Wurzel aus eine langgezogene scharfe Nase mit kräftig geschwungenen Flügeln, darunter in ziemlichem Abstand ein kleiner ernst geschlossener Mund und fleischlose Lippen. Jetzt erst, unter seinem eigenen Abte, war das Kloster auf seine eigenen Füße gestellt, und bald danach löste sich auch das andere Band, das ihm von seiner Entstehung her anhaftete. Pfalzgraf Wilhelm, Siegfrieds Sohn, trat im Jahre 1131 die Oberhoheit über die von den Vorfahren gestiftete Kirche nebst Kloster an den Erzbischof von Köln ab, dessen Machtbereich dem Laacher Seegebiet angrenzte, und dem z. B. das benachbarte Andernach gehörte. Es geschah aus guten Gründen. Der pfalzgräfliche Familienbesitz in der Pellenz war an das Kloster gefallen, die Stammburg zerstört, in der Moselburg zu Cochem hatte Wilhelm einen stolzen Wohnsitz, in dem nahe gelegenen, eben erst gegründeten Augustinerkloster Springiersbach schuf er sich durch reiche Stiftungen einen Begräbnißplatz für sein Irdisches, eine Stätte des Gebets für seine arme Seele —, wie einst sein Großvater und Vater ein Gleiches mit der Gründung des Laacher Klosters gethan hatten. Der Verzicht auf die Hoheitsrechte über Maria-Laach geschah gewiß um so leichter, als der Pfalzgraf die Vogtei über das Kloster für die von seinen Vorfahren herrührenden Güter und Liegenschaften mit ihren Rechten und Einnahmen sich vorbehielt. Welchen Gebrauch er, der zugleich Vogt des Trierer Erzstifts war, von der fern gelegenen Laacher Vogtei gemacht hat, wissen wir nicht.

Es war eine für alle späteren Geschicke des Klosters folgenreiche That, dieser Verzicht des Pfalzgrafen Wilhelm auf die „Herrlichkeit“ über Maria-Laach. Das zeigte sich alsbald nach seinem Tode, 1140. Die Vogtei ging auf den zweiten Gemahl

seiner Mutter Gertrud, Otto von Rhineck, der zeitweilig auch als Pfalzgraf genannt wird, über, einen Mann, der keinerlei persönliches Verhältniß mehr zu dem Kloster hatte. Oft genug mochte es sich gegen Uebergriffe aller Art und Bedrückungen seiner Leute zu wehren haben — trotz der Schranken, die in der Stiftungsurkunde der Wirksamkeit des Vogtes gezogen waren. Daneben war die weltliche Oberhoheit des Kölner Erzbischofs auch nur da, um Rechte und Ansprüche zu begründen und durchzusetzen. Und endlich sah das Kloster in dem Erzbischof von Trier seinen geistlichen Oberhirten, der gerade damals in der Person Alberos (1131—1152) energisch vertreten war. Das päpstliche Privileg, welches dem jungen Kloster mit der Anerkennung seines Güterbesitzes den besonderen Schutz des römischen Stuhles gewährte (1139), war doch nur ein Pergament und nicht im stande, es aus der Zwickmühle dreier Herren zu befreien. Den ungefügigsten von ihnen zu beseitigen, kam man in Maria-Laach auf einen, für jene Zeit nicht gerade absonderlichen Gedanken: man fälschte eine Urkunde. Das geschah damals überall, in weltlichen, wie geistlichen, namentlich aber in Klosterarchiven. Eben zu jener Zeit war im Kloster St. Maximin bei Trier, woher auch Mönche nach Laach gekommen waren, mit solchen gefälschten Urkunden, die in seiner Zelle einer der Brüder zur größeren Ehre und Macht seines Klosters gleich massenweise hergestellt hatte, ein großer Erfolg erzielt worden. In ihnen wurden u. a. gerade auch die Vogtei- und Dienstverhältnisse der Abtei vortheilhaft geregelt und festgesetzt, welche Festsetzungen dann 1135 als förmliches Recht anerkannt wurden. Mit den Bestrebungen und Erfolgen hier stand es wohl in Zusammenhang, als wenig später, zwischen 1140 und 1144, auch in Maria-Laach unter dem Regimente des ersten Abtes Giselbert die Stiftungsurkunde des Pfalzgrafen Heinrich von 1093 neu verfertigt wurde. Das erbliche Recht auf die Beisetzung in der Klosterkirche und der

Anspruch auf die Vogtei wurde nun der Familie des Stifters von diesem ausdrücklich abgesprochen, die Befugnisse des Vogtes selbst wurden gemindert und dieser auf die Wirksamkeit als „Dingvogt", als Gerichtshalter im niederen, grundherrlichen Gericht beschränkt; während seine Pflichten aufs genaueste begrenzt wurden, blieben seine Rechte dem guten Willen des Klosters anheimgestellt. Auch hatten die Laacher Mönche mit dem so hergerichteten Dokumente Erfolg bei ihrem Vogte Otto von Rhineck und seiner Familie, wie bei dem Kölner Erzbischof, aber doch nur einen theoretischen; die neuen Grundsätze wurden wohl anerkannt, aber auf die Dauer nicht beachtet. Sie vermochten sich zunächst ebensowenig durchzusetzen, wie die maßvollen Bestimmungen der echten Urkunde es gekonnt hatten.

Zwei Grafen von Are, Vater und Sohn, vermuthlich also Seitenverwandte des Stifters Heinrich, sind in der Folgezeit die gestrengen Vögte des Klosters, Gerhard freilich, der Sohn, sicher durch die Wahl des Konvents. Unter ihnen stehen und wirken eine ganze Reihe von Untervögten, sog. Meier, zum Theil von ritterlicher Geburt und durch Erbschaft in ihre Stellung gelangt, — alles im schroffsten Widerspruche mit der echten, wie mit der gefälschten Stiftungsurkunde. Den alten Leiden sah sich das Kloster samt Land und Leuten nach wie vor ausgesetzt. Da wagte es einen neuen Vorstoß, für den es sich treffliches Rüstzeug im Laufe der Jahre zurechtgelegt hatte. Von vier kölnischen Erzbischöfen waren urkundlich die alten, in Wahrheit nie ertheilten Privilegien anerkannt worden; ein Scheinmanöver war es freilich nur, wenn man sich auch auf zwei päpstliche Bullen berief, denn in ihnen weist thatsächlich nichts auf den Inhalt der gefälschten Urkunde hin. Nach mehrjährigen, schweren Kämpfen, 1209 bis 1213, lohnte endlich der Sieg die Mühsal und wurde das selbstgeschaffene Unrecht Recht. Zuerst verzichtete Gerhard von Are, dann sein Sohn Theoderich auf alle Ansprüche und bisherigen

Rechte. Sie, wie die Erzbischöfe von Trier und Köln bekannten sich in einer Reihe von Urkunden zu dem Programm der Laacher Mönche; daß das Kloster für die ehemals pfalzgräflichen Liegenschaften nur einen „Dingvogt" haben und in allen Sachen und stets bei Köln, als seinem Oberherrn, unmittelbar Schutz und Hülfe suchen sollte, war das schließliche Ergebniß.

So war Maria-Laach frei von den Lasten, welche das Patronat und die ererbten Ansprüche derjenigen Familie ihm aufgebürdet hatten, der es sein Dasein verdankte; das von Abt Giselbert und seinen Brüdern angestrebte und vorbereitete Ziel war erreicht. Fortan sind es allein die Erzbischöfe von Trier und Köln, mit denen das Kloster als Oberen zu thun hatte; Jener der „geistliche Richter", Dieser der „weltliche Schutzherr". So klar hierin die Verschiedenartigkeit der Rechte und Pflichten bezeichnet ist, so schwer war es, das wirkliche Leben und seine Verhältnisse der Scheidung der Begriffe anzupassen und den Wirkungskreis der weltlichen und geistlichen Macht immer getrennt zu halten; um so schwerer, als der geistliche Oberhirte zu Trier zugleich weltlicher Herrscher und Landesfürst, und das weltliche Oberhaupt zu Köln auch Erzbischof war. Sie haben Beide während des Mittelalters in die Geschicke und Entwickelung des Klosters eingegriffen, je nach Bedarf und der Lage des Augenblicks, und wir werden sehen, wie die Unklarheit dieser Verhältnisse mit dazu beitrug, eine verhängnißvolle Krisis über das Kloster zu bringen und gefahrdrohend zu verschärfen.

Wie Maria-Laach in kirchlichen Dingen dem Erzbischof von Trier unterstand, so übte es seinerseits auch gewisse kirchliche Befugnisse außerhalb des Klosterbezirks aus. Im Dorfe Kruft hatte es die Pfarre mit einem Klostergeistlichen zu besetzen und zu verwalten, nachdem sie mit ihren Zehnten und Rechten ihm durch den Erzbischof übertragen war (1185, 1199). Daß diese Pfarrei zu dem Trierer Archidiakonat gehörte und von dem

Archidiakon daselbst abhängig war, ließ allerlei Verwickelungen zwischen diesem und dem Abt entstehen, die erst 1343 durch Vergleich beigelegt wurden. Dauernde Streitigkeiten gab es auch wegen des Verhältnisses zwischen dem Pfarrer und dem für die weltlichen Angelegenheiten in Kruft sitzenden Laacher Propste. Sie konnten nur durch die Vereinigung beider Aemter aus der Welt geschafft werden. — Das weit entfernte Benediktiner Nonnenkloster Seligenstadt war gleich bei seiner Gründung (ca. 1215) der Leitung des Laacher Abtes unterstellt worden, und dieser hatte für die unmündigen Frauen die weltlichen Geschäfte, wie geistlichen Handlungen zu besorgen und zu beaufsichtigen, auch über das Klosterleben zu wachen. Vor 1500 schon stand freilich das Kloster leer und verlassen. Nicht ganz klar ist die bevormundende Stellung, welche der Laacher Abt den Frauen des Cisterzienserklosters zu Namedy gegenüber gehabt hat.

Dergestalt waren die öffentlichen, rechtlichen Verhältnisse — soweit für jene Zeiten ein solcher Begriff sich aufstellen läßt —, die das äußere Leben unsers Klosters in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens umfingen und bestimmten. Nun gilt es, sein Eigenleben als Einzelkörper, als abgeschlossene Gemeinschaft uns zu vergegenwärtigen, die Grundlagen, Ziele und Hemmnisse dieses Lebens kennen zu lernen.

Cäsarius, der Mönch von Heisterbach aus dem 13. Jahrhundert, der unterhaltend und gesprächig über die offenen Geheimnisse des geistlichen und monachischen Lebens seiner Zeit geplaudert hat, erzählt in seiner naiven Weise eine hübsche Geschichte von dem Brüderpaar Date = Gebet und Dabitur = Es wird gegeben. Date wird von einem kargen und sparsamen Abt, dem sein Vorgänger zu verschwenderisch von den Gütern des Klosters an Arme, Kranke und Heimathlose mitgetheilt hatte, vertrieben, sein Bruder Dabitur aber geht mit ihm und das Kloster verarmt, während der Abt doch sein Ver-

mögen zusammenhalten wollte; endlich wird Date wieder zurückgeholt, und wie das Kloster nach alter Weise Gutes thut und Gaben austheilt, kehrt auch Bruder Dabitur wieder ein und mehren sich die Klostergüter. Einfacher als in dieser durchsichtigen und schmucklosen Fabel läßt sich der Zusammenhang im klösterlichen Wesen zwischen Leistungen ideeller und materieller Art auf der einen, Sammlung von Glücksgütern auf der andern Seite kaum schildern. Geben und Empfangen, Gewähren und Nehmen, Verlieren und Erwerben gehen Hand in Hand, das „Soll" an „guten Werken" entspricht dem „Haben" an „milden Stiftungen".

Suchen wir zuerst eine Vorstellung zu gewinnen von dem „Haben", der materiellen Grundlage für das Leben im Kloster und seiner Vermögensverwaltung. Als Wirthschaftskörper ist Maria-Laach, wie jedes Kloster, eine Grundherrschaft; sein Großgrundbesitz ist als Grundherrschaft organisirt, d. h. sein Eigenthum an Grund und Boden, über weite Länderstrecken vertheilt und zerstreut, befindet sich zu allermeist in fremden Händen, die Inhaber und Nutznießer aber sind ihm, als dem Herrn des Bodens, in verschiedenster Form verschieden bemessene Abgaben und Leistungen schuldig. Schon bei der Stiftung durch den Pfalzgrafen Heinrich waren dem künftigen Kloster Ländereien an verschiedenen Orten überwiesen, die zwar meist in der Nachbarschaft des Sees, zum Theil aber auch auf der rechten Rheinseite, in Bendorf und Heimbach, lagen; statt dieser Höfe wurden bei der zweiten Stiftung durch Pfalzgraf Siegfried zwei Höfe in Brabant geschenkt. In dem Privileg des Papstes Innocenz II. (1139) werden bereits 26 Orte genannt, wo das Kloster begütert war; überall an Rhein und Mosel und in der Eifel wurde schon unter dem ersten Abte Giselbert der Grundstock gelegt, an den sich neue Gütererwerbungen in den betreffenden Ortschaften angliedern konnten. Allmählich kam zu

dem geschenkten auch erkauftes Gut. Werthvolles Land gewann der zweite Abt, Fulbert, dem Laacher See ab; er verschaffte ihm durch einen Kanal einen Abfluß, schützte Kloster und Kirche so vor stets drohenden Ueberschwemmungen und vermehrte das in nächster Nähe des Klosters gelegene und von ihm aus bewirthschaftete ehemalige Herrenland um ein beträchtliches.

Ein Jahrhundert nach seiner Gründung, unter dem vierten Abte, Albert (1199—1217), zeigt Maria-Laach das Bild erfreulichen Gedeihens. Wegen seines klösterlichen Lebens hatte es einen guten Ruf bei den Zeitgenossen; für die Bücherei wurde eifrig gesorgt; ein Mönch Heinrich aus Münstereifel, der fleißigste und geschickteste unter den Bücherschreibern, zeigte sich auch, wenn auch bescheiden, litterarisch thätig. Kunstreich gearbeitete Teppiche mit Darstellungen aus der Klostergeschichte schmückten Kirche und Haus. Damals entstand ein edler Zierbau, das schon erwähnte Paradies, als Vorhalle zum Kirchenportal. Die phantastischen Ornamente an Blattwerk und allerlei Figuren boten dem Steinmetzen eine erwünschte Gelegenheit zu bitterem Scherze: in einem blattgeschmückten Säulenkapitäl, gleich am Eingange links, meißelte er ein grinsendes Teufelchen aus mit einer Schriftrolle auf dem Schoß, einem Stift in der Hand und im Begriffe, „die Sünden Roms" (peccata Romae) hohnlächelnd zu verzeichnen, eine Illustration zu den zornesmuthigen, patriotischen Versen, welche zur selben Zeit Walther von der Vogelweide dem römischen Papste gewidmet hat. So spiegelt sich in den unscheinbaren Leistungen unsers Klosters das reichentwickelte, geistig regsame Leben Deutschlands in jener Epoche wieder. Auch darin theilte es das Schicksal der Zeit, daß dem glänzenden Aufschwunge ein plötzlicher und tiefer Sturz folgte.

Ueberall zeigen sich im 13. Jahrhundert die Spuren von dem wirthschaftlichen Niedergang des Großgrundbesitzes, der Grundherrschaft, wie es scheint als Folge allgemein wirkender

Ursachen. Sogar das Laterankonzil von 1214 sah sich zu Maßregeln gegen Verschuldung und Wucher veranlaßt. In Maria-Laach aber traten besondere Umstände ein, die schon für sich die späteren Schicksale erklären. Bedeutende Aufwendungen wußten gemacht werden, um die Grafen von Are zum Verzicht auf die Vogtei in Laach zu bewegen, um an anderen Orten andere Vögte und unbequeme Nachbaren zu befriedigen oder los zu werden. Für solche Zwecke sind in den Jahren 1209—1216 allein 1050 Mark damaliger Münze, etwa 39000 heutige Reichsmark, theils bar, theils in liegenden Gütern gezahlt worden. Dazu kamen die Kosten für den Bau des „Paradieses" und andere Anschaffungen. Man kann sich denken, daß der entwickeltere Geschmack, der behäbigere Zuschnitt des Lebens die Ansprüche steigerten, daß auch das minder Nothwendige schwer entbehrt und die Rücksicht auf sparsamen Haushalt außer acht gelassen wurde, daß schließlich drohendem Unheil gegenüber die Widerstandskraft erlahmte. Schon im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts fing das Kloster an, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Erzbischöfe von Trier wie die Päpste suchten zu helfen, theils durch materielle Unterstützung, theils durch den moralischen Eindruck ihres Schutzes. Es half nichts, ebensowenig wie der Hospitalverwalter, den die Mönche im Beisein und unter Mitwirkung des Trierer Oberhirten 1235 zum Abt wählten, gemäß der erzbischöflichen Meinung, daß ihnen ein praktischer Kopf mehr noth thue, als eine Herrschernatur. Der Nothanker versagte und dankte schließlich ab. Unter ihm begann man in den vierziger Jahren Klosterhöfe ganz oder theilweise zu verpfänden und zu verkaufen. Das dauerte bis ans Ende der fünfziger Jahre, und die Klagen über die unerträgliche Schuldenlast, die man nicht los werden könne, hörten nicht auf. Während der ganzen Zeit, von 1220 etwa an, hat das Kloster keinerlei Gütererwerbungen gemacht, weder durch Schenkung, noch

durch Kauf; nur einmal, 1235, hat ihm der Burggraf von Rhineck Güter übertragen.

Die Lage von Maria-Laach war verzweifelt; auch auf dem Gebiete des inneren Klosterlebens und der monachischen Pflichterfüllung blieben die schlimmen Folgen nicht aus. Endlich kam der Mann, der Rettung brachte; 1256 wurde Theoderich von Lehmen zum Abt gewählt. Vielleicht brachte er, der einer adeligen Familie aus dem gleichnamigen Moseldorfe entstammte, dem Kloster eigenes Vermögen zu, als bestes aber seine Klugheit und Thatkraft. Er erkannte, daß die Pflichterfüllung auch ihren Lohn findet, er gewährte dem lange vertriebenen Bruder Date wieder eine Stätte im Kloster und verstand es, diesem die Aufmerksamkeit und Fürsorge der frommen Christen in der Nachbarschaft, wie in der Ferne wieder zuzuwenden. Schenkungen und Stiftungen wurden wieder gemacht, und bald konnten auch zahlreich die entfremdeten Güter wieder zurückgekauft und neue erworben werden. Ueberall wurde auf den Hofstätten gebaut und ausgebessert. Der von Abt Fulbert angelegte und wieder verfallene Abflußkanal wurde hergestellt, was beiläufig einen Aufwand von 60 Mark damaligen Geldes erforderte. Im Dorfe Kruft, südlich vom See, wo die ehemals pfalzgräflichen Besitzungen am dichtesten gelegen waren, wurde ein Hof nach dem andern, ein Stück Land nach dem andern angekauft und das Besitzthum abgerundet. Hier weideten 700 Schafe, wurden 130 Schweine jeder Sorte gezüchtet, 104 Pferde und 9 Esel gehalten, während Abt Theoderich von alle dem nichts oder so gut wie nichts vorgefunden hatte. Diese Zahlen geben eine Vorstellung von dem Umfang des Klosterlandes und der Zahl der Klosterleute daselbst. Es wird wenig Schollen und Dorfbewohner am Ende von Theoderichs Wirksamkeit in Kruft gegeben haben, die nicht dem Kloster eigen waren. Hier entstand allmählich ein geschlossenes kleines Territorium, in dem der Abt

zu Laach Herr und Richter war. Das Kloſter Laach unter Theoderichs Führung folgte dem Beiſpiel der großen Herren und der größeren unter den kleinen, die im ausgehenden 13. Jahrhundert überall beſtrebt waren, einen abgerundeten Landbeſitz und abgegrenzten Herrſchaftsbereich ſich zu ſchaffen.

Auch Kunſt und Kunſthandwerk kamen unter den Kloſterinſaſſen wieder zu ihrem Rechte. Für die Aufbewahrung und Ausſtellung der Reliquien wurden Schmuckgegenſtände beſchafft. Dem Pfalzgrafen Heinrich, dem Stifter des Kloſters, wurde im Mittelſchiff der Kirche ein Grabdenkmal errichtet, nachdem die Gebeine von ihrer bisherigen Ruheſtätte gehoben worden waren. Im Weſtchor ſteht es heute und zeigt auf einem Sarkophag mit gothiſcher Ornamentik das körperliche Bild des gefeierten Todten. Darüber erhebt ſich, auf ſchön gearbeiteten Säulen hoch emporgebaut, ein runder Baldachin, deſſen Decke durch eigenartig geſchwungene, zum Gipfel zuſammenfließende Joche gebildet wird. Ein merkwürdiges Bauwerk, das jener Zeit angehört, da der romaniſche Kunſtſtil zum gothiſchen ſich umzubilden begann, und das im Verein mit dem rein gothiſchen Sarkophag und der romaniſch ſtiliſirten Umgebung feierlich und fremdartig zugleich auf den Beſchauer wirkt. Es iſt wohl erſt nach Theoderichs Regiment entſtanden und vielleicht mit der Beſtimmung, als eine Art Taufkapelle zu dienen; ſehr viel ſpäter aber erſt wurde der Sarkophag Heinrichs unter dieſem Säulenbau aufgeſtellt.

Auch außerhalb ſeiner eigenen Intereſſen hat das Kloſter für damalige Zeiten nicht geringe Summen aufgebracht; 200 Mark zahlte Theoderich dem römiſchen Stuhl als Beitrag für die neuerdings wieder ausgeſchriebenen Kreuzzugſteuern, 250 Mark den Erzbiſchöfen Heinrich und Boemund von Trier als außerordentliche Abgaben, Subſidien für politiſche Unternehmungen. Wir ſind in der Lage, nachzurechnen, daß Theoderich während

seiner fast vierzigjährigen Amtshätigkeit im ganzen 4224 Gewichtsmark hauptsächlich für Vermehrung und Verbesserung des Klosterbesitzes aufgewandt hat. Das sind noch etwa 1480 Mark mehr, als die Stadt Koblenz in den Jahren 1276—1289 für den Bau ihrer Stadtbefestigung aufgebracht und verausgabt hat, und entspricht einem Werthe von etwa 184421 heutiger Reichsmark. Trotz dieser großen Ausgaben ließ er das Kloster ganz schuldenfrei zurück, als er 1295 sein Amt freiwillig niederlegte. Ja, er konnte seinem Nachfolger noch 350 Mark in bar und 50 Mark an Werthgegenständen übergeben, im ganzen also fast 17500 heutige Reichsmark; er machte eine Stiftung in Höhe von 700 Mark und ließ Vorräthe an Getreide und Wein weit über die Bedürfnisse bis zum nächsten Herbste hinaus und Weinberge und Höfe im besten Zustande zurück; das hinterlassene bewegliche Vermögen wurde auf 2000 Mark und mehr, also auf fast 87300 Reichsmark geschätzt.

So befand sich denn Maria-Laach um das Jahr 1300 in reichlichen Verhältnissen. Sie ständig zu verbessern, kamen fortwährende Gütererwerbungen, vor allem zahlreich im 14. Jahrhundert, zu dem alten Besitz hinzu; fast ununterbrochen begleitet die Reihe der Schenkungen die fernere Entwickelung des Klosters. Das Dorf Kruft mit seinem mehr oder weniger zusammenhängenden Landgebiete und der eigenen Propstei, sowie die Höfe und Liegenschaften in der Umgegend des Sees und in der benachbarten Eifel bildeten nur den Grundstock und Mittelpunkt. An der Mosel, flußauf und flußab, nannte es Weinberge, Gartenland und ganze Höfe sein eigen. Kaum ein größerer Ort, an dem nicht der eine oder andere Einwohner ihm Zins an Wein, Oel oder Geld schuldig war. Im Flecken Ebernach, nahe der Stadt Kochem an der Mosel, mußte eine Propstei eingerichtet werden, welche den Wirthschaftsmittelpunkt für die von Laach weit abliegenden und

ihr zugetheilten Güter bildete. In den bedeutendſten Städten des näheren Rheinlandes, in Trier, Koblenz, Andernach, Köln gehörten dem Kloſter Häuſer und Grund und Boden, in ihrem „Laacher Hof“ ſtiegen Abt oder Prior oder ihre Beauftragten ab, wenn ſie von Geſchäften in die Städte geführt wurden. In Andernach war der Abt ſogar Bürger, mit den Rechten und Pflichten eines ſolchen; hier durfte er ſeines Kloſters Früchte und Weine zollfrei durchführen und verladen. Der Hof zu Bendorf, der nach zeitweiſer Entfremdung wieder an das Kloſter gekommen war, gehörte zu den größten und wichtigſten Beſitzungen am Rhein; flußabwärts bis Hammerſtein, gegenüber Andernach, erſtreckten ſie ſich. Ganz verſprengt war noch Beſitz an der Ahr gelegen, während die von Pfalzgraf Siegfried geſchenkten Höfe im Brabantiſchen früh wieder abgegeben wurden oder ſonſt verloren gingen. Dieſe und andere unvermeidliche Verluſte, Entfremdungen von Gütern und Rechten konnten gegenüber den fortdauernden Neuerwerbungen kaum in Frage kommen. Jahr für Jahr floß neuer Zins und neue Rente; es füllten ſich Scheuer und Keller im Kloſter und in den Propſteien mit den Erträgniſſen der Aecker, der Obſt-, Nuß- und Weingärten, mit den Zehntabgaben von Eiern, Hühnern, Butter; in der Lade ruhte mancher Florener.

Freilich war es auch nicht leicht, allen Beſitz und alle Rechte zuſammenzuhalten. Der ruhige Genuß wurde überall durch mißgünſtige Nachbaren und weltliche Große, zumal wenn ſie an den verſchiedenen Orten und Höfen Vogteirechte beanſpruchten, unliebſam geſtört. Ueberall befand ſich das Kloſter im Zuſtande der Vertheidigung und ſuchte die Quälgeiſter los zu werden. Der Kampf um die Vogtei in Laach ſelbſt wiederholte ſich immer neu in anderen Gebietstheilen, wenn auch minder hartnäckig vielleicht. Es gelingt dem Kloſter im Laufe des 13. Jahrhunderts mehrfach, in Güte und mit Zahlungen

ſich von den auf den einzelnen Gütern ruhenden Vogteilaſten zu befreien und den Verzicht auf ihre Rechte ſeitens der Vogteiherren zu erlangen. Es ſcheint, daß vom 14. Jahrhundert ab überall auf den Kloſtergütern die Vogtei im Namen von Abt und Konvent durch den Schultheiß ausgeübt wurde, der ſtets als echter „Dingvogt“ handelte.

Waren es nicht die Vögte, die mit ihren mehr oder weniger unberechtigten, immer aber läſtigen Anſprüchen dem Kloſter beſchwerlich fielen, ſo thaten andere große und kleine Herren das Gleiche mit mehr oder weniger offener Gewalt. Im Jahre 1213 mußte man ſich z. B. mit einem Herrn von Iſenburg vergleichen, der auf Laacher Gebiet zu Grenzau auf der rechten Rheinſeite Burgbauten aufgeführt hatte; ein paar Jahre ſpäter gilt es, die Beſitzer eines feſten Thurmes im Dorfe Kruft ungefährlich zu machen und den Thurm in den Beſitz des Kloſters zu bringen. Das Kloſter aber mußte zahlen und bluten. Dann fordert ein Rittersmann im Dorfe Bell, daß die Angehörigen dieſer Gemeinde in ſeinem daſelbſt gelegenen Backofen backen und kochen ſollten, und fühlt ſich ernſtlich geſchädigt, daß vor allem die auf Kloſterland ſitzenden Dorfbewohner bei den Mönchen backen und ihm mit der Brotabgabe entgehen (1298). Oder die Gemeinde Rickenich behauptet, daß ein Theil des Laacher Sees in ihrem Bann- und Gerichtsbezirk liege und ſie hier das Recht zu fiſchen habe; der Abt aber fertigt ſie in den Vergleichsverhandlungen mit dem höhniſchen Worte ab: „ſie ſolle den Markſtein im Waſſer des Sees aufweiſen, der die Grenze zwiſchen den beiden Antheilen bezeichne“.

So giebt es ſtets Streitigkeiten mit Grenznachbarn, vor allem häufig wegen Wald-, d. h. Weide- und Holzgerechtigkeiten. Die Kloſterleute ſelbſt, Lehnsleute wie Unfreie, mochten ſich in wirklichen oder vermeintlichen Rechten nicht kränken laſſen und machten ihrem Grundherrn und den Gerichten viel zu ſchaffen

War in solchen Händeln ein Vergleich nicht zu erzielen und hatten die Hof- und Dorfgerichte umsonst ihr Urtheil gesprochen, so wurde die Sache vor den Schieds- oder Richterspruch des Trierer oder Kölner Erzbischofs gebracht. Aber auch hier war nicht immer das Recht zu finden. Die Schutzherren und Patrone erholten sich gelegentlich selbst gerne an dem Vermögen des Schützlings. So verzichtet z. B. Abt Wilhelm 1361 auf jegliche Güter, die sein Herr, Erzbischof Boemund von Trier, ihm und seinem Kloster unerlaubt unter irgend einem Vorwande entrissen oder sonst nicht ganz gerechterweise an sich gebracht hat. Häufiger noch als heute ging unter den gewaltthätigen und unruhigen Menschen des Mittelalters Gewalt vor Recht; es fehlte nur zu häufig das schriftlich aufgezeichnete Recht und die öffentliche Gewalt, welche ihm Geltung verschafft hätte.

Die so weit auseinander liegenden Theile der Grundherrschaft miteinander zu verbinden, war ein entwickeltes Verkehrswesen erforderlich, und die zu Kruft unterhaltenen Herden von Pferden und Eseln zeigen, wie lebhaft dieser Güter- und Reiseverkehr gewesen sein muß, den die Bewirthschaftung und Verwaltung des Ganzen nothwendig machte. Unmittelbar vom Kloster und dem am See gelegenen ehemaligen Herrenhof, Borstall, aus wurden unter der Aufsicht des Priors nur die Ländereien am See bewirthschaftet. Die im Kloster lebenden Laienbrüder — seit dem 11. Jahrhundert giebt es im Benediktinerorden die fratres illiterati, Konversen, die keine Kleriker sind — und Pfründner, für die gröbsten Bedürfnisse des Tages die Knechte, sind in erster Linie als Arbeitskräfte zu nennen; dann saßen in der Nachbarschaft „eigene" Leute männlichen und weiblichen Geschlechts, die eigentlichen Unfreien, und die zahlreichen Familien mit halber oder geminderter Freiheit, welche als Zinsleute zu Diensten mancherlei Art verpflichtet waren. Diese klösterliche „Eigenwirthschaft" war in älteren Zeiten sehr aus-

gedehnt und wichtig gewesen, im späteren Mittelalter aber im Benediktinerorden immer geringfügiger und bedeutungsloser geworden. Die eigene Körperarbeit der Mönche trat seit der Reform von Cluny hinter den asketischen Pflichten und Uebungen ganz zurück, und nur, wenn einmal Noth an Mann war, für die Heu- und Obsternte, wurde sie allenfalls in Anspruch genommen. Es war nur folgerichtig, daß auch die ursprünglich von den Klöstern aus bestellten Aecker mehr und mehr mit Zinsleuten besetzt und an Bauern ausgethan wurden; außerdem war es bequemer und fügte sich gut in den Rahmen der gesamten Wirthschaft.

Der weit überwiegende Besitz wurde nämlich nicht unmittelbar vom Kloster aus bewirthschaftet. Für diese Theile der Grundherrschaft waren die Schultheißen und Meier des Klosters Wirthschaftsbeamte. Selbst Bauern und auf Höfen angesessen, hatten sie von den Zinsleuten, die als Gehöfer meist zu Erbrecht auf Klostergut lebten, deren Abgaben zu empfangen, die schuldigen und althergebrachten Leistungen zu überwachen, überhaupt die Rechte und Ansprüche des Klosters überall zu wahren, auch gewisse polizeiliche und richterliche Befugnisse auszuüben. Sie führten die Einnahmen entweder direkt an den Prior in Laach, den obersten Wirthschaftsbeamten im Kloster selbst, oder an die Pröpste zu Kruft und Ebernach ab und legten diesen Rechnung über ihre Wirthschaftsführung. Prior und Pröpste waren dann dem Abt und Konvent Rechenschaft schuldig. Die Pröpste verwalteten wohl auch ohne Hofmann unmittelbar die nächstgelegenen Güter.

Die für Wirthschaft und Verwaltung erforderliche Buchführung war, wenn auch nach heutigen Begriffen willkürlich und ungeordnet, so doch unzweifelhaft früh vorhanden und wurde im Laufe der Zeit mehr und mehr ausgebildet. Verzeichnisse der zu den einzelnen Höfen gehörigen Güter und der aus ihnen

fließenden Einkünfte waren um so nöthiger, als die einzelnen Land- oder Weinbergstücke weit auseinander lagen und daher leicht dem Grundherrn entfremdet werden oder einzelne auf ihnen ruhende Rechte außer Uebung und in Vergessenheit gerathen konnten; was denn auch zu jeder Zeit geschehen ist. In Form von Weisthümern wurden diese Verzeichnisse vielfach angelegt, indem die Gesamtheit der Hofleute, die Gehöferschaft, weisen mußte, was von alters Recht und Brauch war auf dem Herrenhofe und ihm zugehörte. Daneben wurden dann Zinsregister aller Art aufgestellt, auch Generalübersichten von Einnahmen und Ausgaben fehlten nicht. So wuchs aus den Bedürfnissen des Wirthschaftsbetriebes und der Vermögensverwaltung heraus ein kleine Bücherei neben den zahlreichen, im Klosterarchiv gehüteten Urkunden aller Art, welche die Entwickelung des Klosters begleiten. Aus den einzelnen Verträgen, Rechnungen, Urkunden, welche unter der Verwaltung des Abtes Theoderich entstanden waren, vielleicht auch aus Aufzeichnungen in Büchern, hat z. B. ein Mönch Wolfram wenig später die Angaben zusammengestellt, denen wir heute einen so lehrreichen Einblick in Theoderichs Thätigkeit verdanken.

Für all solche Aufgaben bedurfte es natürlich auch im Kloster selbst eines Beamtenapparates, der je nach der Größe des Klosters und seiner Besitzungen verschieden umfangreich war. Indem die Regel Benedikts nur die Pflichten des Abtes und des Kellners, des eigentlichen Wirthschaftsbeamten, der „für alles Sorge zu tragen hat", genauer umschrieb, zur Stütze für den Abt aber die Bestallung eines Propstes, für den Kellner von Hülfskräften überhaupt vorsah, war schon hier für einen den verschiedenen Bedürfnissen entsprechenden Ausbau des Verwaltungsorganismus der Grund gelegt. So finden wir in Laach von vornherein den Prior, zuerst als Vertreter des in Hafflighem residirenden Abtes, dann unter dem eigenen Abte,

und dieſen in allen Stücken zu vertreten berufen. Er ſteht innerhalb des Konvents der Brüder, während der Abt über demſelben ſteht. Dieſer hat die Oberleitung und Vertretung des Kloſters nach außen und im Orden, Jener iſt in allen inneren Angelegenheiten unter eigener Verantwortung zu That und Aufſicht verpflichtet. Unter Theoderich gab es außerdem den Kellner, der die Abgaben, Zinſen und Leiſtungen aller Art zu empfangen, über ihren richtigen Eingang zu wachen und für den Verbrauch und Erſatz der Naturalvorräthe im Kloſter zu ſorgen hatte; den Krankenpfleger, dem das Krankenhaus, den Hoſpitalverwalter, dem das Fremdenweſen unterſtand, den Küſter und Kantor, wahrſcheinlich auch den Novizenmeiſter als Erzieher für die noch nicht zur Profeß zugelaſſenen Mönche. Für die Küche, die nach der Vorſchrift der „Regel" urſprünglich die Brüder ſelbſt abwechſelnd hatten verſehen müſſen, und die übrigen groben Hausarbeiten waren Knechte und Laienbrüder vorhanden. Später, im 16. Jahrhundert, hat der Küſter in dem Sakriſtan einen Kollegen und auch die Kleiderkammer ein eigenes Oberhaupt erhalten, und iſt die Sorge für die außerordentlichen Erfriſchungen der Brüder dem Refektionar übertragen.

Wenn dieſe umfängliche Behandlung des Wirthſchafts- und Verwaltungsweſens in unſerm Kloſter die Vorſtellung erweckt hat, daß dieſe Dinge in ihm einen großen Raum einnahmen und eine wichtige Rolle ſpielten, ſo entſpricht dies der Wirklichkeit. Aber dennoch bieten Wirthſchaft und Verwaltung nur die materielle Grundlage, auf der ſich das klöſterliche Leben nach ſeinen Zwecken und ſeiner Beſtimmung enfalten ſoll; ſie ſind nur die Mittel für ein höheres Leben und als ſolche von untergeordneter Bedeutung. Ein geſchichtliches Daſein, das nur die Entwickelung dieſer materiellen Zuſtände erkennen läßt und es darüber hinaus zu keinerlei Bethätigung höherer, menſchlich-geiſtiger Art bringt, bleibt unvollkommen, und unvollkommen

bleibt eine Geſchichtſchreibung, für welche die bloß materiellen Verhältniſſe Selbſtzweck ſind. Welcher Art war alſo das geiſtige Leben in Maria-Laach?

Es war beſtimmt durch die allgemeinen Aufgaben und Ziele des monachiſchen Lebens, von denen ſchon die Rede war. Das Kloſter iſt eine Heilsanſtalt, zunächſt für ſeine durch die Mönchsgelübde zu Keuſchheit, Gehorſam und Armuth verpflichteten Angehörigen, die „mit guten Werken", mit Gebet und Geſang im gemeinſchaftlichen Chordienſte, wie mit frommen Uebungen und Beſchäftigungen in der eigenen Zelle, ein Gott geweihtes Leben führen ſollen. Dann aber auch für andere, außerhalb des Kloſters ſtehende Gläubige, die an dem Schatz von guten Werken, der ſo vor dem himmliſchen Vater und Richter erworben wird, mit Theil haben können. Dieſen Antheil ſich zu verſchaffen, war männiglich gerne bereit. Es war der allgemeine — katholiſche — Glaube, daß nur durch die Gnadenmittel der Kirche, und vor allem durch die Fürbitte der frommen, im Dienſte Gottes lebenden Mönche der ſündige Menſch gerecht werde vor Gott dem Herrn und einſtmals ein Plätzchen im Himmel ſich erhoffen dürfe. Die Sorge um das zukünftige Heil ihrer armen Seele trieb die Reichen und Mächtigen, Klöſter zu begründen und nach ihrem Vermögen auszuſtatten — wie Maria-Laach dieſer Sorge der Pfalzgrafen Heinrich und Siegfried ſein Entſtehen verdankte —, ſie trieb Jedermann, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, an, Kirchen und Klöſter zu beſchenken, wie ein Jeder es konnte. So kaufte er ſich ein in die geiſtige Gemeinſchaft der Kloſtergenoſſen, erwarb ihre Fürbitte und die der vielvermögenden Patrone der beſchenkten Kirche vor dem Throne des Allerhöchſten und glaubte ſo ſeiner Seelen Seligkeit wohl verſichert zu haben. Sein Name wurde im Kalenderbuch bei ſeinem Todestage vermerkt, wohl auch das Nähere über die Stiftung und ihre Verwendung hinzugefügt. Am Sterbetag

und etwa auch an anderen, von dem Geschenkgeber bestimmten Tagen wurde seiner im Konvent der Brüder mit Worten der Erinnerung gedacht; unter dem Geläute der Glocken, mit Singen und Beten und Messelesen, sogar mit Kasteiungen kam man der im Fegefeuer ringenden Seele des Wohlthäters zu Hülfe. Den Brüdern aber wurde dann aus dem Ertrag der Stiftung, je nach der Bestimmung des Geschenkgebers, eine Extra-Erfrischung gereicht. Unter den Wohlthätern von Maria-Laach zeichneten sich in der ersten Zeit die Angehörigen der Geschlechter von Are und Hochstaden besonders aus, vermuthlich infolge ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu den pfalzgräflichen Gründern. Auch Gertrud, die Gemahlin des hohenstaufischen Königs Konrad III., der 1138 für das Kloster eine Urkunde ausstellte, ist unter ihnen mit zwei Talenten Silber vertreten. — Jene Todtenbücher, Kalendarien oder Nekrologien genannt, durften an keiner Kirche fehlen und sind für uns oft eine Quelle geschichtlicher Erkenntniß, wie sie ja auch das Gedächtniß der Verstorbenen aufbewahren sollten. Ein Laacher Mönch, Heinrich aus Münstereifel, hat sich zur Zeit des Abtes Albert u. a. auch dadurch verdient gemacht, daß er ein solches Todtenbuch neu abschrieb oder auch überhaupt erst anlegte und in ihm ein paar kleine Erzählungen „über die Anfänge der Liebesgaben (caritas)" aufzeichnete.

So floß denn dem Kloster und seinen Mönchen aus dem besonderen Verhältniß, das sie nach den Vorstellungen der Gläubigen zum Herrn der Himmel und Erden hatten, immer neue Arbeit und neue Pflicht im Chordienst zu, aber auch ein immer neuer Segen irdischer Güter und lohnender Einnahmen. Gerade in den ersten Zeiten, wo es sich darum handelte, das Kloster auf einen festen Grund zu bauen und dem immer drohenden Mangel entgegenzutreten, bedurfte es dieser Schenkungen und that das Vertrauen und Entgegenkommen der Gläubigen

noth. Dies zu erwerben, genügte ein heilig-frommes Leben nicht ganz.

Die Sitte des mit groben Sinnen ausgeſtatteten, von roher Sinnlichkeit beherrſchten Geſchlechts forderte Mittel äußerlicher Art, die dieſer Natur entſprachen. In ſinnfälligen Gegenſtänden mußte der überirdiſche Beruf und das gottgefällige Werk der Brüder ſich erweiſen. Eine jede Kirche, gleichviel, ob Kloſter- oder Pfarrkirche, ein jeder Altar hatte Reliquien nöthig, die das Göttliche dem Volke nahe bringen mußten, in deren Wundern die lebendige Gegenwart Gottes und ſeine perſönliche Theilnahme an den frommen Handlungen in dieſem Gotteshauſe gerade ſich offenbarte. Auch Maria-Laach konnte ſie nicht entbehren — und ſie wurden gefunden. Es fällt ja ſeine Entſtehung und erſte Entwickelung in die Zeit des ſog. erſten Kreuzzuges (1096 ff.) und der nachfolgenden Kriegszüge gegen die Ungläubigen, als der Wunderglaube der Menſchen den fruchtbarſten Nährboden fand, und bald die ſchätzenswertheſten Reliquien überall aus dem Dunkel der Verborgenheit ans Licht kamen — unter ihnen der ungenähte Rock Chriſti als die meiſt berufene Reliquie. So grub man auch in einer Kirche zu Köln die Laacher Reliquien unter dem Boden aus, nachdem ein jagdfroher Ritter den Fundort in einer wunderbaren Viſion mitten in den Wäldern Schwabens erſchaut hatte. Abt Giſelbert vermittelte es, daß ſie zunächſt wenigſtens theilweiſe nach Laach kamen; der Reſt ſoll unter dem zweiten Abte, Fulbert, hierher gelangt ſein. Es waren dies aber: das Schweißtuch des Herrn, die Lanze, mit der dem Gekreuzigten die Seite geöffnet war, das Meſſer, deſſen er ſich beim heil. Abendmahle bedient hatte, ſein Trinkbecher, ein Kamm, mit dem die heil. Mutter ihn geſtrählt hatte.

Der ſchon genannte Mönch Heinrich hat unter Abt Albert um 1200 die Geſchichte, wie dieſe Reliquien gefunden und in

das Kloſter gekommen ſein ſollen, aufgeſchrieben und der Nachwelt überliefert. Es iſt eine gar wunderbare Legende, in der alles genau beſchrieben iſt. Unter den vielen Zufällen, die hier ihr unerklärliches Spiel treiben, iſt am fatalſten, daß die Beweisurkunde in Goldſchrift, nach welcher dieſe Reliquien von der Kaiſerin Helena herrührten, bei einem Brande in Köln zu Grunde gegangen iſt. Erfunden hat Heinrich dieſe Legende gewiß nicht ſelbſt, ſie iſt im Laufe der Jahrzehnte entſtanden, und andere Legenden und Wunderberichte haben das Meiſte dazu beigetragen, vor allem die Geſchichte von der Auffindung der heil. Lanze in Antiochia. Sie trägt ganz den Stempel des 12. Jahrhunderts, dem ſie angehört. Daß aber Abt Giſelbert, deſſen Wichtigkeit für die Entwickelung unſers Kloſters ſchon mehrfach hervorzuheben war, der Haupturheber des Reliquienfundes geweſen iſt, brauchen wir nicht zu bezweifeln. Auch in dieſem Stücke bewies er ſich als der Mann, den das Kloſter brauchte

Auch ſpäter noch kam Maria-Laach in den Beſitz von Reliquien. Unter Abt Albert ſoll es eine Kreuzpartikel erhalten haben von demſelben Ritter Heinrich von Ulmen, der u. a. das Nonnenkloſter Stuben in der That mit einer Kreuzesreliquie begabte. Wirklich maſſenweiſe haben ſich mit der Zeit dieſe frommen Gegenſtände in Laach angeſammelt; 11 von 18 Altären, welche im 16. Jahrhundert die Kloſterkirche beſaß, ſind mit ihnen angefüllt geweſen. In keinem fehlten Reliquien der 11 000 heiligen Jungfrauen: Köln, wo die ſog. Clematianiſche Inſchrift die Legende von ihrem Martyrium veranlaßt hatte und die Hauptſtätte ihrer Verehrung war, hatte ja beſondere Beziehungen zu Laach, und es iſt natürlich, daß das Kloſter auf den Beſitz auch dieſer Reliquien Werth legte.

Zu den monachiſchen Pflichten, welche die Ordensregel vorſchrieb, gehören auch die, welche in dem Worte des Herrn gefordert werden: die Armen zu pflegen, die Nackten zu kleiden,

die Kranken zu beſuchen, die Todten zu begraben, im Elend zu helfen, im Schmerz zu tröſten — das ganze Gebiet praktiſcher Liebesthätigkeit, das wir heute als ſoziale Fürſorge zu bezeichnen gewöhnt ſind, und das im Mittelalter im Geiſte des Stifters der chriſtlichen Religion von ſeiner Kirche gepflegt wurde. In der Klauſur des Kloſters konnten dieſe Pflichten nur in der Form der Hoſpitalität, auf dem Wege der Gaſtfreundſchaft erfüllt werden, und ein eigenes Kapitel der Regel handelt davon, wie die Fremden aufzunehmen und zu behandeln ſind, getreu der göttlichen Mahnung: was ihr einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan! Indem die Klöſter auf dieſem Gebiete thaten, was die chriſtliche Nächſtenliebe gebot, haben ſie unzähligen Wanderern und Reiſenden, armen wie vermögenden, kranken wie geſunden, Gutes und Liebes gethan. In den Zeiten, da Verkehrsmittel und Herbergen mangelhaft waren oder fehlten und Gewalt auf den Straßen einherfuhr, war es unſchätzbar, daß Herberge und Schutz und Sicherheit im Kloſterfrieden zu finden war. Ein Fremdenhaus, das Hoſpital, befand ſich bei jedem Kloſter, bei den größeren wohl getheilt in eine Unterkunft für die Armen, eine für die Beſſergeſtellten und ein Krankenhaus. Daß auch in Maria-Laach von Anfang an ein Hoſpital vorhanden war, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Unter dem zweiten Abte, Fulbert, wurden der Laacher Kirche bloß zur Verwendung für das Hoſpital reiche Landſchenkungen in und bei dem Moſeldorfe Treis vermacht. Die hierüber ausgeſtellte Urkunde, die ſicher im Kloſter ſelbſt verfaßt und geſchrieben wurde, zeugt von der ernſten Auffaſſung der Pflichten gegen die „Armen Chriſti“ und gereicht dem im Kloſter herrſchenden Geiſte zur Ehre. Später noch, um 1200, konnte Cäſarius von Heiſterbach Maria-Laach vor den übrigen Klöſtern der Rheinlande wegen ſeiner Frömmigkeit loben und als Beiſpiel für die Ausübung der

Hospitalität empfehlen. Einst fand hier ein Sachse, so erzählt er, liebevolle Aufnahme, und als er heimgekehrt war und ein reicher Freund, der vor seinem Tode für seine Seele im Testamente sorgen wollte, in Verlegenheit war, „an welchem Orte sie am besten aufgehoben wäre", so pries er diesem das Kloster Laach als eine Stätte an, „wo in Wahrheit Männer Gottes wohnen, hervorragend nach meiner Erfahrung, in der Hospitalität". Und daraufhin ward ihm eine Schenkung von 40 Mark Silber aus dem fernen Sachsenlande.

Wenig später aber konnte ihm jener Ruhm nicht mehr nachgesagt werden. Wir erinnern uns, wie bald nach dem Anfang des 13. Jahrhunderts Maria-Laach in die mißlichsten Vermögensumstände gerieth und Verluste und Schulden sich häuften. Auch das Hospitalwesen gerieth in Verfall. Aus freien Stücken und ohne Entgelt wurde dem fremden Ankömmling nichts geboten, Jeder nur nach seiner Fähigkeit zu zahlen geschätzt; wer im Kloster eine Zuflucht suchte, begehrte nicht durch die Pforte Einlaß, sondern wußte durch den Hospitalgarten und über den Zaun sich ein Unterkommen zu verschaffen. Als endlich nach langen Jahren der Noth und des Mangels Abt Theoderich das Regiment übernahm (1256), war es sein Erstes, daß er das Hospital neu ausstattete und vor allem auf diesem Gebiete praktischer Liebesthätigkeit das Kloster in den Stand setzte, seine Pflichten zu erfüllen. Er wollte sich der Gnade des barmherzigen Gottes versichern und hoffte Lohn und Vergeltung auch bei den Christgläubigen zu finden. Darin täuschte er sich nicht; wir wissen bereits, daß Bruder Dabitur wieder des Klosters Hausgenoß wurde, nachdem man also seinem Bruder Date eine freundliche Stätte bereitet hatte.

Diese Leistungen des Klosters entsprachen theils dem Gesetz christlicher Nächstenliebe, theils beruhten sie auf dem Erlösungsbedürfniß der Menschen und der katholisch-christlichen Anschauung

von der Befriedigung dieses Bedürfnisses und von dem Verhältnisse zwischen Mensch und Gott. Ueber diese eigentlich monachischen Pflichten hinaus entwickelten die Klöster aber auch, wie schon gesagt wurde, Kulturaufgaben anderer Art zur Pflege des menschlichen Geistes. Bau- und kunstgewerbliche Thätigkeit fällt schon in dieses Gebiet, dann aber die Bethätigungen wissenschaftlichen Geistes und litterarische Bestrebungen. Von wirklich ursprünglicher Art konnten diese je und je nur selten sein. Die Hervorbringungen früherer Geschlechter aus christlicher wie heidnischer Zeit in Büchern zu überliefern und in Büchereien zu sammeln, in Schulen zu lehren, darauf beschränkte sich meist dergleichen Arbeit der Kleriker und Mönche.

Auch Maria-Laach hat die hier gestellten Aufgaben nicht außer Acht gelassen. Mit dem Fortgang des klösterlichen Lebens fand ganz von selbst Kunst und Kunstgewerbe Raum und Gelegenheit, um ausgeübt zu werden; auf ihre Erzeugnisse konnte im Verlaufe dieser Erzählung mehrfach hingewiesen werden (S. 14, 21, 24). Ebenso konnte auch das Litterarische nur allmählich in Aufnahme kommen. Anfangs waren gewiß nur die für die gottesdienstlichen Handlungen und die Mönchsbedürfnisse unentbehrlichsten Bücher vorhanden; das Mutterkloster Hafflighem hat auch auf diesem Gebiete seine Hülfe nicht versagt. Erst unter dem zweiten Abte Fulbert (1152—1177) wurde die Beschaffung einer Bibliothek energisch in Angriff genommen; fünfzehn Mönche soll er ständig mit dem Abschreiben von Büchern, die wohl anderen Klosterbibliotheken entliehen wurden, beschäftigt haben, und hat sich selbst daran betheiligt. Auch später, namentlich unter Abt Albert (1199—1217), ist die Schreibarbeit fortgesetzt worden. Unter ihm zeichnete sich vor allen der Mönch Heinrich aus Münstereifel durch fleißige Arbeit und später höchlichst gerühmte Kunstfertigkeit aus. So entstand denn eine kleine Bücherei, die neben den Büchern für den praktischen Gebrauch in Kirche und

Kloſter die bekannteſten Kirchenväter und geläufigſten Klaſſiker, dann die nothwendigen Lehrbücher der ſcholaſtiſchen Schulweisheit enthielt.

An geeigneter Stelle wurde hier und da aufgezeichnet, was etwa einem Mönche an ſelbſtändiger Arbeit gelungen war. Zur Zeit der beiden erſten Aebte, Giſelbert und Fulbert, ſind eine Reihe von poetiſchen Grabinſchriften, ſog. Epitaphien, lateiniſch, wie ſich verſteht, und in der Form der gereimten Hexameter, entſtanden; in ihnen wurden im beſonderen die Stifter des Kloſters und Abt Giſelbert verherrlicht. Fulbert ſelbſt verfaßte ein Gedicht zum Ruhm der Frömmigkeit und Tugend, von dem der größere Theil, wie es ſcheint, erhalten iſt. Später zeichnete der betriebſame und talentvolle Henricus Monogallus (Heinrich aus Münſtereifel) die uns ſchon bekannte Reliquienlegende auf (S. 35), ſchmückte ſie vielleicht auch mit manchen Zügen eigener Erfindung und einigen ſelbſtgemachten Verſen aus. Dem Todtenbuche (S. 33) verleibte er einige kleine Erzählungen ein, zum Gedächtniß der erſten Geſchenkgeber und Wohlthäter des Kloſters, während gleichzeitig dieſe und andere für die Entwickelung des Kloſters wichtige Perſonen, die Stifter voran, auch Scenen aus dem Kampfe um die Vogtei, auf gewebten Wandteppichen im Bilde dargeſtellt wurden. Was nach dem Ausgange des Abtes Theoderich der Mönch Wolfram über ſeine Regierungszeit zuſammengeſchrieben hat, fällt doch faſt mehr in das Gebiet wirthſchaftlicher Buchführung, als ſelbſtändiger litterariſcher Arbeit. Und auch jene anderen geringfügigen Hervorbringungen ſtehen im engſten Zuſammenhang mit dem wirklichen Leben im Kloſter und ſeiner Geſchichte, wie ſie denn auch zumeiſt durch praktiſche Gründe veranlaßt ſind.

Ueber die Kloſterſchule in Laach iſt wenig zu ſagen. Eine Singſchule für die heil. Meſſe und die ſonſtigen Zwecke des Gottesdienſtes hat es ſicher gegeben. Es beſtand eine Stiftung,

von deren Ertrag die zerrissenen und beschädigten Kantoreibücher ausgebessert und die sonstigen Bedürfnisse für die Scholaren reichlicher beschafft werden sollten. Auch werden die Novizen vor ihrer Profeß nie ohne Anleitung und Unterricht gewesen sein. Ueber den engen Kreis der Mönchsgenossenschaft selbst und die eigensten Zwecke des Klosters hinaus ist aber seine Schule nicht von Bedeutung gewesen. Mit der Blüthe und dem weitreichenden Einfluß der Benediktinerschulen war es im Ausgang des 12. Jahrhunderts vorbei, und die Bergeseinsamkeit der Eifel bot gewiß keinen fruchtbaren Boden für die Pflege kanonischer und scholastischer Weisheit des Mittelalters.

So spielt sich denn freilich das innere monachische und geistige Leben unsers Klosters im engbegrenzten Kreise ab, bescheiden und ohne den Anspruch, mit seinen Wirkungen weithin zu reichen und viel zu bedeuten. Aber es wirkte doch nach seiner Bestimmung und leistete, was die Menschen von ihm erwarteten. Dies ist das „Soll" seines Lebens, und den Verpflichtungen, die es mit seiner Entstehung zugleich übernommen hatte, ist es im allgemeinen getreulich nachgekommen, soweit wir die ersten beiden Jahrhunderte seines Daseins zu überschauen vermögen. Dafür durfte es denn auch am reichlichen „Haben" sich erfreuen. Nicht immer wird „Soll" und „Haben" im Gleichgewicht gewesen, nicht immer der Abschluß in gleicher Höhe erzielt sein. In zwei Epochen stand es in dieser Beziehung am günstigsten, zur Zeit des Abtes Albert (1199—1217) und des Abtes Theoderich (1256—1295), beides wirkliche Blütheperioden für Maria-Laach, die zweite besonders ausgezeichnet durch einen ungeahnten materiellen Aufschwung und eine glänzende Vermögenslage.

Theoderich ist nicht als Abt gestorben, er wollte seinen Tod nicht abwarten, um einem beliebigen Nachfolger Platz zu

machen und es dem ungewissen Zufall zu überlassen, wer seine Stelle einnehmen würde. Er fürchtete, man möchte die Gelegenheit des Interregnums benutzen, um sich aus dem Kloster zu entfernen, und es könnte Zank und Streit bei der nothwendigen Neubesetzung der Aemter entstehen. Unter seinem Vorsitze ließ er einen Nachfolger wählen und legte in dessen Hände sein Amt nieder. Es ist ein außergewöhnlicher Schritt, zu dem der greise Mann sich entschloß, und er muß gute Gründe für seine Befürchtungen gehabt haben. Für uns ist es ein Zeichen, daß nicht mehr alles im Kloster so stand, wie es hätte stehen müssen.

Daß schon die ersten Zeiten des Klosters Laach in eine Periode des Stillstandes im Benediktinerorden fiel, ist schon bemerkt worden. Jetzt aber, nach zwei Jahrhunderten, als es zum 14. Jahrhundert ging, sah es um vieles übler und trauriger aus. An dem ausgiebigen Leben und der Genußfreudigkeit, die bei steigendem Volkswohlstand in Deutschland herrschte, hatte auch die Welt- und Klostergeistlichkeit ihr reichliches Theil. Seitdem Heinrich von Veldeke, der Kleriker vom Niederrhein, seine Minnelieder gesungen hatte, zogen häufiger als vorher stellenlose Kleriker und entlaufene Mönche als fahrende Sänger und Spielleute von Land zu Land. Geistliche und Klosterleute traten bei den Schauspielen öffentlich auf, die bei kirchlichen Feiern und Festen nicht immer würdevoll das Volk unterhielten; manche Zurechtweisung und Mahnung von ihren Oberen mußten sie sich deswegen gefallen lassen. Schon fangen die Pfaffen, die Mönche und Nonnen an, eine wenig beneidenswerthe Rolle in der Litteratur zu spielen. Der ritterliche Adel drängte sich in die Stifte und Klöster und das behaglich sorglose Leben, das sie bieten konnten, erschien als ihr Hauptvorzug, sie wurden vielfach zu Versorgungsstätten für die jüngeren Söhne und Töchter vornehmer Geschlechter herabgewürdigt. Seit Jahrhunderten hatte der Adel von dem Seinen zur Gründung und

zum Unterhalt von Kirchen und Klöſtern beigeſteuert, jetzt ſuchte er ſich den Nutzen von dem rieſigen Kapital, das bei der todten Hand angelegt war, zu verſchaffen, und trug das Seine dazu bei, daß die frommen Inſtitute profane Anſtalten wurden. Von jenem Kapital zu zehren und zu leben, im Genuß von geiſtlichen Stellen und Pfründen, war das allgemeine Beſtreben Derer, die damals zur Klaſſe der ſog. Gebildeten und Herrſchenden gehörten.

Auch in unſerm Kloſter mußte ſich die weltliche, auf Genuß gerichtete Sinnesart des Zeitalters offenbaren. Schon unter Theoderich begegnet uns ein Zeugniß, daß die Kloſterbrüder trotz des Gelübdes der Armuth eigenen Landbeſitz hatten. Ein paar Jahre ſpäter, 1308, erkannte ſogar der Erzbiſchof von Trier das Recht der Mönche auf Eigenthum aller Art an, nur „Lehen" durften ſie nicht haben. Seitdem wurden die Liegenſchaften des Kloſters unter die Mönche vertheilt, der Einzelne erhielt ſeine Präbende oder Pfründe und verfügte nach Belieben über die aus ihr fließenden Einnahmen. Mit eine Folge dieſer Präbendenwirthſchaft war es, daß die ohnedies nach Freiheit lüſternen Inhaber in der Sorge um ihre Ackerſtelle, um Zins und Gefälle immer Veranlaſſung hatten, der einſamen Kloſterzelle den Rücken zu kehren. — Ob Maria-Laach Adelige in größerer Zahl zu den Seinigen gezählt hat, läßt ſich nicht ſagen; unter Theoderich, der ſelbſt ritterlichen Standes war, und nach ihm, zumal im Ausgange des Mittelalters, begegnen wir adeligen Namen unter den Mönchen, deren Perſönlichkeit ja nur ausnahmsweiſe bekannt iſt. Zahlreich aber drängten ſich die Novizen in das reich gewordene Kloſter. Schon früh im 14. Jahrhundert wurde von den Trierer Erzbiſchöfen wiederholt in Erinnerung gebracht, daß nicht mehr als dreißig Mönche und Konverſen im Kloſter Aufnahme finden ſollten, weil dieſe Zahl dem Kloſtervermögen entſpräche und gerade

noch „in der Sittſamkeit ihres Standes erhalten werden könnte“. Das thut z. B. Erzbiſchof Balduin im Jahre 1322 — im ſelben Jahre aber und ſpäter von neuem läßt er Ausnahmen zu Gunſten verſchiedener Perſonen zu, die von hohen Herren, darunter der Papſt und der Erzbiſchof zu Köln, in ihrem ungeſetzlichen Verlangen durch Protektion unterſtützt werden.

Auch Feſte feierte man in Maria-Laach. In Prozeſſionen, mit Geſang und Beten, alter Sitte huldigend, zog das Volk, vor allem die Unterthanen des Dorfes Kruft, an beſtimmten Tagen nach der Laacher Kirche. Das Kloſter aber erfüllte dann die Dankespflicht, die dieſem frommen Eifer gebührte und den die Unterthanen von ihrer geiſtlichen Grundherrſchaft als ſelbſtverſtändliche Gegenleiſtung erwarteten. Nach dem Gottesdienſte wurde den jungen Mädchen im Freien an einer aufgeſchlagenen Tafel, den Schulbuben mit ihrem Pfarrer und Küſter im Kloſter, den anweſenden Geiſtlichen und endlich den angeſehenſten Gemeindegliedern im Refektorium, gemeinſchaftlich mit den Brüdern, wenn auch an verſchiedenen Tiſchen, Speiſe und Trank gereicht. So hoch ging es beſonders am Tage vor Himmelfahrt her, und der Mittwoch nach Pfingſten und der Frohnleichnamstag brachten ähnlichen Feiertagſchmaus, aber nicht ſo wichtig für das junge Volk, wie es ſcheint. Vielleicht wurden auch hier, wie es im ſpäteren Mittelalter am Himmelfahrts- und Frohnleichnamsfeſte Sitte geworden war, dramatiſche Scenen und Spiele aufgeführt, denen ähnlich, welche das Oſter- und Weihnachtsfeſt ſchon ſeit langem und allgemein hervorgerufen hatte. — Minder würdig und klöſterlichem Leben geziemend war es, wenn Kirmeß, das Feſt der Kirchweihe am 24. Auguſt, in Laach gefeiert wurde. Da wurden die Reliquien auf dem überdachten Umgang des öſtlichen Hauptthurmes ausgeſtellt und den Gläubigen gezeigt. Andächtiges und ſchauluſtiges Volk zog von weit her, Händler fanden ſich ein,

Beluſtigungen aller Art wurden geboten, heller Jahrmarktstrubel erfüllte den gottgeweihten Platz, und Keiner kümmerte ſich darum, daß er einſt durch päpſtliche Privilegien ausdrücklich von Volksverſammlungen aller Art befreit, daß die alte Pfalz um ſeiner Ruhe willen dem Untergange geweiht worden war. Es war zugleich der Herbſtmarkt, der Bartholomäusmarkt, für die abgelegene, dem Verkehr entzogene Umgegend, für welche das Zuſammenſtrömen der Menſchenmaſſen, welche die Kirchweihe feiern wollten, die beſte Gelegenheit zu Tauſch und Kauf bot. Das Kloſter aber verzapfte ſeine Weine und ſtand ſich gut dabei. Indeſſen Uebelſtände und ſchlimme Vorwürfe gegen die Mönche blieben nicht aus. Das Bild einer ſolchen Kirchweih hat Sebaſtian Brant im Ausgang des Mittelalters gezeichnet; da tanzen Pfaffen, Mönche und Laien, die „Kutten" ſchlingen ihren Reigen. Schon 1332 wurde die Ausſtellung der Reliquien verboten, der Markt nach Andernach verlegt und dem Abt geſtattet, hier ein Fuder ſeines Weines auszuſchänken. „Der Viehmarkt" aber hieß der mit Eichen beſtandene Plan am Kloſter noch im 17. Jahrhundert, „weil dort Vieh und Sklaven verkauft wurden".

Auch wenn ſolche Feſte keinen Anlaß boten zu Vergnüglichkeit und Lebensgenuß, hat es im Kloſter nicht daran gefehlt. Im 16. Jahrhundert klagt der Laacher Abt Johann Auguſtin, indem er auf frühere Zeiten zurückblickt, wie allmählich Entartung ins Kloſter einzog zugleich mit dem ſich mehrenden Reichthum, und wie das religiöſe Leben von der urſprünglichen Weiſe je länger je mehr abwich. Die Gelübde alle wurden verletzt, die Verführung war überall zu groß. Die Genoſſenſchaft der Brüder war zeitweiſe in völliger Auflöſung. Im Jahre 1387 muß Erzbiſchof Kuno den zum Konvent gehörigen Mönchen verbieten, außerhalb des Kloſters ihren Wohnſitz zu nehmen, was ſchon ſeit einiger Zeit zur verderblichen Gewohn-

heit geworden; er erklärt alle Ansprüche auf eine Privatbehausung für null und nichtig. Im Jahre 1459 vermittelt der Erzbischof von Trier ein Abkommen zwischen Abt und Konvent, um dem herrschenden Zwiste ein Ende zu machen: klösterliche Zucht und Sitte, und die Gelübde, die drei substantialia des Ordens, werden eingeschärft; im einzelnen wird bestimmt, daß der Prior abends den Schlafsaal schließen und früh zur Messe wieder öffnen soll, daß Frauen keinen Zutritt zum Kloster, besonders nicht zum Schlafsaal haben sollen, daß der Abt einen ungehörigen Zugang zum Kloster zumachen lassen und sich davon überzeugen soll, ob sonst keiner da ist!

Es ist kein Zweifel, die Verhältnisse im Kloster Laach zu jenen Zeiten entsprachen in keiner Weise dem Zweck und den Pflichten klösterlichen Lebens. Wir dürfen nicht die Zuversicht haben, daß im 14. und 15. Jahrhundert die Laacher Mönche viel dazu beigetragen haben, den vom heil. Petrus gehüteten Schatz der guten Werke zum Besten der frommen, aber sündigen Christen zu vermehren. Sie lebten nicht viel anders als diese selbst und haben gläubiges Zutrauen schmählich getäuscht. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß die gesunkene Zucht und mangelnde Pflichterfüllung auch in Wirthschaft und Verwaltung sich geltend machte und die materielle Grundlage für das Leben der Klostergenossenschaft ins Wanken kam. Wieder, wie einst im 13. Jahrhundert, wurde bewegliche und unbewegliche Habe verpfändet und verkauft, der Kirchenschatz und Reliquienschmuck, sogar der Hirtenstab des Abtes fiel „dem Juden" anheim. Wieder nehmen der Papst und auf seine Veranlassung die Erzbischöfe sich des Klosters an, um seine Vermögenslage zu bessern und es im Besitz seiner Güter zu erhalten. Wieder nehmen Schenkungen und Stiftungen ab, und rächen sich die Thaten im Urtheil der Menschen.

Maria-Laach schien dem Untergang verfallen und mit ihm

der ganze Benediktinerorden, das ganze Mönchthum. Man wußte und fühlte es und ſuchte zu retten. Aber all die einzelnen Verſuche bewieſen nur, wie ſchwach und haltlos das ganze Weſen war; was von Innocenz III. an von Päpſten, Kirchenfürſten und Aebten, von allgemeinen Kirchenverſammlungen und Provinzialſynoden unternommen worden war, um Kloſter- und Mönchsleben zu reformiren, hatte immer nur vorübergehend und im einzelnen gewirkt. Noch nie aber war das Bedürfniß, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, ſo ſtark und allgemein empfunden worden, wie im 15. Jahrhundert. Die vielberufenen Reform-Konzile zu Konſtanz (1414 ff.) und Baſel (1431 ff.) haben ſich auch mit der Kloſterreform beſchäftigt und auf dieſem Gebiete wenigſtens etwas erreicht. Auf die hier gegebenen Anregungen und Beſchlüſſe hin erſtand auf italiſchem Boden in dem Benediktinerkloſter San Juſtina zu Padua eine Pflegeſtätte des alten monachiſchen Ideals von weitreichendem, maßgebendſtem Einfluß. Eine Anzahl von Klöſtern im ſüdlichen Deutſchland ging in der Befolgung der gleichen Ziele mit aufmunterndem Beiſpiele voran.

In den Rheinlanden war es Johannes Rode, der mit Klugheit und innerlichem Eifer die Idee der Kloſterreform vertrat. Nach ehrenvoller Thätigkeit im Trierſchen Staatsdienſt war er mit achtundfünfzig Jahren Ciſterzienſermönch geworden und bald danach, 1421, zur Abteiwürde in der altberühmten Benediktinerabtei St. Mathias bei Trier berufen worden. Nach langjährigen ernſten Vorbereitungen durch Studium alter Ordensſtatuten und Beſprechungen mit anderen Benediktineräbten gab er ſeinem Kloſter neue Konſtitutionen, die für andere Klöſter vorbildlich wurden. Namentlich in den Ordensprovinzen von Mainz, Trier und Köln iſt auf Kapitelverſammlungen und Viſitationsreiſen ſeine Wirkſamkeit bis zu ſeinem Tode (1439) von nachhaltigem, wenn zunächſt auch noch nicht weitgehendem Einfluß geworden.

Seine Stellung und Wirksamkeit übernahm der Abt des kleinen braunschweigischen Klosters Bursfeld, das erst unter Rodes Beistand aus gänzlicher Zerrüttung neu geschaffen und reformirt worden war (1433). Die Bursfelder, von St. Mathias überkommenen Grundsätze fanden allmählich in niederländischen und sächsischen Landen, dann in ganz Norddeutschland, vereinzelt bis nach Süddeutschland Anerkennung. Bursfeld bildete schließlich ebenso den Mittelpunkt für diese neue Reformbewegung im Benediktinerorden, wie im früheren Mittelalter Hirschau und Cluny. Nach ihm erhielt die Vereinigung reformirter Benediktinerklöster die Bezeichnung „Bursfelder Kongregation" oder auch „Reformation". In dem Generalkapitel der dazu gehörigen Aebte mit dem selbstgewählten Vorsitzenden und in den Visitatoren wurde sie vertreten. Sie bildete in der damaligen Lage die einzige Rettung für die entarteten Klöster; auch Maria-Laach sollte ihr angeschlossen und damit zur strengen Durchführung, zur „strikten Observanz" der alten Regel des heil. Benedikt gezwungen werden.

Damals war Johann Reuber Abt in Laach, ein schwacher Mann, bei dem der gute Wille wenig vermochte. Schon der Reformversuch von 1459 war durch den Erzbischof von Trier gemacht worden, um zugleich ein erträgliches Verhältniß zwischen ihm und seinen Mönchen herzustellen. Es war genau bestimmt worden, was diese an Verpflegung und Gebührnissen zu beanspruchen hatten, welche Pflichten die Klosterbeamten ihnen und dem Abt gegenüber hatten; dieser wiederum mußte jährlich vor dem Konvent Rechenschaft ablegen und sich einen Beirath von vier bis fünf alten und verständigen Mönchen, die aus der Wahl des Konvents hervorgingen, gefallen lassen. Zehn Jahre später nahm Reuber im Einverständniß mit dem der Klosterreform geneigten Trierer Erzbischof Johann von Baden die Bursfelder Reformation an und verpflichtete sich eidlich vor den Visitatoren

der Kongregation, ihre Grundsätze und Vorschriften auch in seinem Kloster beobachten zu lassen. Seine Mönche mit diesen vertraut zu machen und das Reformwerk zu erleichtern, nahm er acht Mönche aus dem Kloster St. Martin zu Köln, das bereits von St. Mathias aus reformirt worden war, in Maria-Laach auf. Einer von ihnen, Jakob von Breden, ein eifrig-frommer Mann, wurde zum Prior gemacht. Viel Zutrauen hatten freilich die Freunde der Reform zu dem also begonnenen Werke nicht; der leidende und energielose Abt war ihnen verdächtig. Er ließ es nicht nur geschehen, daß drei Novizen das mit der Reformation eingeführte Gewand ablegten und sich aus dem Kloster entfernten, um sich „wie die Schulbuben" bei ihren Eltern zu beklagen, sondern nahm sie auch nach ihrer Rückkehr als Professen an, ohne den Konvent mit hinzuzuziehen. Er war nicht der Mann, um der Mißstimmung, die naturgemäß gegen die „fremden Mönche", die von auswärts gekommenen Eindringlinge, Platz griff, kräftig die Spitze zu bieten. Sollten sich die alten Glieder des Konvents von diesen ein neues Leben aufdrängen, die süßen Gewohnheiten des alten Schlendrians rauben lassen? Schon im Herbst desselben Jahres, 1469, war der gestörte Hausfrieden zum offenen Kampfe geworden; die widerspenstigen Brüder befanden sich in Gewahrsam, und der Erzbischof von Trier ernannte eine Kommission vertrauenswürdiger Männer zur Behandlung der Sache. Ihre Beschlüsse, die wir nicht kennen, schienen dem an der Theilnahme verhinderten, um die Klosterreform hochverdienten Abte Adam Mayer von St. Martin zu Köln das Werk der Reformation aufs äußerste zu gefährden. Kurz vor Weihnachten spricht er sich in einem Schreiben an die kurfürstlichen Räthe über die Sachlage eingehend aus und übersendet ihnen eine ausführliche Denkschrift mit seinen Vorschlägen. Die schwere Krankheit des Abtes Reuber erscheint ihm als eine ebenso geeignete, wie noth-

wendige Gelegenheit, durchzugreifen und die Dinge zu Ende zu bringen.

Da ſtirbt der Abt am 8. Januar 1470. Unerwartet ſchnell war die faſt einzige Gelegenheit folgenreichen Handelns gekommen für alle Betheiligten. Wem aber würde die Kraftprobe gelingen? Welches Prinzip würde ſiegen?

Schnell und entſchloſſen genug handelte die Partei der Wider-Reformer. Sie berufen, ſoweit ſie ſich nicht im Gefängniß befinden, alsbald die Brüder zur Abtwahl und halten, fünf an der Zahl, dieſe auch ab, trotz des völlig berechtigten Einſpruches des Priors Jakob. Ruprecht, ein Graf von Virneburg, Propſt zu Prüm, ging aus der Wahl hervor. Noch nicht einundzwanzig Jahre alt, ein Krüppel und zum Ritterdienſt untauglich, mochte er ſich durch ſeine Familienbeziehungen und vor allem durch ſeine Reformſcheu, die ihn ſchon einmal aus dem Kloſter getrieben hatte, empfehlen; jedenfalls muß ſeine Wahl von langer Hand vorbereitet geweſen ſein. Am zweiten Tage nach dem Hinſcheiden Reubers war die Nachricht von dieſen Vorgängen bereits in Koblenz bei der erzbiſchöflichen Regierung, vermittelt durch eine Botſchaft des Priors Jakob. Der hatte über die gegneriſchen Mönche wegen dieſer rebelliſchen Gehorſamsverweigerung die Exkommunikation, die härteſte der durch die Benediktinerregel vorgeſehenen Strafen, verhängt und ſuchte nun Beiſtand bei dem Erzbiſchof von Trier in ſeinem und ſeiner Brüder Namen, im Intereſſe der Reform. Und Hülfe that freilich noth, denn die Gewalt war thatſächlich in den Händen der Gegenpartei. Schon während ſeiner Krankheit hatte der verſtorbene Abt die Schlüſſel zu den Reliquienſchreinen und dem Kirchenſchatz dem reformirten Küſter abgenommen und zweien der jüngſten, eben erſt zur Profeß gelangten, nicht reformirten Brüdern anvertraut. Nach ſeinem Tode hatte ihre Partei auch ſeine Hinterlaſſenſchaft, die Kloſterprivilegien und Beſitzurkunden an ſich gezogen und das

gesamte, im Kloster lagernde Naturalvermögen in Verwahrung genommen. Dabei befanden sich die schon früher wegen ihrer Widerspenstigkeit gefangen gesetzten Mönche noch immer in Gewahrsam, wie es scheint, außerhalb des Klosters, vielleicht in Mayen, dem Sitz des Trierischen Amtmanns. Um so merkwürdiger diese Herrschaft der Minderzahl, die Vergewaltigung der Majorität!

Das war der Zustand, den eine kurtrierische Kommission, bestehend aus den Aebten von St. Mathias und St. Maria zu Trier und dem erzbischöflichen Offizial in Koblenz, Ende Januar 1470 in Maria-Laach vorfand. Sie vermochte zunächst auch nicht viel an demselben zu ändern. Die Machthaber hielten fest zusammen, in ihrem Widerstande bestärkt durch die Anwesenheit eines Herrn Gerard, der mit der Vertretung des von ihnen gewählten Abtes, des Virneburgers, beauftragt war. Man hatte sich trefflich organisirt. Kaum daß es gelang, Auskunft über das in Laach selbst vorhandene Klostervermögen zu erhalten und durchzusetzen, daß die von dem verstorbenen Abte hinterlassenen 402 fl. dem Propste zu Ebernach ausgehändigt wurden, unter der Bedingung jedoch, daß sie nicht angetastet werden sollten. Die auf dem Speicher lagernden 890 Malter Getreide und 18 Fuder Wein im Keller blieben dagegen in den Händen der Minderheit. Den fünf Mönchen nebst zwei Klosterleuten mußte die ganze Verwaltung überlassen bleiben, freilich mußten sie auch dafür aufkommen, daß nichts entfremdet würde, und sich verpflichten, das Vermögen an Werthgegenständen — Reliquien, Kleinodien, Urkunden — unversehrt zu erhalten. Wurde daneben vereinbart, daß bei einzelnen Vorfällen der Prior Jakob Entscheidung treffen sollte, so bedeutete dies wenig. Denn welche Stellung blieb ihm, da die Machtmittel in den Händen der Gegner waren, und diese in geistlichen Dingen nach ihrer Neigung, wider seinen Willen, leben durften? Und ihm ganz

den Boden unter den Füßen zu entziehen, war anerkannt worden, daß er nicht aus eigener Machtbefugniß, als rechtmäßiger Vertreter des verstorbenen Abtes, handle — denn als Abt galt den Einen der Virneburger —, sondern nur mit vorläufiger Bestimmungskraft, bis zur jedesmaligen endgültigen Entscheidung durch den Erzbischof. So erhielt ein völlig gesetzloser Zustand eine gewisse rechtliche Anerkennung, und die Schwierigkeit der Lage ließ ganz neue Lebensverhältnisse entstehen.

Gleichzeitig wurde aber auch ein Weg gesucht und eingeschlagen, der, wie man hoffen mußte, aus diesem Wirrsal hinaus- und wieder zu geordneten Verhältnissen hinführen würde. Während der Anwesenheit der erzbischöflichen Gesandten schritten die reformirten Mönche nun auch ihrerseits zur Abtwahl, welche sie bislang, nach dem Willen des Erzbischofs, aufgeschoben hatten, um die Bevollmächtigten mit ihren Aufträgen zu erwarten. Welcher Art diese waren, läßt nur die Art des Vorgehens erkennen, denn man hütete sich wohl, von ihnen zu sprechen. Die kurfürstliche Kommission spielte eine etwas zweideutige, echt diplomatische Rolle. Nachdem sie eben erst in einer Art von Vergleich die Bedingungen des späteren gemeinsamen Lebens geschaffen hatte, mußte sie die Stellung der Vermittlerin zwischen beiden Parteien beibehalten, während sie doch klare Anweisungen zu Gunsten der Reformpartei unzweifelhaft in der Tasche trug. Sie nahm die Wünsche der einen, die Beschwerden der anderen Partei wegen der beabsichtigten Neuwahl entgegen, sie verhandelte hin und her, um schließlich, nachdem sie sich immerhin auf diese Weise einen ziemlich klaren Einblick in die Verhältnisse verschafft hatte, die Neuwahl geschehen zu lassen. Am 25. Januar fand sie statt, nicht ohne daß durch förmlichen Anschlag an die Kirchenthür am Tage vorher die Brüder davon in Kenntniß gesetzt und zur Betheiligung aufgefordert wurden. In allem und jedem beobachtete man die feierlichen Formen

einer gültigen und kanoniſchen Wahl und trug Sorge, daß alle Einzelheiten zu Protokoll genommen wurden — recht im Gegenſatz zu der übereilten und formloſen Wahl der Gegenpartei. Beſonderes Gewicht legte man — mit deutlicher Spitze gegen Ruprecht von Virneburg — auf das eidliche Verſprechen eines jeden der neun reformirten Wähler, Niemanden zu wählen, der ſeine eigene Wahl mit irgend welchen Mitteln durchzuſetzen ſich bemühe. Danach wurde einſtimmig Johann von Deidesheim gewählt, ein reformirter Mönch, Kellner zu St. Maria in Trier, deſſen Abt einer der erzbiſchöflichen Geſandten war. Das ſchleunigſt ausgeſtellte Wahldekret ging mit der Bitte um Beſtätigung des Poſtulirten an den Erzbiſchof von Trier.

Inzwiſchen aber hatte die Außenwelt dem Handel nicht ruhig zugeſehen, und die Diplomatie ſich bereits an demſelben verſucht. Ueber die engſten Verhältniſſe hinaus zog er immer weitere Kreiſe, nahm allmählich eine fremde Geſtalt an und erhielt eine beſondere Bedeutung durch die Doppelſtellung des Kloſters zwiſchen den Erzbiſchöfen von Trier und Köln. Von dem Letzteren hatte der Abt die Inveſtitur in den Kloſterbeſitz zu erhalten. Vertrat nun der Trierer die Sache der Kloſterreform und mußte er daher dem Virneburger entgegen ſein — was war natürlicher, als daß Dieſer ſich an den anderen Machthaber, den Kölner, wandte und in dieſem ſeinen gegebenen Beiſtand ſah? Die kleinen diplomatiſchen Künſte von Freunden und Verwandten — eine Frau, die Schwägerin des Propſtes von Prüm, Gräfin Johanna von Virneburg, war als Erſte mit ihrer ſchnellen und eindringlichen Fürſprache hervorgetreten — waren reſultatlos geblieben. Alle Verſicherungen, der Propſt wäre von der Majorität gewählt und ſei gewillt, ſich der Kloſterreform anzunehmen; die Bitten, Rückſicht zu nehmen auf die körperliche Gebrechlichkeit des Aermſten; der angſtvolle Hinweis auf die unglückliche Lage des Adels, daß man ſeinen

jüngeren Kindern die Zuflucht zu den Klöstern nicht rauben dürfe, wenn seine Güter zusammengehalten werden sollten — alles war vergeblich, kein greifbarer Erfolg zu erlangen. Im Gegentheil. Johann von Trier proklamirte die Wahl des Johann von Deidesheim bereits am 1. Februar und ließ deutlich erkennen, in welcher Meinung er auf den 12. Februar einen Tag zur Verhandlung der bei der Wahl entstandenen Differenzen in Koblenz ansagte, und zu demselben den Virneburger und seine Freunde einlud. Nun machte dieser seinen Gegenzug und ging Ruprecht von Köln um die Investitur an. Es galt für den Kölner, seine lehnsherrlichen Rechte zu wahren und wenn möglich, zu erweitern, zugleich die Gunst des mächtigen virneburgischen Hauses, mit dem sich eben erst der Trierer Rivale in dem Vertrag über den gemeinschaftlichen Besitz des „Pellenzer" Landes — dem Reste der ehemals lothringischen Pfalz — aufs engste verbunden hatte, bei dieser Gelegenheit zu gewinnen. Vor dem 6. Februar ist die Belehnung des Ruprecht von Virneburg als Abt von Maria-Laach erfolgt.

Um vieles war eine Verschärfung der Gegensätze nicht mehr möglich, auch dieses Wenige sollte geschehen. Zwar fand jener angesagte Tag und noch ein zweiter darnach zu Koblenz statt. Zwar wußten die Freunde der Klosterreform persönliche Beziehungen zwischen Angestellten der Trierer und Heidelberger Regierung auszunützen, um einen Brief des Pfalzgrafen an seinen Bruder, den Erzbischof von Köln, zu veranlassen, worin dem Letzteren ernste Vorstellungen wegen seines Verhaltens in dem Laacher Handel gemacht wurden; sogar die Erinnerung mußte herhalten, daß ihre, der Pfalzgrafen Vorfahren, das Kloster gegründet und in ihm eine Begräbnißstätte besäßen — während doch gar kein Zusammenhang zwischen den damaligen Pfalzgrafen und dem einstigen Stifter von Maria-Laach bestand. Zwar verhandelten die Kurfürsten von Trier und Köln mitein-

ander und einigten ſich auf eine Berathung ihrer Bevollmächtigten am 18. März in Andernach. Aber all dies verhinderte nicht, daß eben während dieſer Verhandlungen ein kölniſch-virneburgiſcher Putſch verſucht wurde. Man wollte den geſamten Konvent in Maria-Laach zu einer neuen Wahl, für welche der Kölner beſondere Beſtimmungen erlaſſen hatte, unvermuthet und überraſchend zwingen. Aus ihr ſollte natürlich der Propſt Ruprecht als einſtimmig Erwählter hervorgehen. Er ſelbſt präſidirte dieſer Kapitelſitzung vom Stuhle des Abtes herab, den Hirtenſtab in der Hand, in Gegenwart ſeines Bruders, des Grafen, und eines kölniſchen Abgeſandten. Dies geſchah am 11. März. Es war eine Komödie, die von vornherein ins Waſſer fiel; die beabſichtigte Ueberrumpelung der reformirten Mönche mißlang völlig. Die nicht beabſichtigte Folge aber war die förmliche Anerkennung des Johann von Deidesheim durch den Erzbiſchof von Trier; am 14. März erließ er — dies war ſein Gegenzug — die Urkunde, welche Johanns Wahl feierlich beſtätigte.

Nunmehr war der ſchärfſte Ausdruck der Gegenſätze erreicht. Anſpruch ſtand gegen Anſpruch, Recht gegen Recht. Der eine Abt war durch die Beſtätigung, der andere durch die Belehnung anerkannt worden. Jeder hatte in gleicher Weiſe eine weltlich-geiſtliche Gewalt hinter ſich, die ihn ſtützte und hielt. Daß eine dieſer Gewalten der anderen weichen würde, war kaum zu hoffen, die Entſcheidung konnte nur von einer höheren Inſtanz kommen, und dieſe war der Papſt. Bei ihm wurde denn auch der Laacher Handel anhängig gemacht, mit welchem nach der Auffaſſung des Erzbiſchofs von Trier zugleich über den ganzen Benediktinerorden und ſeine Reform das Urtheil geſprochen würde. Schon im April 1470 wurde der bewährte und angeſehene Abt von St. Mathias in Trier, ſehr wider den Willen ſeiner Mönche, zur perſönlichen Vertretung der Sache nach Rom

abgeordnet. Daß auch die Gegenpartei, außer den Schriftstücken, einen Gesandten geschickt, wissen wir nicht.

Während aber nun der Prozeß beim heil. Stuhl seinen langsamen Fortgang nahm, konnten die Parteien in der Heimath nicht ruhig bleiben. War ja doch überall die Gelegenheit zu Reibungen gegeben und lag der Zündstoff bereit. Die verwaiste Abtei St. Mathias belästigte und schädigte ein Angehöriger des gräflich virneburgischen Geschlechts, der Bastard Jakob, nebst seinen Freunden, und gegen ihn mußte vorgegangen werden. In Maria-Laach wurde es schlimmer und schlimmer. Hier hauste und handelte Propst Ruprecht als Abt, unbekümmert um die mangelnde Bestätigung, im Vertrauen auf die erlangte Investitur. Die Brüder aber, Reformer und Wider-Reformer, lebten in offener Fehde. Wohl mögen auch die Ersteren, die „fremden Brüder", die Grenze hier und da überschritten und dem Propste Veranlassung gegeben haben, sich über Unziemlichkeiten zu beklagen. Die Anderen aber benahmen sich völlig maßlos in ihrer verbissenen Wuth. Es kam zu den skandalösesten Scenen. Namentlich der Prior, Jakob von Breden, hatte unter ihrem Haß zu leiden. Die Thüre hätten sie ihm — noch nach Jahren erinnerte man sich lebhaft daran — mehr als einmal zerbrochen und ihn zur Zelle hinausgetrieben; mit blanker Waffe wären sie auf ihn losgegangen, so daß er zu den Fenstern des Schlafsaales flüchten mußte. Wir verstehen es, daß die Bedrohten im Frieden des Klosters Waffengeschrei erhoben, was der Propst ihnen zum Vorwurf machte. Einmal aber, als der gehaßte Prior einen Schuldigen nach seiner Pflicht disziplinarisch strafte, fiel man über ihn her, riß ihm die Kutte über den Kopf und schlug ihn auf den Rücken und ins Gesicht; ein Zweiter wurde ähnlich grob behandelt. Jetzt gaben die reformirten Mönche den lange vertheidigten Posten auf und verließen das Kloster. Nur ein Theil kehrte nach einiger

Zeit wieder zurück; dreien wurde die Aufnahme ſtandhaft verweigert.

Als es zum Herbſt ging, war es die ſchwere Frage, wo der rechtmäßige Abt und daher Eigenthümer der Ernte zu ſuchen ſei. War es Ruprecht von Virneburg, der im Kloſter lebte und ihm vorſtand und mit den Mönchen daſelbſt die geiſtlichen Pflichten verſah, oder war es Johann von Deidesheim, der heimathlos lebte, meiſtens aber ſeinen Aufenthalt in Koblenz hatte? Kein Theil war zweifelhaft, wie die Antwort lauten müßte. Johann von Trier verfügte die Aufbewahrung und Auslieferung der Weingülten und Zinſe in Leudesdorf a. Rhein und Alcken a. d. Moſel, das zur Hälfte trieriſch, zur anderen Hälfte kölniſch war, an Johann von Deidesheim; Ruprecht von Köln betrachtete dies als Eingriff in ſeine Rechte. Die Stimmung zu verſchärfen, wurden trieriſche Unterthanen von dem kölniſchen Amtmann zu Hammerſtein gefangen geſetzt. Solche Vorfälle gaben zu vielfachem Schriftwechſel Anlaß, in welchem die verſchiedenen Standpunkte zum Ausdruck und zur Erörterung kamen. Der Virneburger glaubte voll und ganz in ſeinem Rechte zu ſein, ſchon wähnte er ſich geborgen. Der Trierer leitete aus ſeiner geiſtlichen Oberhoheit die volle Jurisdiktion und Obrigkeit über das Kloſter und die Pflicht ab, für deſſen Wohl in jeder Weiſe zu ſorgen. Der Kölner wollte kraft ſeines Patronatsrechtes gehandelt haben und hielt den Trierer für verpflichtet, Demjenigen die Weihe zu ertheilen, dem er die Inveſtitur ertheilt habe.

Gleichwohl kam es noch im Laufe des Sommers und Herbſtes 1470 zu Ausgleichsverſuchen, die aber auf dem halben Wege der Verſtändigung ſtehen blieben und nicht weiterrückten. Die zwiſchen Johann von Trier und der Familie des Ruprecht von Virneburg getroffene Verabredung ſcheiterte an dem thörichten Uebermuth und abweiſenden Verhalten des Letzteren. Andererſeits kam auch das zwiſchen kölniſchen und trieriſchen Räthen

vereinbarte Schiedsgericht, deſſen Zuſammentritt ſchon vorbereitet wurde, nicht zu ſtande, weil Johann von Deidesheim einen ſolchen Ausweg in Rückſicht auf die zu erwartende päpſtliche Entſcheidung für nicht angezeigt hielt.

Im folgenden Herbſt wiederholten ſich ähnliche Verhältniſſe und Beziehungen, aber ſchroffer, rückſichtsloſer und prinzipieller äußerten ſich die gegenſätzlichen Auffaſſungen, Gewaltmaßregeln wurden erwogen und befohlen, nur ſchüchtern wagte ſich der Verſuch einer Annäherung hervor. Und die europäiſche Politik warf ſogar ein Wellchen auch in dieſem Streite auf. Im Herbſt 1471 war der Zwiſt zwiſchen Erzbiſchof Ruprecht von Köln und ſeinen Ständen akut geworden, derſelbe Zwiſt, welcher bald das ganze Rheinland in Bewegung ſetzen, Kaiſer und Reich beſchäftigen und drei Jahre ſpäter zu der Belagerung von Neuß durch Karl von Burgund führen ſollte. Es war eine der früheſten Aeußerungen des zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Domkapitel beſtehenden Gegenſatzes, daß Jener dem Amtmann zu Alcken befahl, die Laacher Weine einzubehalten, dieſes dagegen Anweiſung gab, ſie in allen Formen Rechtens für Johann von Deidesheim ausfolgen zu laſſen.

Endlich, nach faſt zwei Jahren voller Geſetzloſigkeit und Willkür, nachdem ſchon verſchiedentlich Unruhe und Hoffnung, Zweifel und Sorge wegen des Ausgangs der Dinge die Betheiligten hin- und hergeworfen hatte — endlich kam von Rom das rettende Machtwort. Dort hatte die Laacher Angelegenheit unter dem Wechſel der Perſonen ſchlimme Verzögerung erlitten. Auf Papſt Paul II. war im Auguſt 1471 Sixtus IV. gefolgt; drei Männer löſten ſich nacheinander in der Unterſuchung und Behandlung der Streitfrage ab, bis endlich am 16. Juli 1472 über ſie im päpſtlichen Konſiſtorium Vortrag gehalten und die Entſcheidung zu Gunſten des Johann von Deidesheim getroffen werden konnte. Unter dem gleichen Datum ergingen eine Reihe

päpſtlicher Bullen an den neuen Abt, an Erzbiſchof Johann von Trier, an den Konvent und die Vaſallen von Maria-Laach, alle von dem gleichen Beſtreben diktirt, den neuen Abt in ſeiner Stellung zu befeſtigen, die Kloſterreform zu ſchützen und aufrecht zu erhalten und eine rechtmäßige Ordnung der allgemeinen Verhältniſſe herbeizuführen. Dem letzten Zwecke diente namentlich auch die Bulle an den Erzbiſchof; ihm, als dem rechtmäßigen Ordinarius, wird der Schutz und jedwede Fürſorge für das Kloſter anbefohlen. Damit war dem Erzbiſchof von Köln ein Rechtsgrund für ſeine Anſprüche und Eingriffe entzogen.

Aber auch der Machtſpruch des römiſchen Stuhles und die ernſte Mahnung an die Mönche, dem neuen Abt in allen Stücken den ſchuldigen Gehorſam zu leiſten, blieb wirkungslos. Man war in Laach, wo noch immer der Virneburger und ſeine Partei herrſchte, zum Aeußerſten entſchloſſen. Man ſetzte ſich mit Freunden der Grafen von Virneburg in Verbindung und theilte die Pläne dem Ruprecht von Köln mit. Dieſer ſcheint bedenklich geworden zu ſein, wohl mit beſtimmt durch die ſonſtigen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Ganz zu Anfang des Jahres 1473, alſo bald nach dem Bekanntwerden der päpſtlichen Schreiben, erſuchte er den Trierer um eine neue Berathung, damit ferner Unglück und Schaden des Kloſters verhütet würde. Wir vermögen keinerlei Einzelheiten zu erkennen und wiſſen nicht, ob der höfliche Briefwechſel zwiſchen den beiden Erzbiſchöfen eine praktiſche Folge gehabt hat. Aber noch während des Sommers ſind die Reformgegner im Beſitze der Abtei. Zwar ließ ſich der Eine und Andere bekehren, wie z. B. derſelbe Mann, der als Prior der Reformgegner 1472 einen Hof verpachtet hatte, im Januar darauf für Laach eine Schenkung machte unter Mitwirkung des Reformabtes Johannes. Dieſer mußte ſchließlich durch den kurtrieriſchen Amtmann Georg von der Layen im Auguſt 1473 mit Gewalt der Waffen in ſein Kloſter ſamt

den Seinen zurückgeführt werden. Die ungebärdigſten unter den älteren Mönchen wurden verwieſen, die übrigen mußten ſich nach und nach der neuen Lebensweiſe fügen. Einer erklärte noch 1482, daß er wegen körperlicher und geiſtiger Gebrechlichkeit die Reformation „nit gehalden kan noch mag“ und erhielt im Laacher Haus zu Andernach Wohnung und eine Präbende zum Lebensunterhalt angewieſen. Zwei andere Mönche haben bis zuletzt widerſtrebt und ſind unreformirt geſtorben. Im übrigen aber ſtand unſer Kloſter wegen ſeines exemplariſchen Lebens eine Zeit lang in gutem Ruf, ſeine Aebte nahmen eine ausgezeichnete Stellung in der Bursfelder Kongregation ein, und ſeine Mönche waren als Kloſterbeamten und Aebte geſucht. Der Virneburger aber kam wenige Jahre ſpäter doch noch zu Ehren und der erſehnten Pfründe: im Jahre 1477 wurde er durch den Papſt, nicht ohne daß auch hier Streit und Widerſpruch vorangegangen war, als Abt zu Prüm beſtätigt, und bis 1513 konnte er des mühevoll errungenen, behaglichen Lebens genießen.

Dies iſt die Geſchichte der Kloſterreform zu Laach. Früher wie ſpäter und immer von neuem iſt in den Klöſtern der Kampf mit den widerſtrebenden, in Weltlichkeit verſunkenen Mönchen und Nonnen geführt worden und offenbarte ſich ſo der Geiſt, der ſie beherrſchte. Nur ſelten aber laſſen ſich die verſchiedenartigen Stimmungen und Intereſſen und vielfach lehrreichen Einzelheiten genauer verfolgen, wie es uns hier möglich iſt.

Es läßt ſich denken, daß die Unordnung dieſer wirren Zeiten ſich bitter rächte an dem Gedeihen des ſchon vorher wirthſchaftlich heruntergekommenen Kloſters. Das war noch nach zehn Jahren die Klage des Abtes. Wie koſtbar waren nicht allein die päpſtlichen Schutzbriefe! Deren Gebühren zu bezahlen reichten die 402 Gulden bei weitem nicht, welche der Propſt in Ebernach aus dem Nachlaß des Johann Reuber be-

wahrte und jetzt auf Befehl des Erzbischofs von Trier umgehend einschicken mußte. 380 Gulden mußte Johann von Deidesheim zu demselben Zwecke von dem Kloster St. Mathias zu Trier entleihen. Noch 1490, kurz vor dem Ende seiner Amtsthätigkeit, hatte er mit dem Gläubiger einen häßlichen Streit, da dieser Bezahlung heischte, Johannes aber sie dem jüngst verstorbenen Abte geleistet zu haben behauptete. Im Jahre 1485 hatte ein Kölner 1200 Gulden in Laach ausstehen, erhielt sie damals aber, dank einer testamentarischen Schenkung für das Kloster, ausgezahlt. — Die Klosterreform selbst brachte es mit sich, daß auch auf diesem Gebiete allmählich Ordnung und Sicherheit einkehrte. Auf die Verwaltung des Klostervermögens wurde in der Bursfelder Kongregation der größte Nachdruck gelegt, genaue Buchführung war strenge Vorschrift. Als eine Frucht dieser Bestrebungen ist in Laach von dem Mönch Tilmann aus Bonn ein Buch geschrieben worden (um 1498), das in guter Uebersicht alles in Klosterarchiv und -bibliothek vorhandene handschriftliche Material über den Besitz an liegenden Gütern, Kostbarkeiten — zu denen auch die Reliquien gehören —, Zinsen und Renten entweder verarbeitet oder in urkundlicher Form wiedergiebt, auch das in der Ueberlieferung Bewahrte, für welches schriftliche Aufzeichnungen fehlten, der Nachwelt übermittelte. Dies Buch, mit Ausdauer und Sorgfalt gearbeitet, ist heute unschätzbar für die Geschichte des Klosters. Es ist, nebst einigen anderen, nicht mehr erhaltenen, auch von Tilmann verfaßten Schriften, ein Zeugniß von dem neuen, mit der Reform in das Kloster gezogenen Geiste.

Und doch, „neu" war dieser Geist eigentlich nicht, ebensowenig wie die Klosterreform eigentlich ein „Neues" bedeutete. Dies scheint nur so, weil der von ihr beseitigte Zustand das alte Wesen in seiner grenzenlosen Entartung kaum noch erkennen

ließ. Bald aber klang der Streitruf einer wahrhaft neuen Zeit an die Klosterpforte — der Humanismus begehrte Einlaß für seine Ideen. Dreißig Jahre waren seit dem Ausbruch des Kampfes vergangen, eine neue Generation war erstanden und mit ihr der ewig alte Kampf zwischen Alten und Jungen. Die Stürmer und Dränger von damals hatten sich zur Ruhe gesetzt und dachten an keine Störung; die Zeit aber brachte es anders und ließ den scharfen Wind der Wissenschaft unter sie wehen.

An der Schwelle des 16. Jahrhunderts, am 18. Dezember 1500, kam ein junger Novize nach Maria-Laach, unmittelbar von den Schulbänken Deventers in den Niederlanden. Hier hatte Alexander Hegius die Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben zu ungeahntem Aufschwung und Ruf gebracht und gar manchem Geisteskämpfen jener Zeit die Waffen der Bildung bereitet. Auch Johannes Butzbach, der junge Novize, der aus Miltenberg an der Tauber stammte und sich daher mit lateinischer Bildung auch Piemont oder Piemontanus nannte, hatte sich in diesen Waffen geübt, so gut er es gekonnt hatte. Denn ein abenteuerliches Leben, ganz im Stile der unruhigen, gärenden Zeit hatte er schon hinter sich, als die schützenden Klostermauern ihn aufnahmen. Die Kindheit hatte er als Sohn eines, wie es scheint, nicht ganz unbemittelten Webers, zum Theil in der zärtlichen Obhut einer Tante zugebracht; aber die Schule und die beharrliche Neigung, sie zu schwänzen, bereiteten ihm manche bittere Stunde. Dann war er von seinem zehnten Jahre als Schütze eines gewissenlosen „Beanten" durch die Städte Süddeutschlands und Böhmens, an ihren Schulen aber vorbeigezogen. Mit Stehlen und Betteln hatte er den Lebensunterhalt für sich und seinen Burschen zu beschaffen gelernt, war aber endlich seinem Quälgeist davongelaufen, um nun jahrelang sein Leben in Böhmen mitten unter der hussitischen Ketzerei als Diener in vornehmen Häusern zu fristen. Als er endlich nach

siebenjährigem Leben solcher Art in die Heimath zurückkehrte und einen Stiefvater im Elternhause fand, da entschloß er sich zum Schneiderhandwerk, um seine tägliche Nahrung zu haben. Aber es ließ ihm keine Ruhe, das eigene Streben und der elterliche Ehrgeiz, die ihn einst aus der Heimath auf die Schulen und in ein ungeordnetes Leben getrieben hatten. Der verstorbene Vater hatte immer gewünscht, der Sohn sollte geistlich werden — nun wurde er wenigstens Laienbruder im Kloster Johannesberg im Rheingau. Nicht auf lange, denn es zog ihn hinaus, um doch noch die Schule zu besuchen, zu lernen und gelehrt zu werden. Aber Hunger, Kälte und Entbehrungen aller Art machten ihm das Leben in Deventer unerträglich. Bald fand er sich wieder als Hausschneider bei den Cisterziensern in Eberbach, dann als Laienbruder in Johannesberg, wo er nicht ohne Schwierigkeit, noch einmal Aufnahme fand. Und dennoch und abermals versuchte er es, das Ziel alter Wünsche zu erreichen, gedrängt und nach Kräften gefördert von seiner Mutter, die den Gedanken, einen geistlichen Sohn zu haben, nicht aufgeben konnte. Wieder umgaben ihn in Deventer dieselben bitteren Kämpfe mit der täglichen Noth des Lebens, und sein Handwerk mußte ihm helfen, Brot zu verdienen. Häufige und häßliche Krankheiten suchten den ungepflegten Körper heim, und Noth und Krankheit machten ihn mehr als einmal in seinem Entschlusse wankend und legten es ihm nahe, das Studium in Deventer endgültig aufzugeben. In solcher Lage entschloß er sich, halb zufällig, lange vor dem Abschluß seiner Studien und niedergedrückt von dem Gefühl seiner Unfertigkeit, Mönch in Maria-Laach zu werden, dessen Abt eben in Deventer junge Rekruten für den Dienst des Herrn in seinem Kloster warb. Aber er hoffte, im Frieden des Klosters ungestört der Wissenschaft leben zu können.

Zunächst galt es, den Mangel seines unvollständigen und

nicht eigentlich gelehrten Schulunterrichts, der ihn in 2¼ Jahren durch die fünf unterſten Klaſſen gerade bis an die Schwelle der höheren Bildung gebracht hatte, durch unabläſſigen Fleiß auszufüllen. Tag und Nacht hat er gearbeitet, geleſen und geſchrieben; namentlich der lateiniſche Ausdruck war ſeine Sorge. Und unter den ſchwierigſten Verhältniſſen mußte er ſeinen Studien nachgehen. Kaum hatte er im Jahre 1503 die Profeß abgelegt, ſo wurde er — ſelbſt noch Novize in der Ordensregel, wie in den Wiſſenſchaften, nach ſeinem eigenen Urtheil — Novizenmeiſter und bald darauf Paſtor an der St. Nikolaus-Kapelle, zugleich auch Refektionar und Kleiderbewahrer; ſpäter, jedenfalls vor 1508, iſt er Prior geworden. So war er mit Pflichten überbürdet. Aber gerade ſeine Stellung als Lehrer der Novizen und als Prior legte ihm auch Pflichten auf und gab ihm Rechte, die ſehr mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Neigungen und Wünſchen in Einklang zu bringen waren. Und nun entwickelt ſich durch ihn und um ihn in Maria-Laach und außerhalb ein Leben, das ganz von den geiſtigen Kräften und vielfach verwunderlichen Anſchauungen des humaniſtiſchen Zeitalters getragen und erfüllt iſt; ein kleines und für die große Welt bedeutungsloſes Leben, aber auch ſo lehrreich und anziehend genug.

Für die Benediktinermönche war unter den damals lebenden Humaniſten keiner wichtiger, als Johannes Trithemius, alſo genannt nach dem Moſelſtädtchen Trittenheim, wo er geboren war; im Jahre 1503 ſchon ein Vierziger, zwanzig Jahre lang Abt in Sponheim und während dieſer Zeit ſchriftſtelleriſch thätig. Er hatte ſeine Feder und ſeine Fähigkeiten in erſter Linie in den Dienſt ſeines Ordens geſtellt, ein eifriger Anhänger der Bursfelder Kongregation, zu deren Viſitatoren er gehörte. Er ſchrieb auf Grund ſeiner Erfahrungen und der älteren Ordensſchriften zahlreiche Abhandlungen über das monachiſche Leben im allgemeinen und ſeine einzelnen Seiten, vor allem auch über

die praktiſchen Fragen der Verwaltung und Leitung im Kloſter und Orden. Die Kapitelſitzungen boten Gelegenheit zu Predigten und Reden, der Verkehr mit entfernten Freunden zu Briefen über die gleichen Gegenſtände. Die Pflege der Wiſſenſchaften im Benediktinerorden wieder zu wecken, ſeine Mitglieder auch geiſtig auf eine höhere Stufe zu heben, war der Hauptzweck. Damit verband ſich dann eine litterariſche Thätigkeit von allgemeiner Bedeutung, wenn ſie auch aus jenen monachiſch-geiſtlichen Beſtrebungen ihren Urſprung nehmen mochte. In Sammelwerken lexikographiſcher Art hat er die Leiſtungen und Vorbilder wiſſenſchaftlicher Arbeit zuſammengetragen und vor Augen geſtellt, und auf dieſe Weiſe die Kirchenſchriftſteller, die berühmten Männer Deutſchlands, die berühmten Männer des Benediktinerordens behandelt. Daran ſchloſſen ſich dann in ſpäteren Jahren darſtellende Geſchichtswerke, vor allem die Kloſterchroniken von Hirſchau und Sponheim, die früher einen beſſeren Ruf hatten als heute, endlich Arbeiten auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften und der Magie. Die älteren Schriften waren ſchon im 15. Jahrhundert, z. Th. bereits in zweiter Auflage, gedruckt und hatten den Ruhm von der Gelehrſamkeit und großen Begabung ihres Verfaſſers über die Grenzen des Ordens hinaus in den wiſſenſchaftlichen und humaniſtiſch intereſſirten Kreiſen Deutſchlands verbreitet.

Dieſem Manne war Butzbach ſchon in ſeinen Wanderjahren als Laienbruder begegnet, während jener als Viſitator die Klöſter bereiſte. Mit Staunen und innerer Theilnahme zugleich hatte er ihn betrachtet. Denn er, ſo groß und ſo gelehrt, war in ſeinen Kinder- und Jünglingsjahren, gleich Butzbach, durch kleine, mißliche Verhältniſſe in der Heimath gehemmt und aufgehalten worden, war dem Elternhauſe und Stiefvater entflohen und erſt ſpät zu den Anfängen des Studiums und der gelehrten Arbeit gekommen und dann, auch halb zufällig und nicht aus innerem

Drange, unter die Mönche gegangen. War Trithemius also schon dem Laienbruder und Schüler von Deventer als Meister und Vorbild erschienen, um wieviel mehr dem Benediktinermönche. Das geheime Verlangen, es diesem Großen gleich zu thun, mochte uneingestanden im innersten Herzenswinkel sich bergen. Gleich ihm zu leben und zu wirken war für Butzbach das Höchste; er steht ganz auf seinen Schultern, ist ganz sein Schüler, wenn er natürlich auch anderen Männern ernstlich verpflichtet ist.

Unter diesen verdient sein Abt Simon, aus dem edlen Geschlechte von der Leyen, besondere Erwähnung; ein Mann von warmem Interesse für die humanistische Bildung, gleich so vielen anderen vornehmen Zeitgenossen, und ernstlich bestrebt, sie in seinem Kloster zu fördern. Um diesem tüchtig vorgebildete und strebsame Mönche zu gewinnen, hatte er in der Schule zu Deventer zum Eintritt in Laach auffordern lassen und war so die nächste Veranlassung geworden, daß Butzbach Mönch wurde. Auch that er alles, dessen Studien zu begünstigen und seinen Fleiß zu beeifern. Einst erhielt er Besuch im Kloster von zwei Brüdern, die mit ihrem wissenschaftlichen Begleiter von der Universität zu Paris kamen. Es entwickelt sich ein Gespräch über den Anfang der hohen Schulen und der Wissenschaft in Deutschland, dessen Mittelpunkt bald die wissenschaftliche Versunkenheit des Benediktinerordens bildet. Der Novizenlehrer Butzbach — es war im Jahre 1503 — ist zugegen und muß es sich gefallen lassen, von den stolzen Herren in ihrer frischen Pariser Weisheit einer förmlichen Prüfung unterworfen zu werden. Schließlich erhält er die Aufgabe, ein kleines, natürlich lateinisches, Gedicht anzufertigen; dem Befehle des Abtes darf er sich nicht entziehen und lobt in zehn Versen die geistigen Gaben des vornehmen Besuchs, worauf er gönnerhaft zu fernerem Studium ermuntert wird.

Diese kleine Begebenheit, die so deutlich den Geist der vom humanistischen Bildungsideal beherrschten Zeit widerspiegelt, bildet den Anfang für das selbständige litterarische Schaffen Butzbachs. Unter dem Eindruck der geführten Gespräche, von seinem Abt ermuntert und gefördert, schrieb er im selben Jahre noch ein satirisch-elegisches Gedicht wider die faulen Mönche, dessen drei Bücher er später (ca. 1520) um ein viertes vermehrt hat. In der denkbar schärfsten und offensten Weise bespricht er alle Verhältnisse des klösterlichen Lebens und führt die zahlreichen und schlimmen Schäden auf den Mangel ernster, wissenschaftlicher Thätigkeit und den Widerwillen der Mönche dagegen zurück. Er beruft sich auf seine eigenen Erfahrungen, die er als Laienbruder in den verschiedenen Klöstern gemacht habe, verdankt aber doch die meisten Gedanken den Schriften des Trithemius über das Mönchswesen. Die lateinische Uebersetzung von Sebastian Brants Narrenschiff, welche der Humanist Locher vor kurzem erst herausgegeben hatte, hat er fleißig benutzt. Abt Simon hatte ihn auf den von den Zeitgenossen bereits hochgeschätzten Dichter als ein geeignetes Vorbild hingewiesen und ihm so aus der Verlegenheit geholfen, in die ihn, der unter allen Umständen etwas schreiben mußte, der Mangel eines Musters und der Zweifel wegen der Form versetzt hatte. — Während er bei dieser Arbeit war, schrieb er auch ein kürzeres Gedicht in ähnlicher Gesinnung, eine Weihnachtspredigt in sapphischem Versmaß, in der er sich mit mahnenden Worten als Novizenlehrer an seine Schüler wendet. Derselben Zeit ungefähr gehört eine Schrift „über berühmte Maler" an (1505), der Nonne Gertrud auf Rolandswerth zu Ehren und als Dank für Malereien verfaßt, die sie dem Kloster Laach gestiftet hatte, aus anderen Büchern übrigens emsig zusammengetragen. — Im folgenden Jahre zeichnete er die Schicksale seiner abenteuerlichen Jugendjahre bis zum Eintritt ins Kloster auf, treuherzig und lebhaft,

wenn auch freilich nicht in einwandfreier Sprache. Diese Selbstbiographie, die er mit griechischem Namen, der Mode folgend, Odeporicon, Wander-, Reisebuch nannte, widmete er seinem Stiefbruder Philipp Drunk, Hausmus benannt, der damals Schüler zu Münster in Westfalen war und in den Erlebnissen seines Bruders während der Lehr- und Wanderjahre gewiß mehr als eine bloße Unterhaltungslektüre fand. Er war selbst für das Kloster bestimmt, und mit in der Absicht, ihn darauf vorzubereiten und ihm das Mönchsleben zu empfehlen, wurde dies Buch wohl auch geschrieben: nach wechsel- und leidensvollen Schicksalen auf dem sturmbewegten Meere des Lebens öffnet sich endlich der friedliche, glückliche Hafen des Klosters. Für uns ist es ein ganz unschätzbares Zeugniß für das Schulwesen, das Treiben der Schüler und das Kulturleben der Zeit überhaupt.

Mit diesen Schriften eröffnet Butzbach sein litterarisches Schaffen. Es findet eine ungemein fruchtbare und umfangreiche Fortsetzung, als er das Amt des Novizenlehrers an seinen liebsten und begabtesten Schüler Jakob Siberti abgegeben hatte und ungefähr gleichzeitig seinem großen Vorbild Trithemius ein übles Mißgeschick widerfuhr. Dieser war zwar sehr gelehrt, aber wenig energisch und ohne rechtes Interesse für die Praxis der Klosterverwaltung, seinen Mönchen zudem verhaßt durch die unleidlichen Ansprüche und Forderungen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Studien; eine allzulang ausgedehnte Abwesenheit von seinem Kloster gab ihnen die beste Gelegenheit zu Intriguen und Empörung, bis er schließlich freiwillig auf seine Abteiwürde verzichtete (1506), um wenig später die Leitung des Klosters St. Jacob bei Würzburg zu übernehmen. Butzbach war von dem Fall dieses Mannes im tiefsten Herzen ergriffen. Es war für ihn der Triumph mönchischer Faulheit und Genußsucht über Wissenschaft und Bildung, der Sieg des Bösen und Niedrigen über das Edle und Hohe, er fühlte sich selbst getroffen

und in seinen heiligsten Absichten und Bestrebungen verletzt. Und schon hatte auch er Mißgunst und Aerger auszustehen. Verse, in denen er sich bei seinem Abt wegen Ton und Form der Satiren entschuldigt und sie trotzdem gnädig aufzunehmen bittet, und spätere Aeußerungen lassen es errathen; und gewiß waren seine leidenschaftlichen Satiren nicht geeignet, ihm Wohlwollen und Liebe bei den Klostergenossen, die sich getroffen fühlen mußten, zu erwerben.

Von solchen Erfahrungen eigenster Art wurde Butzbach nun für eine Reihe von Jahren, von 1507 an, in ein unabläſſiges, heißes Arbeiten getrieben, dessen Resultate in einer Reihe umfangreicher, dickleibiger Pergamentbände erhalten sind. Da ist zuerst ein großes Prosawerk in sechszehn langen Büchern zum Lob des Trithemius und der Wissenschaften; er nannte es Makrostroma, weil es aus vielen fremden Bestandtheilen zusammengewebt ist. Sämtliche Disciplinen damaliger Schul- und Universitätsweisheit sind nach zahlreichen Gewährsmännern behandelt, manches Persönliche von Trithemius, dem Verfasser und gleichgestimmten Männern oder ihren Widersachern wird erörtert, alles mit zahlreichen Wiederholungen und Abschweifungen und immer unterbrochen von langathmigen und eintönigen Lobreden auf den Gefeierten. Als Panegyriker, nicht als Historiker, erklärt Butzbach ausdrücklich schreiben zu wollen. — Da ist ferner das sog. Mikrostroma, ein Auszug in Versen aus jenem größeren Werke, zu dem andere lateinische Dichter massenhaft haben beisteuern müssen; mit einem vom 16. Juli 1508 datirten Widmungsbrief sandte Butzbach es einem Kölner Freunde, Arzt am erzbischöflichen Hofe, noch bevor das Makrostroma recht abgeschlossen und ausgearbeitet war, um ihm die gewünschte Aufklärung über Trithemius, dessen Leistungen und Bedeutung in der Kürze zutheil werden zu lassen. — Dann übernahm er es, gegen die Schrift des Humanisten Jakob Wimpfeling über die unbefleckte

Empfängniß Mariä, dieſe zu vertheidigen und zu erweiſen, daß der heil. Auguſtin und andere Kirchenväter Mönche geweſen ſeien (1509); es war ein aufſehenerregender, bis vor den Papſt gebrachter Streit, in dem er ſo das Wort zu ergreifen ſich verpflichtet fühlte. Und er that es, weil es hier galt, dem Trithemius beizuſtehen, deſſen Meinungen Wimpfeling bekämpft hatte, und zugleich für das Mönchthum und den Benediktinerorden und ihre Ehre einzutreten. — Die gleiche Abſicht leitete ihn, als er ſich im ſelben Jahre daran machte, zu des Trithemius Schriftſtellerlexikon eine wenig gewiſſenhafte, umfängliche Fortſetzung, das ſog. Auctarium, zu ſchreiben. Es kam ihm vor allem darauf an, litterariſch thätig geweſene Mönche und Benediktiner, die ihm bei Trithemius nicht zahlreich genug waren, mit ihren Schriften zu verzeichnen und ſo den wiſſenſchaftlichen Ruf ſeines Ordens zu vermehren; dann that es ihm gewiß wohl, in derſelben Weiſe wie Trithemius ſchriftſtelleriſch thätig zu ſein. Das Buch war in der Hauptſache 1509 fertig, erhielt aber in den folgenden Jahren bis 1513 noch zahlreiche Nachträge. — Demſelben Jahre und ähnlichen Beweggründen verdankt auch ein Werk von drei Büchern in Verſen über gelehrte und berühmte Frauen ſeine Entſtehung; auch hier ſuchte und verwandte er Bauſteine, welche andere zugerichtet hatten. Es war zuerſt für eine Nichte des Abtes Simon, Nonne auf Oberwerth bei Koblenz, beſtimmt, wurde aber nach deren Tod der Nonne Aleidis auf Rolandswerth, einer Mitſchweſter der ſchon genannten Gertrud, gewidmet, die ob ihrer Gelehrſamkeit viel Gutes geſagt bekam. — Seine Schriftſtellerei vor Trithemius zu rechtfertigen, ſich wegen ihrer Mängel und Schwächen zu entſchuldigen, über die Ziele und Abſichten der den Trithemius beſonders angehenden Schriften Aufſchluß zu geben, ſchickte er dieſem noch im Jahre 1509 eine kleinere Schrift, die ſog. Apologie.

Die späteren Arbeiten stehen nicht in so engem, fast persönlichem Zusammenhange mit Trithemius, aber seinen Einfluß verleugnen auch sie nicht. So schrieb er dem jüngst zum Abt im Kloster Johannesberg erwählten Bruder Friedrich, einem guten Bekannten aus früheren Jahren, ein brüderlich-freundschaftliches Munusculum über die Klosterleitung und die Pflichten und Aufgaben des Abtes, wobei er eine größere Kompilation über denselben Gegenstand in Aussicht stellte, falls sie gewünscht würde (1510); sie ist ungeschrieben geblieben. In ähnlicher Sinnesart sandte er dem Pastor zu Monreal, Dechant der Landgeistlichkeit, ein längeres Gedicht über Leben und Treiben der Weltgeistlichen und die Nothwendigkeit ihrer Reform. Dann widmete er dem verstorbenen Nestor des Laacher Klosters, Jakob von Breden, jenem Märtyrer der Klosterreform, in einer Predigt, die später stark erweitert und ausgearbeitet wurde, einen liebe- und verständnißvollen Nachruf, für die übrigen Brüder zugleich eine ernste Mahn- und Warnrede (1511). Der Todte war ganz ein Mönch der alten Schule gewesen, und viel Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit war ihm nicht nachzurühmen, seit zwanzig Jahren und mehr hatte er bloß die Schriften des Gerson und Bonaventura gelesen; um so mehr aber zeichneten ihn, der in Aussprache und Wesen die westfälische Heimath nie hat verleugnen können, Gemüthstiefe, Innerlichkeit, echt monachische Demuth und Nächstenliebe aus.

Aber mehr noch als anfangs erfuhren die Arbeiten und wissenschaftlichen Bestrebungen Butzbachs, denen er mit dem Einfluß des Priors Geltung zu verschaffen im stande war, im Kloster heftigen Widerspruch, schließlich offene Feindschaft. Die älteren Brüder hatten keine Lust, sich durch diese nagelneue Gelehrsamkeit übertrumpfen und die neuen Pflichten des Lernens und Arbeitens sich gleichfalls aufbürden zu lassen. Sie äußerten ihre Befürchtung, daß die Jünger der Wissenschaft, diese „phan-

taſtiſchen Köpfe", durch die eifrige Lektüre der göttlichen Schrift zu gekehrt und zweifleriſch werden möchten, ſie ſprachen es aus, daß „gar nicht zweifelt, wer gar nichts weiß", daß „das Wiſſen aufbläht". Erinnerten ſie ſich dabei vielleicht des Kirchenvaters Auguſtin, ſo vergaßen ſie doch, daß er ausdrücklich den Nutzen der Wiſſenſchaft anerkannt hatte, mit der ſich die Liebe verbinde. Butzbachs leidenſchaftliche Parteinahme für Trithemius, deſſen Stellung im Orden erſchüttert war und deſſen Gelehrſamkeit man anfing mit bedenklichen Augen zu betrachten, begünſtigte die Gegner und ihren Angriff. Sie erreichten es, daß Jenem ſeine beſondere Liebhaberei, der Ankauf von Büchern für die arg vernachläſſigte Kloſterbibliothek, unterſagt wurde. Schließlich machten ſie gar, um 1510, eine Unterſuchung bei den Viſitatoren der Bursfelder Kongregation anhängig, indem ſie ihn wegen Vernachläſſigung ſeiner Amtspflichten und Nichtachtung eben dieſer Ordensoberen anſchwärzten. Mit ihm wurde der liebſte und begabteſte ſeiner früheren Schüler, Jacob Siberti, angeklagt. Aber es gelang ihm, ſich glänzend zu rechtfertigen; einen beſonders günſtigen Eindruck machte es auf die Herren Vorgeſetzten, daß ſie ſich in Butzbachs Schriftſtellerlexikon ſo überaus gelobt und ins rechte Licht geſetzt fanden, ganz wider Erwarten und gegen die Behauptung der Anklage. Da durfte er denn wieder von den Erträgniſſen für Meſſeleſen und von ſonſtigen Erſparniſſen Bücher anſchaffen und durfte ungeſtört weiter ſtudiren und ſchreiben, doch ohne, wie man von ihm verlangte, den Dienſt und ſeine Geſundheit darunter leiden zu laſſen. Butzbach wird nicht müde, in ſeinen Büchern von dieſen jahrelangen Anfeindungen zu ſprechen und ſich über ſie zu beklagen. Es überkommt ihn wohl der Unmuth, ſo daß er es für ein unbegreifliches Mißgeſchick erklärt, „dieſem Orden" als Mitglied anzugehören. Um ſo enger nur fühlte er ſich dem ähnlich behandelten Trithemius verbunden.

Allmählich hatten sich persönliche Beziehungen zwischen diesem und Butzbach nebst seinem Schüler und Freunde Siberti entwickelt. Sie waren für die Laacher die größte Freude und Genugthuung; ein Brief von des Trithemius Hand — aus den Jahren 1508—1512 liegt ein mäßig gepflegter Briefwechsel vor — war ein Ereigniß. Daß Siberti zwei- oder dreimal durch solche Briefe beglückt wird, während Butzbach leer ausgeht, hat diesen mit wirklichem Neidgefühl und Aerger erfüllt. Bald fühlt er sich vor Trithemius so klein und unwürdig, bald nimmt er alle Rechte des Freundes für sich und ihren Verkehr in Anspruch, ohne daß Jener doch mehr als höflich und liebenswürdig wohlwollend sich geäußert hätte. Im Sommer 1512 vermuthlich hat er auf einer Reise in die fränkische Heimath auch Trithemius in seinem Würzburger Kloster besucht, wir können denken, mit welchen Empfindungen.

Auch sonst blieb Butzbach die Anerkennung für sein Streben und Schaffen nicht aus, und wurde ihm der Aerger durch manche Freude vergolten. Abt Simon ist ihm stets freundlich und wahrhaft wohlwollend gesinnt geblieben, und er vergalt es durch treue Liebe und Dankbarkeit und gab seinen Gefühlen nach Simons Tod (1512) in seiner Weise warmen und wortreichen Ausdruck. Unter den jüngeren Mönchen war doch der eine und andere, dem er näher stand, dem er eine Schrift, ein Gedicht widmete, der ihm wiederum lobende und ermuthigende Verse schrieb; einige von ihnen haben mit unermüdetem Eifer seine Bücher sauber und reinlich, wenn auch fehlerhaft und mechanisch, abgeschrieben, für die Bibliothek wie zur Versendung nach außen, und er verkehrt, trotz gelegentlicher Klagen über die durch die Unbildung und Kenntnißlosigkeit der Abschreiber verursachten Mängel der Abschriften, herzlich und vertraut mit ihnen. — Der schon mehrfach genannte Jakob Siberti fühlt sich ihm ähnlich verpflichtet, wie er dem Trithemius, und giebt dem

gern und oft herzlichen Ausdruck, während Butzbach wiederum seine bessere und vollendetere Schulbildung, seine größere Sprachgewandtheit und Begabung schätzt und rühmt. Er verdient auch als Schriftsteller neben seinem ehemaligen Lehrer genannt zu werden. Schon als Schüler in Emmerich hatte er sich litterarisch beschäftigt und nach Schülerart die Schulschriftsteller ausgebeutet. Im Kloster zu Laach durfte er unter Butzbachs verständnißvoller Theilnahme seinen Neigungen weiter nachgehen; persönliche und litterarische Bekanntschaften erhielten Verse gewidmet, anderes schrieb er für den Gebrauch in der Klosterschule und durch die Novizen. Heute noch erhalten und nicht ohne Werth ist vor allem eine größere Schrift über das Elend der Gegenwart, im besonderen die Schändlichkeit der Kleriker, die dem Trithemius gewidmet und ganz in dessen Geist geschrieben ist; ein Buch, das in der vielfach kompilatorischen Art und Abhängigkeit von des Trithemius' Schriften mit den Arbeiten Butzbachs Aehnlichkeit hat, diese aber durch die Form und Sprache weit übertrifft.

Unter den Anhängern und Freunden, die Butzbach außerhalb der Mauern seines Klosters fand, ist sein Stiefbruder Drunk-Haustulus in erster Linie zu nennen. Ihm verdanken wir, wie schon bemerkt, die Anregung zu Butzbachs Selbstbiographie; er erhält wohlgemeinte Briefe, Gedichte zugeeignet und des Bruders Werke übersandt. Und Jener vergilt es, so gut er kann, mit lobenden Versen und anderen Arbeiten, wie sie dem Kopfe und der Feder eines humanistisch tüchtig gebildeten, für das Kloster bestimmten und dann im Kloster lebenden jungen Mannes ihre Entstehung verdanken können; auch die anderen Laacher Mönche, die er persönlich kennen gelernt hatte, bedenkt er mit litterarischen Gaben. Bitter ist ihm, wenigstens in der ersten Zeit, von seinem Bruder verdacht worden, daß er schließlich nicht Benediktiner geworden ist, sondern sich in dem Cisterzienserkloster Brombach, nahe dem nassauischen Usingen,

hat anwerben lassen. — Aber auch über diese allernächsten Beziehungen hinaus und an anderen Orten haben Butzbachs Bestrebungen Beachtung und Anerkennung gefunden. Nicht bloß im Schottenkloster bei Würzburg, wo Trithemius residirte, wurden seine und Sibertis Schriften gelesen. Sie gingen auch zu den Mönchen des weitberühmten Klosters auf dem Johannesberg im Rheingau, zu denen in St. Jacob bei Mainz, zu den Nonnen auf Rolandswerth und manchem Geistlichen der moselanisch-rheinischen Nachbarschaft. Zu den fleißigen Männern im einsamen Eifelkloster kam dann der Dank zurück, natürlich in Versen, wie es die Bildung der Zeit und die Gesinnung der verehrten Empfänger erheischte. Da kostete es Manchem nicht geringe Mühe, ein paar Distichen zusammenzuschweißen, und er mußte beschämt und seufzend gestehen, wie schwer es sei, Gedanken und Worte für solche Aufgabe zu finden.

Die fruchtbare und emsige Thätigkeit Butzbachs ruhte in den Jahren 1512 und 1513, wenigstens wissen wir nichts zu nennen, was dessen werth wäre. Der schnelle Tod des Abtes Simon, April 1512, war vielleicht die Ursache des Schweigens. Diese Pause aber wurde bedeutsam für die innere Entwickelung Butzbachs, und diese Entwickelung wiederum ist voll bezeichnend für jene Richtung des Zeitgeistes, zu deren Vertretern er gehört. Der Drang des Renaissancezeitalters hatte auch ihn beherrscht; das Streben nach Wahrheit, die Sehnsucht nach höheren Erkenntnissen und Ehrgeiz und Ruhmbegier; nicht so klar und bewußt wie bei Anderen, aber mächtig genug hatten diese Regungen in seiner Seele gelebt. Sie fanden Ausdruck und Geltung, indem er sich begeisterte für die schönen Wissenschaften, die Dichter und Philosophen der Antike und sie in seinem Mönchsorden zu erneuern wünschte, indem er wissenschaftlichen Sinn und strebsamen Fleiß forderte und selbst bethätigte und, wenn auch mit zweifelhaftem Erfolg, bemüht blieb, einen reinen lateinischen Stil.

und klassische Bildung zu zeigen. Als er 1514 wieder zur Feder griff, war jene unklare Sehnsucht und das dunkle Suchen nach einer neuen Wahrheit geschwunden, geblieben war nur das Streben auf dem formalen Gebiete, das Bemühen um einen klaren und guten Ausdruck. Jetzt giebt es für ihn nur eine Wissenschaft und Philosophie, die der christlichen Vergangenheit, die von Gott handelt und stammt; nur sie ist des Studiums und der litterarischen Bethätigung werth; alle übrigen Kenntnisse und Erkenntnisse sind eitel und unnütz und haben Bedeutung nur, sofern sie der wahren göttlichen Wissenschaft dienen. Die Anschauungen und Ideen des heidnischen Alterthums, die auch den Stil der antiken Schriftsteller beherrschen und in der klassischen Rhetorik den breitesten Raum einnehmen, sind verwerflich und auch im Ausdruck zu vermeiden; an ihre Stelle haben die Vorstellungen der christlich-katholischen Mythologie zu treten, denn auch der dichterischen Behandlung sind ihre Gestalten allein würdig. Kurz, die alte mönchisch-scholastische Weisheit und der scholastische Schulbetrieb erscheint als Ideal und einzig erstrebenswerthes Ziel.

In diesem Sinne schrieb Butzbach nun einen Traktat über die Stilarten, den er einem seiner Schreiber, dem Mönch Gregor, widmete (1514). Hier zeigt er seine Belesenheit und Kenntniß des „hohen" rhetorisch-klassischen Stils nur, um ihn zu verwerfen; er spricht von berühmten Vertretern eines guten und beredten Ausdrucks, läßt aber lediglich die heil. Schrift, die Kirchenväter und Verfasser christlich-moralischer Dichtungen gelten; litterarische Eitelkeit, gelehrtes Protzenthum und die hieraus entspringenden Schriftstellerfehden sind ihm widerwärtig und werden scharf bekämpft. Die Anschauungen, die er hier in Lehre und Polemik vertritt, hatte er bereits in zahlreichen, demselben Bruder Gregor gewidmeten Gedichten auf Gott, die Jungfrau Maria und deren Mutter Anna, auf Benedikt und das Kloster-

leben, auf den Pſalter und die heil. Schrift und ähnliche Perſönlichkeiten und Gegenſtände bethätigt. Jener Traktat ſollte eigentlich nur eine, freilich etwas lang gediehene Einleitung ſein, um dieſe Gedichte vor dem Leſer zu rechtfertigen und zu erklären. In demſelben Sinne widmete er auch ſeinem Bruder ein „Wäldchen“ moraliſch-ethiſcher Dichtungen, die er bei den verſchiedenartigſten, auch antiken Verfaſſern zuſammengeſucht hatte; dabei war es ſeine ausgeſprochene Abſicht, den Bruder und andere Leſer vor der gefährlichen, die Sitten verderbenden Lektüre der Originale zu bewahren.

In dieſer Wandlung ſeiner Anſchauungen iſt Butzbach wiederum nicht ſelbſtändig, auch hierin ein Schildknappe des Trithemius. Dieſer hatte ihn ſchon 1509 zu bibliſchen und theologiſchen Studien aufgefordert und von Butzbach eine feſte Zuſage erhalten mit ſtarken Ausdrücken des Schamgefühls über ſeine eitle, weltlich geſinnte Wiſſenſchaftlichkeit. Es hat aber doch noch eine Reihe von Jahren gebraucht, bis Butzbach ſich wirklich und mit vollem Bewußtſein auf dieſen alten Boden geiſtlich-monachiſcher Ideen und Pflichten ſtellte. Damit ſchied er ſich aus dem Lager der Humaniſten, nahm Stellung gegen die Neuerer und unruhigen Köpfe, die Poeten und Philoſophen, Gelehrte, Lehrer und Lernende, die damals den Weltfortſchritt vertraten. Den Blick rückwärts gekehrt, fand er Genügen und Befriedigung in dem alten, viele Jahrhunderte alten, geiſtigen Zuſtand des Menſchengeſchlechts, in mittelalterlicher Weltanſchauung und ſcholaſtiſcher Beſchränktheit. Indem er aber darauf verzichtet, über dieſe Schranken hinaus nach neuen Idealen zu ſtreben, treten um ſo ſtärker die Mängel ſeines Weſens hervor: die ungenügende Schulbildung, die unverarbeitete, angeleſene und abgeſchriebene Gelehrſamkeit und die mühſame Sprache des Autodidakten, dabei der Anſpruch auf den alten wiſſenſchaftlichen Ruhm der Benediktiner, und als Mönch Träger der Kultur und Bildung zu ſein.

Nun müssen wir uns kurz erinnern, daß eben damals der Kampf zwischen alter und neuer Wissenschaft, zwischen Scholasticismus und Humanismus, zwischen Tradition und Fortschritt mit aller Leidenschaft geführt wurde. Um Reuchlin und Hutten stritt eine Schar junger, kühner, rücksichtsloser und, wie natürlich, häufig ungerechter Schriftsteller für die jüdischen Bücher und freie Wissenschaft gegen den nach Art der Renegaten untoleranten, getauften Juden Pfefferkorn und seine Anhängerschaft von Gelehrten, Geistlichen und Universitäten. Eine Verhöhnung ohne gleichen wurde diesen bereitet in den berühmten Epistolae virorum obscurorum, den Briefen dunkler Männer, unbekannter Größen, die, in den Jahren 1515—1517 mehrfach aufgelegt, die ganze litterarische Welt aufs äußerste erregten. Auch unser Butzbach war für jene kriegerischen Geister ein vir obscurus, und ihm wurde ebenfalls unter verstecktem Namen ein Brief an das Kölner Orakel der Pepicornisten, den Professor und Domscholaster Ortuinus Gratianus, untergeschoben. Seine Schrift gegen Wimpfeling, von der oben, S. 68/69, die Rede war, mußte dazu herhalten, den Briefschreiber, also Butzbach, als Vertreter mönchischen Hochmuths und mönchischer Barbarei und diese selbst im hellsten Lichte erscheinen zu lassen. Der umgewandelte Butzbach der Jahre 1514 und 1515 mochte vielleicht eine kleine Maßregelung verdienen, der Verfasser jener Schrift gegen Wimpfeling aber gewiß nicht. Der war viel eher gedemüthigt und gekränkt, als erhoben und stolz in dem Bewußtsein seines Mönchsstandes; nicht aus Hochmuth hatte er Augustin, Beda u. A. für Mönche erklärt, sondern um in ihnen seinen Ordensbrüdern ehrwürdige und allgemein anerkannte Vorbilder und Muster aufzustellen und die Würde wissenschaftlicher Thätigkeit zu erweisen. Es war eine unverdient grobe und scharfe Zurechtweisung, die ihm jetzt widerfuhr.

War sie die Ursache, daß er sich fortan schriftstellerischer

Thätigkeit enthielt? War die Kränkung vielleicht dadurch verschärft, daß sie fast nur durch einen Vertrauensbruch möglich geworden war, da die perfidirte Schrift wohl allein dem Trithemius übersandt worden war und aus seinem Kloster erst den Weg in weitere Kreise gefunden hatte? Als aber fast gleichzeitig (1516) dieser verehrte Meister ins Grab sank, wird es ihm ganz Muth und Lust zu neuem Schaffen genommen haben. Arbeiten zur Geschichte seines Klosters, die seit langem geplant und vorbereitet waren, sind unausgeführt geblieben. Erst nach Jahren, um 1520, hat er sich noch einmal zum Schreiben entschlossen und sein Erstlingswerk, die Satiren, neu bearbeitet und bedeutend erweitert. Das eingeschobene Buch enthält scharfe Worte und Vorwürfe gegen die Herren der Welt und behandelt ausführlicher die Schicksale des Ulrich von Württemberg, wenig rühmlichen Angedenkens. Man möchte sich denken, daß der Sturm, der damals durch die Völker und Länder Deutschlands brauste, auch sein alterndes Herz neu erregt und zornig gemacht hat. Es mag eine Ahnung über ihn gekommen sein, daß Martin Luther, jener leidenschaftliche Mönch aus der Zelle des Augustiner-Eremitenklosters zu Erfurt, mit seinem unbezwinglichen Verlangen nach Wahrheit und Gewissensfreiheit, demselben Boden entsprossen war wie er. Vielleicht suchte er Ruhe, indem er die Kampfesstimmung früherer Jahre erneuerte und die aus ihr hervorgegangene Schrift neu gestaltete.

Doch meiden wir den Schein, als ob wir ihn jenem Riesen zur Seite stellen wollten. Nahe aber liegt es, an einen anderen Genossen dieser gährenden Zeiten zu denken, der gleich Butzbach mit naiver Einfachheit sein eigenes Leben beschrieben und uns einen Einblick gewährt hat in die Gefahren und Zufälle, denen die lernende und studirende Jugend damals ausgesetzt sein konnte, sie, die Trägerin von Humanismus und Reformation. Die Selbstbiographie des Thomas Platter hat viel Verwandt-

ſchaft und Aehnlichkeit mit der Butzbachs. Zwar wurde Jener erſt geboren, als Dieſer ſchon ins Kloſter trat, iſt Jener aus dem ſchweizeriſchen Wallis, Dieſer aus Franken zu Hauſe, aber der Kulturgrund, dem Beide entwachſen ſind, iſt doch derſelbe. Als aber die große evangeliſche Kirchenreform über Europa kam und die trennendſten Unterſchiede in bisher Gleichartiges brachte, war Platter ein junger Wann mit einer für das Große und Neue offenen Seele. Er ſchwenkte ab von dem altgewohnten Wege, den noch Butzbach gegangen war und der auch ihn als Welt- oder Kloſtergeiſtlichen zum Opferdienſt und zur Gelehrſamkeit der katholiſchen Kirche geführt hätte; er folgte dem eben aufgehenden Lichte Zwingliſcher Lehre, das dem jungen Scholaren die Welt in neuer Beleuchtung zeigte. Dann lebte er in der Gemeinſchaft des Volksſtammes, dem er durch Geburt und Sprache angehörte, ganz ſein eigen, auf ſich geſtellt, voll Selbſtbewußtſein und Thatkraft — eine individuelle Perſönlichkeit der neuen Zeit. Ein dreiundſiebzigjähriger, emeritirter Schulmeiſter, erzeugte er in zweiter Ehe noch ſechs Kinder, beſchrieb ſein erfahrungsreiches Leben in der urwüchſig kräftigen Mutterſprache der Schweizer Berge, und als er ſtarb, ein hochbetagter Greis (1582), ließ das Leben ihm nichts mehr zu wünſchen übrig. Dagegen Butzbach. Im engen, weltabgeſchiedenen Kreiſe verbrachte er ſeine Jahre, mehr und mehr verlor er ſeine Perſönlichkeit, gab er auf, was an urſprünglicher Eigenheit in ihm ſteckte; in der Kloſterzelle wurde er nach und nach wieder ein Typus, wie ihn die Menſchen des Mittelalters darſtellen. Das Volksthümliche und Nationale blieb oder wurde ihm etwas Aeußerliches; er war Lateiner in Sprache und Schreibweiſe, in Empfindungen und Gedanken ganz auf das Jenſeits gerichtet. Er ſtarb im kräftigſten Mannesalter (1526) und doch ein früher Greis, ſeit langem kränkelnd unter dem Druck der entbehrungsreichen Jugendjahre, bei all ſeiner emſigen Arbeit

und dem für den geschwächten Körper unzuträglichen Mönchsleben."

Er lebte und starb, ein Kleiner unter den Geistern seiner Zeit, aber unter seinesgleichen ausgezeichnet durch Empfänglichkeit und Gemüthstiefe und einen bald zur That gereizten Willen. In seinem Kreise hatte er genug gethan und nach seinen Fähigkeiten gewirkt. Abseits von dem großen Strome geschichtlichen Werdens und Fortschreitens lebte er mit den Seinen, aber dies Leben und Kämpfen im Kloster und die Beziehungen zur Außenwelt gewähren uns ein anziehendes und lehrreiches Bild, wie die Weltfrage der Zeit in den kleinen und kleinsten Zirkeln sich geltend machte; wir beobachten einen der äußersten Wellenkreise, in denen die von großen, geistigen Mittelpunkten ausgehende humanistische Bewegung sich fortpflanzte und verlief. Gewiß war viel von dem Konventikelwesen, das die Vertretung gemeinschaftlicher Interessen in kleinen Kreisen, in Parteien und „Schulen" mit sich bringt, auch hier vorhanden: falsche Bescheidenheit und gegenseitiges Ueberschätzen, Beloben und Anstaunen untereinander, hitziges Bekämpfen und hartes Verurtheilen aller anders Denkenden, im anderen Lager Stehenden. Aber die diesem Kreise angehörten, lebten doch auch wieder in Ideen, die sie über sie selbst erhoben, mit Studien höherer Art beschäftigt, welche leere, müßige Stunden ausfüllen halfen und vor Nichtsthun, dem Anfang aller Laster, bewahrten.

Was nach dieser Zeit im Kloster Laach an Zeugnissen geistiger Produktion begegnet, ist bald genannt. Um 1560 hat der damalige Abt Augustinus Machusius, ein geistig regsamer, auch sonst nicht unbekannter Mann, ein Lehr- und Handbuch für den Klosterprior, dessen Amt er vorher bekleidet hatte, geschrieben. Indem er die Pflichten und Aufgaben des Priors, dann der übrigen Klosterbeamten schildert, erhalten wir den erwünschtesten

Einblick in das Getriebe des klösterlichen Innenlebens, die mannigfachen kirchlichen und religiösen Pflichten und Handlungen, die wirthschaftlichen Sorgen und Aufgaben, den Verkehr der Mönche untereinander und mit den Vorgesetzten, die vielen Mühen und kleinen Freuden. Freilich erfahren wir auch, wie man die Mühen zu mindern, die Freuden zu vermehren bestrebt ist. Denn der Verfasser wollte vor allem die alten Sitten und Gebräuche den zahlreichen Neuerungen und Besonderheiten seiner Zeit entgegenstellen. Immer wieder ertönt daher die Klage, daß die Strenge der früheren Gewohnheiten, die alte Enthaltsamkeit und Lebenshärtigkeit gewichen sei; verurtheilt werden die mancherlei Freiheiten, mit denen besonders Abt Peter von Remagen (1529 bis 1552) den Forderungen eines lebensstarken und genußkräftigen Jahrhunderts entgegengekommen war. Die Fülle eigener Erinnerungen und klösterlicher Ueberlieferungen, die er seiner Darstellung einverleibt, giebt dem Buche besonderen Werth, die warme Theilnahme für die Geschicke seines Klosters und die Sache des Mönchthums verleiht ihm einen eigenen Reiz, der auch die minder anziehenden Theile erträglich macht. Ein Greuel aber ist ihm die lutherische Ketzerei, die gerade damals sich den rheinischen Landen nahte und mit der alten Kirche auch das Klosterwesen zu gefährden schien. — Schon dem nächsten Jahrhundert und der Zeit des dreißigjährigen Krieges gehören die geschichtlichen Studien an, welche Johannes Schoeffer betrieb. Die Vergangenheit seines Klosters zu erforschen und später zu beschreiben, legte er sich eine Sammlung von Notaten und Excerpten an, die er zum guten Theil dem Buche des Augustin entnahm; mit diesen Materialien verband er hier und da eigene Untersuchungen und offenbart in ihnen die Fähigkeit einer besonnenen Kritik, für welche die Bekanntschaft mit den landläufigen Geschichtswerken ihm die Mittel an die Hand gab. Bis zum Jahre 1235 sind diese „Collectaneen" geführt, die

beabsichtigte Chronik ist nicht geschrieben worden. Daß die alten, aus den Zeiten der Aebte Fulbert und Albert herrührenden werthvollen Pergamentbände nicht lange vorher zerschnitten und verkauft worden waren, störte seine Studien empfindlich und wurde von ihm schmerzlich beklagt. Eine Frucht solcher Studien ist ein nicht ohne Laune eingeleitetes Gespräch zwischen zwei Klosterbrüdern — nach dem Muster der auf den höheren Schulen üblichen Dialoge und Disputationen —, in welchem Verschiedenes aus der Vergangenheit des Mönchthums und des eigenen Klosters belehrend vorgetragen wird. — Dann wäre noch zu erwähnen die Beschäftigung mit der Legende der heil. Genovefa, die sich verband mit der Sage von der Kreuzfahrt des Pfalzgrafen Siegfried, der ihr Gemahl gewesen sein sollte; endlich noch eine gelehrte und schlechte Untersuchung über die beiden Stifter des Klosters ganz aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Damit ist die gesamte geistige Produktion in Maria-Laach während der drei Jahrhunderte nach der humanistischen Epoche erschöpft und es bleibt uns nichts mehr zu nennen übrig. —

Hingegen ist das äußere politische Leben des Klosters in dieser Zeit nicht des Interesses bar und läßt eine durchaus charakteristische Entwickelung erkennen. Die Doppelstellung des Klosters zwischen den beiden Erzbisthümern Trier und Köln war während jener Reformationswirren in ihrer ganzen Schwierigkeit und Bedeutung zu Tage getreten. Es war eine Rechts- wie Machtfrage, wichtig genug für die mit so viel Nichtigkeiten beschäftigten beiden Reichsstände. Schon 1482 wurde die Steuer-, Abgaben- und Dienstpflicht der Laacher Kirche von dem Trierer, wie von dem Kölner Kurfürst behauptet, wurde wegen der, zwischen dem Kölner und dem Abt streitigen Gerichtshoheit in dem Dorfe Kruft ein feierliches Weisthum veranlaßt, und von dieser Zeit an, während des ganzen nächsten Jahrhunderts, suchte Kurköln immer von neuem, durch Diplomatie, vor allem gelegentlich der

Neuwahl und Investitur der Aebte, wie durch rohe Gewaltthat und offene Feindschaft, seine Schirmvogtei und Schutzherrschaft zur völligen Oberhoheit und Landesherrschaft auszubilden. Zu ganz derselben Zeit, da Köln energischer denn je bemüht war, die Abtei mit Land und Leuten sich einzuverleiben, wurde ein ähnlicher Versuch mit ähnlichen Mitteln und Mittelchen von dem Grafen Heinrich von Sayn 1591 gemacht, welcher Anspruch auf die Oberherrschaft über den Laacher Hof zu Bendorf erhob. Sie handelten Beide nach demselben unwiderstehlichen Prinzip der territorialen Abrundung, der landesherrschaftlichen Vergrößerung. Wegen Bendorf war einer der unsterblichen Prozesse beim Reichskammergericht die Folge. Er schwebte noch, als ein neuer, viel wichtigerer Handel sich vordrängte.

Die Erbfolgefrage in der Grafschaft Sayn trat in den Vordergrund, eine zu jenen Zeiten des fürstlichen Staatsrechts in der großen europäischen, wie in der kleinsten Familienpolitik allbewegende Frage. Wegen des Bendorfer Hofs wurde auch Laach in Mitleidenschaft und Mithandeln verstrickt. Die Grafschaft Sayn war zu einem Theil, zu dem auch Bendorf gehörte, Lehen der Pfalzgrafen am Rhein, in anderen Theilen besaß Kurtrier und Kurköln die Lehnshoheit. Der Laacher Hof in Bendorf, der schon bei der ersten Gründung dem Kloster geschenkt war und ihm seit 1152 in unbestrittenem Eigenthum gehörte, unterstand den Grafen von Sayn als Vogteiherren, und ähnlich waren auch die Höfe anderer Grundherren daselbst einer gewissen Oberhoheit der Grafen unterworfen. Als 1636 die regierende Linie des Hauses Sayn-Witgenstein im Mannesstamme mit Graf Ludwig ausstarb, wurde seinen beiden Schwestern die Erbschaft bestritten. Schon seit dem Anfang des Jahrhunderts hatten die Kanzleien der drei Lehnsherren, Kurpfalz, Kurtrier, Kurköln, und das Reichskammergericht nicht minder sich lebhaft mit der Angelegenheit beschäftigt; jetzt traten die Verwandten

einer Seitenlinie Sayn-Witgenstein als neue Gegner der Erbtöchter auf. Da glaubte auch Maria-Laach im Trüben fischen zu können und kam auf einen Gedanken zurück, den es, wenn auch nur schüchtern, schon 1591 in seiner immer noch beim Reichskammergericht unentschieden schwebenden Klage gegen Heinrich von Sayn ausgesprochen hatte, indem es behauptete, der Flecken Bendorf gehöre dem Kloster nach seinem ganzen Umfange. Jetzt suchte es aber seinen Anspruch auch durchzusetzen. Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges und gerade damals alles Land ringsum von feindlichem und nicht minder schlimmem, freundlichem Kriegsvolk erfüllt; im Frühjahr 1636 fiel schließlich auch Ehrenbreitstein den Kaiserlichen in die Hände. Wenn Maria-Laach jetzt mit seinem Anspruch auf den Flecken Bendorf hervortrat, so galt es zugleich, der verderblichen Irrlehre evangelischer Ketzerei Gebiet zu entziehen und dem siegreichen Katholizismus wieder zuzuführen; denn die katholischen Restaurationsbestrebungen waren in dem ganzen Streite die treibenden Kräfte.

Plötzlich erschienen Abgeordnete des Laacher Abtes im Juli 1636 in Bendorf und ergriffen von dem Orte unter Feierlichkeiten Besitz, deren umständliches Wesen mit der unordentlichen Einleitung und der Ueberraschung der Einwohner im vollsten Widerspruche stand; später wurde in Gegenwart von Offizieren und Soldaten und mit der Androhung etlicher Kompagnien die Eidesleistung erzwungen; die Ernennung oder Bestätigung der Beamten vervollständigte den Akt. Glück sollten indessen die Mönche mit ihrem entschlossenen Vorgehen nicht haben. Bayern, als Rechtsnachfolger des depossedirten Kurfürsten von der Pfalz, ertheilte die Belehnung mit Bendorf dem Befehlshaber der Festung Ehrenbreitstein, Heinrich von Metternich, welcher im Januar 1638 das von Maria-Laach gegebene Beispiel nachahmte und sich des Ortes bemächtigte. Christian von Witgen-

stein, Prätendent im Namen der Seitenlinie und gewissermaßen Vertreter der kurpfälzischen Interessen, that 1645 desgleichen, mußte aber bald wieder dem Metternich und dieser dem Abte von Laach weichen, dessen Wappen wiederum von den Zeichen des Landgrafen Johann von Hessen-Darmstadt-Braubach, des Gemahls der einen Erbtochter, wenn auch nur vorübergehend, verdrängt wurden. Sechs oder sieben mal in kaum zwölf Jahren hatten die „armen Unterthanen" von Bendorf ihren Herrn und Treueid gewechselt, als nun gar die europäische Diplomatie sich der Sayn'schen und insbesondere auch Bendorf'schen Sache annahm. Bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück spielten diese Dinge keine ganz kleine Rolle. Luise Juliane, die verwitwete Gräfin, eine energische und kluge Dame, die lange danach nicht minder entschieden sich gegen die eigenen Schwiegersöhne ihres Witthums erwehrt hat, wirkte persönlich und schriftlich für das Recht ihrer Töchter; Graf Christian that desgleichen für die Ansprüche seines Hauses. Schließlich bestimmte die Friedensakte von Osnabrück, in welcher auch der Sayn'sche Erbfolgestreit eine Stelle fand, in einem Artikel, daß Bendorf der Gräfin-Mutter zustehen solle. Es brauchte aber noch mancherlei Verhandlungen am kaiserlichen Hof, wie bei den Reichsständen, und schließlich die Reichsexekution, bis das Laacher Kloster aus seinem Besitze wich, womit es denselben noch keineswegs endgültig aufgab. Bei jedem Abschnitt des Sayn'schen Erbfolgestreites, der bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts sich erstreckt, trat Maria-Laach mit seinem vorgegebenen oder vermeintlichen Rechtsanspruch an die Oeffentlichkeit. So im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und nicht minder erfolglos fünfzig Jahre später, um 1740. Hier erfuhr es eine schroffe Zurückweisung durch die Gegenpartei, den Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach, in der Hoffnung, „von ferneren dergleichen Andringlichkeiten in Zukunft gänzlich verschont zu bleiben".

Dieser 1½ Jahrhunderte währende Erbfolgestreit hat eine große Kampf- und Prozeßlitteratur erstehen lassen. Von allen Seiten wurde das gewaltig schwere Geschütz damaliger Juristerei von Reichskammergericht, Reichshofrath, Reichsständen und den gelehrten Rechtsfakultäten deutscher Universitäten aufgefahren: dokumentirte Nachrichten und Demonstrationen, Repliken, Dupliken und Tripliken, Manifeste und Antimanifeste, kurze Berichte und Rechtsgutachten hoher juristischer Fakultäten; manch' Urtheil, manch' kaiserlicher Erlaß ging an die Parteien, nicht beachtet oder doch nur von dem Theil, zu dessen Gunsten gesprochen worden war. Auch Maria-Laach war in dem Streit von Feder und Presse nicht zurückgeblieben und hatte die Schätze seines Archivs sorgfältig durchforscht. Noch ganz zuletzt, 1743, ließ es als Hauptschrift eine „Dokumentirte Nachricht" für schweres Geld in Wetzlar, dem Sitze reichskammergerichtlicher Weisheit und Schwerfälligkeit, anfertigen, aber mit wenig Glück. Die unübersichtliche Darstellung, die krause, mit viel Aufwand von Worten und Gründen unternommene Beweisführung konnte einer an sich mehr als schwachen Sache nicht zum Siege verhelfen gegenüber dem Geschick und Scharfsinn der Gegenpartei, welche alle wesentlichen Punkte richtig aufgefaßt und dargestellt, sogar die Echtheit der gefälschten Stiftungsurkunde in Frage gezogen hat. Als Letzter hat gar Johann Jakob Moser in der Sayn'schen Frage das Wort ergriffen in seinem 1749 gedruckten „Staatsrecht der Reichsgrafschaft Sayn", der erfreulichsten Erscheinung unter all' den litterarischen Hervorbringungen während dieses Streites. Das Manuskript hat der wohlweisen herrschaftlichen Kanzlei zu Onolzbach vorgelegen, und diese fand das Buch „nach der Weise aller übrigen Schriften des berühmten Herrn Verfassers dermaßen gründlich, geschickt, deutlich und angenehm geschrieben", daß sie allerdings Ursache zu haben glaubte, bei ihrem Fürsten auf dessen baldige Beförderung zum

Druck anzutragen. Womit sie allerdings recht gehandelt und auch Erfolg gehabt hat.

Unter all den Händeln, die das Kloster Laach am trierischen oder kölnischen Hofgericht, an einem Stadt-, oder am Reichskammergericht oder beim Reichshofrath auszufechten gehabt hat, ist der Streit um Bendorf am ehesten von allgemeinem Interesse und in all' seinen Beziehungen und Begleiterscheinungen traurig bezeichnend für das abgrundtiefe Elend deutschen Staatslebens in jenen Zeiten. Schließlich verlief er spurlos in dem öden Sande der deutschen Reichsgeschichte, ohne dem Kloster die gehoffte Beute zuzuführen. Es wäre freilich ein schöner Gewinn gewesen, dieser Flecken Bendorf, der 1706 ungefähr 100 Hausbesitzer zählte, und wo 1743 der Werth der fünf „freien" Höfe mit ihrem Zugehör auf 32 938 rheinische Gulden geschätzt wurde, während der zu diesen gehörende Laacher Hof einen Werth von 8077 1/3 rheinische Gulden hatte.

Noch war aber der Raubzug, den so das Kloster nach Art großer Herren um fremdes Landgebiet unternommen hatte, nicht beendet, als es selbst der Raub eines Mächtigeren wurde. Endlich, nach mehr als zweihundert Jahren, 1682, wurde das so lange umstrittene Rechtsverhältniß zwischen dem Kurfürsten von Trier und dem Abte von Laach endgültig bestimmt. Dieser mußte die in all' den Wirren und Kriegsläuften angemaßte Reichsunmittelbarkeit aufgeben und in geistlichen und kirchlichen Dingen die erzbischöfliche Entscheidung, in allen weltlichen die „hohe landesfürstliche Obrigkeit" des Kurfürsten anerkennen. Dies galt für die zusammenhängende Grundherrschaft am Laacher See und das Dorf Kruft, da die in den Grenzen des Kurfürstenthums zerstreut liegenden Klosterbesitzungen ohnedies dem Landesherrn schatzen mußten. Zwischen diesem und den Unterthanen zu Laach und Kruft stand der Abt als Grundherr, mit gewissen Vorrechten und Freiheiten ausgestattet, beauftragt gewissermaßen

mit der Wahrnehmung eines Theiles der landesherrlichen Rechte; aber er hatte auch seine bestimmten Pflichten gegen Unterthanen wie Landesherrn, und konnte von diesem sie zu erfüllen gezwungen werden. So war denn Maria-Laach dem Prinzip der territorialen Staatenbildung und landesfürstlichen Machtausdehnung zum Opfer gefallen und erfüllte das Geschick all' der kleinen Grundherrschaften und Gemeinheiten, die Landesherrschaft groß zu machen. Das Kurfürstenthum Köln aber war diesmal leer ausgegangen.

Fortan dürfen wir keine irgendwie bemerkenswerthe Lebensäußerung unsers Klosters mehr erwarten. Die Versuche der kirchlichen Restauration, den Benediktinerorden neu zu beleben und mit in ihren Dienst zu stellen — denen z. B. die durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit berühmt gewordene Maurinerkongregation in Frankreich ihr Dasein verdankte — hatten auch in dem katholischen Deutschland wenig Erfolg. Der aus denselben Restaurationsbestrebungen hervorgegangene Jesuitenorden mit seinen moderneren Grundsätzen, seiner fast unbehinderten Bewegungsfähigkeit in der Welt, hatte andere Mittel zu einflußreicher Wirksamkeit, als die alten Orden. Und es war das Zeitalter der Aufklärung und des Absolutismus, in dem religiöse Gesinnung und individuelle Bethätigung eines kleinen Gemeinschaftslebens keine Stätte fand. Selbstsucht und kleinlichster Genuß des Daseins beherrschte mehr oder weniger die Gemüther; es fehlte Aufschwung und Hingabe an ein Höheres. Wie überall, so auch in den Klöstern. Ein reichliches und weichliches Leben war allgemein.

Auch Maria-Laach durfte zu den reichen Klöstern gezählt werden; für seine Bedeutung spricht es, daß sein Abt Primas der Landstände im Niedererzstift Trier war. Wohl hatte ihm während des dreißigjährigen Krieges und später die Bezahlung von Zinsen und Schulden Schwierigkeiten gemacht, davon war

aber im ganzen 18. Jahrhundert keine Rede mehr. Erſt zu Ausgang desſelben, im Jahre 1791, wird das Kloſter durch die vermehrten Anſprüche der Staatsgewalt und aufgenöthigte Leiſtungen für die Allgemeinheit gezwungen, eine Schuld von 3000 Thalern zu machen. Gleichwohl iſt es einige Jahre ſpäter, 1794, im ſtande, der Landſchaft 2853 fl. 75 Kreuzer vorzuſchießen, indem es Silber von ſoviel Werth an die Koblenzer Münze liefert, und noch einen Werthbetrag von 1969 fl. 35 Kreuzer zurückzubehalten. Ueberall hatte es Kapital, meiſt zu 5%, ausſtehen. Abgeſehen von zahlreichen kleineren Summen ſchuldete ihm 1717 das Dorf Sehl bei Cochem 600 Thaler, wenig ſpäter, 1735, der Klerus im Niedererzſtifte 4000 Thaler, die ſich nach etwa dreißig Jahren um 1000 vermehrten; für 1737 laſſen ſich außerdem die vielen ausgeliehenen Gelder auf nicht ganz 3000 Thaler berechnen. — Die verſchiedenen Beträge, welche das „eigene" Dorf Kruſt ſeit 1651 aufgenommen hatte, beliefen ſich 1776 auf die Summe von 6082 Taler und wurden ſeitdem auf 3000 Thaler herabgemindert. Die ſchwankende Jahreseinnahme betrug am Ende des 18. Jahrhunderts rund 10 000 Thaler. Als Leiſtung für den „Schulfonds" glaubte man dem Kloſter außer einem Jahresbeitrage von 400 Thalern noch eine einmalige Beiſteuer von 1000 Thalern auflegen zu dürfen.

Eben dieſe Abſicht, die Klöſter und Stifter zu Beiträgen für den Schulfonds und den Volksunterricht im Kurſtaate heranzuziehen, ließ den üblen Geiſt, der ſie beherrſchte, erkennen. Im Herbſt 1782 forderte Clemens Wenzeslaus, der eben erſt wieder in febronianiſch-joſephiniſchem Geiſte zu denken und zu handeln ſich hatte beſtimmen laſſen, von den geiſtlichen Genoſſenſchaften die Zahlung freiwilliger Beiträge für jenen Zweck. Eine unglaublich niedrige und häßliche Geſinnung ſprach ſich in dem allgemeinen, leidenſchaftlichen Widerſtande der Kloſter- und Stiftsgeiſtlichen gegen dies Anfordern aus. Und doch war es

eine Maßregel, welche das Volkswohl fördern und zugleich die großen Vermögen der Klöster und Stifter einem ihrer ursprünglichen Zwecke dienstbar machen sollte. Wie weit sind diese Genüßlinge von der ernsten Auffassung des päpstlichen Privilegs von 1139 entfernt, das den Laacher Mönchen die strenge Pflicht eingeschärft hatte, nicht zu fremden Zwecken die Güter zu verwenden, die ihnen zum allgemeinen Besten anvertraut seien! Diese Gesinnung fand ihre völlige Erklärung, als gleichzeitig in dem ganzen Kurstaate Klostervisitationen vorgenommen wurden. Es ergaben sich Zustände, die eine grenzenlose Versunkenheit bezeugten und dem weitverbreiteten Widerwillen gegen das Mönchthum willkommene Nahrung boten. Das 15. Jahrhundert schien sich erneuert zu haben, aber schlimmer noch, weil die Frivolität des achtzehnten hinzukam.

Kurfürstliche Verordnungen aller Art suchten zu helfen und zu bessern. Für Maria-Laach im besonderen wurden z. B. Vorschriften besserer Vermögensverwaltung erlassen, wurde bestimmt, daß die sog. Laudemialgelder, die Abgaben bei Antritt oder Erneuerung einer Belehnung, mangels anderer Mittel zur Anschaffung der nöthigen Bücher für die Bibliothek verwandt und nicht von den Aebten widerrechtlich zu persönlichen Zwecken verausgabt werden sollten. Im Jahre 1789, das den Ausbruch der französischen Revolution sah, wurden dann allgemeine Statuten, die sog. „Ordinaten", für sämtliche Klöster im Kurstaate erlassen und durch sie alle Formen und Aeußerungen des klösterlichen Lebens ohne Rücksicht auf bestehende Besonderheiten gleichmäßig geregelt. Es war die That einer wohlmeinenden, aber beschränkten, absoluten Staatsgewalt, die nicht Bestand haben konnte und vielfach bekämpft wurde.

Zu den Gegnern gehörte auch Joseph Meurer, seit 1766 Abt in Maria-Laach. In den „Bemerkungen über die im Disziplinar- und Oekonomiefache herrschenden Mängel" seines Klosters

legte er im September 1793 der kurfürstlichen Regierung seine Meinung vor auf eine, im August an verschiedene Aebte ergangene Aufforderung hin. Insubordination ist der Hauptmangel, der alle übrigen zur Folge hat; zurückzuführen vor allem auf den „Einfluß der öffentlichen Sitte", den „überall herrschenden Taumel von Freiheit und Gleichheit", der auch in die Klöster eingedrungen ist. Die kurfürstlichen „Ordinaten" aber steigern solche verderblichen Einflüsse, indem sie dem durch die Welt gehenden Verlangen nach Menschenwürde und Recht der Persönlichkeit entgegenzukommen suchen, die Brüder von allerlei niedrigen Dienstverrichtungen befreien, ihnen größere Bewegungsfreiheit und Zwanglosigkeit innerhalb wie außerhalb des Klosters gestatten und endlich eine beträchtliche Selbständigkeit den Aebten gegenüber sichern. So werden alle Gelüste und schlimmen Neigungen, Widerstreben und Ungehorsam herausgefordert. Man entzieht sich den gottesdienstlichen Handlungen und Schule und Studium, man unterhält sich und lustwandelt nach Wohlgefallen, verwendet die Privateinkünfte auf unnütze und schädliche Dinge, wie kostbare Kleider mit modernem Zuschnitt und verderbte Bücher; Karten spielt man das ganze Jahr hindurch und wo sich nur Gelegenheit bietet.

Wenn Meurer, vor allem freilich aus ökonomischen Gründen, auch die wissenschaftliche Erziehung der jüngeren Professen im Priesterseminar zu Trier und die Beiträge zum Schulfonds abgeschafft wissen will, so ist das gewiß nicht anzuerkennen. Recht aber hat er, daß nur die Rückkehr zur alten Lehre und Weise der Benediktinerregel Rettung von allem Uebel bringen kann. Soll das Mönchthum in seinem alten Wesen erhalten bleiben, soll es, wie in den Anfängen des Christenthums, in Gebet, Betrachtung und Bibellesen, in „guten Werken" und Askese seine Aufgabe erfüllen, dann muß der Geist, der das Christenthum erstehen und wachsen ließ, immer von neuem in jedes

einzelne Mitglied gepflanzt und durch Zuchtmittel erhalten werden, darf man neuen Anschauungen, Ideen einer anderen Welt keine Zugeständnisse machen.

Diese Ueberzeugung fand auch bei der kurfürstlichen Regierung Eingang. Der Weihbischof Maria d'Herbain nahm sich der Sache an, die Aebte von St. Maximin, Himmerode und Laach wurden zur Prüfung eines neuen Regulativs für die Klöster des Erzstifts berufen, und dieses im Juli 1794 im Entwurf fertiggestellt. Es giebt durchaus die von Joseph Meurer entwickelten Grundsätze wieder. Es wird anerkannt, daß „durch die Gestattung einiger Erleichterungen, und der heutigen Denkungsart mehr anpassender geringeren Freiheiten" das erstrebte Ziel keineswegs, vielmehr das Gegentheil erreicht worden sei. Das alte, vor den Ordinaten bestehende Wesen in Klosterleben und -leitung wird wiederhergestellt, vor allem auch die Autorität des Abtes in alter Unabhängigkeit neu begründet. Beschränkt ist er nur durch den in wichtigen Fällen gestatteten Rekurs an das erzbischöfliche Vikariat, durch die erzbischöfliche Visitation, welche an die Stelle der Visitationen der für Kurtrier aufgehobenen Bursfelder Kongregation trat, und dadurch, daß zur Aufnahme von Novizen die erzbischöfliche Erlaubniß eingeholt werden mußte.

Indessen, das blieb alles auf dem Papier. Die französische Republik kam näher und näher. Im selben Juli des Jahres 1794 ergingen Verfügungen an die Stifter und Klöster, welche „bei etwa annahender Gefahr des Feindes" die Entfernung der Angehörigen aus der Klausur gestatteten und regelten. Im Herbst befand sich alles Land in Händen der Franzosen. Vier Jahre später wurde die Verwaltung der geistlichen Stifter und Klöster endgültig von der Republik übernommen und die Aufnahme neuer Mitglieder untersagt. Der Beschluß des Nationalkonvents vom 13. Februar 1790, der die Orden und Kon-

gregationen mit feierlichen Gelübden für aufgehoben erklärte, erlangte auch in den von Frankreich eroberten oder abhängigen Ländern volle Geltung. Das Todesurtheil war gesprochen. Rechtskräftig wurde es, als wieder nach vier Jahren, 1802, Papst Pius VI. im Frieden mit dem kaiserlich und katholisch gewordenen Frankreich auch seinerseits die Stifter und Klöster aufhob.

Maria-Laach hörte auf zu sein. Jene Wirksamkeit Joseph Meurers war das letzte, womit es in bemerkenswerther Weise an die Oeffentlichkeit getreten war; unwürdig war dieser Abschluß nicht. Mit seinem Vermögen aber half es, wie alle anderen geistlichen Genossenschaften, die Machtmittel des erobernden Frankreichs, zum Theil auch der Rheinbundfürsten, vermehren. Die Versteigerung der Klostergüter während der nächsten Jahre bis 1812 erzielte einen Ertrag von rund 657000 Francs, eine Summe, die der Jahreseinnahme von 10000 Thalern, wie sie Maria-Laach vorher etwa zur Verfügung gestanden hatte, freilich nicht entsprach. Das erklärt sich zum Theil aus den unglaublich niedrigen Preisen, die bei den zahlreichen Güterverkäufen damals vielfach gezahlt wurden, theils daraus, daß ein beträchtlicher Theil der Klostergüter nicht zur Versteigerung kam. Die Liegenschaften am See, für welche 1812 85000 Francs geboten wurden, blieben vorerst Domäne, der rechtsrheinische Besitz fiel theils dem Herzogthum Nassau, theils dem Großherzogthum Berg anheim.

Die Mönche zerstreuten sich hierhin und dorthin, mit ihnen ging manches aus dem Klosterarchiv und der Bibliothek; namentlich letztere wurde arg verzettelt und zum Theil nach Frankreich und England entführt. Die Kirche wurde ausgeplündert bis auf die Mauern und half mit ihrer Ausstattung manch Heiligthum der Nachbarschaft schmücken. Der alte, ehrwürdige Dom stand kahl und leer, seinem frommen Zwecke entfremdet.

Es war kein endgültiger Untergang damals für Maria-Laach. Ein neues religiöses und wissenschaftliches Leben erstand, als der frühere Domänenbesitz nebst den ehemaligen Klostergebäuden nach mancherlei Wechselfällen 1862 in die Hände der Gesellschaft Jesu überging. In die alte Benediktinerabtei zog die Ordensgemeinschaft der neuen Zeit, die auf den alten Grundlagen der katholischen Kirche mit neuen Mitteln neue Zwecke verfolgt. Wir sprechen nicht von dieser Gemeinschaft und nicht davon, wie Maria-Laach die Hochschule dieses Ordens, die Hochburg seiner Weltanschauung in Preußen und Deutschland wurde. Die „Stimmen aus Maria-Laach" sind das Denkmal dieser Thätigkeit, das in regelmäßiger Zeitfolge erscheinende offizielle deutsche Organ der Gesellschaft Jesu. Diese blieb auch nach ihrer Aufhebung in Deutschland im ungestörten Besitze von Maria-Laach, ohne daß freilich die hier lebenden Mitglieder als solche auftraten, während ein bekannter Wohlthäter als Eigenthümer galt. Schließlich aber stellten sich zu viel Schwierigkeiten entgegen, und 1892 kauften die Benediktiner der Beuroner Kongregation Gutsherrschaft und Klostergebäude an.

Diese ist eine der jüngsten von den zahlreichen Kongregationen, in die sich seit der Reformation und dem Konzil von Trient der Benediktinerorden zersplittert hat und in denen er nach der allgemeinen Zerstörung, welche die französische Revolution über ihn gebracht hatte, in den Ländern der christlichen Erde neu erstanden ist und sich zu neuem Leben entfaltet hat. So wurde auch das alte, 1863 neubegründete Kloster Beuron, in den hohenzollernschen Landen Schwabens, an der Donau, gelegen, Mittelpunkt und Mutterkloster für eine Reihe anderer Niederlassungen; es gab einer neuen Kongregation den Namen, die heute acht Glieder nicht nur in Deutschland und Oesterreich, sondern auch in Belgien und England zählt. Maria-Laach wurde das jüngste Tochterkloster, die erste Benediktinernieder-

lassung in Norddeutschland, im Königreich Preußen, wenn man von Hohenzollern absieht. Wie es einst von dem belgischen Hafflighem aus besiedelt, geordnet, unterstützt und geleitet worden war, so jetzt von dem schwäbischen Beuron. Im nächsten Jahre, 1893, wurde ihm die altehrwürdige, lange verödete Abteikirche, welche preußisches Staatseigenthum ist, zum Gottesdienst überwiesen und gleichzeitig die Niederlassung vom Papste zum Rang einer Abtei erhoben und damit aus der Bevormundung durch den Beuroner Abt, wenigstens rechtlich, befreit.

Am 15. August 1893, dem Feste von Mariä Himmelfahrt, konnte das Fest der Neugründung feierlich begangen werden. So war denn Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit geknüpft. In Kloster und Kirche entwickelt sich das alte Leben mit seinen wirthschaftlichen Sorgen, monachischen Pflichten und geistigen Leistungen. Patres, Novizen und Laienbrüder, Knechte und Dienstboten, ein Gemeinwesen mit im ganzen 100—120 Köpfen führt hier ein in sich abgeschlossenes Dasein. Wie im frühen Mittelalter wird hier in „Eigenwirthschaft" erzeugt, was die Hausgenossen für des Lebens Nothdurft gebrauchen, Nahrung, Schuhwerk, Kleidung und alles sonst; was über den Bedarf hinausgeht, wird in der Umgegend verkauft. Die Geschichte von dem Brüderpaar Date und Dabitur wird von neuem zur Wahrheit; die um ihr Seelenheil besorgten Frommen suchen, wie von jeher, die Gemeinschaft der „Knechte Gottes" durch fromme Stiftungen zu erkaufen oder übergeben wohl auch schon zu Lebzeiten ihr Hab und Gut, um als Pfründner in der geweihten Nähe der Klostermauern zu leben. Und die Mönche leben nach Regel und Vorschrift und schaffen gute Werke. Manchen Armen, der ohne Verdienst, manchen Kranken, der unfähig zur Arbeit ist, hat die Klosterküche gespeist und vor der schlimmsten Noth bewahrt.

Ein Neues aber ist jetzt geschaffen worden, fast gleichzeitig

mit dieser Neugründung unsers Klosters: der Benediktinerorden, in einer Konföderation zusammengeschlossen, wurde vom Papste einem „General" in der Person des bisherigen Abtes und früheren päpstlichen Offiziers P. Hildebrand de Himptinne unterstellt, während von den Aebten noch ein Abbas primas als Vertreter der Ordensinteressen auf zwölf Jahre gewählt wurde, dem im besonderen auch die Leitung der in Rom begründeten Abtei St. Anselm, als Zentrallehranstalt für den gesamten Orden, zusteht: so ist eine stramme Zentralisation in Disziplin wie in Lehre geschaffen worden. Erhielt der Orden damit auch ein neues Gepräge für die Zukunft? Ist es falsch, an die Mönchsorden des späteren Mittelalters, die Dominikaner und Franziskaner, und vor allem an den Orden der neuen Zeit, der katholischen Restauration, die Jesuiten, zu denken? und sich zu erinnern, wie diese, von ihren Generälen geleitet und durch sie dem Papstthum eng verbunden, die Vorkämpfer wurden für die Weltherrschaft Roms? Der alten, fast patriarchalischen Art des Benediktinerordens entspricht es nicht, daß ein General an seiner Spitze steht: auf der freien, moralischen Verantwortung des Abtes war nach der Meinung des Stifters, des heil. Benedikt, das Wohl und Wehe des Klosters und seiner Insassen gegründet. Für diesen Grundsatz der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Abtes nach außen und innen war der letzte Abt des alten Klosters so mannhaft eingetreten; seine Denkschrift war das Testament gewissermaßen des sterbenden Klosters. Und jetzt, nach hundert Jahren, da es zu neuem Leben ersteht, geschieht ihm, was damals bekämpft und abgelehnt wurde. Es geschieht nichts anderes, als daß der Orden Benedikts, der nach seinem Wesen den Entwickelungsjahren einer werdenden Kirche angehört, dem Herrschafts- und Autoritätsprinzip einer vollständig fertigen, in abgeschlossenen, festen Formen aufgebauten und in ihnen ruhenden Kirche unterworfen wird.

Das alte Kloſter war ein Kind des Volkes, ein Sproß ſeines Landes. Das neue Kloſter iſt ein Glied, ein Organ einer Kirchengemeinſchaft. Vor achthundert Jahren, mitten im erſten Kampfe zwiſchen Staat und Kirche, Kaiſerthum und Papſtthum, Deutſchland und Rom, hat ein einheimiſcher Fürſt ſeine Gründung vollzogen; heute hat die römiſch-katholiſche Kirche es zu neuem Leben erſtehen laſſen, und vor der Welt herrſcht Frieden zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum, zwiſchen Deutſchland und Rom. Inzwiſchen iſt eine ungeahnte Fülle von Kenntniſſen und Erfahrungen unter die Völker gekommen, und Geſichtskreis und Vorſtellungswelt der Menſchen ſind mannigfaltig und verſchiedenartig, wie nie zuvor. Bei großen Bevölkerungsſchichten aber wird das Bewußtſein noch von ganz denſelben Anſchauungen und Ueberzeugungen beherrſcht, wie vor einem Jahrtauſend; von ihnen getragen und auf ſie geſtützt, aber angepaßt dem modernen Geiſte des kirchlichen Lebens im Katholizismus, geht das Kloſter Maria-Laach einer neuen Zukunft entgegen — von welcher Art, von welcher Dauer? zu welchen Wirkungen im Leben des Volkes, zu welchen Schickſalen berufen? Da giebt es keine Antwort. Wir wiſſen, daß

„der ewige Meiſtermann
Getroſt den Einſchlag werfen kann."

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auf Schneeschuhen durch Grönland.

Von Fridtjof Nansen.

Autorisirte Uebersetzung von M. Mann.

2 Bände. Gr. 8°. Mit 159 Original-Abbildungen, einer Generalkarte von Grönland und drei kleineren Karten.

Preis elag. geh. Mk. 20.—, eleg. geb. Mk. 22.—.

Auch in 20 Lieferungen à Mk. 1.— zu beziehen.

Nicht bloß eine Bereicherung der menschlichen Reisen hat der Norweger Fridtjof Nansen durch seine Durchquerung Grönlands der Gegenwart geschenkt, auch seine Schilderung derselben ist unübertrefflich an Klarheit und Reiz. (Nordwest.)

Was die Schilderung der zahlreichen Abenteuer und Episoden anlangt, so kann man nur sagen, dieselben sind überall fesselnd und lebendig vor Augen geführt. Aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise, welche man sehr hoch anschlagen muß, lassen in Bezug auf Verständlichkeit und Knappheit der Form nichts zu wünschen übrig. Die Abbildungen sind sehr deutlich und gut. Alles in allem können wir das unterhaltende, frisch geschriebene Buch warm empfehlen. (Nord und Süd.)

Selten haben wir eine interessantere Schilderung einer Forschungsreise in einer terra incognita, wie das Innere Grönlands ist, gelesen. Das Werk ist keineswegs mit gelehrtem Wust übermäßig ausgestattet, sondern so geschrieben, daß es jeder Laie mit größtem Genuß zu lesen im stande ist. — Das Werk ist in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattet. (Der Tourist 1. 3. 1891.)

Das Nansensche Werk ist mit frischem, prächtigem Humor geschrieben und enthält eine Fülle von historischen, geographischen, ethnographischen und anderen Angaben. Die kurzen Mittheilungen daraus sollen nur Veranlassung geben, daß möglichst Viele durch eigenes Studium des Werkes sich den gleichen Genuß verschaffen, wie Schreiber dieses. (Naturwissensch. Wochenschr. 15. 3. 1891.)

Bei dem Werthe, welcher dem Werke innewohnt, ist dem Buche des ausgezeichneten Dr. Nansen die weiteste Verbreitung zu wünschen. — Der Inhalt des Werkes ist ein außerordentlich reicher. (Deutsche Lesehalle 2. 11. 90.)

In hohem Grade lesenswerthes Werk. (Illustrirte Zeitung 14. 3. 91.)

Der Bedeutung des so gehaltvollen Werkes entsprechend hat die Verlagshandlung ihm in Papier und Letternsatz eine vorzügliche Ausstattung gegeben.

(Aus allen Welttheilen Juni 91.)

— — — Mit dem frischen Zuge der munteren Darstellung steht in gutem Einklang die Vortrefflichkeit der Uebersetzung. (Deutsche Litteraturzeitung.)

— — — Man hat kaum einen Begriff davon, mit welch unsäglichen Schwierigkeiten seine Reise verbunden war, größeren Schwierigkeiten, als sie sich Afrikareisenden gegenüberstellen; man erhält eine leise Ahnung davon, wenn man das prächtige Werk „Auf Schneeschuhen durch Grönland" liest, welches Nansen eben erscheinen läßt und das bei aller gründlichen Wissenschaftlichkeit, die sich nach verschiedenen Details hin glänzend geltend macht, den Eindruck eines ungemein spannenden, mit großer poetischer Empfindung geschriebenen Romans hinterläßt. (Illustr. Bade-Blatt 1. 2. 91.)

Nichts ist so erfolgreich, als der Erfolg — sagt ein altes englisches Sprichwort, welches seine volle Bestätigung in Nansens vielbesprochener Grönlandfahrt gefunden hat. Als der junge Forscher hinauszog auf sein tollkühnes Wagniß, da waren aller Wünsche mit ihm, aber der Wenigsten Hoffnungen. Nun, da er das Gewollte erreicht, da er mit unbeugsamer Willenskraft selbst die Schrecknisse der grausigsten Eiswüste der Erde überwunden hat, blickt eine Welt bewundernd auf ihn und lauscht seiner Erzählung. Das Werk, welches uns diese Erzählung zum ersten Male ungekürzt aus seiner eigenen Feder darbietet, bedarf deshalb keiner besonderen Empfehlung, es wird seine Käufer und seine Leser finden, wie wenige andere. Es wird dies um so leichter thun, da es in jeder Beziehung würdig ausgestattet und in höchst anziehender und fesselnder Weise abgefaßt ist. Nansen ist nicht nur ein hervorragender Reisender, er weiß auch die Feder mit großem Geschick zu führen, und selbst das, was anderen Uebersetzungen als Fehler angerechnet wird, Anklänge an die Ursprache und Redewendungen, welche dieser, nicht aber dem Deutschen angehören, gereicht diesem Werke zum Vorzug, indem es ihm eine Frische und Ursprünglichkeit verleiht, welche wir ungern vermissen würden. Die Erzählung einer Nordlandsfahrt in einer an nordische Sprachen fortwährend erinnernden Form giebt der ganzen Darstellung ein liebenswürdiges, lokales Kolorit. (Prometheus.)

— — — man liest daher die Beschreibung seiner Durchquerung Grönlands, die sich von vielen anderen Reisebüchern durch anschauliche Darstellung und die Anspruchslosigkeit und Frische des Tones auszeichnet, mit verdoppeltem Interresse. (Daheim 18. 2. 91.)

Die Darstellung des Reisewerkes ist bei aller Einfachheit und Schlichtheit äußerst lebendig und fesselnd, klar und wahr, ebenso unterhaltend und belehrend.

(Braunschw. Landesztg. 28. 6. 91.)

Der Bericht über diese epochemachende Expedition liegt uns nun in diesem ebenso schön geschriebenen wie äußerlich mustergültig ausgestatteten zweibändigen Werke auch in tadelloser deutscher Uebersetzung vor.

(Alfred Kirchhoff in Blätter für litterar. Unterhaltung Nr. 28.)

Die Benediktinerabtei

Maria Laach.

Von

Dr. Paul Richter,

Assistent am K. Staatsarchiv in Koblenz.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE
DEC 14 1896
LIBRARY.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 256.

Etwas über Nasen.

Ein populärer Vortrag.

Von

Dr. P. H. Gerber,
Privatdocent an der Universität Königsberg.

Mit drei Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1895 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Hygiene des Ohres.

Von

Professor Dr. Vincenzo Cozzolino in Neapel.

Ins Deutsche übertragen von **Dr. Emanuel Fink.**

Preis 1 Mark.

Die Arbeit kann als eine vollkommen gelungene bezeichnet werden, und bei dem lebhaften Interesse, welches populär-medicinischen Schriften in deutschen Familien entgegengebracht wird, können wir den Autor in seiner Hoffnung bestärken, daß auch dieser deutschen Ausgabe noch weitere Auflagen folgen werden. (Aerztl. Central-Anzeiger 20. 9. 91.)

Ein vortrefflich und interessant geschriebenes Schriftchen.
(Bohemia 9. 4. 91.)

Die geistreiche Darstellungsweise, die logische Auseinandersetzung der angeführten Grundsätze, der einfache, klare Stil gestalten das Büchlein zu einer sehr interessanten Lektüre. (Medic.-Chirurg. Rundschau 15. 5. 91.)

Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht?

Von

Dr. Georg Cornet,

praktischer Arzt in Berlin und Reichenhall.

Preis 80 Pf. **2. Auflage.** Preis 80 Pf.

☞ Vom Königlich preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zur Anschaffung empfohlen.

„Wir stehen nicht an, zu erklären, **daß wir die vorliegende Broschüre für die bedeutendste und nutzbringendste „gemeinverständliche" Schrift halten, die wir bisher in diesem Blatte zu besprechen Gelegenheit hatten** — und das will gewiß nicht wenig sagen."
(**Bohemia** 7. 7. 1889.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Etwas über Naſen.

Ein populärer Vortrag.

Von

Dr. P. H. Gerber,

Privatdocent an der Univerſität Königsberg.

Mit 4 Abbildungen.

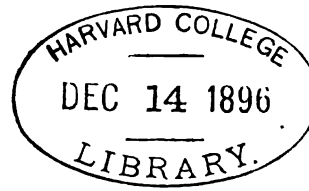
Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofbuchdruckerei.

1896.

VIII . 175 ½



Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Nase! Ist denn das überhaupt ein Vortragsthema?* Was kann denn über die Nase im Guten und im Bösen, im Ernsten und im Heitern viel gesagt werden? — So haben gewiß die meisten von Ihnen gedacht, meine verehrten Anwesenden, und in der That: Lohnt ein so kleines Etwas überhaupt eine Betrachtung, — zumal wir ja, je größer es ist — es um so weniger gern zu betrachten pflegen. Denn das Trostwort: „Ein großer Giebel ziert das Haus" — entstammt doch meist nur unserem Mitleid, nicht unserer Ueberzeugung.

Aber dieser und jener von Ihnen hat vielleicht gehofft, heute endlich einmal ein Universalmittel gegen den Schnupfen oder etwas über verstopfte, erfrorene oder sonst irgendwie leidende Nasen zu erfahren. Diesen nun werde ich gewiß eine Enttäuschung bereiten, denn ich bin kein Freund der Popularisirung der Medizin. Wohl aber bin ich dafür, daß der Mensch unterrichtet werde von der Würde und dem Werthe seiner Organe und wie er dieselben gesund und lebenstüchtig erhalte.

„Wenn man sich bei Operationen der Nase müde und matt gearbeitet hat, wenn man dabei aus einer Gefahr in die andere gerathen ist und zu fürchten hatte, daß man den Patienten am

* Der Vortrag ist gehalten worden im Kaufmännischen Verein zu Königsberg im Februar 1896 und auszugsweise im Volksunterhaltungsabend ebendaselbst im März 1896.

„Zutodebluten“ (Dieffenbach), an Meningitis,* Septikämie, Pyämie** verlieren kann oder auch wirklich schon verloren hat, dann drängt sich einem die Frage auf, ob der Nase nicht einmal eine andere, interessantere und weniger gefährliche Seite abzugewinnen ist.“

Mit diesen Worten leitete Voltolini, ein Altmeister unseres Fachs, ein kurzes Feuilleton[1] über die Nase ein, in dem nicht gar viel enthalten ist, das aber doch gekannt zu werden verdient, weil es eben in der gesamten Litteratur so wenig ähnliches giebt. Solche Seiten nun sind der Nase in der That abzugewinnen und zwar mannigfache und durchaus fruchtbare, und hiervon Ihnen einen kleinen Beweis zu liefern, soll der Zweck dieser Plauderei sein.

Meine Damen und Herren! Wir dürfen wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Nase schon sehr frühe die menschliche Aufmerksamkeit erregt hat, — deshalb weil sie schon sehr frühe benannt worden ist. Hierfür aber wiederum bringt uns den vollgültigen Beweis die vergleichende Sprachforschung, — jenes räthsellösende Orakel, das uns jetzt so manche wundervolle Antwort giebt auf Fragen, die ehedem unbeantwortbar erschienen.[2] Wenn wir nämlich die Benennungen einzelner Dinge in den verschiedenen indogermanischen Sprachen vergleichen, so stoßen wir bekanntlich auf eine große Reihe solcher, die in allen Sprachen ähnlich lauten, die ganz augenscheinlich eines Stammes sind, während dieses bei einer anderen Reihe von Bezeichnungen durchaus nicht der Fall ist. Danach nehmen wir mit Recht an, daß die ersteren Bezeichnungen schon entstanden sind, als die indogermanischen Völker noch einen Stamm bildeten am jungen Baume der Menschheit, — noch einträchtiglich und gemeinschaftlich auf den asiatischen Hochplateaus ihre Heerden

* Gehirnhautentzündung.

** Wundfieber, Faulfieber.

weideten, ehe sie, der Sonne folgend, ihren großen Zug nach dem Westen antraten, sich zersplitternd und die Welt erobernd.

Zu jenen Dingen nun, die in allen indogermanischen Sprachen eine ganz ähnlich lautende, auf denselben Stammlauten sich aufbauende Bezeichnung haben, gehört auch die Nase, und zwar ist das der Fall in den älteren wie in den neueren Sprachen und in gleicher Weise in der germanischen, wie in der romanischen und slavischen Sprachengruppe. Die Nase nähmlich heißt im:

Sanskrit: Nâs.
Altpersisch: Nâha.
Altindisch: Nâsa.
Zendisch: Nâonha.

Lateinisch: Nasus.
Romanisch: Nês.
Italienisch: Naso.
Spanisch: Nariz.
Französisch: Nez.
Griechisch: ῥίς, ῥινός.

Althochdeutsch: Nasâ.
Mittelhochdeutsch: Nase.
Neuhochdeutsch: Nase.
Gothisch: Nasa.
Altnordisch: Nös.
Angelsächsisch: Nose.
Niederländisch: Neeus.

Englisch: Nose.
Schwedisch: Näsan.
Dänisch: Noesen.

Littauisch: Nosis.
Altpreußisch: Nozy.
Lettisch: Nâsis.
Altslavisch: Nosb.
Altbulgarisch: Nosu.
Polabisch: Nüs.
Böhmisch:
Polnisch:
Sorbisch:
Russisch: } Nos.
Serbisch:
Kroatisch:
Slovenisch:

Wir sehen also: in allen diesen Sprachen ist es eigentlich dasselbe Wort, und zwar als dessen Gerippe das N in Verbindung mit einem S-Laut. Eine scheinbare Ausnahme macht nur das griechische ῥίς, bei dem aber — wie so häufig im Griechischen — der Stamm erst im Genitiv: ῥινός deutlich

wird. Da nun der allen diesen Worten zu Grunde liegende N-Laut zugleich derjenige ist, der der Nase eigenthümlich ist, zu dessen Hervorbringung wir die Nase wie zu keinem andern Laute brauchen, so liegt es nahe, daran zu denken, daß die etwa zuerst sprechenden Menschen diesen Konsonanten mit dem ihn erzeugenden Apparat in Zusammenhang brachten. Nun ist aber weiterhin der N-Laut in fast allen diesen Sprachen zugleich der Laut der Negation, und daher wohl hat man dem Geist der Verneinung seinen Platz in der Nase angewiesen, hat die Nase für das Organ der Kritik, des Urtheils erklärt, — und mit keinem geringeren Rechte wahrlich als etwa das Herz für den Sitz der Liebe! Es ist Ihnen ja bekannt, daß es bisher noch keinem Forscher gelungen ist, auf dem Sektionstisch im menschlichen Herzen die Liebe nachzuweisen, — auch mit dem besten Mikroskop nicht. Auch das sog. „gebrochene Herz" hat man bisher nicht mit Sicherheit konstatiren können, und Sie wissen, daß neuerdings sogar Leute behauptet haben, der Sitz der Liebe wäre die Leber. Ich weiß nicht, ob diese Anschauung durchdringen wird, sie wäre aber ohne Zweifel für die ganze Litteratur ein großes Unglück. Nicht nur, daß sich auf Leber viel schwerer reimt als auf Herz, — es wäre dann doch alles, was vor dieser neuen Erkenntniß geschrieben wurde, veraltet oder müßte neu umgearbeitet werden. Könnten wir also wohl mit demselben Rechte auch die Sache umkehren und die Urtheilskraft in das Herz — und die Liebe in die Nase verlegen, — so bleiben wir doch schon lieber bei dem Althergebrachten und geben dem Herzen — was des Herzens, — und der Nase — was der Nase ist! — Um so mehr, als wir dann doch wenigstens mit unserer gesamten Phraseologie, in der die Nase eine Rolle — und zwar keine geringe — spielt, in Einklang bleiben werden. Denn was ein „Naseweis" ist, weiß jeder, wenn wir es auch nicht jedem „an der Nase ansehen können". Wer

aber eine „feine Naſe“ hat, merkt ſich bald Diejenigen, die in „alles ihre Naſen hineinſtecken“, obwohl ſie doch wiſſen ſollten, daß jede „Spürnaſe“ ſchließlich ihren „Naſenſtüber“ erhält. Denn wenn uns auch ſo manches „in die Naſe ſticht“ auf dieſer ſchönen Welt, ſo müſſen wir doch „die Naſe davon laſſen“, wollen wir es nicht ſchließlich erleben, daß man uns die „Thüre vor der Naſe zumacht“ und wir „mit langer Naſe abziehen“ müſſen. Es genügt daher nicht, nur „ſeiner Naſe nachzugehen“, wobei ſchon von vornherein die vielen ſchlecht fahren würden, die eine ſchiefe Naſe haben, — nein: „jeder faſſe ſich an ſeine eigene Naſe“, — dann wird er nicht von dorther „eine Naſe erhalten“, woher ſie ihm wenig lieb iſt, die er aber doch — „einſtecken“ muß. „Eine Naſe gedreht“ wird wohl Jedem einmal, aber beklagenswerth ſind Diejenigen, die das Schickſal beſtändig „an der Naſe herumführt“. Ueber dieſe aber dürfen wir nicht die „Naſe rümpfen“, ſondern müſſen ihnen Muth zuſprechen, daß ſie nicht die „Naſe hängen laſſen“, denn das ziemt dem Menſchen nicht; viel weniger aber noch „die Naſe aufzuwerfen“. Denen, die das thun, kann man gar leicht „etwas auf die Naſe binden“ und ſie dürfen ſich nicht wundern, wenn ihnen hinterher noch eine „lange Naſe gemacht wird“.

Sie ſehen aus dieſen Beiſpielen, meine verehrten Anweſenden, in welchem Sinne der Volksmund die Naſe metaphoriſch gebraucht, und ähnliche Redewendungen finden ſich im Franzöſiſchen: „Connaître les choses par le nez, tourner un nez à qu., reçevoir un nez, battre en retraite avec un long nez, faire un pied de nez à qu., avoir un pied de nez, tirer des vers du nez à qu., donner sur le nez à qu., rire au nez de qu., donner à qu. des contes par le nez. Nicht minder auch bei den Alten. So ſagten die Griechen genau wie wir: *Τῆς*

ῥινός ἄγειν oder ἕλκειν τινά: Jemanden bei der Naſe herumführen.

Die alten Römer ließen allgemein den geſunden Menſchenverſtand von einer geſunden Naſe abhängen, eine Annahme, die erſt die allerneueſte mediziniſche Erkenntniß in gewiſſem Sinne, wenigſtens was den erſt werdenden kindlichen Verſtand betrifft — beſtätigt. Daher ſagten ſie von einem thörichten Menſchen: „nullum nasum habet," wörtlich: er hat keine Naſe, oder ganz allgemein: non cuique datum est habere nasum: nicht Jedem iſt eine Naſe gegeben. Ferner — mit etwas phyſiognomiſcher Tendenz: homo obesae naris: der Mann von dicker Naſe, will ſagen: ohne feines Urtheil. Im Gegenſatz hierzu: acutae naris — die feine Naſe und homo emunctae naris, eigentlich: der Mann mit gereinigter Naſe, — der feine, der offene Kopf. Dieſe letztere Wendung kann uns Anlaß dazu geben, auf die wahrſcheinliche Entſtehung dieſer Redensarten und der Anſchauungen, auf denen ſie baſiren, hinzuweiſen. Das ganze Alterthum hindurch nämlich und bis weit ins Mittelalter hinein nahm man an, daß die Naſe in freier Kommunikation mit dem Gehirn ſtände, und daß es eine ihrer Hauptaufgaben wäre, das Gehirn von den verbrauchten und überflüſſigen Stoffen zu befreien. Man ſah alſo die Naſe als Abzugskanal des Gehirns und die Schnupfenflüſſigkeit als Gehirnprodukt an. So lehrten die großen Anatomen Galen und Celſus, ſo ſchrieb noch Bartholini und Sanſovino nannte noch im ſechzehnten Jahrhundert die Naſe: la cloaca del cerebro. Aus dieſen Anſchauungen heraus erwuchs dann — und iſt nur durch ſie zu erklären die löbliche Gewohnheit, dem Nieſenden ein „Proſit" zuzurufen, ihm zur glücklich von Statten gegangenen Reinigung des Gehirns zu gratuliren. Obwohl nun im ſiebenzehnten Jahrhundert der berühmte Wittenberger Profeſſor Schneider in einem mehrbändigen, grundgelehrten Werke mit dieſer Anſchauung

gründlich aufräumte und nachwies, daß eine offene Verbindung zwiſchen Naſe und Gehirn nicht exiſtire, die Naſenabſonderungen demnach auch nur der Naſe und nicht dem Gehirn entſtammen können, — ſo hat dieſe Entdeckung doch die diesbezüglichen Anſchauungen und Gebräuche weiter Kreiſe bis auf den heutigen Tag hin nicht ändern können. Noch heute gratulirt man dem Nieſenden mit einem „Profit", noch heute wird ein Schnupfen vielfach ſogar mit Freude begrüßt, man hält ihn für eine Generalreinigung, und noch heute warnt man eindringlich, einen Schnupfen um Himmelswillen nicht unterdrücken zu wollen, und es iſt nicht auszudenken und nicht auszuerzählen, was für ſchwere Krankheiten ſchon einem „unterdrückten Schnupfen" gefolgt ſein ſollen. Dieſen Anſchauungen verdanken denn auch das Schnupfen und der Schnupftabak ihre Entſchuldigung, ihre Würdigung und Bedeutung. Durch das Schnupfen glaubte man eben die Reinigungsproceſſe des Gehirns künſtlich anregen zu können und zu ſollen, man meinte dadurch den Kopf helle und das Denken klar zu machen. Heute, wo die Cigarre den Schnupftabak faſt ganz verdrängt hat, können wir uns noch kaum einen Begriff machen, welche Bedeutung das Schnupfen früher hatte, da alles, Männlein und Weiblein, Alt und Jung, ſchnupfte und die zarteſten Finger ſich in die Tabaksdoſe verſenkten, ein ganzer Induſtriezweig dieſer Leidenſchaft diente und das Kunſthandwerk die wundervollſten Doſen, Riech- und Schnupflöffelchen hervorbrachte, die noch heute das Entzücken des Sammlers ſind. Bei einigen auf niedrigerern Kulturſtufen ſtehenden Völkern finden wir auch heute noch das Schnupfen ſehr verbreitet, und hierzu dienende ſehr kompendiöſe Utenſilien nehmen unter ihren Geräthſchaften eine wichtige Stelle ein. Papſt Innocenz hielt das Schnupfen für einen Greuel vor dem Herrn und ſprach über alle Schnupfer einen furchtbaren Bann aus, den Papſt Benedict im Jahre 1756 wieder auf-

hob, weil ihn der armen Schnupfer erbarmte und weil — er selbst leidenschaftlich schnupfte.

Ebenso wie bei den Römern fiel auch bei den alten Germanen Nase und Weisheit in tieferem Sinne zusammen. Denn die alten vielwissenden Riesen wurden „Hundeweise" genannt, weil sie eben die Feinheit der Hundenase hatten.

Ich werde Ihnen nun aber doch wohl, — da ich Ihnen gerne, wenn auch nur in kleinem Rahmen — ein Ganzes bieten möchte, einiges über die Funktionen und Leistungen, welche die Nase für den übrigen Organismus zu verrichten hat, sagen müssen, und da diese Ausführungen für Sie nicht anders als etwas trocken sein können, so mögen sie nach dem alten probaten Spruch: Erst die Arbeit und dann das Vergnügen — hier gleich folgen.

Wozu hat der Mensch eigentlich eine Nase? —

Wenn man diese Frage etwa vor zehn Jahren einem Zuhörerkreise vorgelegt hätte, wie derjenige ist, vor dem zu sprechen ich heute die Ehre habe, so würde man höchst wahrscheinlich einstimmig nur die Antwort bekommen haben: zum Riechen! In letzter Zeit nun aber, freilich erst in allerletzter Zeit, hat man begonnen, der Nase die Aufmerksamkeit zu schenken, die ihr gebührt, und so weiß man jetzt auch schon in weiteren Kreisen, daß die Nase noch manches andere und in gewisser Hinsicht wichtigere zu thun hat, als zu riechen. Die Funktion der Nase ist eine dreifache: Sie ist erstens: der Träger des Geruchsorgans, zweitens: ein Hülfsapparat des Sprachorgans und drittens: das Anfangsstück der Athmungsorgane.

Daß der Geruchssinn für den Menschen nicht im entferntesten die Bedeutung hat, wie für die meisten übrigen Säugethiere, ist bekannt, und daß er diese nicht haben kann, lehrt schon ein vergleichender Blick auf die Theile des Centralnerven-

ſyſtems, die den Sitz dieſes Sinnes bilden. Wenn Sie die Figuren 1: ein menſchliches Gehirn, und 2: ein Hundegehirn, vergleichen, ſo ſehen Sie, ein wie viel größerer Theil (R) an dem ſo viel kleineren Gehirn des Hundes dem Riechen

Fig. 1.

dient, als an dem des Menſchen. Den Säugethieren iſt der Geruchsſinn eines der unentbehrlichſten Organe, ja vielen geradezu der Schützer und Erhalter des Lebens, denn er vor allem ſpürt

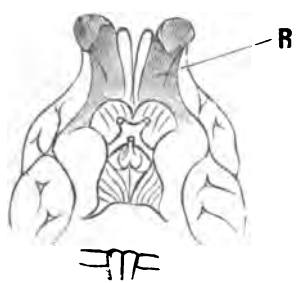


Fig. 2.

die Beute auf, wittert den Feind und erledigt die Präliminarien bei dem Fortpflanzungsgeſchäft. Die Erkennung des Geſchlechts erfolgt bei vielen Thieren lediglich durch den Geruch. Der Menſch aber hat ſich gewöhnt, auf dieſen ſeinen „niederſten"

Sinn mit einer gewissen Verachtung, oder doch wenigstens Gleichgültigkeit herabzublicken. Und doch hat der Geruchssinn wohl auch innerhalb des Menschengeschlechtes einst eine ungleich bedeutendere Rolle gespielt. Was uns Humboldt von den Indianern Perus erzählt, daß sie die Fährte des Wildes lediglich durch den Geruch wie Spürhunde festzustellen wissen, wie ähnliches von einigen wilden Volksstämmen auch heute noch gilt, — diese Fähigkeit hat die Menschheit in ihrem Jugendalter wohl allgemein besessen. Daß die Nase als Detektiv thätig ist, indem durch sie allein die Spuren flüchtiger Verbrecher festgestellt werden, davon weiß noch in neuerer Zeit Dr. Klunzinger aus Kasseier am Rothen Meere zu berichten. Vom alten Heim, dem berühmten Arzte, sagte man, daß er schon durch den Geruch Scharlach, Masern und Rötheln unterscheiden konnte. Eines Abends zu einem stark fiebernden Kinde gerufen, erklärte er dieses für — betrunken. Natürlich Empörung bei den Eltern und die Annahme, daß er selbst betrunken sei, bis schließlich die Amme des Kindes gestand, Branntwein getrunken zu haben.[8] Vergessen wir nicht, daß die Organe und ihre Fähigkeiten in dem Kampfe um's Dasein sich auch nach den großen ehernen Gesetzen der Anpassung an die bestehenden Verhältnisse und der Vererbung verändern. Und haben andere Sinne denn nicht auch gelitten? Sehen Sie sich einmal, bitte, hier im Saale um: Wie viel Besitzer normaler Augen mögen hier wohl anwesend sein? Nun läßt sich ein kurzsichtiges Auge wohl korrigiren, demjenigen aber, der den Geruch verloren, können wir kein künstliches Geruchsorgan einsetzen. Und wenn uns auch nicht die Lorbeeren des Kardinals Alberoni reizen werden, der — im Alter erblindet — durch diesen Sinn junge Damen von alten zu unterscheiden vermochte, — oder jenes Prager Mönches, der auf dieselbe Weise Junge und Alte, Jungfrauen und Frauen, Bekannte und Fremde diagnosticirte; und wenn es auch ferner

richtig ist, daß wir oft im Leben wünschen: keine Nase zu haben, und wenn es schließlich auch Menschen giebt, die sich überhaupt nicht riechen können, — so ist trotz alledem ein Mensch, der nicht riechen kann, kein vollkommener, harmonischer Mensch mehr, denn er hat eben — seine fünf Sinne nicht mehr beisammen. Auch für heute und einige Tausend Jahre weiterhin ist der Geruchssinn für den Menschen immer noch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Er benachrichtigt uns von der Anwesenheit einer Menge schädlicher oder gar giftiger Stoffe in der Athemluft und fordert uns rechtzeitig auf, uns denselben zu entziehen. Und dabei ist es nun „eine sehr merkwürdige Harmonie der Organisation", daß die meisten übelriechenden Substanzen auch zugleich dem Körper schädlich sind, leider nicht auch umgekehrt: alle schädlichen übelriechend.[4] Wie viel weniger Opfer z. B. würde die Einathmung des Kohlenoxydgases fordern, wenn dieses Gas auf den Geruch wirken würde, wie Schwefelwasserstoff und andere giftige Gase. Da hätten wir also wieder einmal dieser besten aller Welten einen kleinen Fehler im Mechanismus aufgemutzt! Von Speisen und Getränken aber ferner, die in Gährung und Fäulniß übergehen, wovon das Auge noch nichts wahrzunehmen braucht, heißt der Geruch uns zeitig fernbleiben. Er überwacht die Beschaffenheit unserer Zimmerluft und unterstützt die andern Sinne in der Reinlichkeit und Pflege unseres Körpers und all' der Gegenstände, mit denen wir in Berührung kommen.

Ist der Geruch somit für alle Menschen ein nicht zu unterschätzender Hüter und Schützer seines leiblichen Wohles, so braucht hier kaum daran erinnert zu werden, wieviel er an Bedeutung für ganz bestimmte Berufsarten gewinnt. Um mit dem meinigen anzufangen — so fehlte einem Arzte ohne Geruchsvermögen eine wichtige Erkenntnißquelle, die oft schnell, und bisweilen schon allein ausreichend über gewisse Zustände orientirt.

Andere Berufsarten sind gar allein oder doch vornehmlich auf den Geruch angewiesen, wie Chemiker, Apotheker, Köche, Parfümeure, Cigarrenhändler, Thee- und Moschusriecher u. A. — während die „Kaffeeriecher" merkwürdigerweise auch ganz ohne Geruchssinn im Leben vorwärts kommen. Dafür aber stehen sie wieder bei anderen Leuten in üblem Geruche.

Waren dies nun die nützlichen, rein praktischen Zwecken dienenden Eigenschaften des Geruchssinnes, so müssen hier doch auch die anderen, gleichsam idealeren erwähnt werden, die unseren Schatz an Genuß und Lebensfreude bereichern. Jedoch: was könnte ich Ihnen davon sagen, was Sie nicht selber wüßten? Nur eine, noch durchaus materielle Seite des Geruchssinnes werden Sie vielleicht geneigt sein zu unterschätzen: die Betheiligung des Geruches am Geschmacke. Da muß ich es Ihnen von vornherein sagen, daß unsere feinsten Tafelgenüsse ohne Geruchsvermögen — zu elenden Magenanfüllungsakten herabsinken würden, und daß sich der Geschmack ohne Unterstützung des Geruchs den erlesensten Kochkünsten gegenüber als ein sehr ungebildeter Geselle verhalten würde. Denn in Wahrheit vermag unser Geschmacksorgan nur vier Qualitäten von Empfindungen zu vermitteln, die des Süßen, Salzigen, Bittern und Sauern, und die ganze unendliche Reihe von Empfindungen, denen wir die Verschiedenheit und die Mannigfaltigkeit unserer Tafelgenüsse verdanken, der Wildpretgeschmack, das Aroma der Früchte und zahllose andere sind reine Perceptionen des Geruchs. Vor allem aber der Genuß des Weines und die Unterscheidung der verschiedenen Marken ist lediglich auf das Geruchsorgan angewiesen. Warum denn anders sprechen wir auch von der „Blume", von dem „Bouquet" des Weines? Die Blume des Weines aber wird durch gewisse Aetherarten bestimmt. Und der Wein zeigt der Nase ja auch in vielen Fällen seine Erkenntlichkeit in greifbarer Weise, er drückt ihr für das eifrige Studium, mit dem

sie sich so manchen Tag und manche Nacht in sein Wesen und seine Vorzüge versenkt, das Doktordiplom in leuchtenden Farben auf die Spitze. Die Beobachtung eines Weinkenners wird Ihnen denn auch am besten das Zustandekommen dieses riechenden Geschmacks oder schmeckenden Geruchs, — dieses „aromatischen Geschmacks", wie wir ihn nennen, erklären. Wenn Jemand einen Wein prüfen will, so läßt er einen Schluck langsam über die Zunge gehen und zerdrückt ihn dann möglichst hinten in der Mundhöhle mit dem Grunde der Zunge. Von hier aus nämlich gelangen die Riechpartikel des Weines ebenso wie die Dämpfe der genossenen Speisen am leichtesten in die Nasenhöle; indem also Riechpartikel aus der Mundrachenhöhle von rückwärts her mit dem Ausathmungsstrome über die Riechschleimhaut getrieben werden, entsteht der aromatische Geschmack.

Es ist nun aber an der Zeit, daß Sie einen Blick auf diese Figur 3 werfen, die uns auch zum Verständnisse der weiteren Ausführungen nothwendig sein wird. Sie stellt einen Längsschnitt durch den Kopf, von vorne nach hinten geführt, dar, so daß Ihr Blick auf die freigelegte rechte Kopfhälfte fällt. Hier haben wir die eröffnete Schädelkapsel mit der rechten Hälfte des Gehirns (G), von dem das Rückenmark durch den Wirbelkanal hinabsteigt, — Regionen, um die wir uns hier nicht zu kümmern haben. Hier sehen Sie die rechte Nasenhöhle. Sie wissen, daß die Nasenhöhle aus zwei derartigen Hohlräumen besteht, die durch eine Scheidewand getrennt sind. Letztere ist hier entfernt, damit Ihnen die Details der Seitenwand klar werden, auf die es uns in erster Reihe ankommt. Sie sehen hier drei vorspringende Wülste, die drei Nasenmuscheln ($M_1 M_2 M_3$), deren große Bedeutung uns noch weiterhin beschäftigen wird. Hier haben Sie den Nasenvorhof (V) mit den Schutzhaaren; hier hinten den Nasenrachenraum mit der berüchtigten Rachenmandel (RM), von wo es dann weiter in den Schlund hinabgeht. Hier

die zweite Höhle ist die Mundrachenhöhle (MH) mit dem harten und weichen Gaumen, dem sogen. Segel (S), dem Zäpfchen und

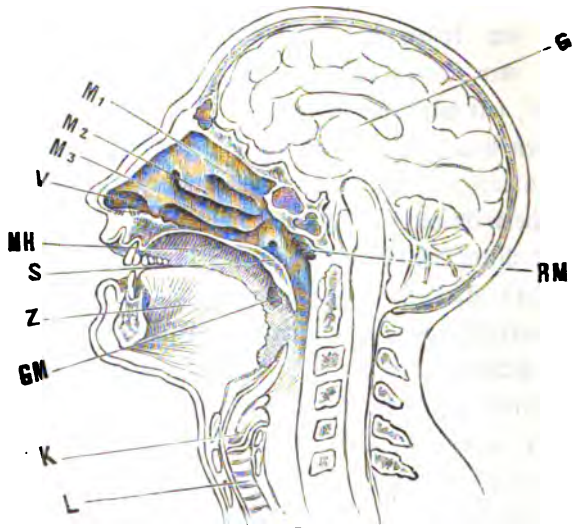


Fig. 3.

der rechten Gaumenmandel (GM). Hier die Zunge (Z), die durch ein tiefes Thal vom Kehldeckel getrennt ist, der den Kehlkopf

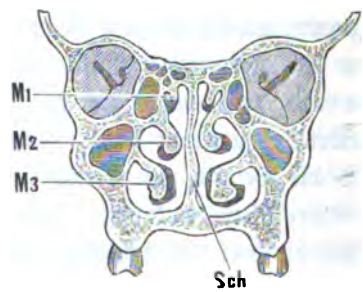


Fig. 4.

(K) schützt, hier die Stimmbänder und die Luftröhre (L), die in die Lungen hinabführt. Zum vollen Verständniß ist aber

noch die Figur 4 erforderlich, die einen Querschnitt darstellt, auf dem Sie nun natürlich beide Nasenhöhlen, jede mit ihren drei Muscheln, und die Scheidewand (Sch) sehen. Hier oben über dem Nasendach lagert — in diesen Figuren nicht sichtbar — der aus dem Gehirn tretende Riechnerv, von dessen vorderem Ende eine Anzahl feiner Fäden eine siebförmig durchlöcherte Knochenplatte durchsetzen und sich hier in dem oberen Theile der Nasenhöhle ausbreiten. Dieser Theil nun bis da, wo die mittlere Muschel sich der Scheidewand nähert, ist der eigentliche Bezirk des Geruchssinnes, die Riechspalte, der übrige Theil der Nasenhöhle dient der Athmung. Der feinere Bau der Schleimhaut dieser beiden Theile ist denn auch ein durchaus verschiedener. Die wichtigsten Elemente der Riechschleimhaut nun sind die sogen. Riechzellen, „Gebilde, welche äußerst feine, außerordentlich erregbare, durch spezifische Reize ansprechbare Endorgane darstellen, Fühlern der feinsten Art vergleichbar, welche durch bestimmte chemische Veränderungen an der Schleimhautoberfläche und durch die bei diesen Umsetzungsprozessen ausgelösten Kräfte einen Eindruck erleiden und denselben durch die ganze Kette nervöser Verbindungsbahnen bis zum Gehirn fortzupflanzen vermögen".[5] Neben diesen Riechzellen giebt es noch sogen. Schaltzellen, die wohl hauptsächlich die Aufgabe haben, die erregbaren Riechzellen zu isoliren; sie tragen einen feinkörnigen gelben Farbstoff, ein Pigment, das der menschlichen Riechschleimhaut eine gelbliche — der gewisser Thiere eine noch dunklere — Färbung verleiht, und das unsere Aufmerksamkeit in besonderem Maße verdient. Es scheint nämlich, als ob die Schärfe des Geruchs von der Anwesenheit dieses Farbstoffes in gewissem Grade abhängig ist. Die interessanten Thatsachen nämlich, die hierfür sprechen, sind folgende: Diejenigen Individuen, die sich durch einen angeborenen Pigmentmangel auszeichnen, deren Haare von Jugend auf ganz weiß, deren

Pupille roth, deren Haut ganz farblos ist, und die Sie unter dem Namen der Albinos kennen, besitzen auch ein sehr schlecht entwickeltes Geruchsvermögen. Die dunkelfarbigen Rassen besitzen ein viel entwickelteres Geruchsvermögen als die hellfarbigen, und auch von einzelnen Persönlichkeiten wird dieses Zusammentreffen berichtet, so von Mohamet, der sich durch Haar und Augen von auffallender Schwärze und ebenso durch ein besonders feines Geruchsvermögen ausgezeichnet haben soll. Interessant ist auch der in der Litteratur beglaubigte Fall, einen jungen Neger aus Kentucky betreffend, bei dem sich im zwölften Lebensjahr ein weißer Fleck neben dem linken Auge ausbildete, der sich im Verlauf von zehn Jahren über den ganzen Körper ausbreitete. Gleichzeitig nahm sein Geruchsvermögen mehr und mehr ab, und war zur selben Zeit, da er ganz weiß geworden war, völlig verschwunden. So dürfte sich auch innerhalb der Angehörigen der weißen Rassen bei näheren Erhebungen herausstellen, daß die Brünetten einen kräftigeren Geruchssinn besitzen als die Blonden. Die entsprechenden Thatsachen finden sich im Thierreiche, von denen die von Darwin mitgetheilten von besonders praktischer Tragweite sind. So werden in gewissen Gegenden nur schwarze Schweine und Schafe gezüchtet, weil den weißen das lediglich auf den Geruchssinn gegründete Unterscheidungsvermögen zwischen gewissen giftigen und nichtgiftigen Pflanzen fehlt. Diese Thatsachen aus der Erfahrung sind dann aber auch durch das Experiment bestätigt worden, welches gezeigt hat, daß dunklere Farbstoffe die Gerüche stärker aufnehmen, als hellere, und zwar in der natürlichen Reihenfolge: Schwarz, Blau, Grün, Roth, Gelb, Weiß.

Wir wissen nun ungefähr, was anatomisch zum Riechen vorhanden sein muß. Füge ich noch hinzu, daß die Schleimhaut weder zu trocken noch zu feucht sein, daß der Weg bis zur Riechspalte frei sein muß für die Athmungsluft, die die Riech-

partikel an die empfindlichen Schleimhautelemente heranbringt, und schließlich, daß es natürlich nur flüchtige Stoffe sein können, die die Athmungsluft aufnimmt, daß also weder feste noch flüssige Körper an sich riechbar sind, — so haben wir so ziemlich alles beisammen, um den Riechakt einigermaßen zu verstehen. Damit aber haben wir auch eigentlich erschöpft, was wir sicheres über die Geruchsempfindung wissen. Um offen zu sein: so steckt unsere wissenschaftliche Erkenntniß dieses Sinnes noch in den Kinderschuhen. Noch haben wir nicht einmal Begriffe und Worte für die einzelnen Gerüche, und wollen wir diese charakterisiren, so müssen wir die Dinge nennen, denen sie anhaften, in Ermangelung der abstrakten Begriffe, die wir doch für die Empfindungen des Gesichts- und des Gehörssinnes haben. Wir sagen: diese Farbe ist roth, und dieser Ton ist a. Aber wir müssen sagen: dieses riecht nach Rosen! Des Interessanten zu erwähnen wäre freilich noch so manches, bei dem wir aber hier nicht länger verweilen können, so z. B. daß es ein partielles Geruchsunvermögen giebt, wie Sie von partieller Farbenblindheit wissen: Der berühmte Physiologe Johannes Müller konnte den Resedaduft nicht riechen, andere nur Vanille nicht. Eigenthümlich sind die Geruchshallucinationen, bei denen dem Einen alles nach Leder, einem Andern alles nach Phosphor riecht; erwähnenswerth ist noch die Vorliebe einzelner Menschen für bestimmte Gerüche, die nicht immer ganz nachempfunden werden kann. So wissen Sie, daß Schiller in der Schublade seines Schreibtisches gern faule Aepfel liegen hatte, eine Vorliebe, die Goethe keineswegs theilte. Sie sehen also, es heißt nicht nur: de gustibus, — sondern auch de odoribus non est disputandum.

Zum Schluß noch eine Frage: Ob wir wohl alles riechen, was von der Welt zu riechen ist? — Kaum! Wie es außerhalb der Farbenskala, die wir wahrnehmen, noch Farben giebt,

die unser Sehnerv nicht mehr empfindet, so dürfte es wohl auch Gerüche geben, auf die unser Geruchsnerv nicht mehr reagirt, wenn er auch der empfindlichste aller unserer Sinnesorgane ist, und so manche Blume, an der wir als duftlos stolz vorübergehen, würde andern, anders organisirten Wesen vielleicht herrlich duften. So führt uns auch diese Betrachtung darauf hin, nicht zu anmaßend zu sein in dem Glauben an unsere Welterkenntniß. Wir sehen, hören, fühlen, schmecken und riechen von der Welt eben nur so viel, als diese unsere betreffenden Nerven uns davon zuführen. Ganz gewiß aber giebt es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Sinne wahrnehmen und — „unsere Schulweisheit sich träumt".

Ueber dieser anatomisch-physiologischen Abschweifung aber bin ich Ihnen etwas über die idealeren Momente des Geruchssinnes schuldig geblieben. Lassen Sie mich diese Schuld mit entliehenem Gelde zahlen. „Der Geruch — sagt Burdach — ist gleich dem Geschmacke ein chemischer, subjektiver, thierische Lust und Unlust weckender Sinn. Aber er ist dabei passiv, die gegen sein Organ ausströmenden Dünste aufnehmend und so der Rezeptivität der Seele verwandt. Der Duft, durch das Entweichen der Stoffe aus konkreten Körpern in das gemeinschaftliche Medium der Luft gegeben, stellt die Einzelheit in der Allgemeinheit dar und zeichnet sich dadurch aus, daß er allen anderen Sinnen unerkennbar ist, ein unsichtbarer Bote, welchen die Körper ihrer Annäherung vorausſenden, und welcher jeder weiteren Untersuchung sich entzieht. Unwillkürlich erkennt so der Geruch das Dunkle aus der Ferne, seine Erkenntniß bleibt dunkel, und verursacht eine unbestimmte Aufregung der Phantasie. Dabei wirkt er, unabhängig von der Erkenntniß, am mächtigsten auf die Gesamtheit des pflanzlichen Hirnlebens ein. In dem allen finden wir das Vorbild der Ahnung und die Beziehung zu dem durch dieselbe bestimmten Instinkte. So gebraucht auch

die Sprache vom Geruche entlehnte Ausdrücke für das Kennen des Dunkeln, noch Verborgenen; das deutsche „Riechen" und „Wittern", das ist das Duftige, das Wetter wahrnehmen...."

Als Beleg für das eben Gesagte wüßte ich Ihnen nichts besseres anzuführen, als jene zweite Szene aus der Gretchen-Tragödie des Faust — jene wunderbare Perle, die ihres Gleichen nicht hat in der gesamten Kunst. Gretchen kehrt, nachdem Mephisto den Schmuck in ihren Schrank gethan, mit der Lampe in das Zimmer zurück. Betreten bleibt sie an der Thüre stehen, legt die Hand auf's Herz und athmet tief auf:

„Es ist so schwül, so dumpfig hie
Und ist doch eben so warm nicht drauß,
Es wird mir so, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm nach Haus.
Mir läuft ein Schauer übern ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht — furchtsam Weib!" —

Sie riecht, sie wittert, sie ahnt das unreine Element, das soeben in ihr reines Leben, in ihr jungfräuliches Gemach getreten; es ist, als ob etwas davon hängen geblieben wäre in der vorher frischen und reinen Luft des Zimmers, das ihr nun das Herz mit dumpfer Ahnung zusammenpreßt. Ist die bange Schwüle, die dem Gewitter vorausgeht, das sich zwischen zwei Menschenleben entladet, und dessen Blitz das eine vernichtet, mit so wenigen Strichen je so meisterhaft gezeichnet worden?

Ausführlich erörtert Rousseau in seinem Emile, wie die Empfindung von Wohlgerüchen die Phantasie beflügelt, und er nennt geradezu den Geruchssinn den Sinn der Einbildungskraft, der Phantasie.

Ein besonderes und interessantes Kapitel ließe sich über die Beziehungen der Geruchsempfindungen zum Liebesleben schreiben, in die wir aber hier auch nur einen flüchtigen Blick werfen können. „La saison des fleurs — sagt Cloquet —

est celle d'amours," und Rousseau: „Der süße Duft eines Frauengemachs ist keine so schwache Schlinge, als man meint, und ich weiß nicht, ob man den geruchs- und empfindungsarmen Menschen, den der Duft der Blume, die seine Geliebte am Busen trug, niemals in Wallung brachte, beglückwünschen oder beklagen soll." Wenn aber auch in der That der Duft der Lieblingsblumen oder das Lieblingsparfüm der Geliebten die Fantasie des Lebenden zumal in der Ferne und in der Trennung mächtig erregen können, — so bedarf es solch indirekter Vermittler gar nicht erst. Hier findet eine Wirkung von Körper zu Körper statt: Haare, Hals und Hände, — die ganze holdselige Gestalt des geliebten Wesens athmet für den Liebenden einen Duft aus, der berückt und berauscht, wie Haschisch. Wiederholt können wir auch hier wieder den großen Seelenkünder zitiren: Mephisto verspricht Faust, daß er ihn noch heute in Gretchens Zimmer führen werde.

Sie wird bei einer Nachbarin sein.
Indessen könnt Ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunstkreis satt euch weiden.

Und wie Faust dann vor ihrem Bette sitzt:

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, so grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen.
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft? —

In dem extatischen Zustand, den wir Liebe nennen, sind unsere Sinne von vornherein stärker erregt und somit auch empfänglicher für einen persönlichen Duft. Daß auch die einzelnen Menschen ihren bestimmten individuellen Geruch haben, ist Thatsache und wird unter anderem durch die Sitte des Nasengrußes erhärtet, der in Lappland, Grönland und dem ganzen Norden der alten und neuen Welt und bei den alten

Stämmen des malayiſchen Archipels herrſcht. Bei dieſen ſind die Wörter riechen und grüßen gleichbedeutend und bei den Bergvölkern Tſchittagangs legt der Grüßende Mund und Naſe auf die Wange des ihm Begegnenden und zieht dann den Athem ſtark ein. Dementſprechend ſagen ſie nicht: „küſſe mich", ſondern: „rieche mich!" — Auffallender als der individuelle iſt der ſpezifiſche Raſſengeruch, der hauptſächlich durch die Ausdünſtung der Schweißdrüſen bedingt — und daher beſonders bei den Negern ſtark entwickelt iſt. Indianer ſollen Neger und Weiße ſchon in der Entfernung nur durch den Geruch unterſcheiden.

Ich ſagte Ihnen, daß die Naſe zweitens ein Hülfsapparat des Sprachorgans wäre, eine Thatſache, für die ich Ihnen nicht viel Beweiſe zu erbringen brauche. Wenn ich Sie an den letzten tüchtigen Schnupfen erinnere, den Sie gehabt haben, oder wenn Sie ſich beim Sprechen mal die Naſe zuhalten wollen, ſo wiſſen Sie eigentlich ſchon genug! Es iſt ja allbekannt, daß der Klang eines Inſtrumentes nicht allein abhängig iſt von der angeſtrichenen Saite oder der ſchwingenden Membran, ſondern auch von dem Raum, über welchen die Saite oder die Membran geſpannt iſt, und des ferneren von den Räumen, mit denen jener erſte Raum in Verbindung ſteht. Nun ſtellen wir uns aber den Kehlkopf als eine Zungenpfeife vor mit Mund- und Anſatzrohr. Das Mundrohr bilden Luftröhre und Kehlkopfraum, in das die Lungen hineinblaſen, und das Anſatzrohr wird eben aus Mund-, Naſen- und Naſenrachenhöhle gebildet. Das Anſatzrohr aber modifizirt durch die Zuſammenſetzung ſeiner Eigentöne mit dem Stimmklang oder — was auf das Gleiche herauskommt — durch die reſonatoriſche Verſtärkung einzelner Partialtöne des letzteren die Klangfarbe beträchtlich. Hieraus alſo iſt erſichtlich, wie ſchon jede kleinſte Veränderung in dieſem Anſatzrohr deſſen Eigentöne und ſomit auch den Klang der menſchlichen Stimme verändern muß. Um dieſe Veränderungen

aber zu verstehen, müssen wir hier kurz rekapituliren, in welcher Weise sich die Nase an der Lautbildung betheiligt. Wie man sich durch einfache Versuche leicht überzeugen kann, wird bei der Bildung der Laute der Nasenrachenraum gegen den Rachen mehr oder minder abgeschlossen, und die Luft entweicht beim Anlauten durch den Mund. Der Abschluß geschieht hauptsächlich durch das Segel. (Vergl. Figur 3.) Bei der Bildung der sogen. Nasenlaute aber, das heißt der Resonanten m, n, ng und der nasalirten Vokale, an, in, on, un, wie sie besonders der französischen Sprache eigen, unterbleibt jener Abschluß mehr oder minder, und ein Theil der Luftsäule, die die Stimmbänder angeschlagen, wird durch das nun offene Thor des Nasenrachenraumes hindurch durch die Nase gedrückt und so das nasale Timbre erzielt.

Hiernach wird es ihnen klar sein, daß eine Beeinträchtigung des Sprachklanges im Ansatzrohr zu stande kommen muß: erstens durch Behinderung oder Unmöglichkeit jenes Verschlusses. Die Folge wird sein, daß nun auch alle die Laute ein nasales Timbre bekommen, denen dieses normalerweise nicht zukommt, und die Sprache erleidet dann jene Veränderung, die unter den Sprachanomalien als „offene Nasensprache" rubrizirt wird. Es pflegt dieses besonders häufig zu geschehen bei Lähmungen des Gaumensegels, besonders nach Diphtherie bei Kindern.

Zweitens kann die Sprachveränderung zu stande kommen, indem der Luftpassage durch die Nase und damit der natürlichen Resonanz bei Hervorbringung der Nasenlaute irgend ein Hinderniß in den Weg tritt. Je nach dem Sitz dieses Hindernisses wird der Sprache entweder Ton und Klang geraubt, sie wird zur sogen. „todten Sprache", wie ein mit Polstern und Teppichen vollgestopftes Zimmer dem schönsten Instrumente den Klang wegnimmt. Dies tritt speziell bei den Vergrößerungen der

Rachenmandel ein, die das Schlundgewölbe auspolstern und damit den Hauptsitz der Akustik für die menschliche Stimme eliminiren. (Vergl. Figur 3.) Oder die Sprache bekommt, wenn das Hinderniß mehr nach vorne sitzt — einen näselnden Beiklang. Und schließlich macht die durch den Mund statt durch die Nase entweichende Luft die Bildung gewisser Laute unmöglich, die auf den Mundverschluß angewiesen sind, und an deren Stelle dann andere treten, die die Sprache verstümmeln und ihr den Charakter der früheſten lallenden und stammelnden Kindheit geben. Diese Sprachstörungen werden — im Gegensatze zu den vorher angeführten — als „gestopfte Nasensprache" zusammengefaßt, im gewöhnlichen Leben aber — in vollster Verkennung der zu Grunde liegenden Thatsachen als „durch die Nase sprechen" bezeichnet. Durch die Nase sprechen ist eben: nicht durch die Nase sprechen, wie unser Humorist Lichtenberg seinerzeit schon sehr richtig bemerkte. Hier klingt die Nase eben zu wenig mit, wie bei den oben erwähnten Fehlern zu viel! Diese Sprachstörungen können durch alle möglichen Schwellungen und Neubildungen in der Nase und im Nasenrachenraum bedingt sein, bei chronischen Katarrhen, Polypen, Vergrößerungen der Rachenmandel u. a.

Ein amerikanischer Nasenarzt erklärt den nasalen Beiklang des amerikanischen Dialekts aus dem dort häufigen Vorkommen von Schwellungen der Nasenschleimhaut infolge von chronischem Schnupfen. Ein anderer Kollege wirft die Frage auf, ob auch der „näselnde" Ton gewisser deutscher Gesellschaftskreise auf ähnliche Ursachen zurückzuführen sei. Ich glaube: der Grund für diesen ist nicht in der Nase zu suchen, sondern eher — eine Etage höher!

Schließlich können gewisse Affektionen der Nase noch direkt schädigend auf die stimmbildenden Organe einwirken, indem sie dieselben ihres natürlichen Schutzes berauben, wovon wir gleich

noch zu reden haben werden. Soviel aber erhellt schon aus dem bisher gesagten, daß eine Reihe recht häufig vorkommender Erkrankungen der Nase Stimme und Sprache in übelster Weise beeinflussen können. Was das aber für den Menschen im allgemeinen und für gewisse Berufsarten insbesondere bedeutet, braucht hier wohl nicht erörtert zu werden. Denn für jeden Menschen ist eine rein klingende Stimme eine Zierde, und es soll vorkommen, daß sich manche lediglich in ein Organ verlieben, worauf sie dann schon den ganzen Menschen freilich mit in den Kauf nehmen müssen. Wer kennt nicht Jordans graziöses Lustspiel: „Durch's Ohr" —?—

In ihrem vollen Werthe, — in ihrer hervorragendsten Bedeutung für den übrigen Organismus aber zeigt sich die Nase drittens als Anfangstheil der Athmungsorgane.

Schon ihr Sitz zeigt sie hier als äußerst vorgeschobenen Vorposten im Verkehr des Organismus mit der umgebenden Atmosphäre, und unter normalen Verhältnissen nimmt bei der Athmung das gesamte Luftquantum seinen Hin- und Rückgang durch die Nase. Die Aufgaben nun, die die Nase hierbei zu erfüllen hat, sind mannigfache und für das Leben des Organismus höchst bedeutungsvolle. Sie wären es nicht in diesem Grade, wenn die uns überall umgebende und einhüllende Atmosphäre schon so ohne weiteres für unsere Lungen geeignet und nutzbar wäre. Nur auf den Bergen aber wohnt die Freiheit und die gute Luft, und für uns, die wir „schwer athmend wohnen im Gewühl der Städte" — bedarf die Einathmungsluft in mehrfacher Hinsicht einer gründlichen Bearbeitung und Vorbereitung. Und dieses eben ist die Aufgabe der Nase und des Nasenrachenraumes, und diese Aufgabe ist eine dreifache, sie besteht erstens in der Anfeuchtung, zweitens in der Erwärmung, drittens in der Reinigung und Filtrirung der Luft.

Die normale, gesunde Nase nun wird diesen Anforderungen

in vollkommenſter Weiſe gerecht, und bei der Betrachtung der Art und Weiſe, wie das geſchieht, zeigt ſie ſich als ein bewunderungswürdig auf beſchränkteſtem Raum meiſterhaft konſtruirter Apparat, den Sie ſich am beſten vorſtellen mögen als: Waſſerdampfſpender, als Ofen und als Filter!

Der alleinige Träger ſämtlicher Funktionen iſt die Naſenſchleimhaut mit ihren Elementen; das Naſengerüſt zeigt ſeine Bedeutung in der Geſtaltung, die es dem die Luft aufnehmenden Kanal giebt. Hätte die Naſenhöhle glatte Wände, ſo würde die ſie auskleidende Schleimhaut — bei der relativen Kleinheit dieſer Höhle — auch nur eine kleine Fläche darbieten, und ſo der Durchfeuchtung, wie der Erwärmung, wie der Reinigung der Athmungsluft nur ungenügend obliegen können. Deshalb ſchon iſt dieſe Höhle als ein Labyrinth von vorſpringenden Leiſten und zwiſchen dieſen ſich zurückziehenden Gängen angelegt und ſo die Oberfläche der dem Knochen überall folgenden Schleimhaut ungeheuer vergrößert. (Vergl. Fig. 3 und 4.) Zugleich beſtimmt die Richtung der Naſenmuſcheln und Gänge — in Verbindung mit der Stellung der Naſenlöcher — die Richtung der einſtrömenden Luft.

Die Einathmungsluft wäre nun für das erſte für die Luftwege viel zu trocken. Deshalb ſehen wir die geſamte Schleimhaut von einem ſchleimig-wäſſerigen Sekret bedeckt, deſſen Verdunſtung eben die Einathmungsluft bei ihrem — infolge der relativen Enge des Kanals — verlangſamten Durchſtrömen mit Waſſerdampf nahezu ſättigt.

Die Athmungsluft iſt ferner im Verhältniß zur Körpertemperatur im allgemeinen viel zu kalt. Sie bedarf daher einer Vorwärmung, und dieſer Forderung kann die Naſenſchleimhaut durch ihre maſſenhaften Blutgefäße gerecht werden, die an die langſam über ſie hinwegſtreichende Luft ein bedeutendes von ihrer Blutwärme abgeben.

Die Athmungsluft enthält aber schließlich eine Menge dem Organismus schädlicher oder gar verderblicher Beimengungen, unorganischer wie organisirter, die, wenn wir ihnen widerstandslos preisgegeben wären, wohl sehr bald mit uns aufräumen würden. Von diesen Bestandtheilen muß die Einathmungsluft also befreit werden, und das ist die dritte hohe Aufgabe der Nase, der hierzu verschiedene Mittel zu Gebote stehen, solange sie eben gesund und normal ist. Da sehen wir als ersten Vorposten, wie ein Gitterwerk eine Anlage gegen Unbefugte schützt, die Haare im Naseneingang den ersten Anprall der Staubtheile und Infektionskeime abhalten. Was trotzdem hineindringt, findet nicht einen geraden, weiten und glattwandigen Kanal, durch den es sich bequem hineinspazieren ließe, sondern ein vielfach gewundenes Labyrinth, und der größte Theil der Eindringlinge wird gegen die Wandungen geschleudert. Diese aber lassen ihre Gefangenen nicht so leicht los, und der feucht-klebrige Nasenschleim hält die Staubpartikel und Pilzkeime nicht minder fest wie der Fliegenleim die Fliegen. Wenn wir längere Zeit auf staubiger Landstraße marschirt, oder in einem Lokal zugebracht, wo durch Tanz und dergleichen viel Staub und Qualm aufgewirbelt, so belehrt uns noch nach Stunden unser Taschentuch, was wir dort eingeathmet und was die Nasenschleimhaut davon abgefangen. Des weiteren aber wirken die Flimmern — eine Art feiner Härchen auf den Zellen der Schleimhaut — als Fremdenpolizei, die sich in kontinuirlicher Bewegung befinden und die Eindringlinge sanft und langsam, aber eindringlich und ohne Widerstand aus der Nase hinauskomplimentiren.

Das Eindringen nachtheiliger Substanzen ruft nun aber noch selbst die Schutzorgane zu besonders gesteigerter Thätigkeit und Abwehr auf. Die Nasenschleimhaut reagirt auf den sie treffenden Reiz einmal mit stärkerer Füllung ihrer Gefäße und dadurch bedingter Anschwellung. Auf diese Weise aber wird

der Kanal, den die Luft zu passiren hat, noch enger und das Eindringen der Substanzen, die sie mit sich führt, noch schwerer. Ferner aber reagirt sie mit vermehrter Sekretion, mit Absonderung viel profuserer Massen von Nasenschleim und schwemmt so die Staubtheile fort. Zu alledem kommt hin und wieder noch das „Niesen", eine Art von gründlichem „Groß-Reinmachen".

Was die Nase also als Anfangstheil des Athmungskanales für diesen und somit den gesamten Organismus leistet, dürfte aus dem eben Gesagten klar hervorgehen. Man hat das aber auch experimentell bewiesen, — Versuche, mit deren Auseinandersetzung ich Sie hier nicht ermüden möchte.

Fragen wir uns nun, unter welchen krankhaften Verhältnissen die menschliche Nase diesen ihren eben geschilderten Aufgaben nicht — oder nicht genügend — obliegen kann, so müßten wir, um diese Frage erschöpfend zu beantworten, eigentlich hier die ganze Krankheitslehre der Nase in den Bereich unserer Betrachtungen ziehen. Denn es giebt kaum eine Erkrankung der Nase, die nicht irgend eine dieser Funktionen mehr oder weniger vorübergehend oder dauernd schädigt. Den Endeffekt aber, auf den es hauptsächlich für unsere heutige Betrachtung ankommt, ins Auge fassend, lassen sich alle diese Zustände unter zwei Kategorien subsummiren, nämlich einmal unter die zu weite, zweitens die zu enge Nase — beides Veränderungen des ersten Kanals, den die Einathmungsluft zu passiren hat, die in ihrem Endresultat für die tieferen Luftwege einander völlig kongruent sind. Denn bei der zu weiten Nase sind eine ganze Reihe von den die Einathmungsluft so günstig beeinflussenden Faktoren mehr oder weniger ausgeschaltet. Die Luft stürzt zu rasch durch den zu weiten Kanal, sie kann daher weder genügend erwärmt, noch genügend durchfeuchtet werden, und die Verunreinigungen, die sie mit sich führt, finden nicht genügenden

Widerstand. Alles dieses — nur noch in viel höherem Grade — findet auch statt, wenn die Nase zu enge ist, und daher bei der Athmung ganz ausgeschaltet wird, wenn statt der Nasenathmung — die Mundathmung eintritt. Nichts hat der Nasenheilkunde unter Aerzten und Laien so viel Aufmerksamkeit gewonnen, wie das Bekanntwerden und die Anerkennung der schädlichen Folgen behinderter Nasen- oder gar permanenter Mundathmung. Wenn wir von den schädlichen Folgen der Mundathmung sprechen, so müssen wir allerdings unterscheiden, ob diese den Organismus noch in seiner frühesten Werdezeit treffen, da er noch weich wie Wachs ist, jedem Einfluß schutzlos preisgegeben, oder viel später, wo er mehr oder minder fertig, in seiner Anlage wenigstens nicht mehr zu beeinflussen ist. Eine Reihe von Funktionen freilich — der Nase selbst, des Halses, der Ohren und Augen — leiden hier wie dort, aber in ersterem Falle wird bisweilen der ganze Organismus, große und wichtige Theile des Skeletts und lebenswichtigste Organe und nicht zuletzt indirekt auch der Intellekt, die Psyche in verderblichster Weise beeinflußt.

Wer nicht durch die Nase zu athmen vermag, ist gezwungen, beständig den Mund offen zu halten. Dazu gehört aber, wie jeder von Ihnen sich leicht überzeugen kann, auf die Dauer eine gewisse Muskelarbeit, um den negativen Druck zu überwinden, der unter normalen Verhältnissen den Unterkiefer an den Oberkiefer herangezogen erhält. Die Anpassung an diese veränderten Verhältnisse kann erst ganz allmählich, und nicht ohne erhebliche Störungen des Allgemeinbefindens geschehen. Zumal im Schlafe wird die alte, natürliche Gewohnheit, den Mund zu schließen, bei verstopfter Nase zu sich immer wiederholenden Anfällen von Beklemmung, von Athemnoth und Alpdrücken führen, wie sie bei vielen Individuen regelmäßig bei jedem stärkeren Schnupfen sich einstellen. Aber auch, wenn bei chronischen Zuständen eine

Anpassung allmählich stattgefunden, so wird die Athmung doch nie eine vollwerthige, sie ist oberflächlicher und rascher wie die normale Nasenathmung und wirkt nicht so Brustkorb-dehnend und Lungen-lüftend und daher auch nicht so erfrischend. Die Befreiung des Blutes von der Kohlensäure geht nicht so regelmäßig und ungestört von statten, und Mundathmer sind mehr oder weniger blutarm.

Durch das dauernde Offenstehen des Mundes werden aber auch lokale Veränderungen in einigen Muskelgruppen des Gesichts gesetzt, die der ganzen Physiognomie ein verändertes Aussehen geben. Die Lippe ist herabgezogen, die Nasenlippenfalten sind verstrichen, oft auch die äußern Augenwinkel herabgezogen, so daß die Lidspalte schief erscheint; das ganze Gesicht bekommt etwas Glattes, Todtes, weder durch die Sprache, noch durch das Mienenspiel leicht zu Veränderndes. Welchen charakteristischen Ausdruck ein Gesicht dadurch erhält, ist bekannt genug; mit offenem Munde und solcher Physiognomie stellt man eben den Dummerjahn dar. Wie gerechtfertigt aber oft die Schlüsse sind, die man aus diesem Gesichtsausdrucke zu ziehen gewohnt ist, das werden wir gleich noch sehen. Was das Riechen betrifft, so werden Sie nach unserer früheren Unterhaltung darüber nun selbst sich sagen können, daß, wenn nicht durch die Nase geathmet wird, auch nicht gerochen werden kann. Es leidet aber auch ferner der Geschmack, indem die direkt in den Mund gelangende, in der Nase nicht angefeuchtete und vorgewärmte Luft die Schleimhaut des Mundes und der Zunge austrocknet. Es folgt weiterhin aus der Nothwendigkeit, bei vollem Munde auch durch den Mund zu athmen, eine höchst anstößige Art zu essen. „Es wird nicht bei geschlossenen Lippen gekaut, sondern diese werden alle Augenblicke mit hörbarem Knall auseinander gerissen (Schmatzen). Unter schlürfenden und blasenden Geräuschen muß sich die Luft wieder ihren Weg durch die Speisetheile

bahnen. Auf diese Weise in Ruhe und Behaglichkeit seine Speisen zu bearbeiten, vermag nur der unerzogene Mensch.“ [6] Ebenso wird der Mundathmer eine längere Rede oft unterbrechen müssen, weil er die überschüssige Ausathmungsluft, die durch seine verstopfte Nase nicht herauskann, durch den Mund entlassen muß.

Wie sehr der Klang der Sprache durch eine verstopfte Nase leidet, haben wir oben gesehen, und soll hier von den direkten Schädigungen der Lautbildung durch die veränderte Mundhaltung ganz abgesehen werden. Was es aber für die tieferen Luftwege selbst bedeutet, wenn die Einathmungsluft nicht gezwungen ist, die Nase, — ihren Anfeuchter, Ofen und Filter — zu passiren, können wir leicht aus all dem Vorhergehenden entnehmen. Die zu trockene, zu kalte und mit allen möglichen schädlichen Partikeln beladene Luft stürzt ohne Aufenthalt auf dem kürzesten Wege in den Mund, in den Kehlkopf und weiter, und Katarrhen des Rachens, der Ohren, des Kehlkopfs, der Luftröhre und der Lungen ist damit — im wahrsten Sinne des Wortes — Thor und Thür geöffnet. Daher sind denn auch Mundathmer von diesen Affektionen fast niemals ganz frei, und Tröltsch sagt nicht zu viel, wenn er die Nase den Lungenschützer nennt, dasselbe, was der alte Satz besagen will: „Geschlossener Mund erhält gesund.“ Uns Königsberger muß es interessiren zu erfahren, daß schon Kant die hygienische und prophylaktische Bedeutung der Nasenathmung sehr richtig erkannt hat. Es findet sich darüber in der kleinen beherzigenswerthen Schrift: „Von der Macht des Gemüths — —“ die Ihnen allen in der Reclamschen Bibliothek leicht zugängig ist, ein sehr lehrreicher Passus.

Es ist nun aber von vornherein klar — und schon oben angedeutet —, daß viel schwerere und weitergehende Folgezustände sich herausbilden werden, wenn die Nasenathmung schon von

der Geburt an, oder bald darauf lange Zeit — vielleicht bis zur Pubertät behindert oder ganz ausgeschaltet bleibt. Aus der ersten Lebenszeit mag es Ihnen genügen zu erfahren, daß Säuglinge schon durch einen bloßen Schnupfen in ihrer Respirationsarbeit und Ernährung so gestört werden können, daß sie zu Grunde gehen, — eine Kinderärzten ganz bekannte Thatsache.

Bleiben nun die Momente, welche die Nasenathmung behindern, weiterhin bestehen, bis ins siebente, zehnte Lebensjahr hinein, beherrschen sie also die Zeit, in welcher die junge Menschenknospe sich zur Blüthe entfalten soll — dann treten zu all den Symptomen, die wir oben kennen gelernt haben, noch mehrere höchst bedeutungsvolle hinzu. In diesem frühen Alter folgen nicht nur die Weichtheile des Gesichts dem Zuge des beständig geöffneten Mundes, sondern auch die Knochen, und gewisse Verbildungen der Kiefer und des Gaumengewölbes sind die Folge. Im Anschluß an den Kiefer leidet aber auch der Ausbau der Nase selbst; es leidet ferner der Brustkorb, alles Punkte, auf die ich hier nicht näher eingehen kann und die Sie schon als gegeben hinnehmen müssen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon vorher unter den Folgen behinderter Nasenathmung auch genannt habe: die Unfähigkeit zu angestrengter Arbeit, den Mangel an Konzentrationsvermögen und ähnliche Symptome, mit denen erwachsene Nasenleidende oft genug in unsere Sprechstunden kommen. Von wie viel größerer Bedeutung dieser Umstand aber in dem Alter der Schule sein muß, in dem Alter, in dem eigentlich jede Stunde eine Lehrstunde ist, und die Welt erst beginnt, sich in der Seele des Werdenden zu spiegeln, ist ohne weiteres ersichtlich. Die häufigen Kopfschmerzen, der Mangel eines festen ungestörten Schlafes lassen die Kinder schon müde und matt in die Schule kommen, wo sie dann nicht ihre Aufmerksamkeit gehörig anzu-

spannen und auch beim besten Willen nicht mitzukommen vermögen. Hierzu aber kommt noch ein Faktor — und bisweilen ist dieser in dem ganzen Bilde der wichtigste — hinzu. Bekanntlich ist bei weitem der häufigste Grund behinderter Nasenathmung in dem in Rede stehenden Alter von fünf bis fünfzehn Jahren die Vergrößerung der Rachenmandel, und diese führt sehr häufig schon an sich, direkt oder indirekt, zu einer Herabsetzung des Hörvermögens, die ja in diesem Alter ausschlaggebend für die geistige Entwicklung werden kann. Alle diese Faktoren also summiren sich zu einer Beeinträchtigung der geistigen Fähigkeiten wie wir sie nicht selten bei Kindern und jungen Leuten mit behinderter Nasenathmung — meist in Folge von vergrößerter Rachenmandel — antreffen. Daher macht jenes physiognomische Bild mit dem offenen Mund — wie wir es eben gezeichnet — es oft den Physiognomikern so leicht.

Ehe wir aber aus der Medizin in die Physiognomik gerathen, noch etwas von dem Werthe der äußeren Nase.

Meine Damen und Herren! Mit der Nase geht es uns, wie mit der Freundschaft, der Liebe, dem Gelde oder anderen schönen Dingen, deren Besitz wir für selbstverständlich halten. Auch die Nase lernt derjenige erst schätzen, der keine mehr hat. Solche Unglückliche aber giebt es! Mit Recht nannten daher die Alten die Nase: honestamentum faciei, — den Ehrenschmuck des Antlitzes. In England freilich wurde die Nase erst im Jahre 1705 in ihren Ehren und Würden bestätigt. Es hatte dazumal nämlich einer seinem Feinde die Nase abgeschnitten und der Vertheidiger dieses Nasenräubers die Freisprechung seines Klienten dadurch erwirkt, daß er erklärte: die Nase wäre gar kein lebendiges Glied des menschlichen Körpers, sondern nur ein — Knorpel. Da dieser Präzedenzfall für die Folge nun aber doch die englischen Nasen allzu sehr zu gefährden

ſchien, ſo wurde jetzt ein beſonderes Geſetz erlaſſen, in dem die Naſe zum Gliede des menſchlichen Körpers — erhoben wurde. Im Mittelalter war das Naſenabſchneiden die allgemeine Strafe für den Diebſtahl, und bei den tartariſchen Völkern werden noch heute ſo die Pferdediebe geſtraft. Dieſelbe Strafe ſtand im byzantiniſchen Reiche auch auf politiſchen Verbrechen, während in den normanniſchen Geſetzen Siziliens und ebenſo in Egypten der Ehebruch auf dieſe Weiſe geſtraft wurde. Sie werden wohl ebenſo wie ich dieſe Strafe für keine kleine halten, und ich kann mir wohl denken, daß Einer, dem die Naſe verloren geht, gleich bereit iſt, das Leben hinten nach zu werfen. Ein Geſicht mag ſonſt ſo verletzt ſein wie es wolle, — es mag ein Auge, ein Ohr oder was ſonſt immer fehlen, — es beibt doch ein Geſicht, das man anſehen kann, wenn auch nicht ohne Mitleid. Was aber wird aus einem Geſicht, deſſen Naſe verſtümmelt iſt, oder ganz fehlt? — Es iſt kein Geſicht mehr, und was man ſieht, ſieht man mit Schauder und Entſetzen. Daher wählten jene vornehmen Jungfrauen Englands wohl ein richtiges Mittel, von denen in den alten engliſchen Chroniken erzählt wird, daß ſie ſich zur Zeit des Krieges mit den Dänen die Naſen abgeſchnitten hätten, um vor den Gelüſten der däniſchen Krieger ſicher zu ſein. Dasſelbe that eine franzöſiſche Aebtiſſin mit vierzig Nonnen vor dem Einfall der Sarazenen. Aber nicht nur der Menſch, leider auch die Natur bedient ſich dieſes grauſamen Mittels, und es giebt eine Reihe von Krankheiten, die, wenn ihnen nicht zeitig und energiſch begegnet wird, die Naſe zerſtören können. Ja, auch den zweckmäßigſten frühzeitigen Bemühungen gelingt es nicht immer, dieſes zarte Glied zu erhalten.

Ich will aus leicht begreiflichen Gründen mich nicht weiter in dieſe Materie vertiefen. Statt deſſen reiche ich dieſe Abbildungen herum, eine kleine Galerie von Patienten

meiner Poliklinik, deren äußere Naſe in irgend einer Weiſe gelitten.

Nun wiſſen Sie ja aber, daß es für ſolch unglückliche Naſenloſe einen Troſt, eine Rettung giebt: Wir können Naſen machen, und wenn ſie vom äſthetiſchen künſtleriſchen Standpunkte auch nicht immer ſehr ſchön ausfallen, ſo iſt eine ſchlechte Naſe doch immer beſſer als gar keine, und manche direkt bezogenen Naſen von Gotteshand — das kann ich Ihnen verſichern — ſind entſchieden häßlicher als die von Menſchenhand. Ein Patient des berühmten Chirurgen Dieffenbach erzählt folgendes: „Ich war ein glücklicher Menſch, ich beſaß alles, was des Menſchen Herz erfreut. Dann nach mehreren qualvollen Jahren verlor ich meine Naſe. Während meiner Krankheit erfuhr ich noch einige Theilnahme, mit dem Verluſt der Naſe hörte dieſe gänzlich auf. Freunde flohen vor mir, meine ganze Familie, mit Ausnahme meiner unglücklichen Frau, verließ mich. Als ich meine Kräfte wieder erlangt hatte, ſehnte ich mich nach Luft. Ich ſtahl mich abends zum Hauſe hinaus, vor das Thor, aber ungeachtet der Dunkelheit erkannten mich die Leute an meiner Geſtalt und ſchoben, die kränkendſten Redensarten führend, an mir vorüber. Suchte ich die Mitternacht draußen, ſtoben die Nachtwächter mit Hohn zurück, wenn ſie mir die Laterne vor das Geſicht hielten; fuhr ich vermummt auf das Land, und ſuchte den Wald oder das einſame Grün des Feldes, ſo flohen die Hirten vor mir; ſaß ich zu Hauſe in meinem Zimmer bei nächtlicher Einſamkeit, ſo ſchlug oft der grauſamſte Hohn des mitleidloſen Pöbels vor meinem Fenſter an mein Ohr. Dennoch hatte ich nicht den Muth, mir das Leben zu nehmen, als plötzlich der Sonnenſtrahl der Hoffnung in mein Herz ſchien, und Martini mir ſagte, Sie könnten mir eine Naſe machen.“

Nachdem durch eine wohlgelungene Operation es ihm er-

möglicht wurde, in den Kreis glücklicher Menschen zu treten, schrieb er nach einigen Jahren an Dieffenbach: „Ich habe zwar seit der Zeit mein bedeutendes Vermögen verloren, aber ich bin glücklich, denn ich habe eine Nase."

Daß man durch seine Nase aber auch ein Vermögen gewinnen kann, dafür spricht der bekannte Fall einer Schauspielerin, der ein Millionär fast sein ganzes Vermögen vermachte, mit der ausdrücklichen Begründung in seinem Testamente: „Weil das Anschauen ihrer so selten schönen Nase ihm bei Lebzeiten ein so großes Vergnügen bereitet habe."

Dieffenbach erzählt noch mehrere und darunter einige geradezu schauerliche Fälle und bemerkt, „daß er mehrere Bände interessanter Memoiren über Menschen ohne Nasen schreiben könnte. Er vollführte gegen zweihundert Operationen zum Ersatz verloren gegangener Nasen. Also, wie Sie sehen, schon mehr eine — Nasenfabrik! —

Schon lange aber, bevor ärztliche Kunst und Wissenschaft sich erfolgreich mit der Nase zu beschäftigen anfing, schon lange vorher hatte ihr eine Pseudo-Wissenschaft, die einst in den Köpfen vieler Menschen herumspukte, — große Aufmerksamkeit geschenkt, — die Physiognomik, die Lehre von der Symbolik des menschlichen Antlitzes. Ein wenig Physiognomiker sind wir alle heute noch, meine Damen und Herren, wir alle lesen gern in den Gesichtern unserer Mitmenschen, und versuchen oft in dem Antlitz etwas von den Geheimnissen der Seele zu ergründen. Und etwas Physiognomik ist erlaubt, etwas ist gut; zu viel aber ist vom Uebel. Wenn Sie sich heute das berühmte Werk Lavaters ansehen, „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe 1775—1778", vier große dickleibige Quartbände, die ein Mann allein nicht forttragen kann, — wenn Sie darin herumblättern, hier und dort den Beweisen des Autors zu folgen versuchen, —

so werden Sie nichts anderes sagen können, als: „Welch eine Masse von Unsinn!“ Zu gleicher Zeit aber werden Sie die Zeit, den Fleiß und die Mühse bedauern, die auf solche Materie verwandt sind. Und doch haben einst die hellsten Köpfe daran geglaubt, und kein geringerer als Wolfgang Goethe war einer der vielen anonymen Mitarbeiter des Werkes. Und was versprach man sich einst alles von dieser Wissenschaft, dieser Kunst! So heißt es bei Lavater: „Genauere, reinere, schärfere Schattenrisse, mit genauen Abtheilungen werden uns noch Tiefen göttlicher Ordnung, Weisheit und Wahrheit in jedem Menschengesichte, jedem Umrisse, jedem Abschnitte eines Umrisses aufdecken. Ich freue mich innigst der aufheiternden Zukunft, und wünsche der Nachkommenschaft Glück, wenn ein mathematisches Genie diese Bahn betreten und seine Kraft an den Kurven der Menschheit versuchen wird.“ — Und an einer anderen Stelle: „Es gehört zu den stillen Wonnegefühlen meines Lebens und Strebens in diesem Nachtthale — zu wissen, daß es Menschen geben wird, die aus dem Gesichte eines Menschen genau die Höhe der Kunst, die er erreichen wird, erreicht hat und erreichen kann, werden bestimmen können!“ Und wie könnte das wohl geschehen? — Je nun, nichts leichter als das; ein Griff an die Nase genügt schon allein. Denn Lavater sagt: „Unsterblich sind die Werke aller Künstler, deren Nasenrücken von der Wurzel an bis zum Knopfe parallel und von merklicher Breite ist.“ Jetzt also wissen Sie es, und wenn Sie bestimmen wollen, ob die Werke eines Spielhagen, Heyse, Böcklin und Brahms unsterblich sind, so bitte, fassen Sie ihnen nur an die Nase! Das wenigstens genügt für Lavater, um unter zehntausend Menschen einen großen Herrscher herauszufinden. So schreibt er von Friedrich dem Großen: „Man verbinde dem Physiognomisten die Augen, man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußersten Fingerspitze von der Höhe der Stirne bis an das Ende der Nase

sanft herabzuglitschen — 9999 vor ihm werden vorgeführt, Friedrich sei der 10000ste — und der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen: „Ein prädestinirter König oder Welterschütterer!“ u. s. w.

Glaubwürdiger klingt es, wenn er von der Nase des Ignatius Loyola behauptet, sie „scheine alles von ferne zu riechen, was für und was wider ihn ist“. Bei dem berühmten englischen Maler West findet er sogar in dem Uebergang der Stirne in die Nase den Sitz aller seiner Mißzeichnungen, — die Quelle der so oft unüberlegten Länge seiner sitzenden Figuren. Schade, daß ein Lavater nicht mehr die Vertreter unserer neuesten Kunstrichtungen untersuchen konnte; was hätte er an deren Nasen nicht alles entdeckt! „O ihr Fürsten“ — ruft er in völligem Ernste aus — „wenn ihr eure Minister wählt, so seht vor allem ihre Nase an!“

Die Hochschätzung der Nase speciell in ihrer physiognomischen Bedeutung theilt Lavater mit allen Physiognomen, und auch wir werden Carus, der ein seinerzeit sehr berühmtes Buch über die Symbolik der menschlichen Gestalt geschrieben, darin beistimmen, wenn er sagt, daß die Nase es ist, durch die der Charakter des menschlichen Antlitzes am entschiedensten bezeichnet wird. „Unser ganzes Werk — sagt Lavater — ist voll Beweise von der feinen und mannigfaltigen Bedeutsamkeit der menschlichen Nasen.“ — „Ich halte die Nase für die Wiederlage des Gehirns. Wer die Lehre der gothischen Gewölbe halbweg einsieht, wird das Gleichnißwort Wiederlage verstehen. Denn auf ihr scheint eigentlich all' die Kraft des Stirngewölbes zu ruhen, das sonst in Mund und Wange elend zusammenstürzen würde. Eine schöne Nase wird nie an einem schlechten Gesichte sein. Man kann ein häßliches Gesicht haben und zierliche Augen, aber nicht eine schöne Nase und ein häßliches Gesicht. Auch finde ich tausend schöne Augen gegen eine einzige schöne

Naſe. Und wo ich ſie fand, immer vortreffliche, immer ganz außerordentliche Charaktere. Non cuique datum est, habere nasum. Zu einer vollkommen ſchönen Naſe erfordere ich folgendes: a) Ihre Länge ſoll der Stirnlänge gleich ſein. b) Bei der Wurzel muß eine kleine ſanfte Vertiefung ſein. c) Der Rücken muß breit und beinahe parallel ſein. d) Der Knopf der Naſe muß weder hart noch fleiſchig ſein und ſein unterer Umriß muß beſtimmt und auffallend rein gezeichnet ſein. e) Die Naſenflügel müſſen von vorne beſtimmt geſehen werden, und die Löcher müſſen ſich darunter lieblich verkürzen. f) Im Profile betrachtet, darf ſie unten nicht mehr als ein Drittel ihrer Länge haben. g) Die Naſenlöcher müſſen vorn etwas ſpitz, hinten runder, überhaupt ſanft geſchweift ſein und durch's Profil der Oberlippe in zwei gleiche Theile getheilt werden. h) Die Seiten der Naſe oder des Naſengewölbes müſſen beinahe wandartig ſein. i) Oben muß ſie ſich wohl an den Bogen des Augenknochens anſchließen, und beim Auge muß ſie wenigſtens einen halben Zoll Breite haben.

So eine Naſe iſt mehr werth als ein Königreich!"

Man ſieht, die armen Naſen haben es ſchwer auf dieſer Welt, ſchön zu ſein, und ſchöne Naſen ſind in der That ſelten, ſeltener als ſchöne Augen und ſchöne Lippen, und ſelbſt die normale Länge, die — den Rabbinen zufolge — die des kleinen Fingers ſein muß, wird nicht immer zu konſtatiren ſein. Daher verſchwenden auch liebende Dichter und dichtende Liebhaber an die Naſe ihrer Geliebten ſelten einen Vers, indes doch Auge und Mund jedes eine ganze Litteratur für ſich hat. Während nun aber im Leben die kleinen Naſen im allgemeinen lieber geſehen werden als die großen, ſo kommen umgekehrt in der Phyſiognomik die großen Naſen viel beſſer weg als die kleinen. Die kleinen, niedrigen, flachen Naſen gelten allgemein als Zeichen geringerer Individualität, geiſtiger Be-

ſchränktheit und niederer Triebe, die großen, hohen, kräftig entwickelten als Zeichen ſtark ausgeprägten Wollens und Könnens, der Energie, der Vernunft und der Kraft. Die Stumpfnaſen ſpeziell gelten nie und nirgends als Zeichen großer geiſtiger Potenz, und die Stutznäschen — ſo niedlich ſie uns bisweilen im Leben bedünken mögen — haben es, wie geſagt, bei den Phyſiognomen ſchlecht. Dagegen hat man ſchon von Alters her die Adlernaſen nicht nur als Zeichen des Muthes und der Thatkraft, ſondern auch als Stempel des Genies betrachtet. Plato nannte ſie geradezu Königsnaſen. Lebrun lehrte, ein Held ſei an der Höhe ſeiner Naſe zu erkennen, und Adlernaſen werden zugeſchrieben: dem Achilleus, Cyrus, Artaxerxes, Demetrius, Neoptolémos, Cäſar, Auguſtus, Galba, Conſtantin dem Großen, Soliman, Napoleon u. A. Durch imponirende Naſen zeichneten ſich auch aus: Alexander der Große, der große Kurfürſt, Friedrich der Große, Maximilian u. A., und von Kaiſer Rudolf I. wird erzählt, daß ein Fuhrmann, der ihm auf einem Engpaſſe begegnet ſei, ausgerufen habe: „Schon vor eurer Naſe kann ich nicht recht ausweichen!“ — worauf der Kaiſer mit den Worten: „Nun, ich will dir helfen!“ — ſeine Naſe lachend beiſeite gedrückt habe. Auch Goethe, Schiller, Wieland, Mirabeau und viele andere Ritter vom Geiſte haben entſchieden große Naſen gehabt. Dementſprechend iſt denn auch die Eintheilung der verſchiedenen Naſenformen und ihre Symbolik bei den Phyſiognomen. So unterſcheidet Carus erſtens Kindsnaſen, zweitens ausgewachſene Naſen. Zu den erſteren zählt er die Stumpfnaſen, die aufgeworfenen und aufgeſtülpten Naſen. Dieſe ſeien häufiger bei den „Nachtvölkern“ zu finden (worunter er die Völker ohne aktive Kultur verſteht) und innerhalb der Tagvölker bei den Frauen. Die ausgewachſenen Naſen theilt er ein in:

1. Lange, bezeichnend für intelligente produktive Naturen.

2. Gebogene (Adler-, Habichtsnase), bezeichnend für willenskräftige Energie.

3. Gespaltene, für Antithese im Geistesleben.

4. Dickfleischige, für Lebensgenuß.

5. Magere, spitze, für ein melancholisches Temperament und ähnliches.

Leuchs charakterisirt in seinem Buch von der Schönheit des menschlichen Körpers folgendermaßen:

Dicke und zu große Nasen	— Roheit.
Unten-dicke	— Trägheit.
Lange, gebogene	— Dreistigkeit.
Aufgestülpte	— Sinnlichkeit.
Stumpfe	— Einfalt, Leichtgläubigkeit.
Kleine	— Weichlichkeit, Veränderungssucht.
Lange, dünne	— Leichtsinn.
Spitze	— Zorn und Zanksucht.

Dem letzteren entsprechend sagt auch der Volksmund:

Spitz Näs' un spitz Kinn
Da sit de Düvel drin! —

Noch mehr ins Detail geht Seume, dem die Nase gleichfalls das „Aushängeschild des Charakters" war, und er rubricirt sogar: ärgerliche, impertinente, eingebildete, vornehme und tyrannische Nasen; listige, Spür-, Fiskal-, Polizei-, Accise-, diplomatische Nasen; sklavische, dumme, bigotte, frömmelnde Magisters- und Professors- und adlige Nasen — und auf die letzteren hat er es besonders abgesehen.

Im großen und ganzen aber ist die oben angeführte Symbolik so allgemein verbreitet und so allgemein beglaubigt, daß wir uns doch gewiß sehr wundern würden, wenn Darsteller auf der Bühne den Helden mit einer Stumpfnase und den Feigling oder den Dummerjahn mit einer Adlernase darstellen wollten. Ebenso heimisch ist diese Symbolik bei den bildenden

Künſten, da wo ſie eben nicht nach Porträts, ſondern freie Erfindungen ſchaffen. So erwähnt Brücke, daß die in Italien nicht ſeltene Adlernaſe in Hinſicht auf weibliche Schönheit nie die Anerkennung der Künſtler des Mittelalters und der Renaiſſance gefunden hat.[7] Warum nicht? Weil die Adlernaſe eben nicht in die Symbolik des weiblichen Gemüths und Charakters hineinpaßt, wie wir dieſe zu wünſchen und zu lieben gewohnt ſind. Wo jene Künſtler daher von dem antiken Ideal abweichen, thun ſie es eher in entgegengeſetztem Sinne. Was aber das antike Naſenideal betrifft, ſo iſt Ihnen ja bekannt, wie die Alten ihre Olympier mit den ſchönſten geraden, aber hohen Naſen ſchmückten, indes ſie an Faune und Satyrn die Stumpf- und Plattnaſen vertheilten.

Pflegt nun nicht aber, meine Damen und Herren, in Anſchauungen, die ſo alt, ſo allgemein, ſo verbreitet über Zeit und Raum ſind, nicht doch irgend etwas Thatſächliches, Reales enthalten zu ſein? Und könnte daher nicht in dieſem Meer von phyſiognomiſchem Unſinn, von dem ich Ihnen ſoeben einige Proben gegeben, auch ein Tropfen Wahrheit ſein? Und er iſt es in der That, und was daran wahr iſt, das wird uns die Anthropologie der Naſe ſagen.

Laſſen Sie mich der folgenden Betrachtung einige Sätze kurz und nackt voranſtellen, ſo werden Sie gleich ſelbſt den Faden in der Hand haben und allein an das richtige Ziel kommen.

1. Thiere haben keine eigentliche Naſe; die Naſe iſt etwas ſpezifiſch menſchliches.

2. Auch innerhalb des menſchlichen Geſchlechtes iſt die Naſe um ſo mehr entwickelt, je höher die Raſſe ſteht.

3. Alle Menſchen werden mit wenig entwickelten Naſen geboren. Auch die Neugeborenen der hochſtehenden Raſſen haben den thierähnlichen Naſentypus der niedrigſtehenden.

4. Beim weiblichen Geschlecht bleibt der kindliche **Nasentypus** häufiger erhalten.

Wir werden kaum etwas unter den Gebilden des **menschlichen** Körpers finden, was so ausschließlich *menschlich* **wäre** wie die Nase. Daher hat sie, wie *Desor*[8] sagt, „eine **ganz** besondere anthropologische Wichtigkeit, weil sie ein **wesentlich** menschliches Attribut ist. Die Nase fehlt zwar nicht **vollständig** bei den Thieren, aber sie ist dann nur in rudimentärem **Zustande** vorhanden und kommt bei den höhern Wirbelthieren **allein** vor. Sie erscheint als Schnauze erst bei den Nage- und **Raubthieren**, und als eigentliche Nase nur bei den Affen, **wo sie** einen gewissen Relief bekommt. Von den letzteren ist der **bevorzugteste** der Nasenaffe, dessen hervorspringende und sehr **bewegliche** Nase sich nach Wunsch verlängert und verkürzt. **Es** ist das Präludium desjenigen, was sich im menschlichen Geschlecht entwickeln wird, eine erste übertriebene Inkarnation des **Gedankens** einer Nase." (Das in Rede stehende Gebilde ist **aber** nach zoologischer Anschauung gar keine eigentliche Nase, **sondern** ein Rüssel.) „Die Nase ist gleichfalls noch auf dem rudimentären Standpunkt bei den, auf den untersten Stufen der Civilisation stehenden Menschenrassen. Die Papuas, die Koin-Koin haben nur eine angedeutete Nase. Dasselbe bezieht sich auch auf andere Zweige des großen Negerstammes. Gehen wir zu den Malayen, Mongolen, Indianern über, so treffen wir hier schon die hervorspringende Nase, obgleich sie noch einen rohen und breiten Zustand, mit wenig persönlichen Unterschieden zeigt. Es steht also fest, daß die Nase erst bei den höheren Wesen sich zeigt, um im Menschen zu ihrer vollen Entwicklung zu gelangen, indem sie hierbei einer Progression folgt, die mit dem Kulturzustand der verschiedenen Rassen Schritt hält." So sagt auch *Blind*, der unter *Ranke* gearbeitet hat: „Je höher eine Rasse steht, um so entwickelter ist wirklich im allgemeinen die

Bildung ihrer Nase, die letztere ist gewiß das hauptsächlichste individualisirende Merkmal eines Gesichtes. Bei einem niederstehenden Volke tritt für uns vor allem der Volkstypus hervor, bei einem entwickelten der persönliche Typus."

Dementsprechend berechnete v. Merykowski den Nasenindex, d. h. das Verhältniß der Nasenhöhe zur Breite,

bei den	Negern	= 25,6
	Malayen	= 31,3
	Mongolen	= 40,5
	Melanesiern	= 41,9
	Amerikanern	= 48,0
	Polynesiern	= 49,5
bei der	weißen Rasse	= 54,5

Wir sehen also, daß die weiße Rasse einen mehr als doppelt so großen Nasenindex hat als die schwarze. Als dritte wichtige Thatsache haben wir dann noch aufgeführt, daß auch in der Entwickelung des Individuums die Nase von den niederen zu den höheren Entwickelungsstufen fortschreitet, eine Thatsache, die jeder konstatiren kann, der ganz junge Kinder daraufhin ansehen wird. „Unsere Kinder — sagt Ranke — werden fast alle mit Australiernasen geboren. So hübsch uns die kleinen Engel erscheinen, so sind doch bei näherem Zusehen ihre Nasen flach und breit . . . . ." u. s. w. Daher haben denn auch die Anthropologen mit Recht der Nase die Rolle eines Klassifikationsmittels ersten Ranges zuertheilt, und der berühmte französische Anthropologe Topinard theilt die Menschheit geradezu danach ein in drei große Gruppen, in Platy-, Meso- und Leptorrhine, d. h. etwa: Platt-, Mittel- und Feinnasige, wofür wir aber besser — die Dreitheilung beibehaltend — sagen werden: erstens vertiefte, zweitens gerade, drittens gebogene Nasen, wovon die vertieften die niedrigste, die gebogenen Nasen die höchste Entwickelungsstufe darstellen.

Wir hätten also, wie es scheint, aus der Anthropologie Resultate gewonnen, die mit den physiognomischen Schlüssen ziemlich übereinstimmen. Und alle Diejenigen, die sich bisher bei der Nasenvertheilung als über Verlangen reichlich bedacht vorgekommen sind, werden sich nun vielleicht mit ihrer großen Nase in Hinblick auf die höhere Entwickelungsstufe, die sie repräsentirt, aussöhnen. Heißt es doch sogar von Jehovah, daß er „erech apaim", d. i. langnäsig sei. Diesen Trost lassen wir ihnen gern. Aber doch ist ein großer Unterschied zwischen den physiognomischen und anthropologischen Resultaten: Dort ist für das Individuum behauptet, was hier nur für die ganzen Rassen und Völker bewiesen ist. Und ich hoffe: Sie werden mich nicht so verstanden haben, als hätte ich Ihnen ein physiognomisches Rezept geben wollen, etwa derart: Der dort hat eine platte Nase, also ist er ein Dummkopf, und Jener hat eine Adlernase, also ist er ein Genie! Seume nahm allerdings an, daß, den Familienstoff abgerechnet, sich jeder Mensch seine Nase so ziemlich selbst mache, daher die Kinder fast durchaus noch unbestimmte Nasen hätten. Diese letztere Beobachtung ist ja richtig; aber die Schlußfolgerung ist falsch. In dieser kleinen, unschuldigen, kaum erst angedeuteten Nase des jungen zappelnden Weltbürgers ist doch schon der Keim zu der Familiennase darin, die in dem Geschlecht erblich ist; und mag der Weg noch so weit sein von dieser kleinen flachen Mopsnase bis zu der gefürchteten Hakennase des Vaters oder Großvaters, tausend gegen eins zu wetten: sie wird diesen Weg zurücklegen, unentwegt, unaufhaltsam, allen frommen Wünschen der Angehörigen zuwider! — Denn der einzelne baut sich eben seine Nase nicht allein; im Gegentheil, das Allermeiste dazu bekommt er geliefert, — es ist das, was eben schon eine ganze Reihe von Generationen an der Nase gebaut haben, und davon und dazu kann der Einzelne nur wenig thun. Und doch etwas, wenn auch unscheinbares, unsichtbares! Auch die Nase

— wie jeder andere Theil des Organismus — unterliegt den ehernen Geſetzen der Anpaſſung und Vererbung, und indem der Einzelne durch Erziehung, Gewöhnung und Uebung, durch Gebrauch und Nichtgebrauch im Kampfe ums Daſein gewiſſe Eigenſchaften und Merkmale gewinnt, andere verliert, — und Gewinn und Verluſt forterbt auf die Nachkommen, — ſo verſchwinden im Lauf der Zeiten aus Familien, Völkern, Raſſen Merkmale und Fähigkeiten, die ſie früher ausgezeichnet, und andere machen ſich geltend, die nicht dageweſen. Und ſo tragen eben die Individuen Sandkorn zu Sandkorn zuſammen zu dem Bau des Organismus, der ſo unabänderlich erſcheint, und doch ſo veränderlich iſt. Der Bau der äußeren Naſe nun hängt ab von dem Bau des Geſichts- und Kopfſchädels und auch von der Arbeit der Geſichtsmuskeln; beide Momente aber werden durch das Gehirn, durch die Seele mit beeinflußt. Daß ein reges Geiſtesleben, ein leichtbewegliches Gemüth, ſtarke Leidenſchaften die Geſichtsmuskeln mehr in Aktion bringen wie ein leerer Geiſt und ſtumpfe Sinne, das werden Sie oft genug beobachtet haben. „So geben, ſagt Roßbach, ſeeliſche Vorgänge im Menſchen, das Erwachen ſchlummernder Leidenſchaften der Naſe allmählich eine edlere Modellirung. Stumpfe und in die Höhe gerichtete Naſen werden umgekehrt eine immer ausdrucksloſere Form annehmen, wenn ihre Inhaber nicht oft von Gedanken gequält, von Leidenſchaften heimgeſucht werden .... Eine feingezeichnete edle Naſe kann dem Menſchen angeboren ſein, ſeine Vorfahren können ſie auf ihn vererbt haben, indem ſie ſelbſt durch ihre Geiſteskraft, ſowie durch ihre Leidenſchaften eine immer beſſere Modellirung der Naſe fertig brachten. Aber es kann auch eine von Geburt plumpere Naſe durch geiſtige Zucht ſchon in einem Menſchenalter veredelt werden.“ „Den Stempel der Natur ſelbſt ändert Uebung“ — heißt es bei Shakeſpeare. Daß ſchließlich bei aufgehobener Naſenathmung

auch die Naſe, ebenſo wie andere Organe, durch Nichtgebrauch in ihrem Ausbau zurückbleibt, haben wir ſchon viel früher erwähnt.

Nur in ſolchem Sinne, in dieſem aber auch voll und ganz, beſteht das ſchöne Wort Schillers zurecht, das wir ja ſo gerne glauben möchten: „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut.“ —

Ich hatte nun eigentlich gehofft, mit einer kleinen Anthologie über die Naſe aus der Litteratur ſchließen zu können, muß Ihnen aber leider geſtehen, daß dieſe Blumenleſe ſehr dürftig ausfallen wird. In der ſchönen Litteratur ſcheint die Naſe ſich eben noch kein Bürgerrecht gewonnen zu haben. Wir hatten ſchon früher Gelegenheit zu bemerken, daß die Lyriker ſich ſo wenig mit den Naſen ihrer Geliebten beſchäftigen. Vielleicht fürchten ſie die kritiſche Natur dieſes Organs! Aber auch außerhalb der Lyrik wird nicht viel von der Naſe geſprochen. Und doch hat nach Shakeſpeare ſelbſt der Himmel eine Naſe, denn Othello ſagt: „Heaven stop the nose at it.“ Der liebe Gott dagegen hat — dem heiligen Cyrillus zufolge — keine. Für dieſe Behauptung aber wäre der fromme Vater von ſeinen Kollegen faſt geſteinigt worden, was kein Wunder iſt, da ſie mit allen Ueberlieferungen in Widerſpruch ſteht. Denn erſtens heißt es: „Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn!“ Woher käme dann alſo die menſchliche Naſe? Ferner ſteht geſchrieben: „Und Gott der Herr machte den Menſchen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in ſeine Naſe. Und alſo ward der Menſch eine lebendige Seele.“

Es wird dann ferner in der zweiten Epiſtel Pauli an die Corinther von dem Geruch der Erkenntniß Gottes geſprochen und es heißt dann: „Denn wir ſind Gott ein guter Geruch Chriſti, beides unter denen, die ſelig werden und unter

denen, die verloren werden. Diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben." — Im Hohelied Salomonis finden wir denn auch einmal eine Nase besungen; die Verse lauten: „Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Thurm; deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon, am Thor Bathrabbim; deine Nase ist wie der Thurm auf Libanon, der gegen Damascus siehet," wobei man sich gegenwärtig halten muß, daß die Eignerin dieser, man kann hier wohl sagen: pyramidalen Vorzüge Diejenige ist, von der es vorher heißt: „Du bist schön, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jerusalem, schrecklich wie Heeresspitzen."

In volksthümlichen Redensarten kommt die Nase auffallend häufig im Faust vor: „In jedem Quark begräbt er seine Nase" — sagt Mephisto vom Menschen zu Gott. Zu Faust: „Du übersinnlicher sinnlicher Freier, ein Mägdelein nasführet dich". Und mehr drastisch wie schön sagt in Auerbachs Keller Frosch zu seinen Kumpanen:

„Bei einem vollen Glase
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn
Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase!"

In richtiger Schätzung der Thatsachen sagt Antolycos in Shakespeares Wintermärchen: „Eine gute Nase ist ein gesuchter Artikel, um Arbeit für die übrigen Sinne auszuwittern."

Eine eigenthümliche Redewendung braucht Schiller in seinem Gedicht: „Graf Eberhard der Greiner von Württemberg":

„Ihr, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!"

was wohl soviel wie „aufgemerkt", „aufgepaßt" heißen soll.

Außer in Webers Demokritos, aus dessen Kapitel „Ueber Nasen" einiges anekdotenhafte auch in diesen Vortrag übernommen ist, wüßte ich aber eigentlich nur drei Autoren,

bei denen die Naſe eine größere Rolle, mehr als eine Statiſtenrolle ſpielt. Das iſt erſtens bei Rabelais in ſeinem Gargantua und Pantagruel, dann zweitens bei Sterne in Triſtram Shandy und drittens in einigen Werken Zolas. Weder bei dem Erſten noch bei dem Letzteren aber kann ich hier verweilen, ohne ein Naſenrümpfen Ihrerſeits hervorzurufen. Dagegen möchte ich Sie auf die ſehr launigen Ausführungen in dem Roman Sternes hinweiſen. Die Familie Shandy alſo iſt früher zu Zeiten Heinrich VIII. ſehr einflußreich geweſen; ihre hohe Stellung aber hatte ſie den impoſanten Naſen ihrer Mitglieder zu verdanken gehabt (eine Behauptung, die nicht vereinzelt daſteht, da Cyrus und Artaxerxes ſogar den perſiſchen Königsthron vermittelſt ihrer imponirend ſchönen Naſen erlangt haben ſollen). Dann aber hätte das Rad ſich plötzlich gewandt, die Naſe des Urgroßvaters des Helden hätte der Familie einen Schlag verſetzt, von dem ſie ſich nicht wieder hätte erholen können. „Ich halte dies für eine ſehr unbillige Forderung!“ rief mein Urgroßvater, indem er den Ehekontrakt zuſammenrollte und auf den Tiſch warf. „Danach, Madame, haben Sie alles in allem zweitauſend Pfund Vermögen, nicht einen Schilling mehr, und verlangen ein Leibgedinge von dreihundert Pfund jährlich.“

„Weil Sie eine ſo kleine Naſe haben, Sir, faſt gar keine!“ antwortete meine Urgroßmutter.

„Alle Teufel, rief mein Urgroßvater, und ſchlug mit der Hand an die Naſe, — es giebt kleinere, ſie iſt um einen ganzen Zoll länger, als die meines Vaters.“

„Die war wie eine Eicheldaus geformt, Sir!“

Das Hauptſtudium des Vaters des Helden bildete nun die menſchliche Naſe, und daß er keinen lebhafteren Wunſch hat als einen Sohn zu bekommen, deſſen Naſe wieder beſſere Zeiten für die Familie hoffen läßt, iſt natürlich. Und da will es

nun das Unglück, daß dem Helden gleich bei der Geburt die Nase mit der Zange eingedrückt wird. Dieses Unglück wirft den Vater völlig darnieder, und der Held betrachtet diese eingedrückte Nase als den Grund aller Uebel und Widrigkeiten, mit denen er im Leben zu kämpfen hat.

Sie sehen also: auch hier wieder ist es die große — nicht die kleine Nase, die der Wünsche und des Strebens Ziel, und eine solche ferner ist sogar der Held eines dramatischen Werkes, betitelt: „Papas Nase", Schwank in einem Aufzuge von Gustav Kraus und Julius Niedt, und da die zwei Verfasser an einer Nase augenscheinlich nicht genug hatten, so spielt neben der Nase des Papas die Hauptrolle die Nase des Liebhabers. In der ersteren liegt der dramatische Knoten, in der letzteren die Lösung. Beide aber geben sich an Größe nichts nach, und es ist ein Wunder, daß die Verfasser sie in einem Aufzuge unterbringen konnten. Und die große, nicht die kleine Nase ist es denn auch wiederum, die einen, inzwischen gänzlich vergessenen Dichter dazu begeistert hat, diesem Körpertheil ganz allein und ausschließlich — nicht etwa auch dem an dieser Nase noch zufällig daran sitzenden Menschen — seine Lyra zu widmen. Dieser Dichter heißt Haug und sein Werk die „Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase", und wäre der Dichter nur annähernd so groß wie sein Stoff — er wäre der größesten einer.

„Alles in allem" — sagt Michell im Tone des Demokritos mit Recht — „ist unsere Nase ein merkwürdiges Gewächs: sie hat den Rücken vorn, die Flügel unten und die Wurzel oben." Sie aber werden, hoffe ich, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Nase denn doch ein Gegenstand ist, — über den sich reden läßt.

Anmerkungen.

[1] Etwas über die Naſe. Monatsſchr. f. Ohrenheilkde. 1883. Nr. 12.

[2] Das folgende Linguiſtiſche, ebenſo wie das Phraſeologiſche iſt entlehnt der ausgezeichneten Studie von Hovorka, Die äußere Naſe. Wien, Hölder, 1893.

[3] Dieſe niedliche Geſchichte fand ich angegeben bei Guſtav Michell: Unſere fünf Sinne. Illuſtr. Zeitung. Auguſt 1896.

[4] Bernſtein, Die fünf Sinne des Menſchen. Brockhaus 1875.

[5] Hack, Riechen und Geruchsorgan. Wiesbaden, Bergmann, 1885.

[6] Zarniko, Krankheiten der Naſe. Berlin, Karger, 1894.

[7] Brücke, Schönheit und Fehler der menſchlichen Geſtalt. Wien und Leipzig, Braunmüller, 1893.

[8] Deſor Loele, Essai sur le nez au point de vue antropologique et estétique. 1878.

Außer dieſen Werken iſt — beſonders für den mediziniſchen Theil — hauptſächlich benutzt: Gerber, Die Beziehungen der Naſe und ihrer Nebenräume zum übrigen Organismus. Berlin, Karger, 1896. Daſelbſt auch genauere Angaben über die übrige im Vortrag erwähnte Litteratur.

Kleine Geschichten.

Von **Alexandrine von Holmblad.**

1. u. 2. Bändchen.

Jedes Bändchen eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Der „**Berner Bund**" sagt: In kleinen zierlichen Büchlein erzählt die Verfasserin kleine zierliche Geschichten, denen jener poetische Duft nachgerühmt werden kann, der zur Weihnachtszeit den mit Goldflitter behangenen, lichtstrahlenden Tannenbaum im wohnlichen Zimmer umfliegt. — Wir können die liebenswürdige Gabe namentlich der jüngeren Damenwelt von Herzen empfehlen.

Erlebtes und Erträumtes.

Von **Eva Treu.**

Eleg. geh. Mk. 2.50, eleg. geb. Mk. 3.50.

„Erlebtes und Erträumtes" von Eva Treu hat Anspruch auf Beachtung in weiteren Kreisen. Man erfreut sich namentlich an der Gefühlstiefe, die die Verfasserin in ihren Schilderungen der weiblichen Charaktere verräth. Der Erzählungston ist ein sehr sympathischer. Namentlich der Damenwelt seien die Treu'schen Erzählungen empfohlen.

(Hamb. Fremdenblatt.)

Tennysons Enoch Arden.

Deutsch von **Karl Eichholz.**

3. Auflage. Miniaturausgabe, geb. in Leinwand Preis 80 Pf. Hochfein in engl. Leinwand geb. mit Gold- und Silberpressung Preis Mk. 2.—.

Marina.

Ein Lied vom Nordseestrande von **Christian Benkard.**

Preis geh. Mk. 2.50, eleg. geb. Mk. 3.50.

Das Gedicht schildert uns das Liebesleben einer jungen, nach Dithmarschen entführten Südländerin inmitten des harten und kämpfereichen Lebens der Dithmarsen. Es steckt in dieser herrlichen Jungfrau ein wenig von der Jungfrau von Orleans, der sie im Kampfe für die Heimath nacheifert. Der Dichter verfügt über ein sicheres Formtalent und eine hübsche Schilderungsgabe und hat den Charakter des Dithmarsen-Volkes im Kerne erfaßt.

Dies bezeugt auch einer der ersten Kenner des Holstenlandes, Theodor Storm, dem der Verfasser dieses Werk dedicirte. (Hamb. Fremdenbl.)

Etwas über Nasen.

Ein populärer Vortrag.

Von

Dr. P. H. Gerber,

Privatdocent an der Universität Königsberg.

Mit drei Abbildungen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1896.

VIII. 173

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE LIBRARY,
CAMBRIDGE, MASS.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 257.

Der Kult und die Mysterien von Eleusis.

Von

Leo Bloch

Privatdocent an der Universität Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1896 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg ist soeben erschienen:

Russisch Centralasien.

Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan

Von

Dr. Max Albrecht.

Mit 52 Abbildungen.

Preis M. 8.—. Elegant gebunden M. 10.—.

Im knappen Rahmen einer Reiseschilderung bringt der Verfasser eine auf gründlichen Litteraturstudien aufgebaute kulturgeschichtliche Studie der besuchten Länder, die in kurzen Hinweisen auf die Geschichte der innerasiatischen Reiche und Städte klar und übersichtlich den heutigen Zustand dieser Gebiete in kultureller, wirthschaftlicher und politischer Hinsicht dem Leser vor Augen führt.

Das Schlusskapitel des Buches behandelt die Pamirfrage, die das Interesse aller Gebildeten beanspruchen darf, da sie ein Gebiet behandelt, auf dem die mächtigen, um die Herrschaft in Asien wetteifernden Weltreiche, England und Russland, in unmittelbare Berührung miteinander gelangen.

Der Kult und die Mysterien von Eleusis.

Von

Dr. Leo Bloch,
Privatdocent an der Universität Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Die Götterwelt eines Volkes ist der Ausdruck seiner Lebensauffassung und steht darum in einer natürlichen Abhängigkeit von seinen örtlichen Verhältnissen, von seiner Kulturstufe, von seinen äußeren Schicksalen. Ein kriegerisches Wandervolk wird geneigt sein, den ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen dort zu suchen, wo auch ihm in seiner Unruhe ein stetiges Element wahrnehmbar ist, am Himmelsbaue. Himmel und Sonne, Mond und Gestirne, welche über seinem gestrigen Wohnsitze schweben, wie über dem heutigen, sind ihm der natürlichste Ausgangspunkt für seine übernatürlichen Vorstellungen. Ein seßhaftes, ackerbautreibendes Volk hingegen wird in weit höherem Maße dort die mächtig waltenden Kräfte suchen, wo *ihm* der Urquell alles Lebens erscheint, in der Erdtiefe. Wie in der Frühzeit menschlicher Kultur die Sitte, die Todten zu verbrennen, bezeichnend ist für die Wandervölker, so versenken die seßhaften ihre Lieben, wenn sie dahingeschieden sind, in den Boden; sie lassen sie eingehen in das Reich der guten, großen Götter, welchen sie Leben und Unterhalt verdanken. Ja, im Grunde genommen sind diese großen Götter selbst nichts anderes, als selig Abgeschiedene. Sie sind die Ahnen des ganzen Volkes, welches über ihnen seine Fluren bebaut, und im Todtenreiche führen sie die Herrschaft über die unzähligen kleinen Götter, wie ihre direkten Abkömmlinge, die sceptertragenden Könige, über die lebenden.

Kein Kulturvolk aber ist schlechthin als seßhaftes oder wanderndes zu bezeichnen. Die Seßhaftigkeit wollte allenthalben erobert und vertheidigt sein, und andererseits wurde sie früher oder später jedem Stamme einmal zu theil. Die Verehrung des Himmels und der Erde ist darum auch allen Völkern gemeinsam. Nur das größere oder geringere Ueberwiegen einer der beiden Religionen verräth uns, auf welcher Stufe die Lebensauffassung des Volkes ihre innerlichste Vertiefung gewonnen, welche Eindrücke am nachhaltigsten in der Seele des Volkes fortwirkten.

Lebenswarm, farbenfroh und wohlgeordnet tritt uns der griechische Götterstaat bei Homer entgegen. Das blinde Vertrauen aber, welches man ehedem dem göttlichen Sänger entgegenbrachte, ist von der philologischen und historischen Kritik arg erschüttert worden. Homer darf uns freilich nach wie vor als sicherer Ausgangspunkt dienen. Aber er bietet uns nicht die Zustände und Anschauungen der von ihm besungenen Zeit. Diese ist ihm vielmehr bereits sagenhaft geworden, wenn auch freilich auf jener Kulturstufe eine geringere Frist dazu gehörte, als in den späteren Perioden, welche sich einer mehr oder minder entwickelten Geschichtsschreibung erfreuten. So sind auch die Götter, welche für und gegen Ilion Partei nehmen, dieselben, an welche Homer — man wird diese Personificirung heute mir nicht mißdeuten — glaubte, während er nach denen des Agamemnon und Odysseus oder gar des Priamos und Sarpedon wenig fragte. Wir aber können diesen um ein gut Theil näher rücken, denn uns ist Homer nicht mehr das älteste Denkmal der griechischen Kultur. Aeltere, wenn auch weit lückenhaftere Quellen erschließen uns die voraufgehende Stufe. Die „Wissenschaft des Spatens" hat uns in Bezug auf das äußere Leben glänzende Probestücke von ihr leibhaftig vor Augen geführt. Für die Religion dieser Zeit aber gilt es, die Bruchstücke zu-

sammenzusuchen aus den besser überlieferten Formen der Spätzeit, in welchen sie als innerster Kern, von jüngerem Beiwerke überwuchert, sich erhalten haben; etwa wie man die Bruchstücke älterer Dichter aus den gelegentlichen Erwähnungen bei späteren Schriftstellern mühsam zusammensuchen muß, wenn man einen Einblick in ihre Kunst sich eröffnen will.

Das ionische Heldenepos meldet uns nicht die nationalen Heldenthaten; nur durch bestimmte kulturgeschichtliche Kombinationen ist es uns in ionischer Form erhalten worden. Die Träger der Handlung gehören dem Stamme der Achäer an, der nach bewegten, kämpfereichen Zeiten friedlich und seßhaft, über ganz Hellas verbreitet, seine Fluren bestellte und seine Götter verehrte. Aber nicht ewig sollte die achäische Herrlichkeit dauern. Stammverwandte Nomaden, von nachdrängenden stammfremden Völkerschaften getrieben, brachen herein mit anderen Sitten und anderen Göttern und überwanden in kräftigem Ansturme die des Krieges entwöhnten Bauern. Ueberall trägt das Vordringen der Dorer den Stempel roheſter Gewaltsamkeit. Das ganze Land wurde Eigenthum der Sieger, die Einwohner wurden zu Knechten oder politisch rechtlosen Zinsbauern gemacht, während die alten Kulte, das festeste, die Unterdrückten verknüpfende Band, stellenweise mit fanatischem Hasse verfolgt wurden. Die Religion der Himmelsgötter siegte, und der Sonnengott Apollon nahm die altehrwürdigen Kultstätten in Besitz, an welchen bisher die Unterirdischen ihren Getreuen Rath und Hülfe gespendet hatten.

Früher als die Dorer hatte eine andere Schar griechischer Brüder die attische Halbinsel und das nahe Euböa überfluthet. Das waren Jonier gewesen, Träger einer höheren Kultur, die auch nicht die Welt allein unter dem Gesichtswinkel beschränkter Stammesvorurtheile betrachteten. Freilich auch sie fühlten sich als das Herrengeschlecht, auch sie verlangten nach dem Gute Anderer, aber es lag Maß und Rücksicht in der Durchführung

ihrer Herrschaft. Instinktiv strebten sie nach einer Vermischung beider Stämme und beider Kulturen. Sie theilten sich mit den Achäern in das Land, und wenn sie auch ihre himmlischen Götter, Athena und Zeus, in die neue Heimath mitbrachten und ihren Dienst als Staatskult erklärten, so zollten sie nichtsdestoweniger den achäischen Göttern, Poseidon und Demeter, die gleiche Verehrung wie die Eingeborenen, und ließen sich sogar in die geschlossenen Kultgemeinschaften aufnehmen, welche die natürliche Folge eines jeden Ahnenkultes sind. Rassenkreuzung und freies Spiel aller Kräfte war die — selbstverständlich instinktive — Devise des ionischen Stammes. Für Athen ist sie durch Jahrhunderte in Geltung geblieben und hat auch schließlich die herrlichste Blüthe der griechischen Kultur, das perikleische Zeitalter, heraufgeführt. Sparta mit seinem unverändert festgehaltenen Junkerregimente und mit seiner Oekonomie der Kräfte konnte Athens Blüthe überleben; aber welches Leben das herrlichere und bedeutendere gewesen ist, das steht für uns außer allem Zweifel: „Es ist nur ein Athen gewesen."

II.

Der Kult der Unterweltgötter, der chthonischen, war über ganz Griechenland verbreitet. Selbst später, als der homerische panhellenische Götterstaat sich allerorten in das Volksbewußtsein Eingang verschafft hatte, führte der chthonische Kreis sein Sonderdasein fort mit unverkümmerter Kraft. Schwer nur ließen sich diese Gestalten in das große System einordnen, welches im homerischen Götterstaate die Spuren der hier vereinigten Gegensätze so künstlerisch verwischt hat. Aber darum bieten die chthonischen uns auch das anschaulichste Bild einer religiösen Entwickelung, der zahlreichen Wandlungen, welche eine Religion durchmachen muß, wenn sie sich dauernd auf der Höhe der Zeit erhalten soll, wenn sie auch bei allen Aenderungen der

Lebensauffassung und der äußeren Verhältnisse den religiösen Bedürfnissen ihrer Bekenner genügen soll. So sehen wir an abgelegenen Orten Auffassungen sich lebendig erhalten, welche an anderen, von den Zeitströmungen erfaßten, an dem Kulturfortschritte rastlos mitarbeitenden verblassen und zu Rudimenten sich abstumpfen mußten. Die religiöse Idee, welche überwuchert war von dem tollsten Unkraute des Aberglaubens, des Pfaffentruges u. s. w., sucht und findet einen reineren Ausdruck, den selbst der Kulturmensch ohne Selbstverachtung unterschreiben darf. Andererseits aber weiß die Kultform auch Nutzen zu ziehen von dem Kulturfortschritte; sie stellt Dichtung und Kunst in ihren Dienst; ja, in der Gefolgschaft des Gottesdienstes erblühte die antike Kunst nicht minder als die christliche. Und wie verschieden uns heute die abergläubischen Madonnendienste eines sicilischen oder rheinischen Dorfes und etwa eine Papstmesse in der Peterskirche auch erscheinen, ihren gemeinsamen Ursprung verleugnen diese Gottesdienste doch ebensowenig, als die Wunderkulte von Lebadeia, von Aornon oder von Knidos und die mit den feinsten künstlerischen Effekten ausgestattete große Mysterienfeier von Eleusis.

Mit Fug und Recht sah man die chthonischen Kulte als die altehrwürdigen, vom Boden untrennbaren an. Man führte sie darum auf die älteste, sogar auf die vorgriechische Bewohnerschaft des Landes zurück, für welche man den Namen Pelasger in mythischem Sinne verwandte, während man historisch ein kurz vor Herodot über die Inseln und Küsten des thrakischen Meeres verbreitetes Volk so bezeichnete. Man ging mit dieser Bezeichnung wohl über das Ziel hinaus und empfand die seßhaft gewordenen Achäer schon als eine stammfremde Bevölkerung. Am Werthe der Ueberlieferung ändert das aber wenig. Die Kulte gehören in die achäische Kulturschicht. Arkadien, für den Griechen das Land der autochthonen Pelasger par excellence,

ist die eigentliche Domäne dieser Gottheiten. Die arkadischen Demeterkulte zeigen eine große Aehnlichkeit mit denen von Lakonien, wo sie unter Periöken und Heloten trotz der schon von Herodot hervorgehobenen Feindseligkeiten der dorischen Eroberer eine unaustilgbare Lebenskraft bewährten. Sehr nahe stehen auch die Demeterkulte Böotiens, so daß man oft genug an nahe historische Beziehungen zwischen beiden Ländern gedacht hat. Und als das Dorerthum seinen schwersten Schlag erlitten durch Epameinondas, erhob das nunmehr endgiltig befreite Messenien zu seinem nationalen Heiligthume den Kult der Erdgöttinnen von Andania. Obgleich dieser unter der Fremdherrschaft bis auf eine dunkele Erinnerung ganz abgestorben war und seine Formen nach dem Vorbilde des blühenden eleusinischen Kultes einrichten mußte, gewann er in kurzem volle Lebenskraft, ja nach dem großen Festapparate zu schließen nahm er auch unter den Demeterkulten einen besonders hohen Rang ein.

Doch weder in der Peloponnes noch in Böotien kam der chthonische Kult über örtliche Geltung hinaus. Als der Zeus von Dodona und Olympia, der Apollon von Delos und Delphi schon Verehrung fanden, soweit die griechische Zunge reichte, wurde die chthonische Gottheit nur von dem anerkannt, der in ihr die Herrin seines Sitzes sah. Verschiedene Bedingungen mußten sich vereinen, um einem derartigen Kulte eine nationale Stellung zu geben. Es bedurfte hierzu einer Bevölkerung, welche diesen Kult mit besonderer Weihe pflegte, die in einem besonders intimen Verhältnisse zu diesen Gottheiten stand, und es bedurfte neuer, frischer Impulse, welche dieser Antiquität neues Leben einhauchen konnten.

Natürlich waren die achäischen Stämme, die indolent auf ihren Lorbern ausruhten, wie die heutigen Griechen oder Spanier, am wenigsten hierzu geeignet. Die Dorer verschlossen sich einer solchen Aufgabe mit Fleiß. Die leicht bewegliche, gemischte,

vorwiegend ionische Bevölkerung Athens war aber wie geschaffen für sie. In dem unbewußten Drange nach der geistigen Suprematie über ganz Hellas erfaßte sie das Ziel, den Kult, der allenthalben die Herzen am meisten bewegte, herauszulösen aus seiner örtlichen Zersplitterung, die Erdgottheit nicht als die Göttin von Thelpusa oder von Pheneos oder von Lebadeia aufzufassen, sondern als eine die ganze civilisirte Erde, d. h. ganz Hellas segnende Kraft. Dazu hatten die Athener auch wirklich die Mittel. In ihrem Lande lag Eleusis, ein nach der Erdgottheit benannter Ort, wo ihr Dienst als Ahnenkult von den vornehmsten Geschlechtern gepflegt wurde. Und andererseits hatte Athen die Macht über die Geister, um sie zur Hingabe an eine Idee um sich zu scharen. Der Kult erhielt gerade durch äußere Maßnahmen eine so überaus glänzende Form, daß er auch nichtathenische Griechen in großer Zahl an sich lockte und fesselte. Das Werk gelang den Athenern nicht nur, sie benöthigten hierzu sogar einer so überaus kurzen Frist, daß man nicht genug darüber staunen kann.

Eleusis hat nicht immer zu Athen gehört. Wir besitzen eines der werthvollsten Dokumente über den eleusinischen Kult in dem sog. homerischen Hymnus auf Demeter, dessen Entstehungszeit ungefähr in den Schluß des siebenten Jahrhunderts fallen mag. Von einer Zusammengehörigkeit der beiden Nachbarorte findet sich hier noch kein Wort. Dagegen berichten andere Ueberlieferungen von großen heftigen Kämpfen zwischen ihnen. Man hat diese Kämpfe mit dem später erfolgten Ausgleiche zu einer scheinbar sehr natürlichen Folgerung verknüpft. Beide Kämpfer haben, so sagte man, lange genug mit gleichen Kräften gerungen, und schließlich habe man das Abkommen getroffen, daß Eleusis zwar Theil des attischen Gebietes werden sollte, der Hauptkult von Eleusis aber, das vorwiegend Priesterstaat gewesen, sollte zum attischen Staatskulte erhoben werden

unter Zusicherung aller Privilegien an die betheiligten eleusinischen Geschlechter. So sei kein Theil bei diesem Geschäfte leer ausgegangen.

Zweierlei spricht dagegen. Die großen Kämpfe zwischen Athen und Eleusis melden von anderen Heroen als denen der ionischen Athener des siebenten Jahrhunderts. Der athenische Vorkämpfer Erechtheus ist durchaus Achäer, er ist hervorgegangen aus Poseidon Erechtheus, dem unterlegenen und nur unvollkommen versöhnten Gegner der Athena im Kampfe um die Hauptkultehren von Attika. Diese Nachbarfehden liegen vor den großen Wanderungen der Dorer und Jonier. Ferner sind auf dem Aigaleos, dem die Ebenen von Athen und Eleusis scheidenden Gebirgszuge, Spuren eines Befestigungsgürtels erhalten, der die späteren Kämpfe auch in einem ganz anderen Lichte erscheinen läßt. Es kann sich hier nicht um die alltäglichen Nachbarfehden gehandelt haben, sondern es muß von dieser Seite aus ein großer Ansturm Attika bedroht haben. Es wäre geradezu lächerlich, an heftige Kriege zwischen dem fast völlig geeinten Attika und dem kleinen eleusinischen Nachbarstaate zu denken. Die Vereinigung von Athen und Eleusis gehört in einen ganz anderen Zusammenhang als jene mythisch-heroischen Nachbarfehden. In diesen hatten zwei achäische Stämme einander gegenüber gestanden. Als aber die Frage der Vereinigung aufgeworfen wurde, da waren die Achäer schon längst kein Machtfaktor mehr, der noch lange gefragt wurde. Eleusis konnte nur zwischen zwei Fremdherrschaften wählen, zwischen der dorischen und der ionischen, zwischen Athen und Megara. Zur Zeit Solons, kurz vorher und kurz nachher, sehen wir Athen gleichsam nach seinen natürlichen Grenzen streben. Erst kurz vor den Perserkriegen kommen diese Kämpfe mit der Einverleibung von Oropos und der Kolonisirung von Euböa zum Abschlusse, und in diese Bestrebungen fällt auch die

Annexion von Eleusis. Sie war durchaus kein Sieg über die Achäer, sondern ein solcher über die Megarer, ein Seitenstück zu der Besitzergreifung des gleichfalls vorwiegend achäischen Salamis. Die schöne Politik der Pufferstaaten war damals noch nicht erfunden. Die beiden gewaltigen, Dorer und Jonier, rückten sich so nahe auf den Leib, als es irgend möglich war, bis ein entscheidender Schlag von einer Seite dem Vorgehen des Gegners ein Ende machte. Das hatte Athen mit der Besitzergreifung dieser Orte erreicht.

Es ist kein Wunder, daß die Achäer von Athen mit schonungsvollster Rücksicht behandelt wurden. Eleusis behielt sein Stadtrecht, selbst die freie Münzprägung wurde ihm gewahrt, und seine Adelsgeschlechter zählten unter die vornehmsten des ganzen Landes.

Vor allem wurde aber der Kult der eleusinischen Gottheiten als einer der heiligsten in der gesamten Landschaft gepflegt. Der Boden hierfür war überdies trefflich vorbereitet. Handelte es sich doch um dieselben Götter, welche aus den Demenkulten von Halimus und Agra in die attische Landesreligion übernommen waren. Wie aber Eleusis die politisch bedeutendste der einverleibten Gemeinden war, so erwies sich auch diese Kultverbindung als die folgenreichste für beide Theile. Aus dem Kulte von Eleusis entwickelte sich eine allgemein griechische Religion. Der alte Demeterkult, der in seiner lokalen Beschränktheit vegetirte, wurde durch Athens Schutz zu neuem ungeahnten Glanze emporgehoben, und sicherte den alten achäischen Einwohnern für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz im Staate. Athen aber hatte ein weiteres und zwar ein mächtig wirkendes Mittel in die Hand bekommen, um die ernsteren Geister ganz Griechenlands an seine Führung zu fesseln. Schon im Beginne des fünften Jahrhunderts, also etwa ein Jahrhundert nach der Einverleibung, muß die Schar der Kultgenossen sich über die

Landesgrenzen hinaus erstreckt haben. Auch der Thebaner Pindar war eleusinischer Myste. Und ungefähr ein halbes Jahrhundert später fordert ein Volksbeschluß, welcher den Athenern und ihren Bundesgenossen eine Ernteabgabe nach Eleusis (1/12 bis 1/6 vom Hundert) auferlegt, alle griechischen Staaten auf, sich an dieser Beisteuer zu betheiligen „nach der Sitte der Väter und dem Orakelspruche des delphischen Gottes". Wie weit damals diesem Ansinnen Folge geleistet wurde, läßt sich nicht feststellen. In der Zeit des peloponnesischen Krieges wird der politische Standpunkt wesentlich auf Betheiligung oder Zurückhaltung eingewirkt haben. Aber schon vor 380 war nach Isokrates' Zeugniß dieser Brauch wieder fast allgemein in Hellas anerkannt; und aus späterer Zeit, als Athen im Sinne einer nationalen historischen Reliquie von der ganzen gebildeten Welt mit besonderer Ehrfurcht behandelt wurde, bezeugen uns mehrere Inschriften das Fortleben dieser eleusinischen Steuer.

III.

Betrachten wir einmal die eleusinischen Gottheiten des näheren. Wir gehen auch hier am besten von dem sog. homerischen Demeterhymnus aus. Er ist für das große Fest bestimmt und erzählt die an den Koraraub sich knüpfenden Abenteuer der Demeter, ihre Einkehr in Eleusis, die Stiftung des Tempels und der Mysterien. Wie alt auch dieser Mythus sein mag, wie durchsichtig er auch physische und historische Thatsachen zum Ausdrucke bringen mag, er kann unmöglich einer primitiven Stufe der Göttervorstellung angehören. Zwei Göttinnen, welche im Grunde dasselbe bedeuten, die Triebkraft der Erde, sind für eine ursprüngliche Religion sicherlich zu viel. Wie in allen derartigen Fällen liegt auch hier ein Kompromiß vor. Zwei Stämme stießen mit ihren wesensgleichen Göttern aufeinander; da aber auch keiner die persönliche Gestaltung auf-

geben wollte, welche die Gottheit bei ihm gefunden, ſo ſchuf man einen Ausweg. Man machte eine Göttin zur Tochter der anderen und theilte die urſprünglich allen Erdgottheiten gemeinſamen Funktionen — den Segen des Feldbaues und die Herrſchaft im Todtenreiche — zwiſchen beiden. Demeter und Perſephone wurden zu einem unzertrennlichen Paare. Die allegoriſche Verwendbarkeit der Kultlegende von dem Raube und der Rückkehr der Tochter wirkte ſo überzeugend, daß ſie überall Eingang fand, und die alten Kulte dementſprechend umgeſtaltet wurden. Nur ſehr wenige Kultſtätten blieben von ihr unberührt und beſchränkten ſich auf den Dienſt einer Göttin.

Wann und wo dieſe Vereinigung zuerſt vor ſich gegangen, das entzieht ſich unſerer Kenntniß. Homer giebt nur in wenigen, ſicherlich ſpäten Stellen von ihr Kunde durch Anſpielung auf die Liebe des Zeus zu Demeter und ſeine Vaterſchaft zur Perſephone. Nichtsdeſtoweniger iſt jene Vereinigung älter als Homer, denn wir ſehen ſie verbreitet im ganzen Gebiete der achäiſchen Kultur. Mit ein bißchen anderen Worten berichtet von ihr die uralte arkadiſche Legende; und der Brauch von dem lakoniſchen Helos, an gewiſſen Tagen das Tempelbild der Perſephone aus der Stadt in das nahe auf der Höhe des Taygetos belegene Eleuſinion zu ſchaffen, hat noch die natürlichſte Form einer derartigen Vereinigung bewahrt.

Eleuſinion hieß der Tempel bei Helos; Eleuſinia nannte man die in Lakonien der Demeter — natürlich nicht von den Spartiaten — gefeierten Wettkämpfe; Tempel der Demeter Eleuſinia verzeichnet Pauſanias in den arkadiſchen Städten Thelpuſa und Baſilis. Man wollte — und vielfach will man es heute noch — in dieſen Stätten einen Beweis für die Fernwirkung des Kultes von Eleuſis ſehen, ja ſogar dieſe Kulte unumwunden für Filialkulte anſprechen. Man muß aber davon zurückkommen, weil unſere älteſten Zeugniſſe ſicherlich

älter sind als die Blüthe von Eleusis unter athenischer Schutzherrschaft. Sie stammen zum Theile gerade aus der Zeit, in welcher es für eine achäische Religion am schwersten gewesen wäre, neue Stützpunkte zu gewinnen, als Dorer und Jonier sich in Griechenland theilten, und die ersteren sogar eine fanatische Wuth in der Unterdrückung des achäischen Hauptkultes an den Tag legten. Bis in jene Zeiten reichen die Inschriften hinauf, welche uns von der achäischen Erdgöttin melden, und zwar, was von besonderem Werthe ist und für die Autochthonie dieser Kulte spricht, mit den mannigfachsten dialektischen Unterscheidungen. Demeter Eleusinia heißt sie nur in späteren Quellen; ihre alten Verehrer nannten sie bald Eleusia, bald Eleusina, bald Eleuthia oder Eleutho, auch Eileithyia; und in einer der ältesten lakonischen Inschriften rühmt sich ein gewisser Damonon — sicher kein Spartiat, da er auch an dem Kulte von Helos theilnimmt — mehrerer hippischer Siege an den Eleuhyninien, deren spätere Erweiterung durch musische Wettspiele eine Glosse des Lexikographen Hesych bezeugt. In diesen Zeugnissen ist uns ein Namen der Erdgöttin aufbewahrt, der ohne Zweifel älter ist, als der panhellenische Name Demeter (Erd- oder Kornmutter). Hierdurch wird auch das alte, in neuer Zeit oft nachgesprochene Märchen beseitigt, daß Eleusis seinen Namen von der „Ankunft" der irrenden Demeter erhalten habe. Im Anschlusse hieran hat man auch inmitten des derben Griechenvolkes einen ätherischen Priesterstaat konstruirt, der sich um diesen Kult als innersten Kern krystallisirt hätte. Aber nicht heißt die Eleusinia nach Eleusis, sondern umgekehrt. Auch in Böotien und auf der Insel Thera gab es Städte, die nach dieser Göttin Eleusis benannt waren. Der Vorgang war genau derselbe wie bei anderen, nach ihren Hauptgöttern benannten Städten; ich erinnere an Athen, Poseidonia, Potideia, Kyrene, Herakleia u. a. m. Die Wortbedeutung des Namens hängt freilich mit

„Ankunft“ zusammen, wenn er sich auch nicht auf eine Episode der Kultlegende bezieht. Zwei Erklärungen sind möglich. Man kann die Göttin fassen als die auf den Ruf ihrer Verehrer „Kommende“, eine wesentliche Eigenschaft der unterirdischen Gottheiten; in diesem Falle wäre er — und das macht diese Annahme im hohen Grade wahrscheinlich — aus der Beschwörungsformel gewonnen. Vielleicht besagt der Name aber auch, daß es die Göttin unseres „zukünftigen“ Lebens ist, wie ihr Reich, in das den Menschen zu „kommen“ bestimmt ist, danach das „elysische“ Gefilde heißt.

Die Sage vom Raube und der Rückkehr der Persephone-Kora hat man mit Recht die „zentrale Thatsache des Demeterdienstes“ genannt; man hätte nur hinzufügen sollen „in historischer Zeit“. Denn wir sind im stande, noch eine ältere Phase des Demeterdienstes herauszuschälen aus spärlichen, aber trotzdem untrüglichen Anzeichen. Den ersten Platz verdient ein in Eleusis gefundenes Weihrelief aus hellenistischer Zeit. Wir sehen zwei Götterpaare auf Ruhebetten gelagert. Das eine derselben, zwei weibliche Gestalten, giebt sich ohne weiteres als Demeter und Persephone zu erkennen, mindestens durch das Fackelattribut der letzteren. Jedermann, der nach Eleusis kam, wußte, daß das die großen Göttinnen dieses Ortes sind, und darum bedurfte der Künstler auch keiner Beischriften, um sie kenntlich zu machen. Das zweite Paar jedoch, ein bärtiger Gott und eine Göttin, schien ihm dieser Erklärung nicht entrathen zu können. Was er aber ihnen beischrieb, das giebt uns erst recht ein Räthsel auf. Er nannte sie schlechtweg „Gott“ und „Göttin“, sowie er mit gleichem Rechte Hunderte von Gestalten des griechischen Olymps hätte benennen können. Indessen diese Bezeichnung muß für Eleusis eine bestimmte Bedeutung gehabt haben, zumal das räthselhafte Paar auch sonst noch, in einer Opfervorschrift und dem Weihrelief eines Priesters, wiederkehrt.

Bei den mannigfachen Wandlungen, welche der Götterkreis von Eleusis durchgemacht hat, könnte man zunächst schwanken, ob es sich hier um eine später hinzugekommene Erweiterung des Kreises handelt oder um verblaßte Gestalten aus älterer Zeit. Die Unbestimmtheit in der Bezeichnung „Gott" und „Göttin" spricht aber nicht nur für das letztere, sie deutet sogar unverkennbar auf eine ehemalige Alleinherrschaft dieses Paares hin, in welcher trotz der Allgemeinheit ein Mißverständniß ausgeschlossen war. Offenbar handelt es sich um ein Götterpaar, das in seiner Sonderstellung fast über ganz Griechenland verbreitet ist, die Herrscher der Erdtiefe. Es ist dasselbe Paar, welches der Dichter der „Werke und Tage" Zeus Chthonios und Demeter benennt, dessen Kult er besonders den Landleuten ans Herz legt. Wir sehen es auf Grabreliefen aus Lakonien und Unteritalien die Spende der Ueberlebenden in Empfang nehmen; dasselbe Paar, das in heroischer Verkleidung seine alten Kultnamen, wie Trophonios und Herkyna, oder Klymenos und Chthonia weiter führt, das erst später im panhellenischen Götterstaate als ein gleichwerthiges neben viele andere trat. Durch die Entwickelung der schönen Kultlegende vom Koraraube wurde dieses ältere Paar in den Hintergrund gedrängt. „Gott" und „Göttin" nahmen selbst für die Mysten immer mehr die individuellen Züge an, welche Hades und Persephone in der Volksreligion tragen. In dieser Gestalt wurden sie denn auch in dem seit einigen Jahren aufgedeckten eleusinischen Plutonion verehrt. Ja, dieser Nebenkult muß im fünften Jahrhundert eine sehr große Rolle gespielt haben, so daß der Schöpfer des Parthenonwestgiebels das Kultbild dieses Paares in seine Komposition aufnahm. In Eleusis nämlich, gerade im Plutonion, wurden mehrere Kopien desselben gefunden, und ihr Vorbild wird man mit größerem Rechte in dem Kultbilde des Tempels als in einem dekorativen Kunstwerke suchen.

Die Ueberſetzung von „Gott“ und „Göttin“ mit Hades und Perſephone, wie auf dem obengenannten Weihreliefe, gilt alſo erſt für die Zeit des geordneten Götterſtaates. Urſprünglich aber, als es nur ein chthoniſches Götterpaar gab, waren dieſe Geſtalten durchaus identiſch mit denen, welche ſich an anderen Orten unter anderen Verhältniſſen auch in anderen Geſtalten erhalten haben. Demeter und Poſeidon finden wir vielfach in achäiſchen Kulten vereinigt, ſo in Arkadien, in Böotien, in Lakonien. Auch in Eleuſis wurde dieſe Gleichung aufgeſtellt, wenn ſie ſich auch auf die Dauer nicht behaupten konnte. Poſeidon war durchaus nicht auf das Meer beſchränkt, mag ſelbſt ſein Name auf dieſes Sondergebiet hinweiſen. Der Gott hatte eben viele Namen, und vielfältig waren die Aeußerungen ſeiner Macht. Er iſt urſprünglich derſelbe, wie der chthoniſche Zeus, und dieſe Stellung hat er in den achäiſchen Kulten vielfach bewahrt. Bei der Seemacht Athens aber gewann die Charakteriſtik des Gottes als Meerbeherrſcher zu feſtem Boden; hier konnte er nicht lange mehr als chthoniſcher Gott Verſtändniß finden. Indeſſen ließ auch dieſe Gleichung trotz ihrer Vergänglichkeit Spuren zurück.

Poſeidon iſt der Stammvater des Geſchlechtes, das in dem Hauptkulte des Ortes die vornehmſte Rolle ſpielte, der Eumolpiden. Das heißt natürlich, als man aus den unzähligen Ahnenkulten eine göttliche Kraft abſtrahirt hatte, ſtellte das vornehmſte Geſchlecht ſie an die Spitze ſeiner Ahnenreihe. Ferner offenbart ſich Poſeidon — wenig paſſend für einen Meergott — als Spender der Fruchtbarkeit, wie anderwärts, ſo auch in Eleuſis; denn am Haloenfeſte, der ausgelaſſenen Herbſtfeier, die ſpäter freilich Demeter, Kora und Dionyſos galt, wurde Poſeidons altes Recht ſtets durch eine ihm dargebrachte Proceſſion wieder in Erinnerung gebracht. Auch an einem Heiligthume fehlte es nicht. An der Schwelle des heiligen Bezirkes,

am Brunnen Kallichoros, lag ein Tempel des „Vaters“ Poseidon und der Artemis Propylaia. Wessen Vater mag Poseidon wohl hier sein? Nur des Eumolpos? Dann wäre der Ausdruck sehr seltsam. Blicken wir aber auf die nahverwandten Kultlegenden von Phigalia und Thelpusa in Arkadien, dann löst sich das Räthsel ohne weiteres. Dort sind Poseidon und Demeter-Eleusinia die Eltern der Kora-Despoina, für welche ein mystischer Kultname von Pausanias verschwiegen wurde. Also, als die zweite Unterweltgöttin der ersten „angekindet“ wurde, war es das natürlichste, ihr den Gatten der ersteren zum Vater zu geben. Poseidon ist also hier der „Vater“ der jüngeren Unterweltgöttin. Und die „Thürhüterin“ Artemis? Das Beiwort verdankt sie der Lage des Heiligthumes. Ihre Anwesenheit aber verliert alles befremdliche, wenn wir die ursprüngliche Natur der Jägerin betrachten. Im Grunde ist sie nämlich chthonisch, wesensgleich mit Demeter und Persephone. Als Tochter der ersteren bezeichnet sie übrigens der Eleusinier Aischylos. Wie Demeter nur ein neuer Name war für die alte Eleusia, Eleuthia, Eileithyia, so wurde eine Artemis Eileithyia in Böotien verehrt, und als Lochia, Lecho ist sie die Schützerin des Wochenbettes gleich der von Demeter später abgezweigten Spezialgöttin Eileithyia. Auch in agrarischen Kulten konnte Artemis nicht völlig durch Demeter verdrängt werden und — wie alle unterirdischen, besonders Hekate und die „lichtglänzende“ Persephone — ist auch sie Mondgöttin. In diesem eleusinischen Tempel waren mithin auch „Gott“ und „Göttin“ vereinigt, in älterer Form als im Plutonion, aber in jüngerer als zur Zeit ihrer Alleinherrschaft.

An dem Nebeneinander so vieler, hier bei weitem nicht erschöpfter Formen für den gleichen Inhalt darf man im griechischen Kultleben keinen Anstoß nehmen. Neues aufzunehmen war der griechische Geist immer gern bereit; aber darum war es nicht

immer thunlich, das Alte sofort fahren zu lassen, besonders auf religiösem Gebiete. Der Kult war mit dem praktischen Leben eng verknüpft, und geltende Formeln und Gebräuche scheute man sich aufzugeben. Wozu auch? Man konnte ja ganz gut die alten Götter auf ihrem Altentheile belassen, ohne darum den neuen, die den modernen Auffassungen besser entsprachen, Abbruch zu thun.

Schwierigkeiten machte aber die Mythologie. Im Alterthume wollte man auch gern von seinen Göttern etwas wissen, von ihren Familienverhältnissen, ihrem Thun und Leiden. Die anthropomorphe Ausgestaltung der Götter und die kindliche, lebhafte Phantasie ihrer Verehrer trieben in gleicher Weise hierzu. Die verschiedenen, nach und nach entstandenen Gestalten mußten auch in reale Beziehungen zueinander gebracht werden, und das war nicht eben leicht. War auch im Anfange der „Gott" in gleicher Leibhaftigkeit empfunden worden, wie die „Göttin", so verblaßte doch, wie schon die Sage vom Raube der Persephone zeigt, die männliche Gestalt recht bald. Die gebärenden Potenzen des Weibes und der Erde drängten sich natürlich dem Blicke stärker auf; und während die weiblichen Gestalten immer individueller auseinandertraten, fing der „Gott" zu zerfließen an. Bald wird er als Gemahl der älteren, bald der jüngeren Göttin beigesellt. Da man sich auch nur wenig Mühe gab, seiner Gestalt in den einzelnen Sagen individuelle Züge zu verleihen, hatten die späteren Rationalisten es leicht, diese heiligsten Gestalten der griechischen Religion aller möglichen Verbrechen, der Unzucht, des Ehebruches, ja der Blutschande zu zeihen. Die Vertheidiger hingegen mußten die wunderlichsten, oft abgeschmackten Märchen ersinnen, nicht nur um jene Angriffe zu widerlegen, sondern noch vielmehr, um auf die natürlichsten Fragen der Gläubigen nicht die Antwort schuldig bleiben zu müssen. Dazu kam noch, daß bei der Ausdehnung des Mysten

kreiſes über Eleuſis, Attika, ja über Hellas hinaus die neu gewonnenen Verehrer ſich veranlaßt ſahen, die eleuſiniſchen Götter auch in die Grenzen ihres altgewohnten „Olymps“ hineinzuzwängen. Kurz, wenn man ſich all' das Gute und all' das Schlechte vergegenwärtigt, was man im Alterthume den Göttern von Eleuſis nachgeſagt hat, ſo ſteht man vor einem ſchier unentwirrbaren Mythenknäuel; nur die allerſtrengſte hiſtoriſche und philologiſche Kritik iſt im ſtande, ihm einigermaßen gerecht zu werden.

Es iſt unmöglich und für den Zweck dieſes Schriftchens auch überflüſſig, hier auch nur flüchtig auf alle die Geſtalten einzugehen, welche ſchließlich an dieſer Kultſtätte Verehrung fanden. Zum Theile handelt es ſich um Abzweigungen aus „Gott“ und „Göttin“, die ſich in religionsgeſchichtlicher und mythologiſcher Ausbildung freilich bis zur Unkenntlichkeit verändern bezw. verjüngen können. Hekate iſt hier zu nennen, die ſchon im homeriſchen Hymnus als zartes Mädchen, am ähnlichſten der Jägerin Artemis, erſcheint. Auch die Daeira, die als „Göttin“ mit dem „Gotte“ Hermes gepaart wurde, und als dieſer längſt in eine ſubalterne Stellung gerathen war, immer noch ihren Kult behielt, gehört hierher. Ja, dieſe Kultſtufe hat ein wichtiges Denkmal im eleuſiniſchen Ritual hinterlaſſen. Wie nämlich Poſeidon an der Spitze des Eumolpidengeſchlechtes ſteht, iſt Hermes der Stammvater der Keryken, aus welchen die höchſten Prieſterämter nach dem Hierophanten, der Keryx (Herold), der Daduch (Fackelträger) und der Epibomios (Altarprieſter) hervorgingen. Unter männlichen Geſtalten fällt in ſeinen mannigfachen Geſtaltungen beſonders Eubuleus auf. Urſprünglich iſt dies ein Beiname des chthoniſchen Zeus, alſo des „Gottes“, ſchlechthin. Im fünften Jahrhundert nennt ihn eine Opfervorſchrift als eine Parallelgeſtalt zum Triptolemos, dem von Demeter ausgeſandten, um dieſe Zeit als Jüngling gedachten

Heros des Ackerbaues. Andere sehen sogar im Eubuleus nur einen gewöhnlichen Sauhirten, der in der Sage vom Koraraube eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielt. Bald ist er Sohn der Demeter, bald eines Demeterpriesters, kurz, Jeder glaubt mit dieser nur dem Namen nach im Kulte verbliebenen Gestalt anfangen zu können, was er will; aber die Veränderungen weniger ausgesetzten, lokalen Kulte, z. B. in Paros, Amorgos und in Unteritalien zeigen es klar, daß nur ein Beiname des „Gottes" zu Grunde liegt. — Interessant sind auch die Wandelungen, welche Triptolemos, eine der berühmtesten Gestalten dieses Kreises, durchgemacht hat. Sein Name bedeutet der „Dreimalpflüger", bezieht sich also auf die alte Technik der Landwirthschaft. Möglich ist, daß man den „Gott" bei einer bestimmten Gelegenheit unter diesem Namen angerufen hat im Hinblicke auf die befruchtende Potenz in ihm gegenüber der empfangenden der „Göttin". Für den „Gott" hielten ihn sicher Diejenigen, welche ihm Okeanos und Erde zu Eltern gaben. Im homerischen Hymnus ist Triptolemos einer der eleusinischen Edlen neben Keleos, Eumolpos und Diokles, welchen Demeter ihre Weihen übergiebt, ohne daß von seiner Aussendung mit dem göttlichen Geschenke des Saatkornes die Rede wäre. Und kaum ein Jahrhundert später sitzt Triptolemos, ein reifer Mann, mit dem Aehrenbüschel auf dem Wunderwagen, der ihn über die Erde führen soll, wie uns schwarzfigurige Vasenbilder belehren. Aber schon kurz darauf nimmt er andere Züge an, die ihm dann für den Rest des Alterthumes bleiben. Triptolemos wird ein Jüngling; im Volksglauben ist er dann ein eleusinischer Königssohn, der von Demeter zu ihrem Apostel berufen, die „sanfte Nahrung" und sanfte Sitten über den Erdkreis verbreitet, und schließlich in der Unterwelt neben Minos und Rhadamanthys u. a. die Todten richtet.

Doch auch von außen erfuhr der Kultkreis Zusätze. Wir

sehen aus einer Urkunde, welche die Verantwortlichkeit bezw. die Ersatzpflicht bei etwaigem Tempelraube auf die Inhaber der verschiedenen Priesterthümer vertheilt, daß so manche stadtatheniſche Gottheit in Beziehung zu dem eleuſiniſchen Kreiſe trat, ſo Zeus und Athena. Am meiſten trat unter dieſen aber der oft überſchätzte Jakchos hervor. Jakchos iſt eine Form des großen chthoniſchen Gottes, die dieſer außerhalb Eleuſis angenommen; der Name hängt höchſtwahrſcheinlich mit Bakchos zuſammen. Seine Verbindung mit dem eleuſiniſchen Kulte bezeugt uns am früheſten Herodot. Als Attika von ſeinen Bewohnern verlaſſen war, und die Flotten kampfbereit bei Salamis einander gegenüberſtanden, als auf einen Theil der Eleuſinien ſchweren Herzens verzichtet werden mußte, da hörte man doch von der heiligen Straße her den Ruf der Jakchosprozeſſion wie aus dreißigtauſend Kehlen. Die griechiſchen Verbannten im perſiſchen Heere erkennen in dem Wunder eine göttliche Vorausſage des Ergebniſſes.

Dieſer Tag des Feſtes, der 20. Boëdromion, war alſo dem Jakchos geweiht; natürlich trug jenes Wunder viel zur Befeſtigung ſeines Dienſtes bei. Sein Bild wurde aus ſeinem atheniſchen Heiligthume nach Eleuſis überführt. Das beweiſt aber zugleich, daß er am letzteren Orte ein Fremdling iſt. Auch im homeriſchen Hymnus wird ſeiner nicht gedacht. In Athen ſtand ſein Tempel, und dort war auch der Gott zu Demeter und Perſephone in Beziehungen getreten. Aber auch als Dionyſos war der Erdgott dort aufgenommen worden, und ſeine Züge nimmt Jakchos in der Volksvorſtellung bald an, ſo daß die Geſtalten faſt vollſtändig ineinanderfließen. Dieſer Jakchos-Dionyſos nun drängte in den ſtadtatheniſchen Demeterkulten bald den Hades-Pluton in den Hintergrund und gewann eine feſte Stelle in der Feier.

Indeſſen wird ſeine Rolle ſtark überſchätzt. Die Inſchriften

nennen ihn nur sehr selten; und wenn Aristophanes in seinen „Fröschen“ die Mysten in der Unterwelt ein Jakchoslied singen läßt, so will er nur gleichsam dem Gotte eine Abbitte leisten für den tollen Spott, den er sich mit ihm sonst in diesem Drama erlaubt hat. Die Dionysosverehrer aber, voran die Orphiker, in deren Reihen die theologische Schriftstellerei berufsmäßig gepflegt wurde, suchten in ihrem Glaubenseifer ihrem Gotte überall die erste Stelle einzuräumen, unbekümmert um den schreienden Gegensatz zur Wirklichkeit. Sie spielten ungefähr dieselbe Rolle wie heute gewisse Gelehrte, welche in den echtesten griechischen Volkskulten auf Schritt und Tritt Orphisches, Semitisches oder gar Aegyptisches wittern wollen. Die Kirchenväter aber wußten erst recht, warum sie diese Gestalt immer in den Vordergrund rückten. Seine mythische Verschwommenheit gab die beste Gelegenheit, in die heiligsten Legenden Obscönitäten bis zur Blutschande hineinzulegen und so die verhaßte eleusinische Religion in den Augen des platonisch und jüdisch moralisirten Publikums zu diskreditiren.

IV.

Das große Eleusinienfest im Monate Boëdromion (September) war eine der glanzvollsten Kundgebungen der griechischen Frömmigkeit. Unter Athens Leitung hatte es für seinen alten örtlichen Charakter einen neuen, vollständig panhellenischen eingetauscht. Schon im Anfange des fünften Jahrhunderts stand es jedem Griechen frei, sich in die eleusinische Kultgenossenschaft aufnehmen zu lassen. Auch Weibern, ja sogar Sklaven wurde der Zutritt gestattet. Der Zudrang war denn auch von allen Seiten ein so überaus großer, daß es geradezu Verwunderung erregte, wenn ein aufgeklärter Kopf wie Epameinondas von der höheren Warte allgemein menschlicher oral aus das Sakrament der Weihen verschmähte. „Wer

rein von Händen und verständlich von Sprache", der durfte der festlichen Ladung des Hierophanten, des hohen Priesters von Eleusis, folgen. Nur Meuchelmörder und — den damaligen Humanitätsbegriffen gemäß — Barbaren waren hierdurch ausgeschlossen. Natürlich wurden zu den Letzteren nach dem Untergange der griechischen Freiheit die Römer nicht gerechnet; im Gegentheile werden Ciceros Lobsprüche über den eleusinischen Kult durch zahlreiche Inschriften römischer Mysten erst in das rechte Licht gesetzt. Ueberhaupt wurde der Begriff „Grieche" im späteren Alterthume im weitesten Sinne gefaßt; er schloß Alle ein, welche die helleniſtische Weltsprache angenommen, d. h. ziemlich die ganze damals bekannte civilisirte Welt.

Doch es gab noch andere Vorbedingungen. Sakrale Verpflichtungen mußten vorher erfüllt werden. Wer die Weihen von Eleusis empfangen wollte, hatte sich vorher in die sog. kleinen Mysterien einweihen zu lassen, die alljährlich im Frühlingsmonate, dem Antheſterion (Februar), in der Vorstadt Agra am Ilissos gefeiert wurden. Die hier verehrten Gottheiten waren dieselben, wie in Eleusis, Demeter und Persephone, denen Dionysos-Iakchos zugesellt wurde, nachdem auch hier die Gestalt des Hades-Pluton in den Hintergrund gedrängt war. Diese Verbindung der beiden Kulte ist natürlich aus ihrer Rivalität entsprungen. Vor der politischen Vereinigung von Eleusis mit Athen war der Kult von Agra jedenfalls der angesehenste Demeterkult im Staatsgebiete; nachher aber konnte er die Konkurrenz des zugkräftigeren eleusinischen nicht mehr aushalten. Der Ausgleich wurde mit der Einräumung gewisser Hoheitsrechte an das leitende eleusinische Priestergeschlecht, die Eumolpiden, gewiß nicht zu theuer bezahlt.

Doch damit war es nicht genug. Wer das Allerheiligste in Eleusis schauen wollte, mußte die Kultstätte zweimal besuchen. Das erste Mal wurde er Myste. Er wurde von einem

Eumolpiden oder Keryken — diese Geschlechter waren als die ursprünglichen Besitzer des Ahnenkultes auch die allein vollberechtigten Mitglieder der Kultgenossenschaft — in die Anfangsgründe aufgenommen. Worin diese bestanden, das ist niemals verrathen worden, aber gewiß gehörten hierzu auch rituale Bestimmungen und irgendwelche Erkennungszeichen. Die große Offenbarung aber, welche im Inneren des Telesterions, des Weihetempels, vorgeführt wurde, durfte man frühestens ein Jahr nach dieser Einweihung schauen. Durch sie wurde man erst „Epopt" (Schauender). Hohen Herren freilich erleichterte man ihren Beitritt nach Kräften. Als Demetrios Poliorketes den Wunsch äußerte, alle Stufen der Weihen im Monate Munychion (April) durchzumachen, wurde trotz des Widerspruches eines der Hauptpriester beschlossen, den Monat zuerst Antheſterion und dann Boëdromion zu nennen, um dem Begehren mit möglichster Wahrung der Form entsprechen zu können.

Ueber den Verlauf des Festes sind wir besser unterrichtet, als man es bei einem sog. Geheimkult vermuthen sollte. Wenn die Ernte vollendet war, im Spätsommer, war es die passendste Zeit, den Erdgottheiten fromm zu danken und ferneres Wohlwollen von ihnen zu erbitten. Wie zur Feier der Olympien, Pythien und der anderen großen nationalen Festspiele — auch die Eleusinien waren mit Spielen verbunden, — wurde ein dreiundfünfzigtägiger Gottesfrieden für die Pilgerscharen, vom Vollmonde des Metageitnion (August) bis zum 10. Pyanopsion (Oktober) verkündet. Natürlich kam man erst durch das stetige Anwachsen des Mystenkreises außerhalb Athens hierzu. In Athen sammelten sich die Festgenossen am 16. Boëdromion und zogen, geführt vom höchsten atheniſchen Kultusbeamten, dem Archon König, zum Meere hinab. „Zum Meere, ihr Mysten" (ἅλαδε μύσται) wurde der Tag hiernach genannt. Dort erfolgte

die nach griechischen Begriffen für jeden Verkehr mit der Gottheit erforderliche Reinigung, d. h. von ritualer, nicht etwa von moralischer Befleckung; denn noch sind Moral und Religion verhältnißmäßig reinlich geschieden. Daß diese Reinigung am Meere vorgenommen wurde, erinnert an den „Gott" Poseidon, den alten Inhaber dieses Kultes. Interessant ist auch die besondere Anwendung dieser allgemeinen Handlung auf den Hierophanten. Wenn nämlich ein neuer Hierophant sein Amt antrat, zog er gleichfalls zum Meere hinab, tauchte unter und verlor hierdurch seine weltliche Stellung, sogar seinen Namen. Die Inschriften nennen ihn dann nur noch den Hierophanten mit Hinzufügung des Vatersnamens und des Wohnortes. Besonders aber scheuen sich die seinen Namen auszusprechen, welche von ihm persönlich geweiht sind und dadurch in einem Pietätsverhältnisse zu ihm stehen, sowie man heutzutage in ungezwungener Rede schlechtweg vom „Kaiser" und nicht von „Wilhelm II." spricht. Die mythologische Einkleidung dieses Brauches sagt, daß Eumolpos, der Stammvater der Hierophanten, von seiner Mutter ins Meer geworfen und von seinem Vater Poseidon entrückt worden sei.

Was in den nächsten Tagen vorging, wird nirgends ausführlicher berichtet, jedenfalls Opfer und Feiern im städtischen Eleusinion und im Iakchostempel. Am 20. Boëdromion wurde der Festplatz durch den Iakchoszug nach Eleusis verlegt. Für die Geschichte des Kultes folgt hieraus unabweislich, daß die stadtathenische Feier im „Eleusinion" schon bestand, als die Nachbarorte in politische Vereinigung traten, oder doch mindestens vor Einrichtung der gemeinsamen Feier. Es wäre sonst weit natürlicher gewesen, das Fest einfach in Eleusis zu feiern, als eine neue Kultstätte zu schaffen. Der Name darf uns am allerwenigsten verleiten, hier eine Filiale von Eleusis anzuerkennen; denn erstens wissen wir nicht, wie alt oder wie jung

er war, und dann kann er ebensogut direkt auf die Göttin bezogen werden, wie der Name Eleusis selbst.

Im städtischen Eleusinion hatte sich jedenfalls, und zwar gleichfalls vor der Zusammenlegung der beiden Feiern, auch der Iakchos an die Göttinnen angeschlossen, und von hier hatte er bei jener Zusammenlegung, die vielleicht erst in peisistratische Zeit fällt, seinen Einzug nach Eleusis gehalten. Sein Bild wurde von einem besonderen Beamten, dem Iakchagogos, getragen und fand für die letzten Festtage in Eleusis ein provisorisches Unterkommen. Die Mysten legten, wie es bei einer nach Tausenden zählenden Schaar nicht anders möglich ist, unter Rufen und Liedern den wenigstens fünf bis sechs Stunden langen Weg zurück. Eine solche Menge, besonders von Südländern, ist schwer in Disziplin zu halten. Geistvolle oder derbe Späße, selbst Ausschreitungen sind bei solcher Gelegenheit kaum zu vermeiden. Davon kann man sich ja auch heute leicht überzeugen. Wer z. B. einmal den Festzug der Neapeler Bevölkerung zur Madonna von Piedigrotta, ein Septemberfest wie die Eleusinien (also auch eine Erntefeier) mitgemacht hat, wer hierbei all den profanen Uebermuth und Frohsinn, die Neckereien und Frivolitäten angesehen hat, der muß das unwillkürlich mit den alten Bräuchen in Vergleich ziehen. Gerade von den Demeterfesten wird uns mehrfach berichtet, daß es Brauch war, einander mit Schmähworten und Zoten zu attackiren, was zu dem ernsten Grundzuge dieser Religion besonders schlecht stimmen will. Der Iakchoszug nun machte bei einer Brücke auf dem Wege Station, jedenfalls in erster Reihe zum sammeln, und daß dies die beste Gelegenheit war für die Wartenden, ihre nicht immer gewählten Bemerkungen über die Nachzügler zu machen, das leuchtet ohne weiteres ein. Die Geistlichkeit mußte natürlich die hierbei unterlaufenden Ausschreitungen als Entweihung des Festes empfinden. Da sie aber

die Triebe nicht ausrotten konnte, blieb ihr nichts übrig, als sie in Schranken zu halten, als ihnen Weihe und Maß zu verleihen. So wurden denn die „Brückenscherze" (Gephyrismen) in das offizielle Festprogramm der Eleusinien aufgenommen. Zugleich gab man ihnen eine mythologische Begründung; sie sollten an Demeters erstes Lachen in ihrer großen Betrübniß erinnern. Umgekehrt freilich, wie sonst bei diesen ätiologischen Erzählungen, ist hier einmal der Mythus älter als der durch ihn erklärte Brauch. Demeters Lachen steht bereits in der heiligen Legende, wie sie uns der homerische Hymnus erzählt, zu dessen Entstehungszeit an diese Prozession gewiß noch nicht zu denken war. Was es bedeute, sehen wir am besten aus dem Ceremoniell der den Einweihungen von Eleusis sehr ähnlichen römischen Luperkalien. Es ist das Symbol der erfolgten Reinigung, des Aufhörens der nagenden Reue nach Ertheilung der priesterlichen Absolution.

Die Tage von Eleusis waren die wichtigsten des Festes. Opfer wurden dargebracht, und Bewerber in ritueller Weise eingeführt. Sie erfuhren von ihren Mystagogen, den Einführenden, die ritualen Vorschriften, auf welche die eleusinischen Gottheiten Werth legten, und, was noch wesentlicher war, die Verhaltungsmaßregeln für die Hauptfeier, Erkennungszeichen und Erkennungssprüche, deren Unkenntniß den unberufenen Eindringling sofort verrieth und dem sicheren Tode überlieferte, wie Livius es von zwei akarnanischen Jünglingen berichtet. Wie oben erwähnt, schlossen sich auch, obschon nicht jährlich, Spiele an das Fest, Rennen, Athletenkämpfe, dichterische Konkurrenzen, wie fast bei jeder größeren griechischen Festfeier. Der Preis bestand in Getreide, dem Geschenke der Göttinnen, ähnlich wie bei den panathenäischen Spielen die Sieger Oel, Athenas Geschenk, erhielten.

Der wesentlichste Theil des Festes war aber für die dazu

Berechtigten das Schauſpiel im Teleſterion, die Epoptie. Dieſe Epoptie iſt gerade der Theil, welcher durch das Gebot des Schweigens am meiſten betroffen wurde, und es iſt nur natürlich, daß in dieſem Punkte unſere Neugier und unſer Wiſſen im umgekehrten Verhältniſſe zu einander ſtehen. Wer dieſe Offenbarungen geſchaut und wirklich etwas in ihnen erſchaut hatte, dem war der Gegenſtand zu heilig, um auch nur das äußerlichſte Gebot des Rituals zu übertreten. Unſere Hauptquellen ſind die chriſtlichen Schriftſteller, die Kirchenväter zumeiſt, welche theils den Eleuſinien als Abtrünnige gegenüberſtehen, theils auch nur von Abtrünnigen unterrichtet ſind. Eine trübere Quelle kann man ſich gar nicht denken. Gegen keine Inſtitution des Heidenthumes richtete ſich der fanatiſche Haß der neuen Religion mit gleicher Stärke, wie gegen die Myſterien von Eleuſis. Sie erkannten nur zu wohl das religiös wirkſame Element in dieſer Feier, ſowohl im Inhalte, wie in der Vorführungsart, und man kann ihre Berichte darum nicht für vorurtheilsfrei halten. Sie faſſen die Myſterien mit Vorliebe an den einer Mißdeutung fähigen Stellen an und kommen ſchließlich dazu, in ihnen den Gipfel aller Unſittlichkeit zu ſehen.

Auch dieſe Quellen fließen nicht einmal allzu reichlich. Doch erkennt man immerhin, daß den Epopten in melodramatiſchen und pantomimiſchen Darſtellungen (δρώμενα) Stücke aus der heiligen Legende vorgeführt wurden. Die Prieſter und Prieſterinnen übernahmen in ihnen die Rollen, und für den oberſten von ihnen, den Hierophanten, war deshalb ſtimmliche Begabung eine unerläßliche Bedingung. So wurde der Raub der Kora, die Irrfahrt der Demeter, ihre Aufnahme in Eleuſis, die Entſendung des Triptolemos u. a. m. dargeſtellt. Am meiſten ſkandaliſiren ſich aber die Kirchenväter darüber, daß ſchließlich Hierophant und Demeterprieſterin die heilige Hochzeit Demeters mit dem alten eleuſiniſchen Könige Keleos und die Geburt des Jakchos

aufführten. Erwähnt mag auch die hierbei geübte Vorsicht werden, daß der Hierophant vor seinem Auftreten seine Geschlechtskraft durch den Genuß von antiorektischen Mitteln, besonders Schierling, abschwächte.

Indessen wurden nicht alle Züge der Sage dramatisch dargestellt. An verschiedene derselben wurde nur durch heilige Symbole oder Reliquien (ἱερά oder δεικνύμενα) erinnert. Von ihrer Vorweisung wurde auch der oberste Priester Hierophant genannt. Dieser Theil der Feier galt in älterer Zeit jedenfalls als der wesentlichste. Der dramatische Theil kann auch erst nach den Anfängen der dramatischen Kunst ein Theil der Feier geworden sein, während vorher die heilige Legende nur in epischer oder lyrischer Dichtung, wie etwa durch den homerischen Hymnus, zum Vortrage kam. Bekannt ist über die Vorweisungen auch nicht mehr, als über die Aufführungen. Des öfteren wird auf die Enthüllung der sonst streng verschlossenen Götterbilder und ihre Erscheinung in einem herrlichen Lichtmeere angespielt. Das war der Höhepunkt des Festes, den die Philosophen gern mit dem Erreichen der mühevoll gesuchten Wahrheit vergleichen. Ferner wurde eine „im Stillen gereifte Aehre" vorgezeigt, ein Stücklein Pfaffentrug, das auch gewiß erst in später Zeit aufgekommen ist, da noch im homerischen Hymnus die Schenkung des Getreides keine Rolle in Eleusis spielt.

Das wesentliche lag aber bei den Aufführungen und bei den Vorweisungen weniger im Gegenstande selbst, als in der Art und Weise. Mit dem höchsten Raffinement wurde hier die Wirkung gesteigert, besonders durch unvermittelte Gegensätze von Licht und Dunkel, von tiefer Stille und Donnerlärm, von packendem Grausen und lieblichster Seligkeit. Die Musik trug zur Verstärkung das ihrige bei und wirkte berauschender, als jedes Dogma, etwa wie eine glanzvolle Messe mehr Proselyten u machen im stande ist, als jede Belehrung unter vier Augen.

Geschautes und Gehörtes ließen die Mysten gar nicht zur Herrschaft über ihren Verstand kommen, so daß Aristoteles die Epoptie als ein Erleben (παθεῖν), nicht als ein Erlernen (μαθεῖν) bezeichnet. Am allerwenigsten wurden aber moral, oder naturphilosophische Probleme in solcher Schale gelöst. Die Schriftsteller, welche dergleichen darin sahen, bewiesen nur, daß sie eines naiv-religiösen Empfindens nicht mehr fähig waren. Ausschließen mochten sie sich von solch' allgemein gefeiertem este nicht, und so paßten sie wenigstens ihrem Standpunkte an, was sich irgend in dieser Weise deuten ließ. Nicht in der Lehre von Eleusis lag das Ergebniß. Aber daß die dort verehrten Götter wirklich die Macht hätten, ihre Zusagen zu halten, daß sie wahrhaftige, wirkende Kräfte wären, das war die Ueberzeugung, die Jeder von diesem Feste davontrug. Was ihnen Dogma und Vorschrift vorher übermittelt hatten, das glaubten sie nunmehr wirklich, denn die Gottheit war ihnen im höchsten Glanze offenbart worden. Beschreiben konnte solche Offenbarung kein Gläubiger; ja, je inniger er daran glaubte, um so aussichtsloser mußte sein Ringen nach Worten hierfür sein. Hierin liegt der Grund unserer Unkenntniß weit mehr, als in der sakralen Vorschrift.

V.

Allerdings wurde das Gebot des Schweigens streng eingeschärft, seine Uebertretung mit dem Tode bedroht und auch wirklich bestraft. Es waren aber in der That nur Aeußerlichkeiten, die man hätte ausplaudern können. Die Anklagen gegen die Mysterienfrevler sind hierfür am belehrendsten. In welcher Weise sich der fromme Eleusinier Aischylos gegen das Gebot vergangen hat, läßt sich freilich nicht mehr feststellen. Vielleicht ist er näher auf den Mythus eingegangen, so daß bei der gewiß vorauszusetzenden Elastizität der Bestimmungen ein über-

aufführten. Erwähnt mag auch die hierbei geübte Vorsicht werden, daß der Hierophant vor seinem Auftreten seine Geschlechtskraft durch den Genuß von antiorektischen Mitteln, besonders Schierling, abschwächte.

Indessen wurden nicht alle Züge der Sage dramatisch dargestellt. An verschiedene derselben wurde nur durch heilige Symbole oder Reliquien (ἱερά oder δεικνύμενα) erinnert. Von ihrer Vorweisung wurde auch der oberste Priester Hierophant genannt. Dieser Theil der Feier galt in älterer Zeit jedenfalls als der wesentlichste. Der dramatische Theil kann auch erst nach den Anfängen der dramatischen Kunst ein Theil der Feier geworden sein, während vorher die heilige Legende nur in epischer oder lyrischer Dichtung, wie etwa durch den homerischen Hymnus, zum Vortrage kam. Bekannt ist über die Vorweisungen auch nicht mehr, als über die Aufführungen. Des öfteren wird auf die Enthüllung der sonst streng verschlossenen Götterbilder und ihre Erscheinung in einem herrlichen Lichtmeere angespielt. Das war der Höhepunkt des Festes, den die Philosophen gern mit dem Erreichen der mühevoll gesuchten Wahrheit vergleichen. Ferner wurde eine „im Stillen gereifte Aehre" vorgezeigt, ein Stücklein Pfaffentrug, das auch gewiß erst in später Zeit aufgekommen ist, da noch im homerischen Hymnus die Schenkung des Getreides keine Rolle in Eleusis spielt.

Das wesentliche lag aber bei den Aufführungen und bei den Vorweisungen weniger im Gegenstande selbst, als in der Art und Weise. Mit dem höchsten Raffinement wurde hier die Wirkung gesteigert, besonders durch unvermittelte Gegensätze von Licht und Dunkel, von tiefer Stille und Donnerlärm, von packendem Grausen und lieblichster Seligkeit. Die Musik trug zur Verstärkung das ihrige bei und wirkte berauschender, als jedes Dogma, etwa wie eine glanzvolle Messe mehr Proselyten u machen im stande ist, als jede Belehrung unter vier Augen.

Geschautes und Gehörtes ließen die Mysten gar nicht zur Herrschaft über ihren Verstand kommen, so daß Aristoteles die Epoptie als ein Erleben (παθεῖν), nicht als ein Erlernen (μαθεῖν) bezeichnet. Am allerwenigsten wurden aber moral- oder naturphilosophische Probleme in solcher Schale gelöst. Die Schriftsteller, welche dergleichen darin sahen, bewiesen nur, daß sie eines naiv-religiösen Empfindens nicht mehr fähig waren. Ausschließen mochten sie sich von solch' allgemein gefeiertem este nicht, und so paßten sie wenigstens ihrem Standpunkte an, was sich irgend in dieser Weise deuten ließ. Nicht in der Lehre von Eleusis lag das Ergebniß. Aber daß die dort verehrten Götter wirklich die Macht hätten, ihre Zusagen zu halten, daß sie wahrhaftige, wirkende Kräfte wären, das war die Ueberzeugung, die Jeder von diesem Feste davontrug. Was ihnen Dogma und Vorschrift vorher übermittelt hatten, das glaubten sie nunmehr wirklich, denn die Gottheit war ihnen im höchsten Glanze offenbart worden. Beschreiben konnte solche Offenbarung kein Gläubiger; ja, je inniger er daran glaubte, um so aussichtsloser mußte sein Ringen nach Worten hierfür sein. Hierin liegt der Grund unserer Unkenntniß weit mehr, als in der sakralen Vorschrift.

V.

Allerdings wurde das Gebot des Schweigens streng eingeschärft, seine Uebertretung mit dem Tode bedroht und auch wirklich bestraft. Es waren aber in der That nur Aeußerlichkeiten, die man hätte ausplaudern können. Die Anklagen gegen die Mysterienfrevler sind hierfür am belehrendsten. In welcher Weise sich der fromme Eleusinier Aischylos gegen das Gebot vergangen hat, läßt sich freilich nicht mehr feststellen. Vielleicht ist er näher auf den Mythus eingegangen, so daß bei der gewiß vorauszusetzenden Elastizität der Bestimmungen ein

aufführten. Erwähnt mag auch die hierbei geübte Vorsicht werden, daß der Hierophant vor seinem Auftreten seine Geschlechtskraft durch den Genuß von antiorektischen Mitteln, besonders Schierling, abschwächte.

Indessen wurden nicht alle Züge der Sage dramatisch dargestellt. An verschiedene derselben wurde nur durch heilige Symbole oder Reliquien (ἱερά oder δεικνύμενα) erinnert. Von ihrer Vorweisung wurde auch der oberste Priester Hierophant genannt. Dieser Theil der Feier galt in älterer Zeit jedenfalls als der wesentlichste. Der dramatische Theil kann auch erst nach den Anfängen der dramatischen Kunst ein Theil der Feier geworden sein, während vorher die heilige Legende nur in epischer oder lyrischer Dichtung, wie etwa durch den homerischen Hymnus, zum Vortrage kam. Bekannt ist über die Vorweisungen auch nicht mehr, als über die Aufführungen. Des öfteren wird auf die Enthüllung der sonst streng verschlossenen Götterbilder und ihre Erscheinung in einem herrlichen Lichtmeere angespielt. Das war der Höhepunkt des Festes, den die Philosophen gern mit dem Erreichen der mühevoll gesuchten Wahrheit vergleichen. Ferner wurde eine „im Stillen gereifte Aehre" vorgezeigt, ein Stücklein Pfaffentrug, das auch gewiß erst in später Zeit aufgekommen ist, da noch im homerischen Hymnus die Schenkung des Getreides keine Rolle in Eleusis spielt.

Das wesentliche lag aber bei den Aufführungen und bei den Vorweisungen weniger im Gegenstande selbst, als in der Art und Weise. Mit dem höchsten Raffinement wurde hier die Wirkung gesteigert, besonders durch unvermittelte Gegensätze von Licht und Dunkel, von tiefer Stille und Donnerlärm, von packendem Grausen und lieblichster Seligkeit. Die Musik trug zur Verstärkung das ihrige bei und wirkte berauschender, als jedes Dogma, etwa wie eine glanzvolle Messe mehr Proselyten u machen im stande ist, als jede Belehrung unter vier Augen.

Geſchautes und Gehörtes ließen die Myſten gar nicht zur Herrſchaft über ihren Verſtand kommen, ſo daß Ariſtoteles die Epoptie als ein Erleben (παθεῖν), nicht als ein Erlernen (μαθεῖν) bezeichnet. Am allerwenigſten wurden aber moral. oder naturphiloſophiſche Probleme in ſolcher Schale gelöſt. Die Schriftſteller, welche dergleichen darin ſahen, bewieſen nur, daß ſie eines naiv-religiöſen Empfindens nicht mehr fähig waren. Ausſchließen mochten ſie ſich von ſolch' allgemein gefeiertem eſte nicht, und ſo paßten ſie wenigſtens ihrem Standpunkte an, was ſich irgend in dieſer Weiſe deuten ließ. Nicht in der Lehre von Eleuſis lag das Ergebniß. Aber daß die dort verehrten Götter wirklich die Macht hätten, ihre Zuſagen zu halten, daß ſie wahrhaftige, wirkende Kräfte wären, das war die Ueberzeugung, die Jeder von dieſem Feſte davontrug. Was ihnen Dogma und Vorſchrift vorher übermittelt hatten, das glaubten ſie nunmehr wirklich, denn die Gottheit war ihnen im höchſten Glanze offenbart worden. Beſchreiben konnte ſolche Offenbarung kein Gläubiger; ja, je inniger er daran glaubte, um ſo ausſichtsloſer mußte ſein Ringen nach Worten hierfür ſein. Hierin liegt der Grund unſerer Unkenntniß weit mehr, als in der ſakralen Vorſchrift.

V.

Allerdings wurde das Gebot des Schweigens ſtreng eingeſchärft, ſeine Uebertretung mit dem Tode bedroht und auch wirklich beſtraft. Es waren aber in der That nur Aeußerlichkeiten, die man hätte ausplaudern können. Die Anklagen gegen die Myſterienfrevler ſind hierfür am belehrendſten. In welcher Weiſe ſich der fromme Eleuſinier Aiſchylos gegen das Gebot vergangen hat, läßt ſich freilich nicht mehr feſtſtellen. Vielleicht iſt er näher auf den Mythus eingegangen, ſo daß bei der gewiß vorauszuſetzenden Elaſtizität der Beſtimmungen ein über-

eifriger Eumolpide die Anklage erheben konnte. Die Todesstrafe hat den Dichter ja auch nicht getroffen. Alkibiades aber, Andokides u. A. wurden beschuldigt, beim Gelage in frivolem Uebermuthe die Mysterien parodiert zu haben und zwar, was als erschwerender Umstand galt, in Gegenwart von Ungeweihten. Sie nahmen Festgewänder um; einer spielte den Hierophanten, einer den Daduchen, ein dritter den Kerykx, dann „zeigten sie die heiligen Symbole und sprachen die verpönten Formeln aus". Bezeichnend ist, daß zur Aburtheilung des Falles nur Mysten als Geschworene fungiren durften. Daß die Verhöhnung eines staatlich anerkannten Kultes geahndet wurde, und zwar mit den schwersten Strafen, kann uns bei dem Zusammenhange von Kult und Staat im Alterthume nicht Wunder nehmen. Streng genommen fielen ja auch heute noch die beliebten „Biermessen" und „Biertaufen" unter das Strafgesetz, wenn es nicht hieße: „kein Kläger, kein Richter". Es war eben das Verbrechen der Gotteslästerung. Trotzdem giebt es noch einen ganz bestimmten Grund dafür, daß man in chthonischen Kulten, zumal in Eleusis, eine derartige Nachäffung für eine doppelte Sünde hielt. Der Grund liegt in der Natur der dort verehrten Götter und der von ihnen erhofften Gnadenbeweise. Neben der Ehrfurcht vor den Göttern redet aber auch hier das Interesse der Priester ein gewichtiges, man darf wohl sagen das gewichtigste Wort.

Die griechische Religiosität ist nicht nach modernen Anschauungen zu bemessen. Religion und Moral standen noch nicht in solch' nahem Verhältnisse zueinander, wie es heute in allererster Reihe von jeder religiösen Lehre verlangt wird. Erst unter dem Drucke der Philosophie zog die Moral in Eleusis ein; erst spät wurden die Segnungen der Götter nur den moralisch Reinen zugesichert, welche auch die sittlichen Gebote des Eleusiniers Triptolemos: „den Göttern opfern, die

Eltern ehren, die Thiere nicht quälen" befolgten. Damals kam man erst zu der Behauptung, daß die Mysterien auch einen sittigenden Einfluß auf die Menschen ausübten. Ehedem war es aber anders. Für fromm galt nicht Derjenige, welcher sich als gerecht gegen seine Mitmenschen, wohlthätig gegen Bedürftige oder edel gegen seine Feinde bewährt hatte; fromm nannte man vielmehr nur Denjenigen, welcher den Göttern gab, was sie zu beanspruchen hatten. Die gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Gottheit und Mensch waren gewissermaßen vertragsmäßig geregelt. Die Gunst der Götter wollte erkauft sein, und so spendeten die Götter von Eleusis ihre Wohlthaten auch nur Denen, welche sich durch Theilnahme an ihrem Kulte einen gültigen Anspruch auf ihre Gnade erworben hatten, eher dem Straßenräuber Pataikion, wenn er als Myste seine Bubenstreiche vollführt hat, als dem ungeweihten Epameinondas, der erhabensten Heldengestalt seiner Zeit, wie spöttisch der Cyniker Diogenes bemerkte.

Aber die Gottheit trägt nicht Schuld an diesem Mißverhältnisse; sie steht unter kosmischem Zwange. Die freie Verfügung über ihre Gnadenakte ist ihr durch Naturgesetz entzogen. Wenn sie in der richtigen, kräftigen Weise gerufen wird, so muß sie erscheinen, mag sie wollen oder nicht, ohne Ansehung der Person. Sie muß Den erhören, der ihr die vorgeschriebenen Opfer unter Begleitung der gleichfalls vorgeschriebenen Gebetformeln dargebracht hat, und handelte es sich auch um Pataikion. Den Epameinondas aber, der sie nicht ruft, kann sie auch nicht erhören. Wer die Gnade nicht sucht, der findet sie auch nicht.

Es ist also die Hauptsorge bei jedem chthonischen Kulte, den Schlüssel zu besitzen, mittelst dessen man den Erdgeist in Aktion setzen kann, besonders aber den richtigen Namen zu wissen, auf welchen zu hören er nach dem Naturgesetze verpflichtet ist. Darum weigert sich auch der berühmte Reisende

Pausanias, den mystischen Namen der großen arkadischen „Herrin" seinen Lesern mitzutheilen; darum lesen wir Demeters oder Persephones eleusinischen Kultnamen „Brimo" nur bei mysterienfeindlichen christlichen Schriftstellern, darum sind uns die Namen der samothrakischen Kabiren, auf welche sie in Flammengestalt den sturmgefährdeten Schiffern erscheinen mußten, unbekannt geblieben. Was im eleusinischen Kulte verschwiegen werden und bleiben mußte, das waren in der Frühzeit sicherlich nur derartige Zauberformeln und Beschwörungsriten, ganz ähnliche wie die heute im Volksaberglauben noch lebenden letzten Reste des alten Heidenthumes. Die chthonischen Kulte waren ursprünglich in erster Reihe praktische Magie. Die Unsterblichkeit der Seele pflegt nicht gerade im Gedankenkreise eines naiven Bauernvolkes großen Raum einzunehmen. Das lebt lustig in den Tag hinein wie ein junges Menschenkind. Was es von seinen Göttern verlangt, das ist die Befriedigung seiner alltäglichen Bedürfnisse und vor allem Hülfe in Unglücksfällen. Krankheit und Verluste haben in der ältesten Zeit wohl am häufigsten Anlaß gegeben, sich mit den allwissenden Erdgeistern in Verbindung zu setzen; denn diese sind die ursprünglichen Besitzer alles Wissens, gleichsam die Summe alles Geistes, der zu ihnen hinabgestiegen ist. So ist die Heilkunst des Asklepios nur das Altentheil eines ehemals allmächtigen Erdgeistes. In Händen der Erdgötter lagen darum auch vorzugsweise die Orakelstätten, und fast an jedem Orte, an welchem später ein Himmelsgott, Apollon oder Zeus oder Pan, Rath ertheilte, berichtete eine alte vertrauenswürdige Legende von einer Erdgottheit, welche vordem diese Stätte besessen habe.

Als derartig magisch-mantischen Kult haben wir uns auch die Anfänge von Eleusis vorzustellen, die selbstverständlich um Jahrhunderte vor Entstehung des homerischen Hymnus liegen. Die Geschlechter der Eumolpiden und Keryken waren die

Herren auf den Gräbern ihrer Ahnen, die sie zu rufen und zu verstehen wußten. Sie kannten das „Perlippe! Perlappe", auf welches die eleusinischen Erdgeister erscheinen und auch wieder verschwinden mußten, und waren auch freundlich bereit, einmal Andere mit ihrem Gespanne pflügen zu lassen. Ihnen brachte es Reichthum und Ehre, und ihr Geheimniß wußten sie sich durch praktische Maßnahmen zu wahren.

Diese Vorsicht durfte natürlich auch nicht außer Acht gelassen werden, als der eleusinische Kult an Allgemeinheit gewann, als die chthonischen Götter anfingen, zu dem panhellenischen Olymp in Beziehungen zu treten. Ja, die Geheimhaltung wurde jetzt ein um so dringenderes Erforderniß, da die Erkenntniß immer mehr Boden gewann, daß es nur eine Demeter, nur einen Kreis von Erdgottheiten gäbe, ganz wie es nur einen Zeus oder einen Apollon gab. Jetzt mußten Eleusis und seine Priester scharf aufpassen, daß ihnen nicht ein Privilegium entwunden wurde, welches sie lange Jahrhunderte besessen. Auf alle Weise mußte vorgebeugt werden, daß nicht Fremde in den Besitz ihrer Geheimnisse gelangten, daß nicht Fremde ihnen die heiligen Sprüche und Handlungen ablauschten, durch welche die Unterirdischen zur Erweisung ihrer Gnaden gezwungen werden könnten. Und die Furcht vor diesem Verluste war so mächtig, daß die Geschlechter der Eumolpiden und Keryken es nicht einmal wagten, ihre Kultvorschriften vollständig der schriftlichen Aufzeichnung anzuvertrauen. Das feinste Ritual — und ein kleiner Verstoß konnte in den Augen einer antiken Gottheit schon ein großes Fest entkräften — wurde nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, so daß es für immer von der Kenntniß und wohl auch von der Willkür der eleusinischen Sachverständigen, der Exegeten, abhängig blieb.

So profan es auch klingen mag, das Geheimniß von Eleusis muß auch von der finanziellen Seite betrachtet werden. Das

Ansehen des Kultes war für Eleusis eine Lebensfrage, für Athen eine gar nicht so leicht zu nehmende Finanzfrage, besonders im späteren Alterthume, als nach dem Niedergange seiner politischen und kommerziellen Blüthe Athen in erster Reihe Fremdenstadt war. Die Weihen übten eine Anziehungskraft auf die ganze griechische Welt aus, wie kaum ein anderes Fest. Zu den Eleusinien fanden sich in Athen mehr Fremde zusammen, als anderswo im ganzen Jahre. Dreimal mußte überdies Jeder, der die ganze Herrlichkeit schauen wollte, dieserhalb nach Attika kommen; zum ersten Male wurde er ja nur in die kleinen Mysterien von Agra geweiht; das zweite Mal wurde er eleusinischer Myste, und erst beim dritten Besuche Epopt. Für jedes dieser Feste war eine vierzehntägige Anwesenheit erforderlich. Ein solcher Fremdenzufluß bringt natürlich Geld unter die Leute, und für die athenische Kunst und Industrie waren diese Festzeiten gewiß goldene Tage, zumal später, als die wohlhabenden Mischlinge von Alexandreia, Antiocheia, Pergamos und noch später, als protzenhafte römische Ritter bei dieser Gelegenheit Athen überschwemmten. Ueberdies waren die Gebühren für die Weihung nicht gering. Jeder Neuling zahlte 15 Drachmen Eintrittsgebühr, und jeder Theilnehmer einen Obolos für jeden Festtag. Die Opferthiere — jeder Neuling brachte ein Ferkel dar — waren eine Sondereinnahme der Eumolpiden und Keryken, an der aber auch andere, um den Kult besonders verdiente Männer Antheil erhielten. Auch die oben erwähnte eleusinische Steuer warf einen nicht zu verachtenden Ertrag ab. Kurz, auch von dieser Seite aus ist die Eifersucht begreiflich, mit welcher man in Eleusis auf das Monopol der Weihen hielt. Einen guten Magen hatten Eumolpiden und Keryken wahrlich auch.

Was war es aber, das diesen Kult so weit hinaushob aus der Reihe der anderen, so daß man ihn als den heiligsten von

allen empfand, in ihn sich mit ganz besonderer Innigkeit versenken konnte? Was boten die Götter von Eleusis ihren Gläubigen, als sie nicht mehr die unterirdischen Zauberkünstler waren, wie in der ältesten achäischen Zeit? Welchen Zweck hatte es, sich für gutes Geld von Eumolpiden und Keryken mit rituellen Vorschriften und Gebetformeln versehen zu lassen? Eine Antwort auf diese Frage ertheilt schon der homerische Hymnus: „Glücklich, wer von den erdbewohnenden Menschen die heiligen Weihen geschaut hat! Wer aber nicht in sie geweiht ist, ihrer untheilhaftig wird er, im dumpfen Schattenreiche nicht gleiches Loos haben wie jene", und bald darauf: „Ueberselig, wen die Göttinnen gnädig lieben. Als Heerdgenossen werden sie ihm Plutos ins Haus senden, der Reichthum spendet den sterblichen Menschen".

Wenn ein Griechenherz sich auch schließlich nicht mehr wünschen konnte, als sorgloses Leben und Seligkeit nach dem Tode, so sind das aber Gnadenbeweise, welche die Unterirdischen an allen Kultstätten ihren Verehrern zu erweisen die Macht und die Pflicht haben. Eleusis genoß jedoch auch über seine Grenzen hinaus um dieser gnädigen Götter willen das höchste Ansehen, und das verdankte es dem Glanze, mit welchem das Fest nach der Vereinigung mit Athen umkleidet wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach von den Tyrannen, welche wohl erkannten, daß aus diesem Kulte ein lebenskräftiger Rival gegen die Kulte der pediäischen Adelsgeschlechter hervorgehen würde. Der Glanz steigerte sich immer mehr, und gar bald galt Eleusis nicht allein für die würdigste Kultstätte der Göttinnen, sondern geradezu für die einzig würdige. Nur ein kleiner Schritt ist es von hier noch bis zur mythologischen Einkleidung dieses Bewußtseins. In dieser heißt es dann, daß von Eleusis der Glaube an die Göttinnen und ihre Huld seinen Ausgang genommen; in Eleusis

seien Feldfrucht und Mysterienweihe entstanden, und von hier aus seien sie der ganzen Welt übermittelt worden. Vieltönig wiederholt uns diesen Anspruch der Chor der attischen Dichter und Redner; glaubte man doch sogar, auf diese Verdienste um die Menschheit pochend, die schlauen und rücksichtslosen spartanischen Bauern gefügig stimmen zu können. Wie kurz auch Athens Glanzzeit währte, der Kult von Eleusis gewann in dieser Zeit einen so großen Vorsprung vor allen gleichartigen Kulten, daß er ihm verblieben ist, auch als Athens Macht immer tiefer sank bis zur historischen Reliquie, mochten Spartaner, Makedonier oder Römer über die Geschicke Griechenlands entscheiden. Ja, als längst der neue christliche Glaube in den Massen, wie in den leitenden Kreisen die Oberhand gewonnen, und Kaiser Valentinian durch strenges Verbot alle heidnischen Nachtfeiern untersagte, hielt er es doch für gerathen, zu Gunsten der Eleusinien eine Ausnahme zu gestatten. Erst als die Horden Alarichs das Heiligthum in Trümmer gelegt hatten, verschwanden auch die letzten Reste des dort geübten Gottesdienstes.

Segen des Feldbaues und glückliches Los nach dem Tode verlangte man also von den eleusinischen Gottheiten. Die agrarische Bedeutung des Kultes ist nie verloren gegangen, und in der älteren Zeit sah man in ihr sogar ohne Zweifel seinen Hauptvorzug. Das zeigt sich besonders in der Aufmerksamkeit, welche Dichtung und Kunst im fünften Jahrhundert dem Demeterapostel Triptolemos, dem Verbreiter der Feldfrucht über den ganzen Erdkreis, zuwenden. Diese Manifestation der göttlichen Macht ist jedoch auf die Dauer nicht geeignet, den religiösen Sinn lebendig zu erhalten. Sie haftet erstens einmal zu eng am Boden. Dann aber auch entwächst das Volk schließlich den Kinderschuhen und sieht ein, daß sorgfältige und vernünftige Feldarbeit eine bessere Maßnahme ist, als Opfer

und Weihen. Elementare Schäden durch Frost, Dürre oder Hitze blieben natürlich auch trotz der Götter nicht aus, und so hätte, zumal bei dem von Jonien aus eindringenden Skepticismus dieses Moment kaum das Ansehen der Erdgeister retten können. Anders stand es mit den Verheißungen für die Zukunft. Hier durfte sich der Gläubige seinen Hoffnungen ganz hingeben, ohne befürchten zu müssen, daß enttäuschte Herzen aus jenen Reichen, von denen aus es keine Rückkehr giebt, ihm einen auf Erfahrung beruhenden Gegenbeweis lieferten. Und je mehr sich der sittliche Standpunkt des Griechenvolkes hob, je mehr auch in breiteren Schichten das metaphysische Bedürfniß sich entwickelte gegenüber dem physischen, mit um so größerem Eifer wurde diese Seite der Religion von der Geistlichkeit betont und von den Gläubigen aufgefaßt.

Das wäre freilich verfehlt, wenn man eine Unsterblichkeitslehre für ein besonderes Verdienst von Eleusis halten wollte. Daß der Tod nicht das absolute Ende des Lebens bedeute, sondern nur eine Aenderung der Lebenssphäre, das wurde zu aller Zeit von allen griechischen Stämmen geglaubt, das lehren ohne weiteres auch die alten Gräber von Mykene, die offenbar zum Kulte der Todten eingerichtet sind. Auch darüber, daß man die unterirdisch waltenden magischen Mächte zu Herren in diesem Todtenreiche machte, waren kaum Meinungsverschiedenheiten. Für die Stellung des Demeterkultes in diesem Zusammenhange haben wir ein schönes Beispiel. Nach Thasos sollen Tellis (von Telete, Weihe) und Kleoboia die Demetermysterien gebracht haben, und zwar von Paros, wo die beiden Göttinnen gleichfalls neben dem alten Paare „Gott" und „Göttin", hier Zeus Eubuleus und Baubo genannt, verehrt wurden. Die Entwickelung des parisch-thasischen Kultes war jedenfalls noch vollständig unabhängig von dem athenisch-eleusinischen, als der Thasier Polygnot in einem Wandgemälde der knidischen

Halle in Delphi die Unterwelt nach seiner in ihren wesentlichsten Zügen auf der Odyssee beruhenden Auffassung schilderte. Daneben stellte er aber auch Tellis und Kleoboia dar, wie sie auf Charons Kahn einem seligen Lose entgegenfahren, während die Ungeweihten zu unendlicher Arbeit ohne Hoffnung auf Erlösung verurtheilt sind. Behauptet auch Pausanias, der das Gemälde mit größter Ausführlichkeit beschreibt, daß es sich um die Verschmähung der eleusinischen Mysterien handeln solle, so ist das eben die Auffassung seiner Zeit. Die Beischrift bezeichnete die Figuren jedenfalls nur als „Ungeweihte", und das Gegenbild von Tellis und Kleoboia läßt bei Polygnot in diesem Punkte weit eher heimathliche als ausländische Religion vermuthen. Aber auch hier ist das Mysterium ein Gnadenmittel, welches die Pforten des Elysiums öffnet.

Aus den orphischen Mysterienkulten, die ja gleichfalls auf chthonischen Boden stehen, haben wir den interessanten Aufschluß darüber, wie man sich die Erfüllung jener Verheißungen dachte. In der Weihung hat der Myste gelernt, wie er sich in der Unterwelt zu benehmen habe, welchen Weg er einschlagen und wie er schließlich den Todtenkönig anreden müsse. Selbst den tröstlichen Gruß, den er als Antwort zu erwarten hat: „ein Gott wurdest Du aus einem Menschen" oder auch: „ein Gott wirst Du sein statt eines Sterblichen", theilte man schon in den Weihen mit. Und damit der Todte sie ja nicht vergesse, legte man ihm die Vorschriften und die Verse, auf Goldblättchen eingeritzt, in das Grab. Diese Blättchen, welche sich mit geringen Verschiedenheiten in Unteritalien und Kreta gefunden haben, muthen uns an wie Jenseitspässe; stammt ihr Visum auch nicht von Eleusis, so stammt es doch von innerlich verwandten Kulten.

Eleusis' Verdienst war es, der Lehre zum Glauben verholfen zu haben, dem todten Buchstaben durch die Darstellungen

warmes Leben eingehaucht zu haben. Wir können mit ziemlicher Gewißheit muthmaßen, welchen Platz die Verheißungen für das Jenseits im heiligen Drama erhielten. Die Unterwelt mußte mit ihren Schreckniſſen und ſeligen Freuden gelegentlich des Koraraubes zur Darſtellung kommen. Demeter und Perſephone ſind mit ihrem Schickſale ausgeſöhnt; die Tochter thront als mächtige Königin neben Hades, mächtiger als die Mutter. Ihrem Throne zunächſt ſteht aber die Schar der ſeligen Myſten, wie uns Ariſtophanes in ſeinen „Fröſchen“ ſicherlich aus dem heiligen Drama verräth. Denn das iſt auch die Hoffnung einer Hierophantin, daß ſie einſt ihren Sitz neben Perſephones Thron haben würde. Ein freudenreiches Leben auf blumiger Au iſt ihnen beſchieden, ein ewiges Feſt wird ihnen die Zeit nach dem Tode ſein. So ſingt der Myſtenchor in den „Fröſchen“: „Auf roſiger, blumenreicher Au ſchreiten wir dahin im Schönreigentakt, geführt von den Moiren der Seligkeit. Wir allein genießen Sonne und heiteres Licht, die wir Myſten waren und einen frommen Lebenswandel geführt vor Bürgern und Fremden“. Das war die Verheißung, auf welche Pindar und Sophokles bauten, und noch viele Jahrhunderte ſpäter ſpricht nicht peſſimiſtiſcher Weltſchmerz, ſondern innige Hoffnungsfreude aus einer Prieſterin, die ihr „Wiſſen“ zuſammenfaßt in die Worte: „Kein Uebel iſt der Tod, ſondern ein Gut“.

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auf Schneeschuhen durch Grönland.

von Fridtjof Nansen.

Autorisirte Uebersetzung von M. Mann.

2 Bände. Gr. 8°. Mit 159 Original-Abbildungen, einer Generalkarte von Grönland und drei kleineren Karten.

Preis eleg. geh. Mk. 20.—, eleg. geb. Mk. 22.—. Auch in 20 Lieferungen à Mk. 1.— zu beziehen.

Nicht bloß eine Bereicherung der menschlichen Reisen hat der Norweger Fridtjof Nansen durch seine Durchquerung Grönlands der Gegenwart geschenkt, auch seine Schilderung derselben ist unübertrefflich an Klarheit und Reiz. (Nordwest.)

Was die Schilderung der zahlreichen Abenteuer und Episoden anlangt, so kann man nur sagen, dieselben sind überall fesselnd und lebendig vor Augen geführt. Aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise, welche man sehr hoch anschlagen muß, lassen in Bezug auf Verständlichkeit und Knappheit der Form nichts zu wünschen übrig. Die Abbildungen sind sehr deutlich und gut. Alles in allem können wir das unterhaltende, frisch geschriebene Buch warm empfehlen. (Nord und Süd.)

Selten haben wir eine interessantere Schilderung einer Forschungsreise in einer terra incognita, wie das Innere Grönlands ist, gelesen. Das Werk ist keineswegs mit gelehrtem Wust übermäßig ausgestattet, sondern so geschrieben, daß es jeder Laie mit größtem Genuß zu lesen im stande ist. — Das Werk ist in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattet.
(Der Tourist 1. 3. 1891.)

Das Nansensche Werk ist mit frischem, prächtigem Humor geschrieben und enthält eine Fülle von historischen, geographischen, etnographischen und anderen Angaben. Die kurzen Mittheilungen daraus sollen nur Veranlassung geben, daß möglichst Viele durch eigenes Studium des Werkes sich den gleichen Genuß verschaffen, wie Schreiber dieses.
(Naturwissensch. Wochenschr. 15. 3. 1891.)

Bei dem Werthe, welcher dem Werke innewohnt, ist dem Buche des ausgezeichneten Dr. Nansen die weiteste Verbreitung zu wünschen. — Der Inhalt des Werkes ist ein außerordentlich reicher. (Deutsche Lesehalle 2. 11. 90.)

In hohem Grade lesenswerthes Werk. (Illustrirte Zeitung 14. 3. 91.)

Der Bedeutung des so gehaltvollen Werkes entsprechend hat die Verlagshandlung in Papier und Letternsatz eine vorzügliche Ausstattung gegeben.
(Aus allen Welttheilen Juni 91.)

Der Kult und die Mysterien von Eleusis.

Von

Leo Bloch

Privatdocent an der Universität Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

LIBRARY
JAN 15 1897
CAMBRIDGE, MASS.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 258.

Die Umformung der Gliedmaßen bei den höheren Thieren.

Von

Professor Dr. M. Braun
in Königsberg i. Pr.

Mit 18 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,**

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1896 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Die Grenzen des Irreseins. Von Dr. A. Cullerre. Ins Deutsche

übertragen von Dr. med. **Otto Dornblüth,** zweitem Arzt der Provinzial-Irrenanstalt Kreuzberg O.-Sch. Gr. 8° (VIII und 272 S.). Preis 5 Mk. eleg. geh., 6 Mk. eleg. geb.

In diesem Werke werden die interessanten Uebergangszustände von der geistigen Gesundheit zum Irresein (Zweifelsucht, Selbstmord, Brandstiftungstriebe, Erfinder, Querulanten, Mystiker, hysterische Lügner u. s. w.) in fesselnder Weise behandelt. Wenn es dem Buche gelingt, in weitere Kreise zu dringen, wird es manchen Nutzen stiften können.
(Dr. Joh. v. Buschman in Med.-Chir. Rundschau, Wien.)

Das recht gut ausgestattete Buch sei hiermit auf das Wärmste empfohlen.
(Deutsche Medicinal-Zeitung 21. 3. 91.)

Nicht bloß der Arzt und der Psychologe, sondern jeder Gebildete wird in dieser Arbeit des französischen Gelehrten mancherlei Anregendes und Belehrendes finden.
(Voss. Zeitung 24. 8. 91.)

Das ganze Werk ist äußerst gewandt geschrieben und birgt bei Benutzung der vorzüglichsten Quellen einen Schatz von Wissen, der für Aerzte wie für Laien in gleichem Grade von Interesse ist. (Schlesische Zeitung 27. 6. 91.)

Ein Abschnitt über das Irresein in der Geschichte, Litteratur und Kunst vervollständigt das Werk, das, in leicht verständlicher Weise geschrieben, zur Orientirung über diese Fragen empfohlen werden kann. (Archiv für Strafrecht.)

Der Geniale Mensch. Von Cesare Lombroso. Autorisirte Uebersetzung

von Dr. **M. O. Fränkel.** (XXII und 448 S.) Gr. 8°. Geh. 10 Mk geb. 12.50 Mk.

I. Psychologie und Pathologie des Geistes.
II. Biologie des Genies.
III. Das Genie bei den Irren.
IV. Die Entartungs-Psychose des Genies.

Das diesen reichen Stoff behandelnde, anregende, belehrende Buch Lombrosos wird gewiß die weite Verbreitung finden, deren es vermöge seines Inhaltes sowohl als auch vermöge der Art, wie dieser erörtert wird, in so hohem Grade würdig ist.
(Dr. Ille in Wiener Medizinische Blätter.)

Was für eine Arbeit, was für ein Wissen steckt zu alledem in dem Buch! Und welche Selbständigkeit der Betrachtung, welche systematische Begabung!
(Dr. A. Schnitzler in Internat. Klinische Rundschau.)

Auch ohne ein Anhänger der vom Verfasser aufgestellten Theorien zu sein, wird man nicht umhin können, das Werk als eine vieldurchdachte, glänzend ausgeführte, tiefsinnige Arbeit zu bewundern. (Reichsgerichtsrath Meves im Archiv für Staatsrecht.)

Ein kühnes, materialreiches Buch. (Zeitschrift für Rechtswissenschaft X. 1.)

Das Werk bringt eine so große Menge höchst interessanter und feinsinniger Beobachtungen, so überreiche Einzelheiten aus dem für Kriminalisten, Psychologen, Aerzte, Dichter u. A. gleich anziehenden Grenzgebiete zwischen geistiger Vollendung und Geisteskrankheit, daß man dieses sehr gewandt geschriebene und trefflich übersetzte Buch, das lange den Mittelpunkt der Diskussion abgeben wird, zu den bedeutenden auf diesem Felde und sicher zu den des Lesens und des Studiums werthen rechnen muß. (Juristisches Litteraturblatt Nr. 23. 1891.)

Die Umformung der Gliedmaßen bei den höheren Thieren.

Von

Professor **Dr. M. Braun**
in Königsberg i. Pr.

Mit 18 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In Laienkreisen ist es noch immer wenig bekannt, daß die Aufgaben und die Methoden der Thierkunde in den letzten Dezennien ganz andere geworden sind, als sie es früher waren. Oft begegnet man noch der Anschauung, daß die Zoologie den Bestand an Thierarten auf der Erde aufzunehmen, zu diesem Zwecke Thiere zu sammeln, zu konserviren und zu beschreiben habe, um schließlich ein System des ganzen Thierreiches, gegliedert nach Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen und Klassen aufzustellen. Zweifellos ist die in dieser Aufgabe liegende Frage nach der Zahl und Beschaffenheit der Thierarten, nach ihrer räumlichen Verbreitung ꝛc. eine in der Thierkunde wohlberechtigte; aber abgesehen davon, daß sie trotz der rastlosen Arbeit zahlreicher Forscher während mehrerer Jahrhunderte noch nicht erledigt ist, ist sie nicht die einzige große Aufgabe, welche die Zoologie zu lösen hat. So wenig wie der Anatom sich mit der Untersuchung des Exterieures des Menschen begnügt und bei dieser stehen bleibt, so wenig kann dies der Zoologe bei den Thieren; auch die Thiere sind Organismen und besitzen die verschiedenartigsten Organe, deren Bau und Mechanismus nur aus ihrem Spezialstudium erkannt werden kann. Zum besseren Verständniß der Bauverhältnisse des erwachsenen Organismus muß auch in der Zoologie die Entwickelung der ganzen Thiere wie ihrer einzelnen Organe untersucht und gekannt sein; es ist ja bekannt, daß — von gewissen Vermehrungsweisen (Knospung z. B.)

und von den niederſten Thieren, den Urthieren, abgeſehen — kein Thier ſeine Exiſtenz in dem Zuſtande beginnt, der uns bei den Erwachſenen entgegentritt, ſondern eine große Reihe verſchiedener Stadien durchmacht, ehe es fertig iſt. Wie das Gewordene, etwa in der Geſchichte, uns durch die Kenntniß des Werdens verſtändlicher und faßbarer wird, ſo erleuchtet die Entwickelungsgeſchichte der Thiere deren komplizirte Organiſation.

Ganz naturgemäß führen derartige Beſchäftigungen den Forſcher zum Vergleichen der von ihm gemachten Funde und Beobachtungen, woraus wieder die Möglichkeit erwächſt, die Uebereinſtimmungen im Bau der Thiere und ihrer Organe zu erkennen, trotz der zahlreichen Wandlungen und Umformungen, die ein und dasſelbe Organ bei verſchiedenen Thierarten erfährt und die ſo hochgradig ſein können, daß der urſprüngliche Charakter eines Organes bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht wird. Der größere oder geringere Grad ſolcher Uebereinſtimmungen iſt aber wieder ein Maßſtab für die nähere oder entferntere Verwandtſchaft der Thiere, und die Erkenntniß dieſer führt dann zu einer letzten Aufgabe der Zoologie, zu einer *natürlichen* Anordnung der Thiere nach ihrer Verwandtſchaft.

Bei dieſer Sachlage dürfte es gerechtfertigt ſein, einmal vor einem Laienpublikum die Methode dieſer Seite der Zoologie an einem gut durchgearbeiteten Beiſpiele, das an und für ſich von Intereſſe iſt, zu erörtern und aus den gewonnenen Reſultaten die Schlüſſe zu ziehen.

Die Gliedmaßen der höheren Thiere haben nachweislich im Laufe der Zeit ſehr mannigfache *Umformungen* erfahren, die am beſten an ihren feſten Beſtandtheilen, den Knochen, zu erkennen ſind, freilich ebenſo gut auch an ihren Weichtheilen, der Muskulatur, den Nerven und Blutgefäßen ſich ausſprechen. Wenn nun zu dieſem Zwecke die Gliedmaßen verglichen werden ſollen, ſo erhebt ſich zunächſt die Frage, ob

dieſe Organe wirklich gleichwerthig und direkt vergleichbar ſind. Es wird Niemand daran zweifeln, daß unſer rechter Arm dem linken entſpricht, denn beide Organe ſind ſymmetriſch am Körper angebracht, ſie enthalten dieſelben Knochen und Weichtheile und ſind einander ſpiegelbildlich gleich. Ebenſo verhält es ſich mit den Beinen. Aber ſind Arme und Beine einander gleichwerthig? An den Armen tragen wir Hände, an den Beinen Füße! Und wie ſteht es bei den Säugethieren? Die Affen nennen wir auch Vierhänder, denn ſie beſitzen an Armen und Beinen Hände. Bei anderen Säugethieren ſprechen wir von Vorder- und Hinterbeinen; wie verſchiedenartig finden wir dieſe, wenn wir z. B. die Zehenzahl berückſichtigen? Wir kennen fünf-, vier-, drei-, zwei- und einfingrige Säugethiere, wir kennen aber auch ſolche, deren Vorderbeine Flügel ſind (Fledermäuſe), und ſolche, deren Gliedmaßen wie Fiſchfloſſen ausſehen, obgleich ihre Träger, die Wale, nicht zu den Fiſchen gehören. Den Vögeln ſchreiben wir ein Paar Flügel und ein Paar Beine zu, wir ſprechen hier weder von Vorder- und Hinterbeinen, noch von Armen und Beinen; auch dieſe Organe finden wir nicht bei allen Vögeln gleich; zwar tragen die meiſten Vogelarten vier Zehen an ihren Beinen, aber nicht immer in gleicher Stellung, auch giebt es drei- und zweizehige Vögel (Strauße). Wir ſind ferner gewohnt, den Flügel der Vögel mit Federn in beſtimmter Anordnung beſetzt zu ſehen, die das in Rede ſtehende Organ erſt zum Fliegen befähigen; aber es giebt Vögel (Pinguine), welche ſchuppenartige Bildungen auf ihren Flügeln beſitzen und dieſe letzteren nicht zum Fliegen, ſondern zum Rudern gebrauchen; wir kennen andere Vögel, die Kiwis, an denen äußerlich überhaupt keine Flügel zu ſehen ſind. Mehr Gleichmäßigkeit im Aeußeren herrſcht unter den Gliedmaßen der Reptilien und Amphibien, jedoch kommen auch hier ganz gliedmaßenloſe Gruppen, wie die Schlangen, und

solche mit nur einem Beinpaare vor. Immerhin sprechen wir hier von Beinen und unterscheiden sie ihrer Stellung nach als Vorder- und Hinterbeine. Alle diese Körperanhänge dienen zur Fortbewegung auf dem Lande oder in der Luft und nur bei Schwimmvögeln und walartigen Thieren zur Fortbewegung auf resp. im Wasser. Exquisite Wasserthiere sind aber die Fische; auch sie besitzen zur Bewegung im Wasser besondere Organe, die Flossen. Meist kommen zwei symmetrisch gestellte Brust- und zwei Bauchflossen vor, doch stehen dieselben am Fischkörper nicht immer in derselben Region; manchmal findet man an Stelle der Bauchflossen ein saugnapfartiges Organ, oder es sind nur Brustflossen, wie bei den Aalen, mitunter auch gar keine paarigen Flossen, wie beim Neunauge vorhanden.

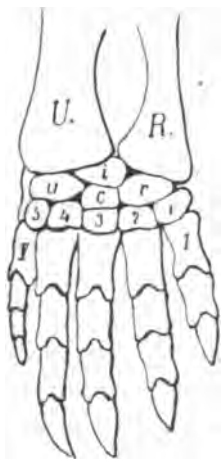
Diese kurze, durchaus nicht vollständige Uebersicht hat uns eine ganze Reihe wohlbekannter Verschiedenheiten der Bewegungsorgane der Wirbelthiere ins Gedächtniß zurückgerufen, Verschiedenheiten, die sowohl ihre äußere Form, wie ihre Leistungen betreffen. Dürfen wir nun annehmen, daß etwa der Vorderarm eines Affen dem Vorderbeine eines Löwen, dem Flügel eines Vogels, der Flosse eines Wales, dem Vorderbeine einer Eidechse oder eines Frosches gleichwerthig ist oder das Bein eines Vogels dem Hinterbeine einer Eidechse u. s. w.? Und wenn ja, dürfen die vorderen Gliedmaßen eines Thieres mit seinen hinteren verglichen werden? Bestehen da nicht noch größere Unterschiede, wenn wir z. B. nur an Flügel und Bein eines Vogels denken? Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß die berührten Verschiedenheiten nicht wesentlich sind, mit anderen Worten: alle Verschiedenheiten sind nur Variationen eines und desselben Typus, der in den Gliedmaßen der Amphibien, Reptilien, Vögel und Säuger steckt und sich am deutlichsten in den Skelettheilen, aber auch in den Weichtheilen ausspricht. Wenn das richtig ist, dann sind natürlich nicht nur die vorderen

Gliedmaßen der verſchiedenen Thiere unter einander, ebenſo ihre hinteren, vergleichbar, ſondern auch erſtere mit letzteren. Es würde zu weit führen, hierfür den Beweis anzutreten, doch iſt er möglich. Beſchränken wir uns daher auf die vorderen Gliedmaßen; was von ihnen erkannt iſt, gilt auch für die hinteren, wenn auch in vielen Fällen dieſe den vorderen um einen Schritt in ihrer Ausbildung voraus ſind. Wir können auch jene Fälle vernachläſſigen, in denen ein oder beide Gliedmaßenpaare fehlen; denn es läßt ſich zeigen, daß dieſer an ſich einfachere Zuſtand nicht ein primitiver, ſondern ein vereinfachter iſt, — mit anderen Worten: Wirbelthierarten mit nur zwei oder gar keinen Gliedmaßen haben früher einmal vier Bewegungsorgane beſeſſen, denn im Innern des Fleiſches verborgene, kleine Reſte weiſen unzweideutig darauf hin.

Vergegenwärtigen wir uns zuerſt einmal die Charaktere der Floſſen und der als Vorderbeine bezeichneten Gliedmaßen; im erſten Falle haben wir es mit einer breiten, aber flachen und ſtarren Platte zu thun, die nur an einer Stelle, an der Verbindung mit dem Körper, beweglich iſt; ſie wirkt wie ein Ruder und bewegt den im Waſſer ſchwebenden Körper eines Fiſches vorwärts. Anders das Bein; dieſes dient nicht nur zur Fortbewegung, ſondern muß gleichzeitig den Körper von der Unterlage emporheben und in dieſer Lage während der Bewegung erhalten. Solche Dienſte kann eine ſtarre und breite Platte nicht leiſten; ſchon die ſeitliche Stellung der Fiſchfloſſen macht ſie hierzu ganz ungeeignet; aber ſelbſt wenn dies nicht der Fall wäre, wenn ſie alſo der Mittelebene des Körpers parallel ſtänden, wie die Gliedmaßen der Landthiere, ſo würden ſie dennoch zum Fortbewegen auf dem Lande ſehr ungeeignete Organe darſtellen, ſie würden nur ein unbeholfenes Gehen, wie auf Stelzen, ermöglichen. Aus dieſem Vergleich ergiebt ſich auch, welcher Umſtand die Fiſchfloſſe verhindert, als Bewegungs

organ auf dem Lande zu dienen; das ist ihre Starrheit, ihr Mangel an Gliederung. Und so finden wir die Gliedmaßen der Landthiere überall aus einzelnen gelenkig verbundenen, also beweglichen Abschnitten zusammengesetzt, aus Ober- und Unterarm, Handwurzel, Mittelhand und Fingern, aus dem einarmigen Hebel, den eine Fischflosse darstellt, ist ein mehrarmiges Hebelsystem geworden, das geeignet ist, eine Ortsbewegung und gleichzeitig ein Emporheben des Körpers auszuführen.

Fig. 1.



Handskelet einer Schildkröte (Chelydra).

U. R. = untere Enden der beiden Unterarmknochen (Elle und Speiche).
u. i. r. = proximaler Bogen der Handwurzelknochen.
c. = Centralknochen der Handwurzel.
1—5 = distaler Bogen der Handwurzel (Carpalia).
I—V = Mittelhandknochen (Metacarpalia).

Ueberall finden wir im Oberarm einen, im Unterarm zwei Knochen; sie verhalten sich im wesentlichen gleich bei verschiedenen Arten und sollen hier nicht weiter berücksichtigt werden, um Zeit zu gewinnen, einen Blick auf das Handskelet selbst werfen zu können. Die Verschiedenheiten, die sich in diesem Theile aussprechen, hängen von der verschiedenen Fingerzahl ab. Die meisten Landwirbelthiere besitzen fünf Finger oder Zehen an ihren Gliedmaßen, und eine solche fünfzehige Hand stellt sich z. B. bei einer Schildkröte in folgender Zusammensetzung dar: Die Handwurzel besteht aus neun Knochen, drei von ihnen auf der Unterarmseite der Hand (u. i. r.), fünf auf der Mittelhandseite (1—5) und einer in der Mitte (c.); dann folgen die fünf säulenförmigen Mittelhandknochen (I—V), die wir vom Daumen an zählen, und diesen schließen sich die Knochen der frei aus der Hand hervor-

stehenden Finger an, deren Endglieder mit hornigen Krallen oder Nägeln bewehrt sind.

Fig. 2.

Handskelet des Klippdachses (Hyrax).
Die Buchstaben und Zahlen bedeuten dasselbe wie in Fig. 1.

Diese Anordnung der Knochen kehrt nun bei Amphibien und Reptilien sehr oft wieder, häufig mit der Differenz, daß der vierte und fünfte Handwurzelknochen zu einem Stück verwachsen. Auch unter den Säugethieren giebt es Arten, deren Handknochen genau dieselbe Anordnung zeigen (Klippdachs, Biber ꝛc.), während in anderen Fällen — und dazu gehört auch der Mensch — sich die Zahl der Handwurzelknochen um eins verringert hat; ein Vergleich lehrt, daß in der Handwurzel des Menschen der centrale Knochen fehlt, um den die anderen sich zu drei und vier gruppiren; untersucht man jedoch die Anlage der Handwurzel auf einer sehr frühen Stufe, wenn die Knochen noch knorpelig sind, so findet man das dem Erwachsenen fehlende Centrale als einen besonderen Knorpel; später verwächst dieser mit dem dritten Handwurzelknochen zu einem Stück (c 3). Der menschlichen Hand fehlt also das Centrale nicht ganz, sondern nur als besonderes

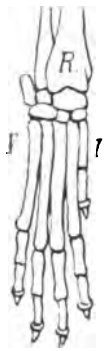
Fig. 3.

Handskelet des Menschen.
Buchstaben und Zahlen bedeuten dasselbe wie in Fig. 1.

Skeletstück im erwachsenen Zustande; es ist das eine an und für sich bemerkenswerthe Thatsache, die, wie so viele andere, auf den Zusammenhang des Menschen mit anderen Organismen hinweist.

Das Hand- resp. Fußskelet fünfzehiger Säugethiere bildet aber auch den Ausgangspunkt für Arten mit verminderter Zehenzahl. Mit Rücksicht auf das Folgende ist es von Bedeutung, daß innerhalb der fünfzehigen Gliedmaßen der Säugethiere zwei Modifikationen vorkommen, die das Längenverhältniß der Finger betreffen; bei einem Theile der Fünfzeher, z. B. beim Klippdachs (Fig. 2), ist der Mittelfinger etwas länger als die übrigen, bei einem anderen Theile, z. B. beim Hunde (Fig. 4), überragen der dritte und vierte Finger in gleicher Weise ihre Nachbarn. Es ist nun klar, daß diese größeren Finger zuerst beim Gebrauch der Gliedmaßen den Boden berühren, also dann auch die Last des Körpers allein tragen. Beim gewöhnlichen Gehen und Schreiten, bei dem die Thiere mit der ganzen Sohle auftreten, ist das nur momentan der Fall, denn die übrigen Finger treten sofort auch auf den Boden, und das Körpergewicht ruht dann auf der ganzen Sohle and allen fünf Fingern resp. Zehen. Wenn aber diese Bewegungsart durch eine raschere dauernd ersetzt wird, wobei gleichzeitig die hinteren Gliedmaßen eine Sprungbewegung ausüben, ändert sich dieses Verhältniß: nicht mehr die ganze Sohle tritt auf, sondern nur noch die Finger allein und im extremsten Falle nur noch die Spitze der Finger; hierdurch verlängert sich die ganze Gliedmaße, und die Last des Körpers wird immer mehr auf die längeren Finger übertragen; infolge des stärkeren Gebrauches bilden sich diese

Fig. 4.



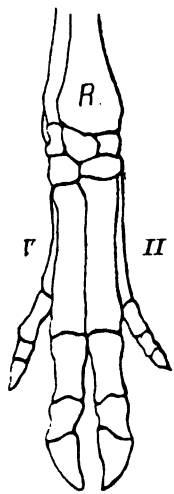
Handskelet des Hundes.
R. = Speiche.
I = erster Finger.
V = fünfter Finger.

kräftiger aus, und so trägt sowohl die Streckung der Gliedmaßen, wie die stärkere Ausbildung der beim Laufen bevorzugten Finger dazu bei, daß die kürzeren Finger den Boden gar nicht mehr berühren, also den Körper auch nicht mehr stützen und tragen; sie stellen ihren Dienst ein und werden zu nutzlosen Anhängen; wie andere nutzlose Theile unterliegen sie einer mehr oder weniger weitgehenden Rückbildung.

Säugethiere mit überwiegendem Mittelfinger sind der Ausgangspunkt für die Entwickelung der Unpaarzeher (Tapire, Nashorne, Pferde, Esel 2c.) gewesen, und Formen mit überwiegendem dritten und vierten Finger haben den Paarzehern (Schweine-, Hirsch-, Antilopen-, Ziegen- und Schafarten, den Rindern, Kamelen, Giraffen u. a.) den Ursprung gegeben. Dies möge nun nicht dahin gedeutet und verstanden werden, als ob unsere heutigen Tapirarten, z. B. die Vorfahren der heutigen Pferde, oder die heutigen Schweinearten in die Ahnenreihe der Rinder und Kamele gehörten. Das ist nicht der Fall, denn die heute lebenden Formen wurzeln in ihnen vorausgegangenen früherer Erdperioden und treffen erst in sehr lange zurückliegenden Epochen zusammen; aber die Endäste der einzelnen Stämme — das sind die heute lebenden Arten — sind nicht alle gleichmäßig weit vorgeschritten und umgebildet, sondern stehen heute auf dem einen oder anderen Punkte des Umbildungsprozesses, und so bieten sie uns gerade in dieser Verschiedenheit ein Nebeneinander von Zuständen dar, die wir in Reihen bringen können, so daß wir den Ausgangs- und den zuletzt erreichten Endpunkt der Umwandlung ebenso gut sehen können, wie die Zwischenstufen. Selbstredend müssen die Anschauungen, die wir uns durch Untersuchungen verschiedener heute repräsentirter Zustände bilden, auch dann durch Ergebnisse anderer Untersuchungen gestützt und kontrollirt werden, wenn es, wie hier, möglich ist, die Verschiedenheiten in zusammenhängende

Reihen zu bringen; eine derartige Kontrolle bietet die Behandlung derselben Frage vom entwickelungsgeschichtlichen und paläontologischen Standpunkte aus. Was wir in dieser Beziehung von der uns beschäftigenden Frage wissen, stimmt durchaus mit den Schlüssen überein, die man aus der Untersuchung der Gliedmaßen heute lebender Säugethiere ziehen kann.

Fig. 5.



Handskelet des Hausschweines.
R. = Speichenknochen des Unterarmes.
II = zweiter Finger.
V = fünfter Finger

Betrachten wir nun das Skelet des Vorder- oder Hinterfußes eines Schweines, so finden wir regelmäßig vier Zehen (Fig. 5); zwei von ihnen, die mittleren, untereinander gleich, aber länger als die Außen- und Innenzehe, die selbst wieder gleich lang sind. Welche Zehen oder Finger liegen hier vor? Der Vergleich mit dem Vorderfuße eines Hundes (Fig. 4) ergiebt sofort die Antwort, daß beim Schwein kein anderer Finger als der Daumen fehlen kann; er ist vollständig weggefallen, nicht einmal sein Handwurzelknochen ist nachweisbar. Vier Zehen in denselben relativen Größenverhältnissen, wie beim Schwein, finden wir aber auch z. B. beim Elch, und doch ist die Zusammensetzung des Skelettes des Vorder- und Hinterfußes eines Elches (Fig. 6) eine andere, als beim Schwein; wir bemerken leicht, daß die verlängerte dritte und vierte Zehe nicht jede für sich einen Mittelhandknochen besitzt, sondern beide zusammen einem einzigen langen Knochen, dem Laufknochen (L.) angefügt sind. Wie soll man dies deuten? Sägt man den langen Mittelhandknochen der dritten und vierten Zehe der Länge nach auf, so enthüllt sich uns bereits das Räthsel, denn an Stelle eines einzigen Hohlraumes, wie er sonst

immer in den Mittelhand- und anderen Röhrenknochen vorkommt, finden wir hier zwei Hohlräume (Fig. 7), die durch eine dünne, knöcherne Wand geschieden sind. Dies muß auf den Gedanken führen, daß der scheinbar einheitliche Knochen aus zwei der Länge nach an ihren Berührungsflächen verwachsenen Knochen besteht, eine Deutung, welche uns die Verbindung mit zwei getrennten Fingern sofort verständlich macht. Die Entwickelungsgeschichte bestätigt diese Annahme vollkommen, da man in der That in entsprechend jungen Zuständen beim Elch, Hirsch, Reh, Rind, Schaf, Ziege ꝛc., die sich alle in diesem Punkte gleich verhalten, an Stelle des einen zwei Mittelhandknochen findet, welche nachträglich verwachsen. Dieser Vorgang — getrennte Anlage und spätere Verwachsung des dritten und vierten Mittelhandknochens — wiederholt sich stets bei jedem Individuum der genannten Thierarten und hängt ebenfalls, wie die bedeutende Verlängerung des gewöhnlich als Laufknochen bezeichneten Theiles des Vorder- und Hinterfußes, mit der schnelleren Bewegungsart zusammen. Der gleiche Prozeß tritt z. B. auch in den Beinen der Vögel ein, wo nachweislich drei Mittelfußknochen zu einem Laufknochen verwachsen.

Fig. 6.

Handskelet des Elches.
R. = Speichenknochen des Unterarmes.
II = zweiter Finger.
V = fünfter Finger.
L. = Laufknochen.

Fig. 7.

Der Länge nach aufgesägter Laufknochen eines Hirsches.

Fig. 8.

Handskelet vom Damhirsch.

An demselben Objekt — beim Elch — sehen wir aber weiter noch, daß die Mittelhandknochen der zweiten und dritten Zehe, trotzdem auch sie verlängert sind, nicht mehr, wie beim Schwein, bis an die Handwurzel reichen, sondern vorher frei enden (Fig. 6). Solche Zehen können aber, da ihnen jeder feste Halt fehlt, den Körper nicht mehr tragen helfen; sie haben ihren Dienst eingestellt und unterliegen nun der weiteren Rückbildung. Beim Hirsch (Fig. 8) und Reh sind sie zwar noch vorhanden, aber schon bedeutend verkleinert und verkümmert, und bei Schafen, Rindern, Ziegen, Lamas (Fig. 9) ꝛc. sind die Skelettheile der zweiten und fünften Zehe vollkommen verschwunden, nur ein ganz rudimentärer Huf oder eine haarlose Warze, also Bildungen der äußeren Haut, deutet die Stelle am Fuße der genannten Thiere an, wo einmal die verloren gegangenen Zehen und Finger gesessen haben.

Fig. 9.

Handskelet vom Lama.

Ganz ähnliche Verhältnisse begegnen uns bei den Unpaarzehern, deren Mittelfinger allein verlängert ist; ihm helfen anfangs die übrigen Finger noch die Last tragen; je mehr er sich aber streckt, je mehr auf ihn allein das Körpergewicht fällt, desto mehr verkürzen sich die übrigen vier Finger und werden ebenfalls schließlich zurückgebildet. Die Reihe beginnt mit einem Fuße, wie ihn unsere Tapire an ihren Vorderbeinen tragen; wir sehen hier vier Zehen (Fig. 10), und man wird mich vielleicht einer Flüchtigkeit zeihen, wenn ich ein Thier mit vier Zehen als

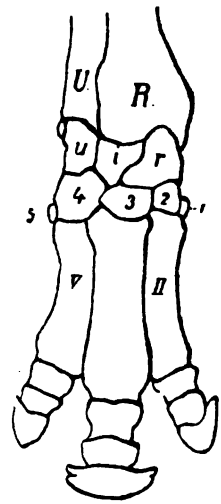
unpaarzehig bezeichne; aber ſobald wir nur den vierzehigen **Vorderfuß** eines Schweines (Fig. 5) mit dem vierzehigen eines Tapires (Fig. 10) vergleichen, ſehen wir die Richtigkeit der Bezeichnungsweiſe und den Unterſchied zwiſchen Schwein und Tapir, trotzdem beide Formen vier Zehen an den Vordergliedmaßen tragen und trotzdem in beiden Fällen der erſte Finger weggefallen iſt. Die nächſte Entwickelungsſtufe der Hand eines Unpaarzehers finden wir im Rhinoceros reprä-

Fig. 10.

Handſkelet vom Tapir.
R. = Speichenknochen des Unterarmes.
i. r. u. 2—5 = Handwurzelknochen.
II—V = zweiter bis fünfter Finger.

ſentirt (Fig. 11); dieſe Thiere beſitzen drei Zehen, die erſte und fünfte ſind geſchwunden, jedoch noch nicht vollſtändig, da die zugehörigen Handwurzelknochen an der ihnen zukommenden Stelle noch nachweisbar ſind (1 und 5 der Figur 11).

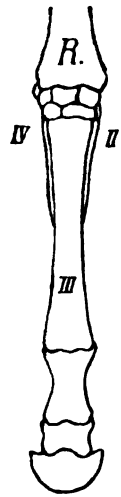
Fig. 11.



Handſkelet eines Rhinoceros.
Buchſtaben und Zahlen wie in Fig. 10.

Zwiſchen dem Rhinoceros und der nächſten ſich anſchließenden Thiergruppe, den Pferden, Eſeln ꝛc., liegt eine verhältnißmäßig große Kluft; daß dieſe Thiere an ihren vier Gliedmaßen nur eine Zehe tragen und nur auf der Spitze dieſer einen laufen, ſieht man ſchon am lebenden Thiere; weiſt doch der eine Huf ganz ſicher darauf hin! Aber die anatomiſche Unterſuchung offenbart uns, daß Vorder- und Hinterfuß eines Pferdes mehr Skeletelemente enthalten, als

Fig. 12.



Handskelet eines Pferdes.

man nach der Einzehigkeit erwarten darf: zu beiden Seiten des verlängerten Mittelhandknochens der erhalten gebliebenen Mittelzehe (Fig. 12) sieht man zwei schlanke, zehenlose Knochen, die sogenannten Griffelbeine (II, IV), die ihrer Lagerung nach nur verkümmerte Mittelhandknochen sein können, und zwar die der verlorenen beiden Zehen, der zweiten und vierten. Auch die zu ihnen gehörigen Handwurzelknochen sind nachweisbar und tragen zur Verbreiterung der Handwurzel bei. Die Kluft, die wir zwischen einem Rhinoceros- und einem Pferdefuße vorhin sahen, wird zweifellos durch den Umstand verringert, daß sich bei letzterem noch die Handwurzel- und Mittelhandtheile des zweiten und vierten Fingers vorfinden; das Pferd ist also nicht absolut einzehig, wenn auch frei hervorstehende Zehenglieder an den Griffelbeinen fehlen. Jedenfalls darf man jetzt schon schließen, daß längst ausgestorbene Vorfahren der heutigen Pferde die jetzt verlorenen Zehen besessen haben, sonst wäre das Vorkommen gewisser Theile dieser absolut unverständlich. Der Schluß wird zur vollen Gewißheit nicht nur durch den Umstand, daß gelegentlich, wenn auch sehr selten, bei Pferden ein Rückschlag in die alte Stammform vorkommt, sondern daß thatsächlich diese Stammformen durch paläontologische Funde bekannt sind: die Gliedmaßen dieser Pferde (Hipparion, Anchitherium) besaßen noch Zehenglieder an ihren Griffelbeinen (Fig. 13). Unsere Reihe ist damit vollständig geworden; es hätte jener berühmt gewordenen Funde in den Felsengebirgen Nord-

Fig. 13.

Handskelet von Hipparion, einer ausgestorbenen Pferdegattung.

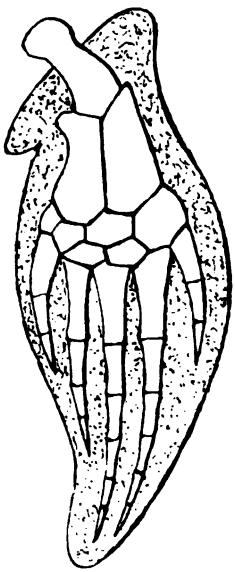
amerikas, welche die ganze Ahnenreihe der Pferde in absoluter Lückenlosigkeit enthüllt haben, nicht bedurft, um die Ansicht, es stammten die einzehigen Pferde von fünfzehigen Vorfahren ab, zu begründen; doch ist natürlich eine derartige Bestätigung einer auf anderem Wege gewonnenen Ansicht sehr erwünscht.

Sind das nun nicht wunderbare Wandlungen, die wir in den Gliedmaßen der Säugethiere haben verfolgen können? Würden sie einzeln für sich betrachtet, so stünden wir bei jedem einzelnen Falle vor einem nicht zu lösenden Räthsel, aber wenn wir sie miteinander vergleichen und in Zusammenhang bringen, so verliert die Verschiedenartigkeit in der Ausbildung der Gliedmaßen ihr Dunkel, und die verschiedenen Typen erscheinen als Stufen einer Entwickelungsreihe, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Nichts Neues ist in den Gliedmaßenskeletten der besprochenen Thiere hinzugekommen, überall läßt sich derselbe Grundtypus nachweisen, aber dieser wird durch Verwachsen oder Wegfall einzelner Theile je nach Bedürfniß umgeformt und zu verschiedenen Leistungen befähigt.

Berücksichtigen wir zur weiteren Erhärtung dieses Satzes noch die nach einer ganz anderen Richtung umgewandelten Gliedmaßen eines im Wasser lebenden Säugethieres, etwa eines Tümmlers, der wie andere walartige Thiere gleich einem Fische konstant im Wasser schwimmt. Hier finden wir statt eines vielgliedrigen Armes mit frei hervorragenden und an den Enden mit Nägeln, Krallen oder Hufen versehenen Fingern eine breite, flache und starre Flosse, die nur im Schultergelenk beweglich ist. Jedem wird sich bei der Betrachtung eines solchen Organes die Nothwendigkeit aufdrängen, das in demselben liegende Skelett kennen zu lernen. Welch' ein überraschendes Bild bietet ein dieses aufweisendes Präparat dar? Statt einer Anordnung der Theile, wie sie in den Fischflossen vorkommt, finden wir einen wirklichen Arm (Fig. 14) mit Skeletttheilen in

derſelben Anordnung, wie bei anderen Säugethieren, doch nach mancher Richtung hin modifizirt: alle Knochen ſind auffallend kurz, gleichzeitig aber auch ſehr flach; die Gelenke ſind verſchwunden, dafür aber die Zahl der Fingerglieder über das bei den Säugethieren gewöhnlich innegehaltene Maß vermehrt.

Fig. 14.



Armſkelet eines Tümmlers (**Phocaena communis**), eingetragen in die Umriſſe der abgeſchnittenen Vorderfloſſe.

Dieſe Unterſchiede ſind ebenſo, wie die ganze Geſtalt des Armes durch ſeine veränderte Funktion erklärbar und verſtändlich: eine Gliedmaße mit hervorſtehenden Fingern, mit zahlreichen gelenkig verbundenen Abſchnitten und von cylindriſcher Form taugt zum Schwimmen, wie wir ja aus Erfahrung an uns ſelbſt wiſſen, nicht beſonders; viel beſſer wirkt eine breite, nur an einer Stelle bewegliche Platte ohne alle Anhänge. Auch die ganze, für Säugethiere ungewöhnliche Fiſchgeſtalt eines Tümmlers oder Wales iſt auf dieſelben Urſachen, d. h. auf die Anpaſſung an das Leben im Waſſer zurückzuführen. Nothwendigerweiſe müſſen wir nun annehmen, daß die Wale von urſprünglich auf dem Lande lebenden Säugethieren abſtammen, denn nur dann konnte ein Säugethierarm ſich in die Floſſe des Tümmlers verwandeln, welche die Charakterzüge der Gliedmaßen der Säuger treu genug bewahrt hat.

Ganz analoge Anpaſſungen urſprünglicher Landthiere an das Waſſerleben finden wir vielfach; ich will nur an den jetzt allerdings ausgeſtorbenen Ichthyoſaurus erinnern, der ebenſowohl in Geſtalt ſeines Körpers, wie ſeiner Gliedmaßen

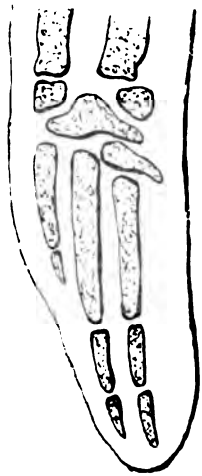
manches Uebereinstimmende mit den Tümmlern zeigt, aber eine Reptilienform darstellt, welche das Leben im Wasser angenommen hat.

Aus den angeführten Beispielen dürfte zur Genüge die Eingangs erwähnte Uebereinstimmung der Skelette der Gliedmaßen hervorgehen; wenn es hier möglich wäre, noch andere unter den Säugethieren vorkommende Abänderungen der Gliedmaßen, wie die Flugarme der Fledermäuse, die Grabarme des Maulwurfs, die Kletterarme der Faulthiere, die Sprungbeine des Kängurus ꝛc. zu untersuchen, so würden wir zwar eine ganze Anzahl anderer Modifikationen kennen lernen, aber eben auch nur Modifikationen des einen Grundtypus; das Resultat, zu dem wir bereits gelangt sind, würde dasselbe bleiben.

Fig. 15.

Handskelet eines Vogels.

Wir dürfen daher noch mit einigen Worten auf den Flügel der Vögel eingehen; diese Organe sind zwar in derselben Körperregion, wie die Vorderbeine der Säugethiere, Reptilien und Amphibien angebracht und stehen auch mit einem Schultergürtel in Verbindung, aber sie bieten doch in Aussehen und Leistung so viel Fremdartiges, selbst wenn man nur das Skelett des Flügels untersucht, daß ein tieferes Eindringen zum Verständniß nothwendig ist. Wie bei anderen Gliedmaßen, sind auch hier im Oberarm ein, im Unterarm zwei Knochen vorhanden; die Hand enthält aber in der Wurzel nur zwei Knöchelchen (Fig. 15), dann folgt als Mittelhand ein sonderbar gestalteter, gefensterter Knochen, an welchem drei kleine Fingerglieder ansitzen, die in der Regel keine Krallen tragen. Wenn diese Theile wirklich einer Hand an-



Das noch knorpelige Handskelet eines Vogelembryos.

gehören, dann müssen hier sehr weitgehende Umformungen stattgefunden haben, die bei gleichzeitiger Rückbildung einiger Theile das Fremdartige im Vogelflügel bedingen. Hier ist es wiederum die Entwickelungsgeschichte, die uns Aufklärung giebt; in der Anlage sieht das freie Ende des Vogelflügels einer Hand viel ähnlicher, als im erwachsenen Zustande (Fig. 16), schon dadurch, daß drei gesonderte Finger und eine an Skelettheilen reichere Handwurzel vorhanden ist, Verhältnisse, die sich beim Größerwerden der jungen Vögel durch Verwachsen getrennter Theile ganz bedeutend ändern. Ohne weitere Einzelheiten anzuführen, kann aus dem Mitgetheilten geschlossen werden nicht nur, daß das Ende des Vogelflügels eine Hand ist, sondern auch, daß sie dreifingerig geworden ist, — dieses „geworden" ist wörtlich zu verstehen, denn bei manchen Vogelarten legt sich noch ein vierter Finger an, bleibt aber nie erhalten. Entwickelungsstadien heute lebender Thiere finden aber gewöhnlich eine Parallele in ausgestorbenen Formen desselben Thierstammes; so auch hier: der berühmt gewordene Urgreif, ein Vogel der Jurazeit, dessen wohlerhaltene Reste in Solnhofen gefunden sind, besitzt an seinem Flügel drei normal entwickelte Finger (Fig. 17), die unsere heutigen Vögel in dieser Form nur noch als ganz junge Thiere führen, später aber umbilden. Weist diese Parallele nicht auch wiederum auf den Zusammenhang der Organismen hin?

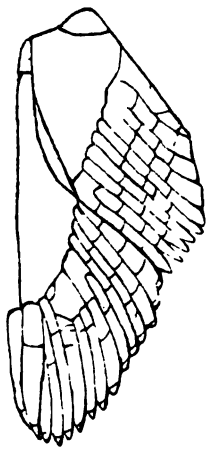
Fig. 17.

Un erarm- und Handskelet von **Archaeopteryx.**

Jedenfalls hat damit der Flügel der Vögel seine Sonderbarkeit verloren, da auch er sich als ein allerdings umgewandelter Arm mit reduzirter Fingerzahl erweist, dessen besondere Form wir nun wieder in Zusammenhang mit der veränderten Leistung bringen und aus dieser verstehen können.

Somit haben wir überall in den Gliedmaßen der höheren Wirbelthiere, auch wenn solche in der Luft oder im Wasser sich bewegen, dasselbe Grundschema finden können; alle vorkommenden und mitunter recht erheblichen Abweichungen sind nur Variationen dieses Schemas, die durch Anpassungen an besondere Bewegungsarten bedingt sind.

Fig. 18.



Knorpeliges Skelet der Brustflosse eines Haifisches.

Auch in dem Flossenskelet der Fische läßt sich, wie hier nicht im Einzelnen gezeigt werden soll, ein Grundschema erkennen, das auch hier zahlreiche Modifikationen eingeht. Wenn nun die Fische unter einander und die übrigen Wirbelthiere untereinander übereinstimmen, so ergiebt sich die Frage, ob Fischflossen und Gliedmaßen der anderen Wirbelthiere Uebereinstimmungen zeigen und ob die letzteren sich etwa, weil sie höher stehenden Thieren zukommen, von den Flossen der niedriger stehenden Fische ableiten lassen. Diese Frage ist wenigstens im allgemeinen unbedingt mit Ja zu beantworten; im einzelnen ergeben sich hierbei nicht unerhebliche Schwierigkeiten, die nur angedeutet werden sollen: es eröffnet sich zwar ein Verständniß für die Gliederung der Gliedmaßen der Landwirbelthiere, die den Fischflossen fehlt, durch den Umstand, daß sie hier nicht nothwendig ist; aber die Fischflosse ist wenigstens in ihrem ursprünglichen, bei den Haien

uns entgegentretenden Zustande aus einer sehr großen Anzahl stabförmiger Skeletttheile zusammengesetzt (Fig. 18), und es ist fraglich, ob — wie dies manche Forscher annehmen — einzelne dieser Knorpelstäbe bestimmten Skelettstücken in den Gliedmaßen der Landthiere entsprechen. Es erscheint noch zu früh, hierüber etwas Sicheres auszusagen, d. h. also die Frage auch im Speziellen zu beantworten. Vielleicht wird dies niemals möglich sein, denn die Umformungen, die aus der Flosse eines fischartigen Thieres zur Bildung der Gliedmaßen eines Landthieres geführt haben, müssen sehr weit zurückliegen, so daß unzweideutige Spuren hiervon heute kaum nachzuweisen sein werden; sie müssen aber auch in einer Zeit vorgegangen sein, wo das Skelet der Wirbelthiere noch knorpelig war; daher dürfen wir das Auffinden von Zwischenstufen an ausgestorbenen Thieren kaum erwarten, weil nur in ganz ausnahmsweise günstigen Fällen Abdrücke des weicheren Knorpelskelets fossiler Thiere erhalten bleiben.

Um daher nicht in Spekulationen zu verfallen, die den Boden beobachteter Thatsachen verlassen, begnügen wir uns richtiger in diesem Punkte mit der nicht zu verkennenden und nicht bestreitbaren allgemeinen Uebereinstimmung zwischen den Flossen der Fische und den Gliedmaßen der übrigen Thiere und lassen die Frage in ihrer speziellen Seite offen.

Der in diesem Vortrage unternommene Versuch, ein Bild von den Umformungen, die ein und dasselbe Organ bei verschiedenen Besitzern erleiden kann, zu entwerfen, ist weniger zu dem Zwecke geschehen, um den Leser mit den Einzelheiten dieser Wandlungen vertraut zu machen, sondern um ihm an diesem einen Beispiele einen Einblick in die Methoden und die weitgehenden Aufgaben der Zoologie zu gewähren. In gleicher Weise, nur selbstredend weit genauer, als es hier geschehen konnte, müssen die zahllosen Modifikationen auch anderer Organe bei den ver-

ſchiedenſten Thieren verglichen und die hierdurch gewonnenen Reſultate durch die Ergebniſſe der Entwickelungsgeſchichte der Thiere und der Paläontologie geſtützt, erweitert und geſichert werden. Iſt dieſe Arbeit einmal nach allen Richtungen vollendet, ſo iſt von ſelbſt der Grad der Verwandtſchaft der Thiere und damit ihre natürliche Anordnung erkannt. Es wird nun verſtändlich ſein, daß zoologiſche Muſeen, in denen nur die Bälge und die vertrockneten oder in Spiritus liegenden Leichen der Thiere aufbewahrt werden, nur einen kleinen Theil der geſamten Zoologie umfaſſen und das ganze übrige rieſige Gebiet, das der Morphologie der Thiere, außer Acht laſſen, ein Zuſtand, der natürlich nicht beſtehen bleiben kann, und auch thatſächlich kaum noch irgendwo beſteht.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten.
4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Gesängen. Gr. Oktav. 5. Aufl.
eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. 11. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Röszler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75 —

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 21. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. 3. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Leut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Robert Hamerling. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg geb. ..... „ 5.—

Die Umformung der Gliedmaßen
bei den höheren Thieren.

Von

Professor **Dr. M. Braun**
in Königsberg i. Pr.

Mit 18 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 175a
HARVARD COLLEGE LIBRARY
FEB 12 1897
Mench fund?

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 259.

Ueber das Mannesmannsche Röhrenwalzverfahren.

Von
H. Leoßner
Professor in Bielitz.

Mit 8 Tafeln in Steindruck.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. **10**, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1896 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der **Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)** in **Hamburg** ist soeben erschienen:

Der
Kindergarten.

Heitere und ernste Gedichte für die Jugend

von

Rudolf Löwenstein.

Mit zahlreichen Illustrationen von Th. Hosemann u. A.

5. Auflage. 128 Seiten 4°.

Kartonnirt Mk. 3.—.

Ueber das Mannesmannsche Röhrenwalzverfahren.

Von

H. Leoßner,
Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Bielitz (Oesterr.-Schlesien).[1]

Mit drei Tafeln in Steindruck.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Vor ungefähr neun Jahren ist in Deutschland eine mit großem Kapitale ausgerüstete Aktiengesellschaft ins Leben getreten, um die Mannesmannschen Patente eines „Schrägwalzverfahrens zur Herstellung von nahtlosen Röhren und rohrförmigen Körpern" praktisch zu verwerthen. In dieser Absicht wurde von der Gesellschaft durch Ankauf und Umbau der Realität der zu Grunde gegangenen „Erzgebirgischen Eisenwerke" zu Komotau in Böhmen ein Röhrenwalzwerk errichtet, gleichwie in Bliedinghausen bei Remscheid in Rheinland, in Landore in der Provinz Wales in England und in Bous a. d. Saar fast zu gleicher Zeit solche Werke entstanden sind.

Bald hatte sich gezeigt, daß dieses Verfahren zur Erzeugung von nahtlosen Kupfer- und Messingröhren besonders gut geeignet ist. Die bekannte Kupferröhrenfabrik von C. Heckmann in Duisburg hatte die Lizenz zur Herstellung nahtloser Kupferröhren ꝛc. für Deutschland erworben und dieses Verfahren mit Erfolg eingeführt.

Zum besseren Verständnisse des Wesens der Rohrfabrikation nach System Mannesmann ist es zweckdienlich, zuvörderst einen kurzen Ueberblick über die Fabrikation metallener Röhren bis zu dem Zeitpunkte zu geben, als die Patente der Gebrüder Reinhard und Max Mannesmann in die Oeffentlichkeit kamen, also ungefähr bis zu dem Jahre 1886.

Nach den bis heute für Röhren zur Fortleitung von Dampf, Gas, Waſſer und verſchiedenen anderen Flüſſigkeiten im großen verwendeten Konſtruktionsmaterialien haben wir es vorwiegend zu thun mit:

a) gußeiſernen Röhren,
b) ſchmiedeeiſernen oder ſtählernen Röhren,
c) Röhren aus Kupfer, aus Meſſing, aus Blei, aus Aluminium, Zinn und aus Spezialbronzen.

Wie ſchon der Name ſagt, werden gußeiſerne Röhren durch den Gießprozeß erzeugt; demgemäß beſitzen ſie keine Naht, aber geringe, kaum über 3 m betragende Baulänge, großes Gewicht wegen der, aus Feſtigkeits-, Herſtellungsrückſichten und chemiſchen Einflüſſen halber nothwendigen großen Wandſtärken. Dieſelben ſind oft, vorhandener Poren wegen, unbicht. Sie werden ſeit langer Zeit mit gutem Erfolge für unterirdiſche Gas- und Waſſerleitungen verwendet.

Für Dampfleitungen werden dieſe gußeiſernen Röhren gegenwärtig durch die ſchmiedeeiſernen immer mehr und mehr verdrängt.

Schmiedeeiſerne Röhren, dieſe überaus wichtigen Konſtruktionselemente, ſind eine hervorragende, engliſche Erfindung, welche durch Benjamin Cook 1808 und durch Whitehouſe 1825 im Gefolge der durch den Schotten Murdoch 1804 erfundenen Gasbeleuchtung gemacht wurde.

Die Engländer verſtanden es durch lange Zeit, nicht nur die Gasfabrikation durch Monopole, ſondern auch die zugehörige Fabrikation der ſchmiedeeiſernen Röhren durch Geheimhaltung derſelben für ſich auszunutzen. Dennoch diffundirte dieſes Geheimniß nach dem Kontinente; wir ſehen in Deutſchland, namentlich in Weſtfalen, aber auch in Oberſchleſien, eine blühende Röhreninduſtrie ſich entwickeln, und es mag wohl Anfang der achtziger Jahre geweſen ſein, als das erſte öſterreichiſche Röhren-

walzwerk zu Witkowitz in Mähren entstand, nachdem jenes in Oderberg, sowie in Schönbrunn Filialen reichsdeutscher Firmen sind.

Sämtliche nach diesem englischen Systeme erzeugten Röhren sind geschweißte, besitzen eine Naht und somit in ihrem Zusammenbaue prinzipiell eine schwache Stelle. Außerdem erzeugt man in Schmiedeeisen aus entsprechend zugeschnittenen Blechen hartgelöthete, genietete, oder genietete und gleichzeitig gelöthete Röhren. Auch diese Röhren haben alle naturgemäß eine Naht.

Im allgemeinen eignet sich das Schmiedeeisenrohr für Dampf-, Gas- und Wasserleitungen. Es ist zwar gegen chemische Einflüsse empfindlicher als das gußeiserne Rohr, hat aber größere Festigkeit, namentlich auf inneren oder äußeren Druck, bei geringerem Gewichte und größerer Baulänge.

Röhren aus Kupfer und Messing erzeugte man in England bereits um das Jahr 1850 nahtlos, häufiger aber mit Naht, und zwar aus entsprechend zugeschnittenen, zusammengerollten und hart verlötheten Kupfer- oder Messingblechstreifen.

Nahtlose Kupfer- und Messingrohre, besonders geeignet für hohen Druck, stellt man nach folgenden zwei Arbeitsprozessen her:

1. Es wird ein hohler Block aus Kupfer, Messing oder Spezialbronze mit dicker Wandstärke gegossen und dieser alsdann durch den sogenannten Ziehprozeß, dessen Wesen später noch näher erklärt werden wird, auf heißem oder kalten Wege zu einem entsprechend langen, dünnwandigen Rohre ausgezogen. Bei dem Umstande, daß gegossene Blöcke aus Kupfer oder Messing sehr schwer porenfrei herzustellen sind, ergiebt diese Fabrikation viel Abfall, weil die Röhren infolge des Enthaltens unganzer Stellen den Ziehprozeß nicht vertragen und eher brechen, bevor derselbe beendigt ist, Umstände, welche die Fabrikation vertheuern.

2. An einer gehämmerten, also verdichteten Platte aus

uns entgegentretenden Zustande aus einer sehr großen Anzahl stabförmiger Skeletttheile zusammengesetzt (Fig. 18), und es ist fraglich, ob — wie dies manche Forscher annehmen — einzelne dieser Knorpelstäbe bestimmten Skelettstücken in den Gliedmaßen der Landthiere entsprechen. Es erscheint noch zu früh, hierüber etwas Sicheres auszusagen, d. h. also die Frage auch im Speziellen zu beantworten. Vielleicht wird dies niemals möglich sein, denn die Umformungen, die aus der Flosse eines fischartigen Thieres zur Bildung der Gliedmaßen eines Landthieres geführt haben, müssen sehr weit zurückliegen, so daß unzweideutige Spuren hiervon heute kaum nachzuweisen sein werden; sie müssen aber auch in einer Zeit vorgegangen sein, wo das Skelet der Wirbelthiere noch knorpelig war; daher dürfen wir das Auffinden von Zwischenstufen an ausgestorbenen Thieren kaum erwarten, weil nur in ganz ausnahmsweise günstigen Fällen Abdrücke des weicheren Knorpelskelets fossiler Thiere erhalten bleiben.

Um daher nicht in Spekulationen zu verfallen, die den Boden beobachteter Thatsachen verlassen, begnügen wir uns richtiger in diesem Punkte mit der nicht zu verkennenden und nicht bestreitbaren allgemeinen Uebereinstimmung zwischen den Flossen der Fische und den Gliedmaßen der übrigen Thiere und lassen die Frage in ihrer speziellen Seite offen.

Der in diesem Vortrage unternommene Versuch, ein Bild von den Umformungen, die ein und dasselbe Organ bei verschiedenen Besitzern erleiden kann, zu entwerfen, ist weniger zu dem Zwecke geschehen, um den Leser mit den Einzelheiten dieser Wandlungen vertraut zu machen, sondern um ihm an diesem einen Beispiele einen Einblick in die Methoden und die weitgehenden Aufgaben der Zoologie zu gewähren. In gleicher Weise, nur selbstredend weit genauer, als es hier geschehen konnte, müssen die zahllosen Modifikationen auch anderer Organe bei den ver-

ſchiedenſten Thieren verglichen und die hierdurch gewonnenen Reſultate durch die Ergebniſſe der Entwickelungsgeſchichte der Thiere und der Paläontologie geſtützt, erweitert und geſichert werden. Iſt dieſe Arbeit einmal nach allen Richtungen vollendet, ſo iſt von ſelbſt der Grad der Verwandtſchaft der Thiere und damit ihre natürliche Anordnung erkannt. Es wird nun verſtändlich ſein, daß zoologiſche Muſeen, in denen nur die Bälge und die vertrockneten oder in Spiritus liegenden Leichen der Thiere aufbewahrt werden, nur einen kleinen Theil der geſamten Zoologie umfaſſen und das ganze übrige rieſige Gebiet, das der Morphologie der Thiere, außer Acht laſſen, ein Zuſtand, der natürlich nicht beſtehen bleiben kann, und auch thatſächlich kaum noch irgendwo beſteht.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

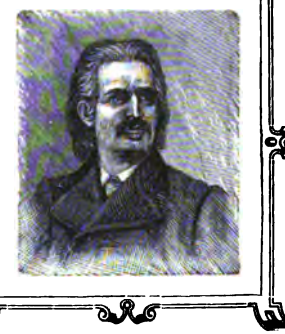
Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. 5. Aufl. eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Himmen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. 11. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—



— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Röstler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75 —

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 21. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. 3. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Robert Hamerling. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg geb. ..... „ 5.—

Die Umformung der Gliedmaßen
bei den höheren Thieren.

Von

Professor **Dr. M. Braun**
in Königsberg i. Pr.

Mit 18 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1896.

VIII. 173a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE
FEB 12 1897
LIBRARY

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 259.

Ueber das
Mannesmannsche Röhrenwalzverfahren.

Von

H. Leoßner
Professor in Bielitz.

Mit 8 Tafeln in Steindruck.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1896 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der **Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)** in **Hamburg** ist soeben erschienen:

Der
Kindergarten.

Heitere und ernste Gedichte für die Jugend

von

Rudolf Löwenstein.

Mit zahlreichen Illustrationen von Th. Hosemann u. A.

5. Auflage. 128 Seiten 4°.

Kartonnirt Mk. 3.—.

Ueber das Mannesmannſche Röhrenwalzverfahren.

Von

H. Leobner,
Profeſſor an der k. k. Staatsgewerbeſchule in Bielitz (Oeſterr.-Schleſien).[1]

Mit drei Tafeln in Steindruck.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Vor ungefähr neun Jahren ist in Deutschland eine mit großem Kapitale ausgerüstete Aktiengesellschaft ins Leben getreten, um die Mannesmannschen Patente eines „Schrägwalzverfahrens zur Herstellung von nahtlosen Röhren und rohrförmigen Körpern" praktisch zu verwerthen. In dieser Absicht wurde von der Gesellschaft durch Ankauf und Umbau der Realität der zu Grunde gegangenen „Erzgebirgischen Eisenwerke" zu Komotau in Böhmen ein Röhrenwalzwerk errichtet, gleichwie in Bliedinghausen bei Remscheid in Rheinland, in Landore in der Provinz Wales in England und in Bous a. d. Saar fast zu gleicher Zeit solche Werke entstanden sind.

Bald hatte sich gezeigt, daß dieses Verfahren zur Erzeugung von nahtlosen Kupfer- und Messingröhren besonders gut geeignet ist. Die bekannte Kupferröhrenfabrik von C. Heckmann in Duisburg hatte die Lizenz zur Herstellung nahtloser Kupferröhren ꝛc. für Deutschland erworben und dieses Verfahren mit Erfolg eingeführt.

Zum besseren Verständnisse des Wesens der Rohrfabrikation nach System Mannesmann ist es zweckdienlich, zuvörderst einen kurzen Ueberblick über die Fabrikation metallener Röhren bis zu dem Zeitpunkte zu geben, als die Patente der Gebrüder Reinhard und Max Mannesmann in die Oeffentlichkeit kamen, also ungefähr bis zu dem Jahre 1886.

Nach den bis heute für Röhren zur Fortleitung von Dampf, Gas, Wasser und verschiedenen anderen Flüssigkeiten im großen verwendeten Konstruktionsmaterialien haben wir es vorwiegend zu thun mit:

a) gußeisernen Röhren,
b) schmiedeeisernen oder stählernen Röhren,
c) Röhren aus Kupfer, aus Messing, aus Blei, aus Aluminium, Zinn und aus Spezialbronzen.

Wie schon der Name sagt, werden gußeiserne Röhren durch den Gießprozeß erzeugt; demgemäß besitzen sie keine Naht, aber geringe, kaum über 3 m betragende Baulänge, großes Gewicht wegen der, aus Festigkeits-, Herstellungsrücksichten und chemischen Einflüssen halber nothwendigen großen Wandstärken. Dieselben sind oft, vorhandener Poren wegen, undicht. Sie werden seit langer Zeit mit gutem Erfolge für unterirdische Gas- und Wasserleitungen verwendet.

Für Dampfleitungen werden diese gußeisernen Röhren gegenwärtig durch die schmiedeeisernen immer mehr und mehr verdrängt.

Schmiedeeiserne Röhren, diese überaus wichtigen Konstruktionselemente, sind eine hervorragende, englische Erfindung, welche durch Benjamin Cook 1808 und durch Whitehouse 1825 im Gefolge der durch den Schotten Murdoch 1804 erfundenen Gasbeleuchtung gemacht wurde.

Die Engländer verstanden es durch lange Zeit, nicht nur die Gasfabrikation durch Monopole, sondern auch die zugehörige Fabrikation der schmiedeeisernen Röhren durch Geheimhaltung derselben für sich auszunutzen. Dennoch diffundirte dieses Geheimniß nach dem Kontinente; wir sehen in Deutschland, namentlich in Westfalen, aber auch in Oberschlesien, eine blühende Röhrenindustrie sich entwickeln, und es mag wohl Anfang der achtziger Jahre gewesen sein, als das erste österreichische Röhren-

walzwerk zu Witkowitz in Mähren entstand, nachdem jenes in Oderberg, sowie in Schönbrunn Filialen reichsdeutscher Firmen sind.

Sämtliche nach diesem englischen Systeme erzeugten Röhren sind geschweißte, besitzen eine Naht und somit in ihrem Zusammenbaue prinzipiell eine schwache Stelle. Außerdem erzeugt man in Schmiedeeisen aus entsprechend zugeschnittenen Blechen hartgelöthete, genietete, oder genietete und gleichzeitig gelöthete Röhren. Auch diese Röhren haben alle naturgemäß eine Naht.

Im allgemeinen eignet sich das Schmiedeeisenrohr für Dampf-, Gas- und Wasserleitungen. Es ist zwar gegen chemische Einflüsse empfindlicher als das gußeiserne Rohr, hat aber größere Festigkeit, namentlich auf inneren oder äußeren Druck, bei geringerem Gewichte und größerer Baulänge.

Röhren aus Kupfer und Messing erzeugte man in England bereits um das Jahr 1850 nahtlos, häufiger aber mit Naht, und zwar aus entsprechend zugeschnittenen, zusammengerollten und hart verlötheten Kupfer- oder Messingblechstreifen.

Nahtlose Kupfer- und Messingrohre, besonders geeignet für hohen Druck, stellt man nach folgenden zwei Arbeitsprozessen her:

1. Es wird ein hohler Block aus Kupfer, Messing oder Spezialbronze mit dicker Wandstärke gegossen und dieser alsdann durch den sogenannten Ziehprozeß, dessen Wesen später noch näher erklärt werden wird, auf heißem oder kalten Wege zu einem entsprechend langen, dünnwandigen Rohre ausgezogen. Bei dem Umstande, daß gegossene Blöcke aus Kupfer oder Messing sehr schwer porenfrei herzustellen sind, ergiebt diese Fabrikation viel Abfall, weil die Röhren infolge des Enthaltens unganzer Stellen den Ziehprozeß nicht vertragen und eher brechen, bevor derselbe beendigt ist, Umstände, welche die Fabrikation verthenern.

2. An einer gehämmerten, also verdichteten Platte aus

bestem Kupfer oder Messing von runder Form und entsprechender Dicke wird der Rand festgehalten und der Mitteltheil mit Hülfe geeigneter Pressen hinausgestülpt. Hierdurch entsteht aus der kreisrunden Platte eine fingerhutartige Form (Fingerhutverfahren), welche weiter durch den Ziehprozeß in die Rohrform übergeführt werden kann.[2]

Die Bleiröhren endlich werden gegenwärtig durch Pressen mit einer Bleirohrpresse erzeugt, mit Hülfe welcher geschmolzenes Blei in ununterbrochenem Strome über einen Dorn in Rohrform gepreßt wird. Hierbei resultirt, solange man den Arbeitsprozeß nicht absichtlich unterbricht, ein nahtloses, hundert und mehr Meter Baulänge besitzendes Bleirohr.

Ueberblickt man nun das über die Herstellung der Röhren aus den genannten Materialien Gesagte, so erkennt man, daß es bis zum Jahre 1886 nur beim schmiedeeisernen Rohr nicht gelang, ein nahtloses Fabrikat herzustellen. Dabei muß von den rohrförmigen Körpern, welche man Kanonenrohre oder Gewehrläufe nennt und welche nur darum nahtlos sind, weil sie „aus dem Vollen" ausgebohrt werden, abgesehen werden.

Als schmiedeeisernes Gas-, Wasserleitungs- oder Dampfrohr mit hoher Anforderung an die Festigkeitseigenschaften konnte demnach bis zu dem genannten Zeitpunkte nur das geschweißte, schmiedeeiserne Rohr in Frage kommen. Und dieser Umstand war es, welchen der alte Mannesmann, Besitzer einer renommirten Gußstahl- und Feilenfabrik in Remscheid, seinen beiden Söhnen Reinhard und Max auf die Seele band, indem er sie aneiferte, ein Verfahren zu erfinden und auszuarbeiten, um ein nahtloses Rohr aus einem vollen, glühenden, daher plastisch gemachten Eisen- oder Stahlblock durch den Walzprozeß zu erzeugen, — ein Rohr, welches nicht nur den höchsten Anforderungen in Bezug auf Festigkeit entspricht, sondern auch zufolge der möglichen Massenerzeugung einen geringen Kostenpreis (Gestehungspreis)

besitzt, so daß die Konkurrenz der nach den bisherigen Herstellungsweisen erzeugten Rohre erfolgreich überwunden werden könnte. Das zu lösende Problem war hiermit in allgemeinen Umrissen gegeben.

Bevor auf die durch die Gebrüder Mannesmann gefundene Lösung desselben näher eingegangen werden kann, sollen noch folgende drei Fragen beantwortet werden:

a) Was ist der Walzprozeß? b) Wie werden nach dem früher erwähnten englischen Verfahren die geschweißten schmiedeeisernen Rohre hergestellt? und c) Was ist der Zieh-prozeß?

Es ist eine uralte Erfahrung, daß man durch mechanische Bearbeitung mittelst Schmieden einen glühenden Eisenstab strecken, daß man auch sonst bei dieser Gelegenheit seine Form ändern kann, indem die materiellen Stofftheilchen des Stabes durch entsprechendes Bearbeiten mit dem Hammer eine Wanderung nach vor- oder seitwärts antreten, in diesen Richtungen demnach abfließen. Dabei ist zu bemerken, daß das Streckungsverhältniß bei gleicher Schlagstärke verschieden ausfällt, je nachdem Hammer und Unterlage mit kleiner oder großer Auflagefläche, schmaler oder breiter Bahn verwendet werden. Niemals aber ist diese Streckwirkung durch Schmieden in kontinuirlicher Weise zu erzielen, immer nur absatzweise. Die nächste Folge hiervon ist, daß es durch den Schmiedeprozeß nicht möglich ist, erhebliche Streckungen, also erhebliche Baulängen des Arbeitsstückes hervorzubringen.

Man verdankt dem Engländer Henry Cort, dem Erfinder des Puddlingsprozesses, auch die Erfindung des Walzprozesses (1798), d. i. ein Verfahren mechanischer Bearbeitung der Metalle im heißen oder kalten Zustande auf Grund ihrer Dehnbarkeit, wobei das oben besprochene Wandern der Stofftheilchen kontinuirlich erfolgt, daher große Baulängen des Arbeitsstückes zu

erzielen möglich sind. Die hierzu verwendete Maschine ist ein „Reibräderwerk" mit parallelen und entgegengesetzt sich drehenden Walzen, wie ein solches in der beifolgenden Skizze Taf. I, Fig. 1 im Schema gezeichnet ist. Ein passendes Lehrmodell[3] bringt das Aussehen und die Wirkung dieser Maschine zur körperlichen Anschauung. In der Fig. 1, Taf. I ist das zwischen die beiden Walzen eingesteckte Walzgut „W" genau ersichtlich. Die Unterwalze „U" wird beispielsweise von einer Dampfmaschine im Sinne des Pfeiles kräftig umgetrieben, die Oberwalze „O", welche mittelst Schrauben- oder hydraulischer Pressung gegen die Unterwalze entsprechend gedrückt wird, mittelst Zahnradtrieb in entgegengesetzter Richtung mitgenommen.

Man entnimmt auch aus dieser Figur, wie sich die Stofftheilchen aus ihrer gewöhnlichen Lage durch Abfließen im Sinne der Walzrichtung unter dem Einflusse der Pressung und der dadurch erzeugten, ein Mitnehmen bewirkenden Reibung nach vorwärts bewegen, und zwar mehr an der Oberfläche, weniger im Kerne des Arbeitsstückes.

Hier hängt das Streckungsverhältniß bei gleicher Umdrehungszahl und gleichem Andrucke vom Durchmesser der Walzen ab; kleine Durchmesser (entsprechend der Bearbeitung mit schmaler Hammerbahn) strecken ausgiebiger als große.

Hierbei ist leicht einzusehen, daß man auch eine höchst mannichfaltige Formgebung des Arbeitsstückes gleichzeitig bewirken kann. Stangen von runden, viereckigen, flachen Querschnittsformen ꝛc., das sogenannte Façoneisen in allen seinen unzähligen Profilen (Winkel-, T-, I-, Z-, ⊏-Eisen), Blech, Draht, Eisenbahnschienen, Panzerplatten u. v. a. werden heutzutage nach diesem, ür unsere technische Kultur so bedeutungsvollen Walzprozesse hergestellt. Betrachtet man das Lehrmodell, so zeigen dessen Walzen im verjüngten Maßstabe theilweise glatte, cylindrische Form, theilweise sind sie mit eigenartigen Rillen, den sogenannten

„Kalibern" versehen, welche die spezielle Formgebung, von der früher gesprochen wurde, bewirken. Ein Versuch an diesem Lehrmodell mit einem zwischen die Walzen gesteckten Bleistück als Walzgut läßt die Wirkungsweise dieser Maschinen noch besser erkennen. Stellt man nunmehr die Frage auf, ob es möglich ist, mit einer solchen Walzwerksmaschine auch ein schmiedeeisernes Rohr zu erzeugen, so führt die bejahende Antwort hierauf von selbst zur Besprechung der Herstellung geschweißter Röhren nach englischem Verfahren zurück. Die hierzu nöthige Operation muß nur in einzelne, richtig aufeinanderfolgende Arbeitsprozesse zerlegt werden.

Man kann den Vorgang am raschesten aus der schematischen Fig. 2, Taf. II bei gleichzeitiger Betrachtung der Objekte einer Sammlung,[4] welche die einzelnen Fabrikationsstadien darstellen, erklären.

Es werden zunächst aus entsprechendem Materiale Blechstreifen (strips) von einer dem gewünschten Durchmesser entsprechenden Breite und einer der Baulänge (5 bis 6 m) angemessenen Länge gewalzt, geschnitten und deren Längskanten stumpf oder schräg behobelt. Diese Blechstreifen werden in rothglühendem Zustande mit geeigneten Vorrichtungen (Becherzug) gerollt, neuerdings im Glühofen, und zwar auf Schweißhitze erhitzt und im Rohrwalzwerk Fig. 2, Taf. II über einen Dorn ausgewalzt und hierbei die Schweißung der Fuge bewirkt. In Fig. 2, Taf. II bedeutet d den Dorn, d' die Dornstange, welche gegen Längsverschieben festgelegt ist, w_1 die Oberwalze, w_2 die Unterwalze, die sich gegenläufig bewegen und das Rohr r mit halbkreisförmigen Kalibern umschließen.

Die stumpf geschweißte Fuge eignet sich für Gasrohre, die überplattet geschweißte für Dampf- und Wasserleitungsrohre. Für höhere Anforderungen an die Festigkeit muß in mehreren Durchgängen überplattet geschweißt werden.

In jedem Falle sind die von der Walzwerksmaschine kommenden Rohrprodukte noch nicht vollendet in Form und Maß; sie erhalten noch eine Feinbearbeitung, damit sie an Außen- und Innenfläche genau rund und glatt werden. Das geschieht durch den Ziehprozeß. Zu dem Zwecke wird das Rohr nochmals dunkelroth erwärmt und auf der Schleppzangenziehbank, welche schematisch in Fig. 3, Taf. II dargestellt ist, weiter bearbeitet, gezogen. Diese Art mechanischer Bearbeitung eines Stabes oder Rohres ist gleichfalls Formänderung auf Grund der Dehnbarkeit. Das Wesen dieses Prozesses geht aus Fig. 1, Taf. II hervor. Der stab- oder rohrförmige Körper von bestimmtem Querschnitte wird durch eine im Durchmesser engere Oeffnung, als die Stabdicke ist, erstere von entsprechender, schlank-konischer Form, im warmen oder kalten Zustande zunächst mit dem zugespitzten Ende durchgesteckt und alsdann mit Maschinenkraft hindurchgezogen. Die Moleküle im Kerne des Stabes werden zuerst, die am Umfange später die Wanderung nach vorn beginnen, wobei der Körper einer möglichen Trennung seiner Theile die Zerreißfestigkeit entgegensetzt. Das Stück, welches die Ziehöffnung enthält, heißt das Zieheisen, in Fig. 1, Taf. II mit e' bezeichnet; es ist aus hartem Material verfertigt. In Fig. 3, Taf. II ist k eine über die Kettenrollen t laufende, durch die Räder z und z' maschinell angetriebene, endlose Kette, welche die Schleppzange a, wenn deren Falle b eingerückt ist, 5 bis 6 m lang mitnehmen kann. Das rothwarme Rohr wird mit entsprechend vorbereitetem spitzen Ende durch das Zieheisen e gesteckt und mit der Schleppzange verbunden und hindurchgezogen, wobei das Zieheisen den genauen Außendurchmesser und ein eingelegter, durch die Dornstange d' fixirter Dorn d die innere (lichte) Weite festlegt. Nach diesen Vorerhebungen, insbesondere jenen, welche sich auf den Walzprozeß mit parallelen, in entgegengesetzter Richtung sich drehenden

Walzen beziehen, kann auf das Schrägwalzwerk „Patent Mannesmann“ übergegangen werden, eine Anordnung, deren Walzen geschränkt zu einander stehen und sich in gleicher Richtung drehen, wie man aus einem nur das Wesen darstellenden Lehrmodelle[5] ersehen kann.

Als die Mannesmannschen Patente in den Jahren 1886/87 bekannt wurden (sie wurden von den Besitzern zuerst in Amerika, später erst in Deutschland nachgesucht), standen die Fachleute verwundert vor dieser neuen Erscheinung und suchten, wenn sie überhaupt daran glauben wollten, lange Zeit vergeblich nach einer Erklärung. Diese Schwierigkeit wurde dadurch noch erhöht, daß die Patentschriften und Zeichnungen, die erschienen, naturgemäß unklar waren, vielmehr noch durch den besonderen Umstand verwirrten, daß die Patentinhaber ihr Verfahren auf alle bekannten Rohrfabrikate und viele rohrförmige Körper verschiedenster Querschnittsform[6] anzuwenden versprachen. Noch mehr! Es wurde gesagt, man könne auf einer Walzwerksmaschine das dünnste, wie das weiteste Rohr fertigmachen, selbst Röhren, die an beiden Enden geschlossen sind.

Speziell letzterer Umstand überraschte allgemein. Es war dies ein unerhörtes Novum in der Walzwerkstechnik, welches man nur gläubig hinnehmen oder gerecht bezweifeln konnte. Außerdem wurde besonders auf die mögliche Herstellung rohrförmiger Körper, wie solche als Geschützrohre, Stahlgeschosse, Lanzen, Geschoßmäntel, Gewehrläufe vorkommen, hingewiesen.

Das nöthige Licht wurde in diese Sache erst durch den geistvollen Vortrag des bekannten Maschinenbauprofessors der technischen Hochschule in Berlin, Fr. Reuleaux, gebracht, der im Jahre 1890 in der deutschen technischen Zeitschrift „Annalen für Gewerbe und Bauwesen“ zuerst veröffentlicht wurde und von da durch alle technischen Zeitschriften des In- und Auslandes seinen Weg nahm. Professor Reuleaux, der geistige

Träger jener wissenschaftlichen Disziplin, die man Kinematik oder die Lehre von dem Zwanglaufe der Mechanismen nennt, hatte sich mit einer seltenen Begeisterung für diese Sache eingesetzt, welche der sensationellen Erfindung seiner zwei zu großen Hoffnungen berechtigenden Schüler Max und Reinhard Mannesmann sehr förderlich war.

Die jetzt folgenden theoretischen Erklärungen, sowie die zugehörigen Fig. 2, 3, 4 und 9, Taf. I sind diesem Vortrage entnommen. Was davon zur Zeit thatsächlich in die Fabrikation einbezogen wird, fügt der Verfasser später nach seinen eigenen Beobachtungen und nach den Erklärungen, welche er im Rohrwerke Komotau erhalten hat, hinzu.

Es wurde bereits früher erwähnt, daß das gewöhnliche Walzwerk Fig. 1, Taf. I mit parallelen Walzachsen und gegenläufiger Walzenbewegung ein Reibräderwerk sei.

Reibradwirkung besonderer Art ist es auch, welche beim Mannesmannschen Schrägwalzverfahren zur Anwendung kommt.

Man betrachte zuerst Fig. 2, Taf. I; hier handelt es sich um einen Versuchsapparat. Ein cylindrisches Stück B, welches sich in zwei Lagern drehen und verschieben kann, werde mit einem darüber befindlichen Rade mit Hülfe einer Kurbel in Bewegung gesetzt. Man erkennt, falls dieses obere angetriebene Rad genügend angepreßt wird und mit einer gewissen Geschwindigkeit in der Richtung des eingezeichneten Pfeiles sich dreht, daß ein Mitnehmen des unteren Cylinders B bei genügend großer Reibung eintreten wird, aber nicht bloß ein Mitnehmen im Sinne einer drehenden Bewegung, sondern auch eine Längsverschiebung des Cylinders wird eintreten; warum? Ein Versuch mit diesem Apparat lehrt das, aber auch die Mechanik giebt uns hierfür eine Erklärung. Die Geschwindigkeit in der Radmittelebene zerlegt sich in zwei Seitengeschwindigkeiten im Sinne der daselbst eingezeichneten zwei anderen Pfeile. Der Cylinder B

folgt der einen Geschwindigkeit, indem er sich um seine Längsachse dreht, und der zweiten Geschwindigkeit, indem er sich ihrer Richtung folgend verschiebt. Diese Erscheinung wird im verstärkten Maße auftreten, wenn dasselbe Treibrad auch auf der unteren Seite des Cylinders in einer Achsenlage, wie die Fig. 2 zeigt, wirkt und in gleicher Richtung, wie das obere gedreht wird.[7]

Man mache nunmehr einen zweiten Versuch, wobei der Antrieb wie für den ersten Versuch bestehen bleibe. Der Verschiebung des Cylinders in der Achsenrichtung lege man nun aber ein Hinderniß entgegen; man erzeuge z. B. mit Hülfe eines achsial an B angelegten Dornes einen Gegendruck, der verhindert, daß der Cylinder fortschreiten kann, oder, was dieselbe Wirkung hervorbringt, man versehe die Achse von B am rechtsseitigen Lager mit zwei Bunden und lege dieses Lager selbst derartig zwischen zwei Schienen, daß durch Andrücken derselben gegen den Lagerkörper ein kräftiges Bremsen und damit eine Hemmung für das achsiale Vorwärtsschreiten von B resultirt.

Was wird nun geschehen, wenn die Kraft, welche die Treibräder dreht, groß genug, der Andruck gegen den Cylinder stark genug und dieser cylindrische Block „B“ durch Glühendmachen genügend dehnbar (plastisch) gemacht wurde?

Die Antwort lautet: Die Materialtheilchen werden zunächst am Umfange und im verminderten Verhältnisse gegen die Mitte des Walzgutes zu eine achsiale Wanderung beginnen, weil der volle Cylinder als Ganzes infolge des Gegenhaltes dies nicht mehr thun kann.

Infolge der gleichzeitig wirkenden Geschwindigkeit senkrecht zur Achse des Cylinders folgen die Materialtheilchen in ihrem Flusse einer Schraubenlinie, wie dies mit schwarzen, ausgezogenen Linien am äußeren Umfange des Walzgutes und gestrichelt am inneren Umfange desselben in Fig. 5, Taf. I[8] angedeutet ist.

Was entsteht aus dem plastischen Block, wenn seine Umfangsmoleküle in Schraubenlinien vorwärts wandern, während der Kern zurückbleibt? Zuerst ein becherförmiger Körper, später ein Rohr, wie dies die Fig. 3 und 4, Taf. I zeigen, aus welchen man deutlich erkennt, wie das Material vom Kern sich losreißt und wandert; es wird dem Block gleichsam die Haut, die Rinde abgezogen, nach vorn gezogen.

Damit ist das Hauptprinzip des Mannesmannschen Schrägwalzverfahrens gegeben; man verwendet in Wirklichkeit nur keine Treibräder, wie in Fig. 2, Taf. I, sondern cylindrokonische Walzen, wie aus Fig. 3 und 4, Taf. I und am Lehrmodelle zu ersehen ist.

Eine Veränderung der Schräglage bewirkt eine Aenderung im Verhältnisse der achsialen Geschwindigkeit; dieselbe kann positiv, negativ und null werden. Die Walzen erhalten behufs besseren Mitnehmens Treibwulsten, Aufrauhungen; zwischen denselben liegend, befindet sich der volle Block oder Knüppel.

Noch fehlt die beim zweiten Versuch erwähnte Bremsung. Diese wird auf zweierlei Weise erzielt, und zwar nach der älteren Art, wie folgt: Am vorderen Ende tragen die Walzen eine konische Abflachung, welche der dickere Block zuerst bei seinem Durchgange passiren muß. Dadurch stellt sich die Zurückhaltung der fortschreitenden Bewegung des Blockes als Ganzes ein; hinter diesem Anpaß werden die Fasertheile an der Oberfläche ihren schraubenförmigen Vorwärtsgang beginnen. Diese Oberfläche wird demnach vorwärtsschreiten, hingegen der Block als Ganzes nicht, was die momentane Becherbildung, den Rohranfang zur Folge hat.

Der hintere, glatte Theil der Walzen giebt dem entstandenen Rohr äußerliche Glättung. Der ganze Vorgang muß mäßig schnell verlaufen.

Die praktiſche Ausführung hat gezeigt, daß die Bremſung vortheilhafter mit dem Dorn nach Fig. 4, Taf. I, als bloß allein mit dem Anpaß vorgenommen wird.

Für das leichtere, centriſche Anſetzen des Dornes wird im Block ein kurzes Loch vorgebohrt.

Stellt man die Frage, was wohl geſchieht, wenn einen Augenblick die Aufhaltung nicht wirkſam wäre, was thatſächlich eintreten kann, wenn ein zugeſpitzter oder ein örtlich dünnerer Block, als von der gegebenen Stärke eingeſteckt würde, ſo lautet die Antwort: Die Becherbildung wird an der Stelle nicht eintreten, weil der Anpaß örtlich fehlt. Der Block wird eine kurze Strecke ſeiner ganzen Länge nach fortſchreiten, das Reſultat iſt ein voller Boden.

Läßt man den Block auch am anderen Ende zugeſpitzt endigen, ſo bildet ſich auch an dieſem Ende ein ebener (voller) Boden, und das Wunder, einen rohrförmigen, an beiden Enden geſchloſſenen Körper durch den Walzprozeß gebildet zu haben, iſt geſchehen. Die Erfinder nennen ſolche Röhren Kokonröhren, wegen der Aehnlichkeit dieſes Gebildes mit dem Kokon einer Seidenraupe.[9]

Es kann übrigens durch zeitweiliges Beeinfluſſen der Becherbildung auch dickere und dünnere Wandſtärke hergeſtellt werden.

Dieſe ganze, eben beſchriebene Manipulation heißt das Blocken des Rohres. Das aus demſelben hervorgehende Rohr, welches in ſeiner Struktur einem Netze von übereinandergelegten Spiralfaſern gleicht, wie dieſes die Fig. 5, Taf. I zeigt, wenn man die ausgezogenen und geſtrichelten Schraubenlinien vergleichend beobachtet, beſitzt zuſammen mit dem Umſtande, daß nur beſtes, gleichmäßiges, porenfreies Material dieſe gewaltſame Prozedur des Lostrennens und ſpiraligen Vorſtreckens aushalten kann, eine bedeutend höhere Widerſtandsfähigkeit gegen inneren Druck, als ein geſchweißtes Rohr, was unzählige

Festigkeitsversuche beweisen und was einen Vorzug der Mannesmannschen Rohrfabrikate bedeutet.

Dieses so überaus sinnreich ausgedachte Verfahren in die Wirklichkeit umzusetzen, begegnete ungeahnten mechanisch-technischen Schwierigkeiten, deren Ueberwindung große Opfer an geistiger und finanzieller Kraft erforderte. Es war in der technischen und in der Geschäftswelt ein offenes Geheimniß, daß die Mannesmann-Aktiengesellschaft trotz aller Anstrengungen die auf das Verfahren gesetzten Hoffnungen, sowohl in Bezug auf Qualitätseigenschaften der Rohrware, als auf Herstellungskosten, nicht werde erfüllen können. Mißtrauen erweckte insbesondere auch der Umstand, daß man die sonderbarsten Mannesmannrohr-Fabrikate immer nur auf Ausstellungen in Form von Musterstücken sah, selten hingegen bei größeren Leitungsanlagen des Kontinents vorfand. Die Gesellschaft wies immer nur auf Anlagen hin, fern von dem deutschen Vaterlande, in den Kolonialgebieten Afrikas und Amerikas, im Kaukasus, woselbst ihre Rohre zu Wasser-, Petroleum- oder Dampfleitungen in Verwendung stünden und wo nur zu oft die Transportkosten den wesentlichsten Theil derjenigen Summe ausmachten, welche man für die Rohrware selbst zu bezahlen hatte.

Die zu überwindenden Schwierigkeiten in mechanischer Beziehung waren wiederum Probleme für sich, die man lösen mußte, und nachdem dies geschehen war, gab es wieder ebensoviele Zusatzpatente. In dieser Beziehung sind an erster Stelle die Vorrichtungen zu erwähnen, welche nach dem Blocken zum Aufweiten und Strecken des Rohres verwendet werden, denn die ursprüngliche Mannesmannsche Idee, das Rohr auf einer Maschine fertigzumachen, zeigte sich in der Praxis als undurchführbar, blieb ein Traum.

Für Röhren von ca. 30 bis 150 mm innerer Weite kommt das vorgeblockte Rohr[10] in noch rothwarmem Zustande auf ein

ganz besonders interessantes Walzwerk, das sogenannte „Pilgerschrittwalzwerk", dessen Schema in Fig. 6, 7, Taf. I gezeichnet ist.[11] Die merkwürdige Gangart desselben mag wohl die Erfinder an die bekannte Springprozession erinnert haben, als sie der Vorrichtung diesen absonderlichen Namen gaben.

Zwei im entgegengesetzten Sinne rotirende Walzen haben ein einziges, besonders geformtes Kaliber. Stehen die Walzen in jener Stellung, wo die kleinen Radien gegenüber erscheinen, so kann das Rohr, auf einer Dornstange befindlich, rasch durchgeführt werden; mittlerweile haben die Walzen jene Stellung erreicht, bei welchen die großen Radien der Kaliber, „dessen Höcker", sich gegenübertreten. Dieselben fassen das Rohr, walzen es heraus, dabei strecken und weiten sie dasselbe am Dorn; im nächsten Augenblicke kommen wieder die niedrigen Kaliberstellen einander gegenüber, eine maschinelle Zuschiebevorrichtung schiebt das Rohr neuerdings in die Walzen hinein. Es erfolgt ein abermaliges Erfassen und Herauswalzen, also ein ruckweises, diskontinuirliches, aber rasches Strecken.[12]

Größere Röhren, etwa von 150 mm innerem Durchmesser aufwärts, weiten die Erfinder durch ein anderes Walzwerk, „das Scheibenwalzwerk", dessen Schema in Fig. 9, Taf. I dargestellt ist, auf.

Zwei scheiben- und kegelförmige Körper, die sich gleichläufig drehen, strecken gemäß Fig. 9, Taf. I das eingeführte Rohr über einen entsprechenden Dorn, wodurch Röhren bis 300 mm Durchmesser hergestellt werden können.

Weitere Schwierigkeiten bot der Antrieb des Blockwalzwerkes selbst.

Es stellte sich heraus, daß der Kraftbedarf während der Durchwalzzeit, welche circa eine bis drei Minuten währt, auf 2000, ja auf 5000 Pferdestärken anwächst. Dampfmaschinen von so großer Leistung konnte man wegen einer Walzwerks-

maſchine nicht anſchaffen, man mußte verſuchen, mit einer 3- bis 400pferdigen Maſchine das Auslangen zu finden. In genialer Weiſe zogen die Gebrüder Mannesmann das Arbeitsvermögen eines ſchweren, raſchlaufenden Schwungrades hierfür heran.

Letzteres beſitzt, um die Gefahr des Auseinanderreißens durch die geweckten enormen Fliehkräfte zu beſeitigen, eine originelle Konſtruktion. Der Radkranz iſt nämlich ſtatt aus Gußeiſen, aus vielen Lagen von Stahldraht über ein kräftiges, ſchmiedeeiſernes Radgerüſt ſpulenähnlich gewickelt.[13] Solche Schwungräder können mit 60000 kg Kranzgewicht ohne Gefahr mit 100 m ſekundlicher Umfangsgeſchwindigkeit laufen.

Endlich bot der geſchränkte, gleichläufige Antrieb der zwei Walzen oder Scheiben, welche ihrerſeits in der Achslage innerhalb gewiſſer Grenzen durchaus verſtellbar ſein mußten bei gleichzeitiger Uebertragung großer Kräfte und Geſchwindigkeiten, bedeutende Schwierigkeiten dar.

Auch dieſe wurden ſiegreich überwunden durch eine von den Gebrüdern Mannesmann erfundene Univerſalkuppelung, welche von Profeſſor Reuleaux „Schnittgelenkkuppelung" benannt wurde.

Und nun läßt der Verfaſſer die Aufzählung des, gelegentlich ſeiner eingangs citirten Wanderung durch das „Komotauer" Werk Geſehenen und Gehörten folgen, damit das zur Zeit wirklich in die Fabrikation Aufgenommene von dem durch die gegebenen Erklärungen Möglichen beſſer unterſchieden werden kann.

Wir treten in das Werk ein. Zu unſerem Erſtaunen finden wir ſtatt eines angeblich ins Stocken gerathenen Unternehmens ein mit Aufträgen gut verſehenes, im flotten Betriebe befindliches Werk, welches derzeit etwa 900 Arbeiter beſchäftigt.

Die Anlage desſelben iſt in ſeiner inneren Einrichtung auch heute noch nicht völlig beendet, Einzelheiten der Fabrikation befinden ſich noch immer in der Ausgeſtaltung.

Eigene Stahlerzeugung beſteht, entgegen der Meinung vieler

Fachleute, in diesem Werke zur Zeit nicht, wird aber später zur vortheilhaften Verarbeitung der Fabrikationsabfälle vielleicht errichtet werden.

Außer der Walzhütte mit den Walzwerken, bestehend aus den Block-, Pilger- und Scheibenwalzwerken, ferner den zugehörigen Wärmöfen, erfordert diese Rohrfabrikation eine ausgedehnte Adjustageanlage, d. h. eine Werkstätte, in welcher Röhren und rohrförmige Körper ihre Vollendarbeit durchmachen.

Diese zerfällt hier in den Warm- und Kaltrohrzug und in die eigentliche Rohrwerkstätte. In der ersteren Anlage findet man Schleppzangen-Ziehbänke, in der letzteren Spezialmaschinen, als: Fräsbänke, Schraubenschneidmaschinen, Mutternfräser, Multiplex-Gewindeschneidmaschinen, um fünf Muffen gleichzeitig zu machen, Rohraufweitapparate u. m. a.

Im weiteren Verfolg der Werkseinrichtung finden sich Rohrprobirmaschinen, Festigkeitsmaschinen, Theererei, Einölung, Verpackung. Das Werk besitzt ferner eigene Maschinenwerkstätten, Gießerei und Schmiede, Kesselhäuser, Antriebsdampfmaschinen; die erstere Werkstätte dient hauptsächlich der Herstellung und Instandhaltung so vieler geheim zu haltender Artikel in eigener Regie.

Man kann zur Zeit in diesem Rohrwerke folgende Fabrikate in Arbeit sehen:

Zwei und zweieinhalbzöllige Heizröhren für Lokomotiv- und Schiffskessel, direkt an den Enden eingezogen bezw. ausgeweitet geliefert, schmiedeeiserne Wasserleitungsmuffenröhren von 65 mm innerem Durchmesser bei 6 m Baulänge, sehr sehenswerthe Objekte. Sie werden in warmem Zustande getheert (Theeremail) und gegen Verrosten eingewickelt, mumifizirt, wie man sagt.

Bohrröhren, wie solche in der Tiefbohrtechnik gebraucht werden, Fig. 8a, 8, Taf. II. Dickwandige Hochdruckröhren für hydraulische Kraftübertragung mit aufgelötheten Bunden und

losen Flanschen. Hingegen findet sich nichts von Gasröhren und zugehöriger Fittingsfabrikation.[14]

Von rohrförmigen Körpern und sonstiger Spezialfabrikation sieht man Flaschen zum Transport von flüssiger Kohlensäure, auf 250 Atmosphären geprüft, vollständig adjustirt, ausgeführt. Die Fig. 4, 4a, 5 und 6 auf Taf. II geben Bilder solcher eiserner oder stählerner Gefäße, und zwar Fig. 4 und 4a im Durchschnitte gezeichnet mit aufgeschrumpftem Gestell. Die Herstellung erfolgt in der Weise, daß ein entsprechend vorgeblocktes und gepilgertes Rohr unter dem Dampfhammer über einem Dorn auf die richtige Wandstärke erweitert wird, woraus die beiden oder nur ein Ende zusammengezogen und verschweißt wird. Die Herstellung erfolgt somit nicht mehr nach der Theorie für, mit dem Schrägwalzwerke herzustellender Hohlkörper (Kokonröhren).[15] Fig. 5 und Fig. 6 zeigen Probeflaschen, welche bis zur vollständigen Deformation gepreßt wurden. Während die Mannesmannflasche Fig. 5 einen regelrechten Längsriß aufweist, bietet eine solche Flasche anderer Provenienz das Bild einer vollständigen Zertrümmerung, ein Umstand, der für die hohe Festigkeit der nach Mannesmann hergestellten Flaschen spricht.

Diese Gasflaschen finden gegenwärtig ein immer mehr sich ausdehnendes Anwendungsgebiet; auch für Sauerstoff-, Wasserstoff-,[16] Preßluft-[17] und Leuchtgastransporte findet man sie in Gebrauch.[18]

Endlich bildet die Fabrikation eiserner, verjüngt hergestellter Maste (in Fig. 7, Taf. II ist ein oberes Ende eines solchen Mastes gezeichnet), als Leitungsträger der Oberleitung elektrischer Eisenbahnen, sowie auch Kontaktstangen für dieselben, ferner eiserne Telephon- und Telegraphenstangen gegenwärtig lebhaft verlangte Artikel der Mannesmannschen Rohrwerke.

Während der langen Zeit mühevollen Ringens nach Vervollkommnung, welche verstreichen mußte, um das Mannesmannsche

Verfahren so weit auszubilden, daß es nicht bloß in technischer, sondern auch in wirthschaftlicher Beziehung eine auf fester, gesicherter Basis stehende Industrie begründen konnte, was nur dadurch gelang, daß man bloß jene Artikel in nicht zu übertreffender Qualität herzustellen trachtete, bei welchen gerade dieses Verfahren sich vortheilhaft anwenden läßt, tauchten neben und direkt angeregt von demselben andere Verfahren auf, nahtlose, eiserne Rohrware zu erzeugen.

Es würde zu weit führen, hierorts näher darauf einzugehen, aber soviel werde konstatirt, daß die Kolumbus-Weltausstellung in Chicago 1893 in glänzenden Expositionen den Beweis lieferte, daß neben der Mannesmannschen noch drei brauchbare Herstellungsweisen bestehen, um eiserne, nahtlose Rohrkörper zu erzeugen, und daß die Patentlisten noch immer neue Gedanken und Konstruktionen aufweisen, um dieser Aufgabe auch auf anderen Wegen erfolgreich beizukommen.[19]

Weiter zeigte die genannte Ausstellung aber auch die riesigen Fortschritte, welche inzwischen die Herstellung geschweißter Röhren (z. B. mit spiralig geschweißter Naht), ja selbst komplizirter Rohrkörper, unter Zuhülfenahme von Wassergas- und elektrischer Schweißung gemacht hat, Fortschritte, die auch Extreme in Dimension, Form und Material (Flußeisenschweißung) auszuführen ermöglicht haben.

Damit können die Ausführungen über ein geradezu epochales Walzverfahren — eine durchaus deutsche Erfindung —, welches außer seinem originellen Erfindungsgedanken, „aus dem vollen Block ein nahtloses Rohr zu walzen", so viele werthvolle und interessante Neuerungen auf mechanisch-technischem Gebiete hervorgebracht und angeregt hat, abgeschlossen werden.

Anmerkungen.

[1] Diesem Aufsatze liegt ein mit Demonstrationen verbundener Vortrag zu Grunde, welchen der Verfasser am 9. Januar 1896 im Bielitz-Bialaer Gewerbeverein gehalten hat. In diesem Vortrage wurde auch die Fabrikation der Röhren aus Metall und insbesondere jener aus Eisen, dieses zur Zeit so überaus wichtigen technischen Artikels, von seinem Entstehen bis zur gegenwärtigen Entwickelungsstufe in großen Zügen behandelt und der Besprechung der Rohrerzeugung nach System „Mannesmann" vorangeschickt. Durch diesen Vorgang ist es möglich, einem Laienpublikum diese verwickelten technischen Probleme verständlich zu machen und demselben gleichzeitig einen Ueberblick über eine so umfangreiche, großartige und lebenskräftige Industrie, wie es die Rohrfabrikation heute ist, zu verschaffen. Was der Verfasser sonst als wissenswerthe Einzelheiten des Mannesmannschen Verfahrens im Laufe dieses Aufsatzes anführt, entstammt seinen im Röhrenwalzwerke zu Komotau gemachten Beobachtungen, welches Werk er gelegentlich einer Studienreise im Sommer 1895 zu sehen das Glück hatte. — Anfangs glaubte er, die dortselbst gemachten Wahrnehmungen, welche so vielfach unter Patentschutz stehende oder unter Wahrung des Fabrikationsgeheimnisses hergestellte Einzelheiten betreffen, der Oeffentlichkeit auch nicht einmal in der harmlosen Form eines allgemein gehaltenen und Niemand schädigenden populär-wissenschaftlichen Vortrages preisgeben zu dürfen. — Durch die in der deutschen Fachzeitschrift „Stahl und Eisen" unter dem Titel „Die Mannesmannröhren-Werke, ihre Entwickelung und ihre Erzeugnisse" im Hefte vom 1. Februar 1896, Seite 102, von J. Castner erfolgten Mittheilungen über das Komotauer Röhrenwalzwerk wurde diese Rücksichtnahme jedoch gegenstandslos.

[2] Solche nahtlose Kupferröhren auf elektrolytischem Wege zu erzeugen, wurde gleichfalls vereinzelt versucht.

[3] Solche Lehrmodelle können unter anderem aus dem polytechnischen Arbeitsinstitute von J. Schröder in Darmstadt und von der k. k. Staatsgewerbeschule in Prag (Direktor Joh. Tille) bezogen werden.

[4] Der Vortragende benutzt eine Sammlung, welche von der Witkowitzer Berg- und Hüttenwerksgesellschaft der Schule geschenkt wurde.

[5] Der Vortragende benutzt ein Lehrmodell, welches in Taf. III, Fig 1 bis 4 in Dimensionen, Anordnung und Gebrauch zeichnerisch dargestellt ist. Das Modell selbst kann von der Lehrwerkstätte der k. k. Staatsgewerbeschule in Bielitz geliefert werden. Es zeigte sich, daß es für die Demonstration am zweckmäßigsten ist, den gleichläufigen Antrieb nur mit den Händen zu erzeugen, wie in Fig. 4, Taf. III gezeichnet ist, und alle theuren Antriebsmechanismen am Modell wegzulassen. Auch soll damit, wie später gezeigt werden wird, aus einem Walzstabe aus Weichblei nicht etwa ein

Rohr gewalzt werden, dazu würde die Antriebskraft nicht ausreichen, sondern nur die unter dem Einflusse der Schräglage und Gleichläufigkeit der Walzen resultirende gleichzeitige Drehung und Verschiebung des Walzgutes gezeigt werden.

[6] Der Vortragende zeigt aus einer Rohrkollektion, die der Schule von der deutsch-österreichischen Mannesmanngesellschaft geschenkt wurde, je ein Rohr mit rundem Querschnitt mit dicker und dünner Wandstärke, ferner je ein solches von viereckigem, von sternförmigem Querschnitt (Rippen innen), endlich Rohrformen mit im Längsschnitte wechselnder Wandstärke.

[7] Der Vortragende demonstrirt diese Erscheinung an dem Lehrmodell, Taf. III.

[8] Nach Max Krause (siehe den am Schlusse angefügten Literaturnachweis).

[9] Die erzielten Hohlkörper zeigten sich nicht luftleer, sondern enthielten Stickstoff und Wasserstoff.

[10] Dasselbe ist dickwandig (Wandstärke 15 bis ca. 30 mm) und vielleicht 2 bis 3 m lang.

[11] Diese Skizze ist nach dem Augenschein und mit Zuhülfenahme der Mannesmannschen Patentanmeldung: „Stahl und Eisen" 1891, Nr. 11, S. 130 angefertigt.

[12] Der Vortragende demonstrirt diesen Vorgang an einem Stabe.

[13] In neuester Zeit giebt es auch derartige Schwungräder mit lamellenförmiger Bildung des Kranzes.

[14] Es ist dies wohl ein Beweis, daß für diesen Massenartikel, welcher keinen hohen Anforderungen der Festigkeit zu entsprechen braucht, das Mannesmannsche Verfahren in Bezug auf Erzeugungskosten nicht konkurrenzfähig ist.

[15] Da es sich hierbei hauptsächlich um dünnwandige Hohlkörper handelt, die sich erfahrungsgemäß als Kokonröhren nicht direkt mit dem Schrägwalzwerke herstellen lassen, indem die übermäßige Zerrung bei diesem Verfahren die Festigkeit der Faser sehr schwächt, die Hohlräume auch sehr rauh werden, so ist man von dieser Methode abgekommen.

[16] Bei den militärischen Luftschifferabtheilungen der meisten Heere.

[17] In der Kriegsmarine bei den Torpedokanonen und Torpedolanzirapparaten.

[18] Das deutsche Mannesmannwerk in Bous a. d. Saar fertigt hauptsächlich solche Gasflaschen, außerdem die dünnwandigen Präzisionsröhren für den Fahrradbau.

[19] Zur Beurtheilung der Tragweite der Mannesmannschen Patente diene folgende amtliche Mittheilung: „Das grundlegende Patent der Mannesmannröhren-Werke Nr. 34617, welches bereits im Jahre 1894

Gegenstand eines Angriffs im Nichtigkeitsverfahren geworden ist, in der Entscheidung vom 27. Juni 1895 jedoch in seinen wesentlichen, besonders auch für die Herstellung von Röhren in Betracht kommenden Theilen vom Patentamte aufrechterhalten wurde, ist nunmehr durch Entscheidung vom 21. März 1896 des Reichsgerichts in der vom Patentamte festgesetzten Fassung der Ansprüche bestätigt worden. Dem Patente war eine große Anzahl deutscher, englischer und amerikanischer Patentschriften entgegengehalten worden. Das Reichsgericht hat jedoch in Uebereinstimmung mit dem Patentamte festgestellt, daß vor Mannesmann noch Niemand mittelst des Schrägwalzverfahrens aus massiven Blöcken glatte oder profilirte Rohre mit oder ohne Dorn, bezw. profilirte Gegenstände überhaupt hergestellt hat, bezw. Werkstücke mit einem einzigen Durchgang durch die Walzen auf einen beliebig geringeren Querschnitt gebracht hat. Es wurde ferner festgestellt, daß die meisten älteren Patentschriften sich nur auf unausführbare Vorschläge beschränkten, daß aber die in dem Patente 34617 angegebenen Hülfsmittel im Wesentlichen neu und auch patentfähig waren. Durch diese sehr eingehende Nachprüfung des Patentes 34617 ist der Umfang desselben in unangreifbarer Weise nunmehr derart festgestellt und anerkannt, daß ein weiterer Nichtigkeitsangriff gesetzlich überhaupt nicht mehr zulässig ist.

Literaturnachweis.

„Das Mannesmannsche Verfahren." Vortrag von Professor Fr. Reuleaux-Berlin am 8. April 1890, aus Glasers Annalen für Gewerbe- und Bauweisen, Bd. XXVI, Heft 11.

„Ueber Mannesmannrohre" ꝛc. Vortrag von Ingenieur Max Krause-Berlin, gedruckt bei Jul. Sittenfeld-Berlin.

Max Mannesmann, „Pilgerwalzwerk", in Stahl und Eisen 1891, Nr. 11, S. 930.

J. Castner, „Röhrenwalzwerk Remscheid", in Stahl und Eisen vom 1. Juni 1895.

Max Mannesmann, Erwiderung auf die Abhandlungen von J. Castner in Stahl und Eisen, Heft 7, vom 1. April, S. 281.

—, „Die Mannesmannröhren-Werke, ihre Entwickelung und ihre Erzeugnisse", Stahl und Eisen, Heft 1, vom 15. Februar 1896.

Patentbeschreibungen aus Stahl und Eisen, 1887 und 88, S. 441 f., 481. Ferner Stahl und Eisen, Heft 7, aus 1896, Patent Nr. 84778, Kl. 49, und Stahl und Eisen, Heft 14, aus 1896, Patent Nr. 86162, Kl. 49.

Ausstellungsbericht über die Kolumbusausstellung, Stahl und Eisen, 1893.

Reisebericht über eine Studienreise nach Böhmen, Bayern und in die Schweiz von Professor H. Leobner-Bielitz (Manuskript).

Ledebur, Verarbeitung der Metalle auf mechanischem Wege.

K. Karmarsch, Geschichte der Technologie.

Skizzen

Fig. 4.

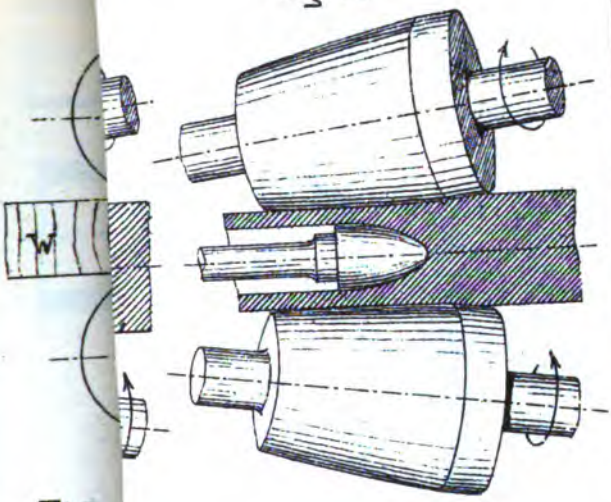


Fig.

Fig 2.

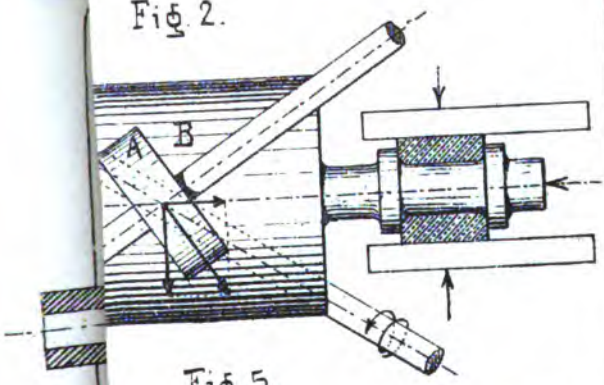
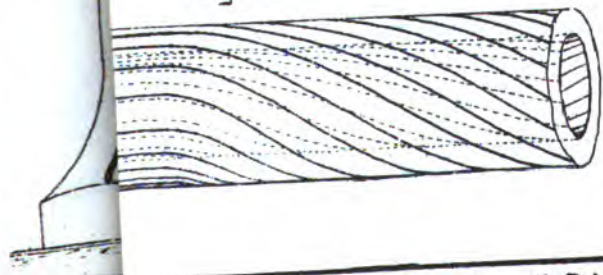


Fig. 5.



Johann Ross

H. Leobner. Kk. Professor

Gegenstand eines Angriffs im Nichtigkeitsverfahren geworden ist, in der Entscheidung vom 27. Juni 1895 jedoch in seinen wesentlichen, besonders auch für die Herstellung von Röhren in Betracht kommenden Theilen vom Patentamte aufrechterhalten wurde, ist nunmehr durch Entscheidung vom 21. März 1896 des Reichsgerichts in der vom Patentamte festgesetzten Fassung der Ansprüche bestätigt worden. Dem Patente war eine große Anzahl deutscher, englischer und amerikanischer Patentschriften entgegengehalten worden. Das Reichsgericht hat jedoch in Uebereinstimmung mit dem Patentamte festgestellt, daß vor Mannesmann noch Niemand mittelst des Schrägwalzverfahrens aus massiven Blöcken glatte oder profilirte Rohre mit oder ohne Dorn, bezw. profilirte Gegenstände überhaupt hergestellt hat, bezw. Werkstücke mit einem einzigen Durchgang durch die Walzen auf einen beliebig geringeren Querschnitt gebracht hat. Es wurde ferner festgestellt, daß die meisten älteren Patentschriften sich nur auf unausführbare Vorschläge beschränkten, daß aber die in dem Patente 34617 angegebenen Hülfsmittel im Wesentlichen neu und auch patentfähig waren. Durch diese sehr eingehende Nachprüfung des Patentes 34617 ist der Umfang desselben in unangreifbarer Weise nunmehr derart festgestellt und anerkannt, daß ein weiterer Nichtigkeitsangriff gesetzlich überhaupt nicht mehr zulässig ist.

Literaturnachweis.

„Das Mannesmannsche Verfahren." Vortrag von Professor Fr. Reuleaux-Berlin am 8. April 1890, aus Glasers Annalen für Gewerbe- und Bauweisen, Bd. XXVI, Heft 11.

„Ueber Mannesmannrohre" ꝛc. Vortrag von Ingenieur Max Krause-Berlin, gedruckt bei Jul. Sittenfeld-Berlin.

Max Mannesmann, „Pilgerwalzwerk", in Stahl und Eisen 1891, Nr. 11, S. 930.

J. Castner, „Röhrenwalzwerk Remscheid", in Stahl und Eisen vom 1. Juni 1895.

Max Mannesmann, Erwiderung auf die Abhandlungen von J. Castner in Stahl und Eisen, Heft 7, vom 1. April, S. 281.

—, „Die Mannesmannröhren-Werke, ihre Entwickelung und ihre Erzeugnisse", Stahl und Eisen, Heft 1, vom 15. Februar 1896.

Patentbeschreibungen aus Stahl und Eisen, 1887 und 88, S. 441 f., 481. Ferner Stahl und Eisen, Heft 7, aus 1896, Patent Nr. 84778, Kl. 49, und Stahl und Eisen, Heft 14, aus 1896, Patent Nr. 86162, Kl. 49.

Ausstellungsbericht über die Kolumbusausstellung, Stahl und Eisen, 1893.

Reisebericht über eine Studienreise nach Böhmen, Bayern und in die Schweiz von Professor H. Leobner-Bielitz (Manuskript).

Ledebur, Verarbeitung der Metalle auf mechanischem Wege.

K. Karmarsch, Geschichte der Technologie.

Fig. 1.

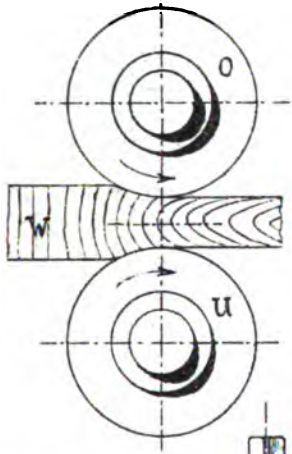


Fig. 9.

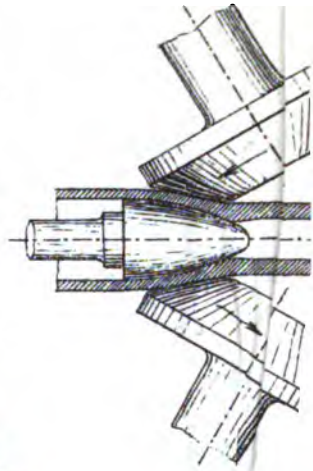
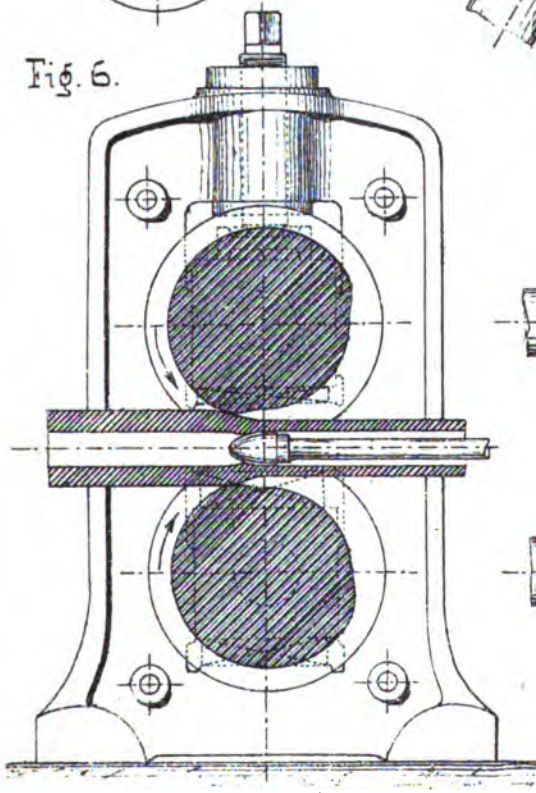
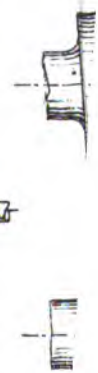


Fig. 6.



F



Johann Rossi.

Fig. 7

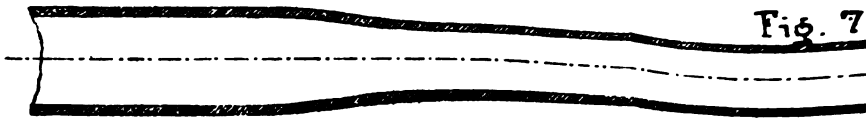


Fig 8a

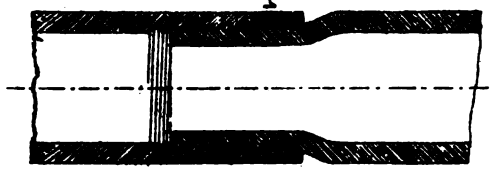


Fig. 8b.

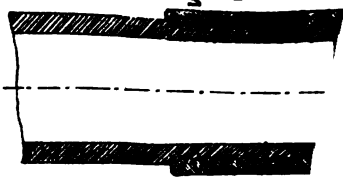
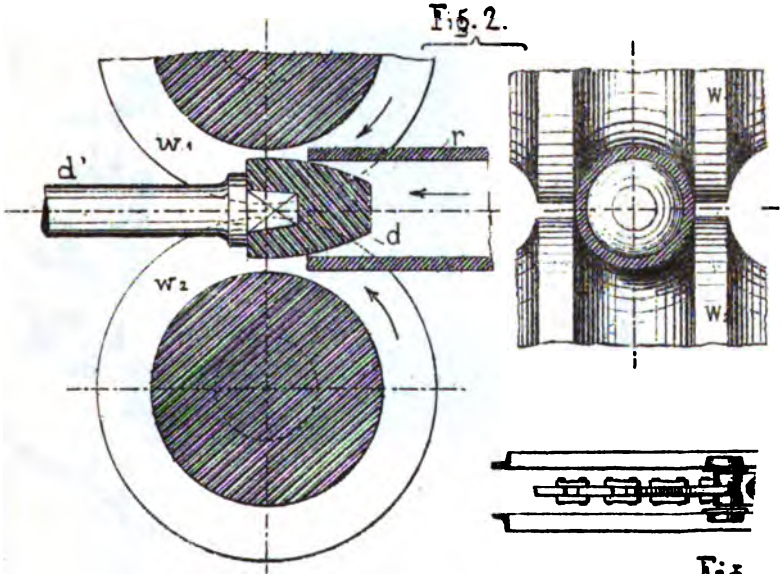
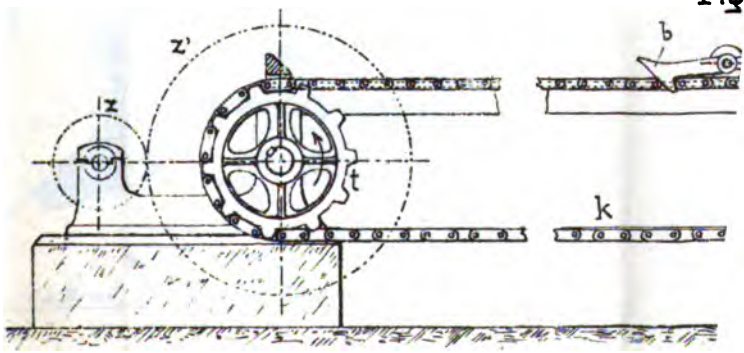


Fig. 2.

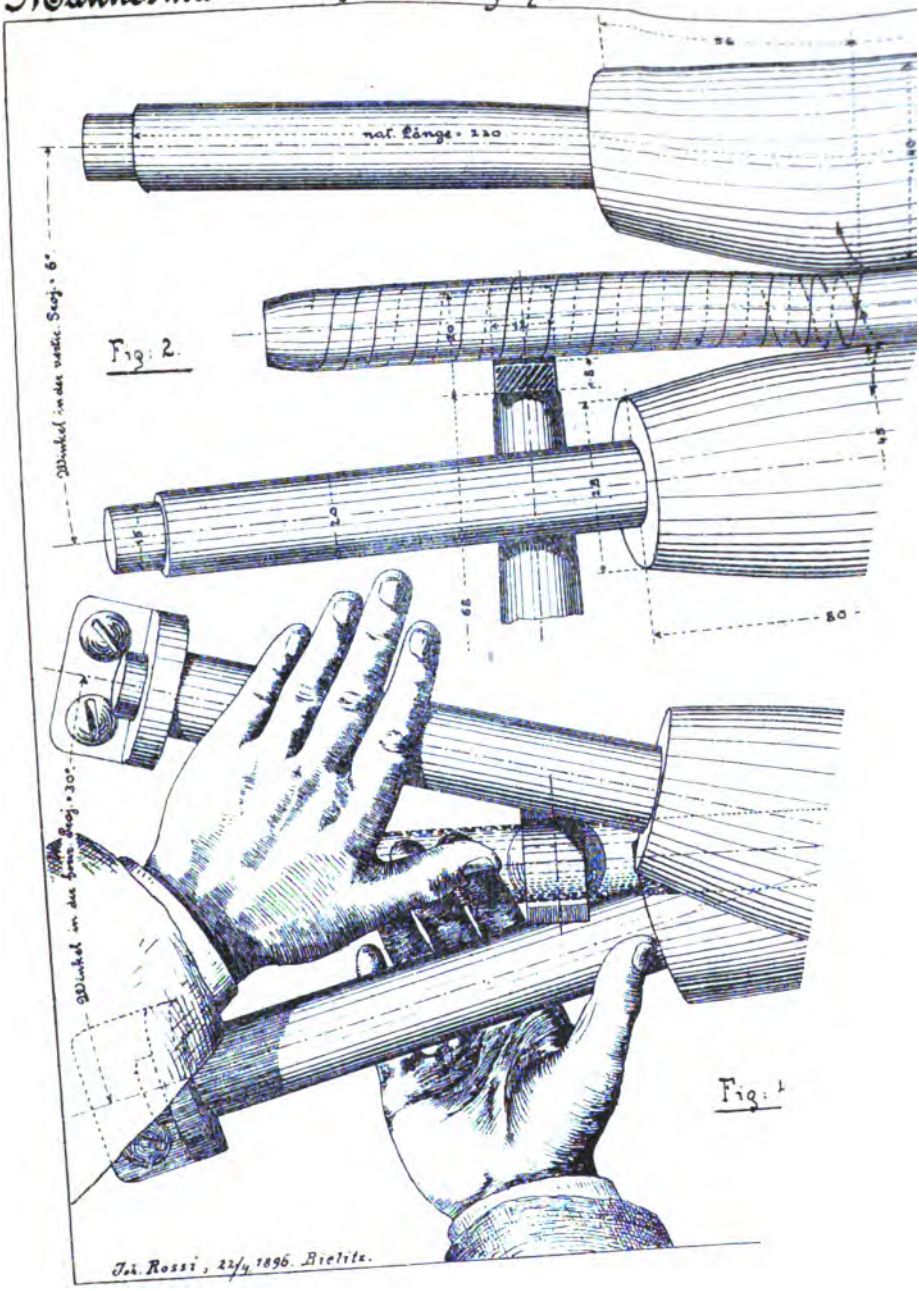


Fig



Johann Rössi.

Mannesmann-Rohrwalzverfahren.



In der **Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.** (vorm. J. F. Richter) in **Hamburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auf Schneeschuhen durch Grönland.

von Fridtjof Nansen.

Autorisirte Uebersetzung von M. Mann.

2 Bände. Gr. 8°. Mit 159 Original-Abbildungen, einer Generalkarte von Grönland und drei kleineren Karten.

Preis eleg. geh. Mk. 20.—, eleg. geb. Mk. 22.—. Auch in 20 Lieferungen à Mk. 1.— zu beziehen.

Nicht bloß eine Bereicherung der menschlichen Reisen hat der Norweger Fridtjof Nansen durch seine Durchquerung Grönlands der Gegenwart geschenkt, auch seine Schilderung derselben ist unübertrefflich an Klarheit und Reiz. (**Nordwest.**)

Was die Schilderung der zahlreichen Abenteuer und Episoden anlangt, so kann man nur sagen, dieselben sind überall fesselnd und lebendig vor Augen geführt. Aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise, welche man sehr hoch anschlagen muß, lassen in Bezug auf Verständlichkeit und Knappheit der Form nichts zu wünschen übrig. Die Abbildungen sind sehr deutlich und gut. Alles in allem können wir das unterhaltende, frisch geschriebene Buch warm empfehlen. (**Nord und Süd.**)

Selten haben wir eine interessantere Schilderung einer Forschungsreise in einer terra incognita, wie das Innere Grönlands ist, gelesen. Das Werk ist keineswegs mit gelehrtem Wust übermäßig ausgestattet, sondern so geschrieben, daß es jeder Laie mit größtem Genuß zu lesen im stande ist. — Das Werk ist in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattet. (**Der Tourist 1. 3. 1891.**)

Das Nansensche Werk ist mit frischem, prächtigem Humor geschrieben und enthält eine Fülle von historischen, geographischen, ethnographischen und anderen Angaben. Die kurzen Mittheilungen daraus sollen nur Veranlassung geben, daß möglichst Viele durch eigenes Studium des Werkes sich den gleichen Genuß verschaffen, wie Schreiber dieses. (**Naturwissensch. Wochenschr.** 15. 3. 1891.)

Bei dem Werthe, welcher dem Werke innewohnt, ist dem Buche des ausgezeichneten Dr. Nansen die weiteste Verbreitung zu wünschen. — Der Inhalt des Werkes ist ein außerordentlich reicher. (**Deutsche Lesehalle** 2. 11. 90.)

In hohem Grade lesenswerthes Werk. (**Illustrirte Zeitung** 14. 3. 91.)

Der Bedeutung des so gehaltvollen Werkes entsprechend hat die Verlagshandlung ihm in Papier und Letternsatz eine vorzügliche Ausstattung gegeben.

(**Aus allen Welttheilen** Juni 91.)

Ueber das
Mannesmannsche Röhrenwalzverfahren.

Von

H. Leoßner
Professor in Bielitz.

Mit 3 Tafeln in Steindruck.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pf.

HARVARD COLLEGE
FEB 12 1897
LIBRARY

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Elfte Serie.
(Heft 241—264 umfassend.)

Heft 260.

Ueber Natur- und Kunstbutter.

Von

Dr. O. Hesse
in Feuerbach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1896 in der „Sammlung" erschienenen 720 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg ist soeben erschienen:

Russisch Centralasien.

Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan

Von

Dr. Max Albrecht.

Mit 52 Abbildungen.

Preis M. 8.—. Elegant gebunden M. 10.—.

Das hübsch ausgestattete Buch schildert eine Reise, die der mit russischen Verhältnissen seit Jahren vertraute Verfasser in Gesellschaft seiner Frau durch die von Russland in dem letzten Jahrzehnt erworbenen Gebiete in Centralasien machte. Zwar haben wir über diese Länder von anderer Seite bereits recht gute Schilderungen, **bessere und eingehendere aber gewiss nicht.** Namentlich die Beschreibung der Transkaspischen Bahn und der von ihr durchschnittenen Landstriche, sowie das Kapitel über den Pamir sind gerade jetzt von besonderem Interesse, da hier die endlich doch nicht zu umgehende Auseinandersetzung zwischen Russland und England stattfinden muss.

Wie geschickt die russische Verwaltung die durch Waffengewalt unterworfenen Völkerschaften für sich zu gewinnen versteht, ersieht man aus diesem Buche. **(Illustrirte Zeitung. H. 2788. 1896.)**

Ueber

Natur- und Kunstbutter.

Vortrag,

gehalten im Gewerbeverein in Feuerbach.

Von

Dr. O. Hesse
in Feuerbach bei Stuttgart.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Seit etwa 25 Jahren war man in Deutschland bestrebt, gewisse Thier- und Pflanzenfette so zu bearbeiten, daß sie als Ersatz für Butter, Schmalz und Käse dienen können, also als Ersatz für Erzeugnisse, die nur von der Landwirthschaft hervorgebracht werden. Da diese Bestrebungen meist einen guten Erfolg hatten, so machte sich dementsprechend in den landwirthschaftlichen Kreisen eine mehr und mehr sich steigernde Aufregung bemerkbar, indem man den bis dahin lukrativen Verkehr mit Butter durch diese Konkurrenz gefährdet ansah, insbesondere als die Kunstbutter im Handel der Butter theils beigemischt, theils als natürliche Butter ausgegeben wurde und so angeblich den guten Ruf der letzteren diskreditire. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, nahm der Reichstag vom 12. Juli 1887 ein Gesetz an, welches den Verkehr mit Ersatzmitteln für Butter regeln sollte. Dasselbe führte den keineswegs korrekten Namen Margarine für künstliche Butter oder Kunstbutter ein; es verlangte weiter, daß dieser Name auf den betreffenden Gefäßen und Umhüllungen in den Verkaufsstellen u. s. w. anzubringen sei, und verbot die Mischung von künstlicher Butter oder Margarine mit wirklicher Butter oder Naturbutter. Ferner verlangte dieses Gesetz, daß bei der Herstellung von Margarine auf 100 Theile Fett nicht mehr als 100 Theile Vollmilch oder 10 Theile Rahm angewendet werden dürfen.

Indeß hatte dieses Gesetz nicht den beabsichtigten Schutz der Butterfabrikation und des Butterhandels zur Folge, was theils in dem Umstande gesucht wurde, daß mangels einer polizeilichen Kontrolle des Butterhandels dasselbe leicht umgangen werden kann, theils in der angeblichen Unzulänglichkeit des Gesetzes selbst. Ueber diesen Mißerfolg des fraglichen Gesetzes war man auf agrarischer Seite sehr aufgebracht, insbesondere als man glaubte, daß die nunmehr gewissermaßen legalisirte Margarine nicht nur den Absatz der Naturbutter erheblich beeinträchtige, sondern auch auf den Preis derselben drücke, während sie dem Margarinefabrikanten einen immer noch hohen müheloſen Gewinn bringe. Namentlich sah sich der „Bund der Landwirthe" durch diesen nicht erhofften Erfolg beunruhigt, so daß derselbe nun „Abänderungsvorschläge zum Gesetz vom 12. Juli 1887, betreffend den Verkehr mit Ersatzmitteln für Butter", bekannt gab, welche auch der „Wirthschaftlichen Vereinigung von Reichstagsmitgliedern" zur weiteren Behandlung übergeben wurde. Diese Vorschläge lauten:

1. Die Geschäftsräume und sonstigen Verkaufsstellen einschließlich der Marktstände, in welchen Margarine gewerbsmäßig verkauft oder feil gehalten wird, müssen an in die Augen fallender Stelle die deutliche, nicht verwischbare Inschrift: „Verkauf von Magarine" tragen. Desgleichen muß in Hotels, Gastwirthschaften, Konditoreien und Bäckereien, welche zur Zubereitung der Speisen und Backwaren Margarine verwenden, an in die Augen fallender Stelle die deutliche, nicht verwischbare Inschrift: „Die Speisen (Backwaren) sind mit Margarine zubereitet" angebracht sein.

Auf den Speisekarten solcher Gastwirthschaften, welche Margarine verwenden, muß sich gleichfalls, deutlich sichtbar, die Bemerkung befinden: „Die Speisen sind mit Margarine zubereitet." Wenn nur bei der Zubereitung von einem Theil der Speisen Margarine verwendet wird, kann von dieser allgemeinen Bemerkung abgesehen werden, sofern bei den einzelnen mit Margarine bereiteten Speisen deutlich sichtbar der Zusatz gemacht ist: „Mit Margarine zubereitet."

Margarine im Sinne des Gesetzes sind diejenigen, der Milchbutter ähnlichen Zubereitungen, deren Fettgehalt nicht der Milch entstammt.

2. Die Vermischung von Butter mit Margarine oder anderen Speisefetten zum Zweck des Handels mit diesen Mischungen, sowie das gewerbsmäßige Verkaufen und Feilhalten derselben ist verboten.

Zur Herstellung der Margarine und überhaupt zur Nachahmung von Milcherzeugnissen darf Milch oder ein Produkt der Milch nicht verwendet werden.

3. Das Färben der Margarine, sowie der zur Fabrikation von Margarine zur Verwendung kommenden pflanzlichen, mineralischen oder thierischen Fette, um der Margarine das äußere Ansehen von Naturbutter zu geben, ist verboten.

4. Der Betrieb einer Margarinefabrik bedarf der vorherigen Anmeldung bei der Ortspolizeibehörde, und ist die letztere zu einer ständigen sanitären Ueberwachung des Betriebes, namentlich in Bezug auf die zur Verwendung kommenden Rohstoffe, verpflichtet.

Der Fabrikunternehmer ist verpflichtet, den dazu bestimmten Beamten zu jeder Tageszeit, wo in der Fabrik gearbeitet wird, Zutritt zu allen Fabrik- und Lagerräumen zu gestatten und dieselben Einsicht in seine Geschäftsbücher nehmen zu lassen.

5. Der Verkauf und die Aufbewahrung von Margarine darf nicht in solchen Geschäftsräumen stattfinden, wo gleichzeitig Naturbutter verkauft wird.

Die Gefäße und äußeren Umhüllungen, in welchen Magarine gewerbsmäßig verkauft oder feilgehalten wird, dürfen nicht die für die Verpackung der Butter üblichen sein, also Tonnen, Kübel oder Kisten von Holz, und müssen an in die Augen fallenden Stellen die deutliche Inschrift: „Margarine" tragen, auch muß die Firma nebst Angabe des Namens des Fabrikanten darauf angebracht sein. Dasselbe gilt für die Transportgefäße beim Feilhalten der Margarine.

Im gewerbsmäßigen Einzelverkauf muß Margarine an den Käufer in einer Umhüllung abgegeben werden, welche nur die Bezeichnung „Margarine" und die den Namen oder die Firma des Verkäufers enthaltende Inschrift trägt. Wird Margarine in regelmäßig geformten Stücken gewerbsmäßig verkauft oder feil gehalten, so müssen dieselben von Würfelform sein, auch muß denselben die vorbezeichnete Inschrift eingedrückt sein.

Der Bundesrath ist ermächtigt, zur Ausführung der in Absatz 2 und 3 enthaltenen Vorschriften nähere, im Reichsgesetzblatt zu veröffentlichende Bestimmungen zu erlassen.

6. Die Vorschriften dieses Gesetzes finden auf Magarine, welche zum Genusse für Menschen nicht bestimmt sind, keine Anwendung; doch muß in diesem Falle die Margarine rothbraun gefärbt werden.

Es folgen nun in Absatz 7—10 Strafbestimmungen über Verfehlungen gegen dieses Gesetz, und bestimmt dann Absatz 11, die Einfuhr von Margarine oder irgend einer andern Nach-

ahmung von Milcherzeugnissen, wenn sie nicht den Bestimmungen von Absatz 2, 3 und 5 entsprechen, sei zu verbieten.

Es wird dann angeführt, wann dieses Gesetz in Kraft treten soll und die ausführliche Begründung der einzelnen Punkte angegeben, die hier übergangen werden mag.

Da diesem Wunsche ähnliche Vorschläge und Petitionen von seiten anderer landwirthschaftlichen und milchwirthschaftlichen Vereinigungen an die Reichsregierung kamen, so hat nun letztere den Deutschen Landwirthschaftsrath dazu aufgefordert, sich über diese Angelegenheit zu äußern. Dieser gab alsdann die Erklärung an dieselbe ab, daß eine Aenderung des obengenannten Gesetzes nach der Richtung erforderlich sei, daß gesetzliche Maßregeln ergriffen werden möchten, vermöge deren eine klare Scheidung zwischen den Produkten der Margarinefabrikation und der zur Herstellung der nur zu Täuschungszwecken bestimmten Mischbutter vorgenommen und der betrügerische Verkauf von Margarine als Butter verhindert werden kann. Der Deutsche Landwirthschaftsrath empfiehlt daher eine Ergänzung des Gesetzes vom 12. Juli 1887 dahingehend:

1. Es ist, um die Margarine von Naturbutter unterscheiden zu können, das Verbot des Färbens der Margarine auszusprechen.

2. Es ist zu bestimmen, daß Margarine und Butter nicht in denselben Verkaufsräumen feilgeboten oder verkauft werden dürfen.

3 Es ist festzusetzen, daß, wo in Wirthshäusern, Restaurants, Bäckereien statt der Butter Margarine Verwendung findet, solches durch öffentlichen Anschlag bekannt gegeben wird.

Mit Rücksicht auf die zunehmende Herstellung von Margarinekäse und dessen Vertrieb in gleicher betrügerischer Form wie derjenige von Margarine, sowie mit Rücksicht auf die vielfache Benutzung der Margarine zur Fälschung von in Süddeutschland gebräuchlichem „Butterschmalz" (ausgelassene Butter) empfiehlt der Deutsche Landwirthschaftsrath ferner:

4. entweder ein Verbot der Herstellung von Margarinekäse überhaupt oder

5. die Ausdehnung des Gesetzes vom 12. Juli 1887 auf die Herstellung und den Vertrieb von Margarinekäse derart, daß das Fabrikat durch besondere Form und Stempelung als „Margarinekäse“ ersichtlich und der Verkauf desselben nur unter einer Bezeichnung, welche seine Eigenschaft als Margarinekäse erkennen läßt, gestattet werde, sowie

6. die Ausdehnung des Gesetzes vom 12. Juli 1887 auf die Herstellung und den Vertrieb von Butterschmalz.

Die in neuerer Zeit in Aufnahme gekommene Herstellung sogenannter „Faktoreibutter“, d. h. einer geringwerthigen Butter mit besonders hohem Wassergehalt, veranlaßt den Deutschen Landwirthschaftsrath weiter die Aufnahme einer gesetzlichen Bestimmung in das Gesetz vom 12. Juli 1887 (oder falls dies nicht angängig, in einer anderen geeigneten Form) dahin zu empfehlen, daß

7. Der Verkauf von Butter mit einem 16 Prozent übersteigenden Wassergehalt verboten und Zuwiderhandlung mit entsprechender Strafe geahndet werde.

Entsprechend diesen vorgeschlagenen Ergänzungen empfiehlt der Deutsche Landwirthschaftsrath schließlich eine Aenderung des Gesetzes dahin, daß dasselbe die Bezeichnung:

„Gesetz betreffend die Verhinderung von Täuschungen im Verkehr mit Butter, Käse und Schmalz (Butterschmalz)“

tragen solle. Diese Erklärung, unterstützt von einer ausführlichen Begründung, wurde am 6. April 1894 in Form einer Petition des Deutschen Landwirthschaftsrathes an den deutschen Reichstag weitergegeben, hatte aber zunächst zur Folge, daß die Reichsregierung eine gründliche Untersuchung des Punktes 3 derselben veranlaßte, welche ergab, daß die betreffende Bestimmung undurchführbar sei, so daß sich der Deutsche Landwirthschaftsrath dadurch genöthigt sah, diesen Punkt nachträglich zu streichen.

Aber nicht nur in den landwirthschaftlichen Vereinigungen und Berathungen wurde in dieser eigenthümlichen Art, wie wir in diesen beiden Proben gesehen haben, gegen die Kunstbutter

und was damit zusammenhängt zu Felde gezogen, sondern auch, wie kaum anders zu erwarten, in der betreffenden Presse und zwar in letzterer um so mehr, als in derselben die Behauptungen freier vorgebracht werden konnten und nicht erst durch angebliche Belege unterstützt zu werden brauchten. Von den betreffenden oft seltsamen Preßerzeugnißen mag als Probe ein Artikel in der „Deutschen landwirthschaftlichen Presse, Nr. 92, vom 17. November 1894" angeführt werden. Derselbe ist überschrieben: „Zum Butterkrieg" und lautet wörtlich:

„Es wird unsern Lesern noch eine Mittheilung erinnerlich sein, wonach infolge des Butterkriegs ein Butterhändler wegen Verfälschung der von ihm verkauften Butter mit Margarine in 27 Fällen zu 2 Monaten Gefängniß und 135 Mark Geldstrafe verurtheilt wurde. In derselben Weise wie früher, nachdem das Urtheil in der Presse bekannt worden war, ließ Herr von Blankenburg-Zimmerhausen, der Direktor des Verbandes hinterpommerscher Molkerei-Genossenschaften, wieder Butterproben einkaufen. Im ersten Einkauf waren von 36 Butterproben 23 mit Margarine, im zweiten Einkauf von 37 Proben 9, im dritten Einkauf von 30 Proben 7, im vierten Einkauf von 32 Proben alle, im fünften Einkauf von 36 Proben 24, im sechsten von 36 Proben 11, im siebenten Einkauf von 35 Proben 11 verfälscht. Im ganzen waren also von 241 Proben 117 oder 48,5 Prozent verfälscht. Man sieht hieraus, daß selbst die Gefängnißstrafe die Butterhändler nicht abschreckt, den an sich schon wirthschaftlich schwachen Theil der Bevölkerung in dem Unentbehrlichsten, in der Nahrung, zu betrügen, um sie dadurch wirthschaftlich sowohl wie gesundheitsschädlich zu schädigen. Von den 241 Proben bestanden nämlich 71 überhaupt nur aus reiner Margarine, es war keine Butter darin. In 19 Fällen betrug der Margarinezusatz 80—90 Prozent, in 15 Fällen 60 und 65 Prozent und nur in 3 Fällen beschränkte sich der Zusatz auf 25 Prozent.

In einer andern Reihe von Proben erhielt derselbe Herr von Blankenburg unter 235 Proben 145 = 62 Prozent Verfälschungen. Wenn nun auch damit eine anscheinend nicht unerhebliche Butterfälschung in Berlin nachgewiesen worden ist, die dort nach Graf Holstein in verschiedenen Jahren 48 bis 68 Prozent aller Butterproben betragen haben soll, so würde doch dem gegenüber gehalten werden müssen, daß insbesondere

der durch den Herrn von Blankenburg veranlaßte Butter-einkauf nicht ganz einwurfsfrei war und daß aus dem schließ-lichen Resultat absolut kein Schluß auf den Umfang der Butterfälschung der Menge nach gezogen werden kann, da andern-falls doch hätte festgestellt werden müssen, wie groß die Menge Butter war, von welcher je eine Probe genommen war. Es scheint sogar, daß die betreffenden Einkäuferinnen von ein und derselben Butter, von welcher sie eine Verfälschung vermutheten, wiederholt Proben genommen haben, vermuthlich um diese Fälschungen der Zahl nach recht hervortreten zu lassen.

Während die Butterinterressenten gegen die Butterfälschungen und in letzter Instanz gegen die Margarine zu Felde zogen, blieben andererseits auch die Margarinefabrikanten nicht unthätig und suchten die von gegnerischer Seite aufgestellten Forderungen und Behauptungen zu verhüten und zu entkräften. Aus den bezüglichen Erklärungen geht hervor, daß in den etwa 70 Margarinefabriken Deutschlands in den letzten Jahren jährlich etwa 1 900 000 Ctr. Margarine hergestellt wurden, während der Deutsche Landwirthschaftsrath diese jährliche Produktion auf 10 bis 12 Millionen Ctr. schätzte. Letztere Schätzung dürfte jedoch, wie sich aus den statistischen Aufzeichnungen ergiebt, weit über das Ziel hinausschießen, und nur der Tendenz entsprechen, welche die Agrarier in der Margarinefrage so in-tensiv entwickelten, während andererseits die von den Margarine-fabrikanten gegebene Ziffer vielleicht etwas zu niedrig ange-geben wurde, obwohl nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der Umfang dieser Fabrikation infolge der fortdauernden Nörge-leien in letzter Zeit etwas abgenommen haben dürfte. Wie dem auch sein mag, so wird der Margarinefabrikation von seiten der land- und milchwirthschaftlichen Interessenten eine überaus große Bedeutung beigelegt, derart, daß angeblich deren Produkte, die Margarine und dergleichen, einerseits die Land-

wirthschaft schädigen, andererseits aber auch große Massen des Volkes, die in erster Linie auf die Margarine als billiges Ersatzmittel für Butter angewiesen sind, durch dieselbe gegenwärtig nur übervortheilt werden.

Um die Bedeutung dieser Buttersorten, wie sie aus den betreffenden Behauptungen hervorgeht, nach beiden Richtungen näher zu erkennen und genau würdigen zu können, werden wir zunächst folgende Fragen zu beantworten haben, nämlich:

1. Was haben wir unter Butter zu verstehen? 2. Was unter Butterschmalz? 3. Was unter Margarine? 4. Bedarf der Mensch zu seiner Ernährung Fette? und 5. Kann die Butter oder das Butterschmalz durch andere Fette ersetzt werden?

Die erste Frage lautet: Was haben wir unter Butter zu verstehen?

Wie allgemein bekannt, wird die Butter aus Milch dargestellt. Jede Milch von Lebewesen, welche Junge zu säugen haben, enthält die näheren Bestandtheile von Butter, und wir wären daher in der Lage, Butter aus Pferdsmilch, Eselsmilch ꝛc. darzustellen und würde solche Butter vielleicht auch von Bedeutung werden, wenn uns größere Mengen von diesen Milchsorten zur Verfügung stünden. Letzteres ist aber nicht der Fall, und so kommt für uns, wenn von der Ziegenmilch abgesehen wird, aus der man hie und da Butter gewinnt, deren Menge aber nicht von Belang ist, nur die Kuhmilch in Betracht.

Im großen und ganzen versteht man also unter Naturbutter nur Butter, die aus Kuhmilch gewonnen wird. Durch Zerfall des in den Milchdrüsen der Kuh enthaltenen Zellengewebes entsteht die Kuhmilch und folglich auch das darin enthaltene Butterfett. Letzteres ist aber in der Milch nicht frei enthalten, sondern in äußerst dünnen Häutchen eingeschlossen und bildet so Kügelchen von verschiedener Größe, die so klein sind, daß ein Liter Milch nach Schellenberg je nach der Rasse

der Kuh im Mittel 3126 bis 4936 Milliarden ſolcher Butterfett-kügelchen enthält. Läßt man die Milch, nachdem ſie die Milchdrüſe verlaſſen hat, bei mäßiger Lufttemperatur ruhig ſtehen, ſo ſteigen die Butterfettkügelchen, da ſie leichter ſind als das ſie umgebende Subſtrat, in die Höhe und ſcheiden ſich als fettige Schicht an der Oberfläche der Milch ab, welche Schicht wir Rahm oder Sahne nennen.

Zur Gewinnung dieſer Fettkügelchen wurden im Laufe der Zeit verſchiedene Verfahren angewandt. Das ältere oder richtiger wohl älteſte Verfahren beſteht darin, daß die friſchgemolkene, durchſeihte Milch in ſog. Satten 24 bis 36 Stunden, je nach der Höhe der äußeren Lufttemperatur und der des Lokals, in welchem die Satten ſich befinden, ſtehen gelaſſen wird. Je niedriger dieſe Satten ſind, deſto vollkommener und ſchneller rahmt die Milch aus. Ein neueres Verfahren iſt das Schwartzſche oder ſog. Eis- oder Kühlverfahren, bei welchem die Milch 40 bis 50 cm hoch in größeren Behältern geſchichtet wird, während die Temperatur durch beſondere Kühlvorrichtungen auf 4 bis 6° heruntergeſetzt und gehalten wird. Die Aufrahmung iſt hier zwar viel vollſtändiger als bei dem vorigen Verfahren, gleichwohl enthält die dabei abfallende Magermilch noch 0,8% Fett bei einem durchſchnittlichen Fettgehalt der Milch von 4%. Die Menge von Fett, welche bei dieſem Verfahren für die Buttergewinnung verloren geht, beträgt, da 100 kg Milch im Mittel 85 kg Magermilch geben, 17%.

Weit vortheilhafter als nach dieſem Verfahren gewinnt man aber den Rahm durch eigens dazu konſtruirte Schleudermaſchinen, welche die friſch gemolkene Milch ſofort zu entrahmen geſtatten. Zu dieſem Zwecke läuft die Milch in der Mitte eines 15 bis 20 cm im Durchmeſſer habenden und 25 bis 30 cm hohen Blechcylinders ein, der in der Minute etwa 40 bis 60 Umdrehungen macht. Dabei ſcheidet ſich die Milch in drei

Schichten von zusammen 12 bis 20 mm Dicke. Die äußerste Schicht ist die Magermilch, welche durch einen seitlich angebrachten Schöpfapparat weggenommen wird, während der Rahm weiter aufwärts steigt und über den Rand des Cylinders hinausfließt. Als Rückstand bleibt eine 1 bis 2 mm dicke Schicht, welche im hohen Grade übel riecht, aus Schmutz 2c. besteht und verhältnißmäßig viele Bakterien enthält. Bei Anwendung des sog. Alfa-Separators wird eine Magermilch mit einem Fettgehalt von höchstens 0,2 % gewonnen, so daß die Mehrgewinnung an Butterfett in Form von Rahm dabei gegenüber des Kühlverfahrens ein Sechstel und des älteren Sattenverfahrens etwa ein Viertel beträgt.

Außer diesem großen Vortheil hat aber das Schleuderverfahren unter anderen noch den sehr beachtenswerthen, daß die überaus zahlreichen Bakterienkeime, welche die Milch enthält, keine Gelegenheit haben, ihre Thätigkeit zu entfalten, so daß der Rahm und schließlich die Butter darnach reiner und wohlschmeckender erhalten werden, als nach jeder anderen Art.

Die Anwendung der Centrifuge in der Molkerei wurde schon 1859 durch den Thierarzt, Professor C. J. Fuchs in Karlsruhe vorgeschlagen, geschah aber erstmal 1870 durch den Ingenieur Lefeldt in München, der jedoch eine größere Betriebskraft für diese Centrifugen in Aussicht nahm, so daß die Milchcentrifuge zunächst nur im Großbetrieb angewendet werden konnte. Inzwischen war man aber bemüht, diesen Apparat nicht nur zu vervollkommnen, sondern seine Anwendung zu vereinfachen. Namentlich wurden kleinere Centrifugen für den Handbetrieb konstruirt, die selbst in solchen Milchwirthschaften noch mit Vortheil angewandt werden können, in welchen die Milch von nur zwei Kühen zur Verfügung steht. Mehrere deutsche Fabriken haben sich die Herstellung dieser Schleudermaschinen zur Aufgabe gemacht und sind daher solche Maschinen in verschiedener Form,

mit verſchiedener Ausſtattung und unter verſchiedenen Namen dargeſtellt worden. Obenan dürfte nach fachmänniſchem Urtheil der bereits genannte Alfa-Separator ſtehen, welcher von den Bergedorfer Eiſenwerken gebaut wird und von welchem gegenwärtig (1895) viele Tauſende, in Württemberg, Baden und Hohenzollern zuſammen allerdings nur 600, in Betrieb ſind. Dieſe Centrifuge macht in der Minute 40 bis 45 Umdrehungen und wirkt automatiſch, indem ſie die Magermilch und den Rahm je für ſich abfließen läßt. Sie wird in verſchiedenen Größen gebaut und geſtattet in der Stunde von 70 bis zu 2000 l Milch ſo zu entrahmen, daß die Magermilch nur noch den minimalen Fettgehalt von Spuren bis zu 0,2 % enthält.

Der nun in der einen oder anderen Weiſe gewonnene Rahm wird dann im Butterfaß oder in beſonders konſtruirten Buttermaſchinen verbuttert. Der Prozeß des Verbutterns läuft darauf hinaus, durch Stoßen oder Schütteln die Umhüllungen der Butterfettkügelchen zu zerreißen. In dem Maaße, als der Organismus dieſer Kügelchen zerſtört wird, nimmt das Fett, das in dieſen Kügelchen im flüſſigen Zuſtande vorhanden iſt, eine halbfeſte Form an und klumpt ſich mit anderer Fettpartien zuſammen; dieſe Klümpchen werden immer größer, bis ſich alles Butterfett zu mehr oder weniger großen Klumpen zuſammengethan hat, zu Butter geworden iſt.

Dieſe Verbutterung gelingt ſtets, wenn der Rahm von der Milch mehrerer Kühe zur Verfügung ſteht, dagegen trifft es ſich bisweilen, daß der Rahm von der Milch der einen oder anderen Kuh, für ſich in Arbeit genommen, ſelbſt beim längeren Verbuttern keine Butter giebt, ſondern nur eine Emulſion. Jedoch erhält man auch hier Butter, wenn man den Rahm mit ganz wenig Salzſäure vermiſcht.

Neuerdings ſoll man nach dem Vorſchlag von Müller gleich von vornherein dem zu verbutternden Rahm etwas Salz-

Schichten von zusammen 12 bis 20 mm Dicke. Die äußerste Schicht ist die Magermilch, welche durch einen seitlich angebrachten Schöpfapparat weggenommen wird, während der Rahm weiter aufwärts steigt und über den Rand des Cylinders hinausfließt. Als Rückstand bleibt eine 1 bis 2 mm dicke Schicht, welche im hohen Grade übel riecht, aus Schmutz ꝛc. besteht und verhältnißmäßig viele Bakterien enthält. Bei Anwendung des sog. Alfa-Separators wird eine Magermilch mit einem Fettgehalt von höchstens 0,2 % gewonnen, so daß die Mehrgewinnung an Butterfett in Form von Rahm dabei gegenüber des Kühlverfahrens ein Sechstel und des älteren Sattenverfahrens etwa ein Viertel beträgt.

Außer diesem großen Vortheil hat aber das Schleuderverfahren unter anderen noch den sehr beachtenswerthen, daß die überaus zahlreichen Bakterienkeime, welche die Milch enthält, keine Gelegenheit haben, ihre Thätigkeit zu entfalten, so daß der Rahm und schließlich die Butter darnach reiner und wohlschmeckender erhalten werden, als nach jeder anderen Art.

Die Anwendung der Centrifuge in der Molkerei wurde schon 1859 durch den Thierarzt, Professor C. J. Fuchs in Karlsruhe vorgeschlagen, geschah aber erstmal 1870 durch den Ingenieur Lefeldt in München, der jedoch eine größere Betriebskraft für diese Centrifugen in Aussicht nahm, so daß die Milchcentrifuge zunächst nur im Großbetrieb angewendet werden konnte. Inzwischen war man aber bemüht, diesen Apparat nicht nur zu vervollkommnen, sondern seine Anwendung zu vereinfachen. Namentlich wurden kleinere Centrifugen für den Handbetrieb konstruirt, die selbst in solchen Milchwirthschaften noch mit Vortheil angewandt werden können, in welchen die Milch von nur zwei Kühen zur Verfügung steht. Mehrere deutsche Fabriken haben sich die Herstellung dieser Schleudermaschinen zur Aufgabe gemacht und sind daher solche Maschinen in verschiedener Form,

mit verschiedener Ausstattung und unter verschiedenen Namen dargestellt worden. Obenan dürfte nach fachmännischem Urtheil der bereits genannte Alfa-Separator stehen, welcher von den Bergedorfer Eisenwerken gebaut wird und von welchem gegenwärtig (1895) viele Tausende, in Württemberg, Baden und Hohenzollern zusammen allerdings nur 600, in Betrieb sind. Diese Centrifuge macht in der Minute 40 bis 45 Umdrehungen und wirkt automatisch, indem sie die Magermilch und den Rahm je für sich abfließen läßt. Sie wird in verschiedenen Größen gebaut und gestattet in der Stunde von 70 bis zu 2000 l Milch so zu entrahmen, daß die Magermilch nur noch den minimalen Fettgehalt von Spuren bis zu 0,2 % enthält.

Der nun in der einen oder anderen Weise gewonnene Rahm wird dann im Butterfaß oder in besonders konstruirten Buttermaschinen verbuttert. Der Prozeß des Verbutterns läuft darauf hinaus, durch Stoßen oder Schütteln die Umhüllungen der Butterfettkügelchen zu zerreißen. In dem Maaße, als der Organismus dieser Kügelchen zerstört wird, nimmt das Fett, das in diesen Kügelchen im flüssigen Zustande vorhanden ist, eine halbfeste Form an und klumpt sich mit anderer Fettpartien zusammen; diese Klümpchen werden immer größer, bis sich alles Butterfett zu mehr oder weniger großen Klumpen zusammengethan hat, zu Butter geworden ist.

Diese Verbutterung gelingt stets, wenn der Rahm von der Milch mehrerer Kühe zur Verfügung steht, dagegen trifft es sich bisweilen, daß der Rahm von der Milch der einen oder anderen Kuh, für sich in Arbeit genommen, selbst beim längeren Verbuttern keine Butter giebt, sondern nur eine Emulsion. Jedoch erhält man auch hier Butter, wenn man den Rahm mit ganz wenig Salzsäure vermischt.

Neuerdings soll man nach dem Vorschlag von Müller gleich von vornherein dem zu verbutternden Rahm etwas Salz-

säure zusetzen, und zwar pro 100 kg Rahm 95 bis 287 g. Auf solche Weise soll, wie behauptet wird, rasch und zugleich eine gute Butter erzeugt werden. Jedoch will man auch gefunden haben, daß der Geschmack solcher Butter nur dann ein guter ist, wenn der Salzsäurezusatz ein geringer war; bei einem größeren Zusatz soll dagegen nicht nur das Aroma der Butter nothleiden, sondern auch die Butter einen eigenthümlichen Beigeschmack erhalten.

Die nun so oder so gewonnene Butter ist noch nicht rein; sie schließt mehr oder weniger Magermilch ein, von welcher sie durch Kneten möglichst befreit wird. Dieses Kneten kann theils mit der Hand, theils mittelst Spateln ꝛc. geschehen, oder endlich mit Hülfe von besonders konstruirten Maschinen. Die letztere Art der Knetung ist der ersteren entschieden vorzuziehen, da in ersterem Falle Zufälligkeiten die Qualität und namentlich den Geschmack der Butter leicht beeinträchtigen können. Das Kneten geschieht ohne und mit Zusatz von Wasser; jedoch darf von letzterem nur die allernöthigste Menge genommen werden, da sonst das Aroma der Butter dadurch geschädigt wird. Soll die Butter gesalzen werden, so bringt man, nachdem die Magermilch (auch Buttermilch genannt, wenn Säuerung eingetreten ist) soweit als gewünscht wurde, aus der Knetmasse beseitigt ist, die erforderliche Menge von fein gepulvertem Kochsalz hinzu und bearbeitet die Masse nochmals auf dem Knetteller.

Die wie angeführt ohne Zusatz von Salz erhaltene Butter wird Süßbutter, süße Butter oder Süßrahmbutter genannt, zum Unterschied von der sauren Butter, welche aus saurem Rahm gewonnen wird. Bauernbutter oder Landbutter ist die in kleinen Gehöften auf dem Lande meist ohne jede maschinelle Einrichtung und bisweilen in nicht ganz appetitlicher Weise gewonnene Butter, Genossenschafts- oder Molkereibutter, welche in Genossenschaftsmolkereien unter Anwendung der wo-

möglich besten Darstellungsart gewonnen wird, Dauerbutter mehr oder weniger gesalzene und gefärbte (für den Export meist bestimmte) Butter, Tafelbutter, die beste Qualität der Bauern- und Genossenschaftsbutter und zwar theils ungesalzen, theils gesalzen, Faktoreibutter, die durch Zusammenmengung von etwas guter Butter mit viel geringer Butter, etwas Oel und ziemlichen Mengen Wasser gewonnen wird, Backbutter eine Mischung von guter Butter mit finnischer, galizischer oder sibirischer Butter und endlich Mischbutter, ein Gemenge von Butter mit Margarine.

Das Butterfett, welches bei 100°, also im geschmolzenen Zustande, im luftleeren Raume ein specifisches Gewicht von 0,8632 bis 0,8642 besitzt, ist blaßgelb bis sattgelb gefärbt und besitzt einen für dasselbe charakterischen Geruch und Geschmack, den Buttergeruch und Buttergeschmack. Es ist in der Butter in fein vertheilter, halbfester Form mit Wasser emulgirt vorhanden, so zwar, daß nun die Butter die Eigenschaft besitzt, daß sie bei mittlerer Temperatur z. B. auf Brot gut ausgestrichen werden kann, sich aber andererseits auch formen läßt.

Was die Farbe der Butter betrifft, welche von blaßgelb bis sattgelb schwankt, so hat die letztere Nuance, welche etwa der gelben Farbe der Blumenblätter der Butterblume, Ranunculus Ficaria, entspricht, die günstige Aufnahme bei den Konsumenten gefunden. Dies mag daher kommen, daß die beste Jahresbutter, die Grasbutter, diese Farbe hat. Dieselbe ist bedingt durch die Grünfütterung, welche die Kuh erhält. Jemehr diese Grünfütterung zurücktritt, desto blasser fällt dann die Butter aus; aus diesem Grunde ist auch die Winterbutter am blassesten. Ohne Zweifel ist die schöne gelbe Farbe, welche die Grasbutter zeigt, die Folge eines Farbstoffes, der in den fraglichen grünen Futterpflanzen enthalten ist und welcher beim Trocknen derselben und namentlich bei deren Reife verschwindet,

nämlich das Carotin. Um nun Butter von dieser so gern gesehenen buttergelben Farbe zu erhalten, bleibt nichts anderes übrig, als mit geeignetem Farbmaterial nachzuhelfen, d. h. die Butter zu färben. Hierzu werden hauptsächlich zwei Substanzen genommen, nämlich in kleineren bäuerlichen Betrieben, das Mus von Carotten (Möhren oder gelbe Rüben, Daucus Carotta) oder in größeren Betrieben der Orleanextrakt. Beide Stoffe enthalten nichts schädliches, beide aber das eben erwähnte Carotin, allerdings im Orleanextrakt noch von anderen Farbstoffen begleitet, welche dem Carotin ähnlich wirken. Außer diesen beiden Butterfarben kommen aber noch andere, wie z. B. das Anilingelb, beim Färben der Butter zur Anwendung, deren Unschädlichkeit zum Theil recht zweifelhaft sein dürfte.

Der gelbe von der Natur gelieferte Farbstoff haftet dem Butterfett hartnäckig an und läßt sich aus demselben ohne eingehende Manipulation nicht entfernen. Frei davon sieht das Butterfett milchweiß aus. Die Menge des Butterfettes beziffert sich in guter Butter auf 80 bis 85 Prozent; 100 Theile derselben bestehen aus etwa 64 Theilen Margarin, 32 Theilen Oleïn, 2 Theilen Butyrin und der Rest aus anderen Fetten, sowie Cholesteriden. Alle diese Fette sind Glyceride d. h. Ester des Glycerins. Bei der Verseifung dieser Fette durch mäßig verdünnte Schwefelsäure oder durch Aetzlauge entstehen Glycerin einerseits, Fettsäuren andererseits, nämlich aus Butyrin Buttersäure, aus Oleïn Oelsäure, aus Margarin, wenigstens nach früherer Anschauung, Margarinsäure. Indeß hat Heintz durch seine klassischen Untersuchungen gezeigt, daß die Margarinsäure keine einheitliche Substanz ist, sondern ein Gemenge von Palmitinsäure und Stearinsäure und folglich ist das Margarin, das wir vorläufig als einen Bestandtheil des Butterfettes annahmen, ein Gemenge von Palmitin und Stearin.

Von diesen soeben erwähnten Bestandtheilen der Butter

spielen gerade diejenigen, welche in geringer Menge vorhanden sind, eine wichtige Rolle in Bezug auf die Eigenschaften derselben. So spaltet das Butyrin sehr leicht Buttersäure ab und bedingt den eigenthümlichen Geruch und Geschmack der frischen Butter. Beim Aufbewahren der Butter kann diese Abspaltung bedeutend zunehmen, die Butter wird ranzig. An dem Ranzigwerden der Butter nehmen außer Butyrin weiterhin die in kleiner Menge vorhandenen sogenannten niederen Glyceride, Capronin, Caprylin, Caprinin 2c. theil, aber auch infolge von Spaltung und Oxydation das Oleïn. Endlich kommen noch die kleinen Mengen von Cholesteriden oder Cholesterinester in Betracht, welche hauptsächlich die emulgirende Eigenschaft des Butterfettes bedingen.

Weitere Bestandtheile der Butter sind kleine Mengen von Milchzucker und Käsestoff, welche von einem Rückhalt von Magermilch bedingt sind, da eine vollständige Trennung der Magermilch vom Butterfett bei den üblichen Prozessen nicht zu erreichen ist. Saure Butter enthält übrigens größere Mengen Käsestoff, nämlich 1—2,5 Prozent davon.

Endlich ist als Bestandtheil der Butter noch das Wasser und wenn diese gesalzen ist, zudem das Salz anzuführen.

Was den Wassergehalt der Butter betrifft, so ist eine Butter ohne Wasser nicht denkbar; gerade der Wassergehalt macht das Butterfett zur Butter. Es findet sich das Wasser in dem Butterfett in feinster Vertheilung oder emulgirt vor.

Reine gut bearbeitete Butter enthält etwa 12,5 Prozent Wasser eingeschlossen; wird aber die Butter gesalzen, so kann dieselbe bis über 50 Prozent Wasser enthalten, ohne daß ihr Aeußeres dabei nothleidet. Bekanntlich verlangte der Deutsche Landwirthschaftsrath einen Maximalwerth von 16 Prozent für den Wassergehalt der Butter, der also nicht überschritten werden soll. Nun können sich die kleinen bäuerlichen Betriebe mit der

fraglichen Wasserbestimmung nicht wohl befassen; es wird eben eine Butter dargestellt, so gut es geht und dabei ein Produkt erzielt, welches im Einzelfalle auch einen etwas größeren Wassergehalt zeigen kann als 16 Prozent, ohne daß dabei die Absicht vorhanden ist, die Butter zu verfälschen. Es geht dies zur Genüge auch aus den folgenden Mittheilungen hervor. Nach Henzold enthielten von 101 Proben guter schleswig-holsteiner Butter 5 Proben einen höheren Wassergehalt als 16 Prozent, nämlich bis zu 19,26 Prozent. Von 39 Proben Butter, welche Hofmeister dem Hausbetrieb und ostpreußischen Güterbetrieben entnahm, die also sogenannte Bauernbutter waren, enthielt ein großer Theil über 16 Prozent Wasser, nämlich bis zu 22,4 Prozent Wasser, eine Probe sogar 41,37 Prozent. Dänische Butter, welche in dem Versuchslaboratorium der Dänischen Landwirthschaftsgesellschaft untersucht wurde, hatte im Mittel von 2091 Proben 14,59 Prozent Wasser; davon hatten 1678 Proben 12 bis 16 Prozent, die übrigen meist etwas mehr als 16 Prozent und allerhöchstens (in 2 Fällen) 19 bis 20 Prozent, während die Exportbutter allerdings nicht über 16 Prozent Wasser enthielt.

Bei der gesalzenen Butter kommt wie erwähnt außer dem Wassergehalt noch der Salzgehalt in Betracht, der nicht über 3 Prozent betragen soll. Jedoch hat man auch hier eine Ueberladung der Butter mit diesem Stoff häufig beobachtet, und zwar bis zu 10 Prozent. Einsalzen der Butter erscheint nöthig, wenn dieselbe länger aufbewahrt werden soll (Dauer- oder Exportbutter), da andernfalls dieselbe leicht verdirbt und den Geschmack ändert.

Diese Aenderung des Geschmacks (ranziger Geschmack, Talggeschmack) der Butter wird theils durch die Einwirkung des Lichtes, theils durch die der Luft auf dieselbe bewirkt, insbesondere aber durch die Einwirkung von Bakterien. Nach Lafar ent-

hält 1 g frische Süßrahmbutter die ganz enorme Menge von 10 bis 12 Millionen Bakterienkeime. Intensives Licht tödtet allerdings die Bakterienkeime, ebenso erhöhte Temperatur, und bis zu einem gewissen Grade auch Kochsalz.

Letzteres ist auch der Grund, weshalb man Butter, die länger aufbewahrt werden soll wie z. B. die Exportbutter, salzt und daß man dieselbe wohl auch stärker salzt, als vielleicht nöthig ist, als man dadurch eine größere Haltbarkeit derselben erhofft. Freilich geht mit diesem größeren Salzgehalt ein größerer Wassergehalt der Butter Hand in Hand und kann somit zu Beanstandungen führen, wie solche auch thatsächlich stattgefunden haben. So wurden nach einer Mittheilung im englischen Unterhause von 713 untersuchten Proben von in England eingeführter Butter wegen eines zu großen Gehaltes an Wasser und Salz 98 beanstandet und zwar waren von 70 Proben deutscher Butter 27 zweifelhaft. Es dürfte sich daher empfehlen, auch bei der Butter, die ausgeführt werden soll, eine größere Menge Salz als 3 Prozent nicht zuzusetzen.

Will man frische Butter vor dem Ranzigwerden schützen oder überhaupt konserviren, so empfiehlt es sich vor allem, wie wir gesehen haben, dieselbe zu salzen, dann aber dieselbe in gut glasirte Steinguttöpfe fest einzudrücken, diese Töpfe mit Butter völlig aufzufüllen und endlich luft- und lichtdicht zu verschließen. Diese Töpfe sind dann in dunklen kühlen Räumen aufzubewahren.

Wir verlassen damit die erste Frage und wenden uns nun zur zweiten:

Was ist Butterschmalz?

Die Bezeichnung „Butterschmalz, kurzweg Schmalz" ist nur in Süddeutschland, insbesondere in Bayern gang und gäbe und bedeutet oder soll bedeuten: ausgelassene Butter. Bei dem Auslassen oder Ausschmelzen der Butter wird das Butterfett unverändert erhalten, dagegen kommt das Wasser und Kasein in

Wegfall. Auch wird bei diesem Ausschmelzen ein großer Theil der Bakterienkeime getödtet und somit das Butterschmalz haltbarer. Wird das geschmolzene Butterschmalz mittelst Zerstäuben mit etwa 15 Prozent Wasser unter Abkühlung tüchtig gemischt, so läßt sich ein Gemisch erzielen, das der Butter vollkommen gleicht und sich auch, wie diese, in beliebiger Weise formen läßt; diese Plasticität besitzt das Butterschmalz nicht, wodurch es sich ganz besonders von der Butter unterscheidet. Da dieses Schmelzprodukt auch Schmalz genannt wird und da man, namentlich in Bayern, unter letzterer Bezeichnung auch das Rindsschmalz versteht, das aus gewissen Fetttheilen der Kühe und Ochsen durch Ausschmelzen gewonnen wird, so kommen hier wegen dieser vulgären Bezeichnung vielfache unabsichtliche und absichtliche Vermischungen und Substitutionen beider Schmalzsorten vor, namentlich als die mit gutem Rindsschmalz bereiteten Speisen ebenso schmackhaft und bekömmlich sind, als die mit Butterschmalz hergestellten.

Da das Butterschmalz, wenn es geschmolzen ist, langsamer erstarrt als das Rindsschmalz, so läßt sich schon daraus in dem einen oder andern Fall ziemlich sicher erkennen, ob die eine oder andere Sorte Schmalz vorliegt.

Ich komme nun zu der dritten Frage: Was haben wir unter Margarine zu verstehen?

Nachdem das Wesen der wichtigsten thierischen wie pflanzlichen Fette durch die Chemiker erkannt worden war, konnte man daran denken, diese Fette zu Speisefette und zu Butter zu verarbeiten. In erster Linie mußte hier der Rindstalg in Betracht kommen, weil derselbe in chemischer Beziehung sich nur wenig von diesen Fetten und namentlich von der Butter unterscheidet und die übliche Verwendung desselben zu Seife, Stearinkerzen, zu Reinigungs- und Beleuchtungszwecken große Einbuße erlitten hatte, daher ein weiteres Feld seiner Anwendung im

hohen Grade wünschenswerth erschien. Wiederholt wurde zwar vor etwa 30 Jahren versucht, den Rindstalg in künstliche Butter zu verwandeln, allein die so erhaltene Kunstbutter glich der Naturbutter weder im Geruch, noch im Geschmack, noch hatte sie sonst Aehnlichkeit mit derselben, so daß dieselbe als ein Ersatzmittel für die Naturbutter nicht gelten konnte. Gegen Ende der 60ger Jahre erlangte indeß die Kunstbutterfrage ein vermehrtes Interesse, indem Napoleon III für die französische Armee ein billiges Fett zu erhalten wünschte, das die Butter möglichst ersetzen sollte. Mit der bezüglichen Untersuchung wurde der Chemiker Mége-Mourier betraut, welcher nun 1869 gefunden haben wollte, daß das Butterfett aus dem Körperfett der Kühe stamme. Er nannte einen gewissen Antheil dieses Körperfettes Oleomargarin, welches im lebenden Körper dem Euter zugeführt und hier in butterartiges Oleomargarin d. h. in Butterfett verwandelt werde. Mége-Mourier gab dann ein Verfahren zur Darstellung von Kunstbutter an, welches er sich 1869 in England und 1873 in Amerika patentiren ließ und welches im Prinzip noch heute bei der Darstellung der Margarine beibehalten ist.

Um die etwa im Talg enthaltenen Fleisch- und Hauttheile unschädlich und das Fett, wie man glaubte, in Butterfett zu verwandeln, bildete sich damals in Paris folgende Methode zur Darstellung von Kunstbutter aus: Der Rindstalg wurde mit Wasser und wenig kohlensaurem Kalium unter Zusatz von etwas Schafmagen auf etwa 45° erwärmt, später dieses Fett auf 20° erkalten gelassen und der flüssige Theil von dem abgeschiedenen Stearin und Palmitin abgepreßt. 100 kg dieses flüssigen und Oleomargarin genannten Theils wurden dann mit 25 Liter Milch und ebensoviel Wasser, welches die löslichen Theile von 100 g feingehacktem Kuheuter enthielt, in einem Butterfaß zusammengerührt, wobei sich zunächst ein dicker Rahm bildete,

bis sich dann die Masse ballte und zu Butter wurde, die nur noch mit Wasser auszukneten und mit Orleangelb zu färben war.

Gegenwärtig verfährt man meistens in der Art, daß das Ausschmelzen der Fette und die Ueberführung des Oleomargarins in Margarine in gesonderten Betrieben vorgenommen wird. Der von Stieren, Ochsen, Kühen, Kälbern, Schafen und Hirschen stammende Rohtalg, auch Rohunschlitt genannt, wird zunächst in Rohkern und Rohausschnitt sortirt. Der Rohkern oder das sogenannte Nierenfett besteht aus kompakten Fettmassen, die nach ihrer Abstammung als Eingeweidefett, Herzfett, Lungenfett u. s. w. unterschieden werden. Während der Rohausschnitt zur Kerzen- und Seifenfabrikation dient, findet der Rohkern zur Darstellung von Oleomargarin Verwendnng.

Zunächst wird dieses Fett sorgfältig durch Waschen mit Wasser von Blut und Schmutz gereinigt, dann zerkleinert und in Bottigen mit doppelten Wandungen oder Schlangenröhren durch Dampf auf etwa 45° C. erwärmt. Das ausgeschmolzene, rohfiltrirte Fett wird dann in gleich hoch erwärmten Gefäßen absetzen gelassen und das geklärte Fett „Premier jus“ genannt, in Blechwannen, welche sich in eigenen Kühlräumen befinden, auf 25° C. abgekühlt. Nachdem die Krystallisation erfolgt ist, die aus Stearin und etwas Palmitin besteht, wird diese bei etwa derselben Temperatur abgepreßt und das Oleomargarin gewonnen, welches nun der Grundstoff für eine Reihe von Kunstfetten bildet. Je niedriger die Temperatur ist, bei welcher die Pressung statthat, desto wohlschmeckender wird das Oleomargarin sein; allein andererseits ist dann auch die Ausbeute davon geringer.

Dieses Oleomargarin, häufig auch Margarin genannt, wird nun mit anderen Dingen vermischt, und giebt z. B. mit Milch vermischt unsere Margarine oder Kunstbutter, mit dem aus der Magermilch erhaltenen Käse den Margarinekäse, mit Baumwollensamenöl das Kunstschmalz.

Wir wollen zunächst die Darstellung der Margarine betrachten. Behufs dieser Darstellung werden 100 kg Oleomargarin mit 35 bis 40 l Milch, je nach der Qualität, die man zu erhalten wünscht, in bekannter Weise bis zu einer dicken Emulsion verbuttert. Alsdann läßt man dieses innige Gemisch in einem dünnen Strahle unter Einwirkung eines Eiswasserstrahles in einen Behälter mit Eiswasserkühlung fließen, wobei die Fetttröpfchen sofort festwerden. Die Masse wird nun zwischen Walzen ausgepreßt, und dann auf dem Knetteller bearbeitet, um das eingeschlossene Wasser möglichst zu entfernen.

Allein nun kommt die Hauptsache der Fabrikation, das Färben der Margarine. Die so erhaltene Masse sieht gelblich, grau oder grauweiß aus, erscheint unappetitlich und eignet sich noch nicht dazu, die wirkliche Butter zu ersetzen. Man färbt daher die Masse noch aus, was, wie häufig bei der Naturbutter, theils durch Orleanextrakt geschieht, theils durch sogenannte Butterfarben, deren Unschädlichkeit, wie oben schon angedeutet wurde, nicht immer ganz sicher sein dürfte. Neuerdings benutzt man zu diesem Ausfärben auch gelbes Baumwollensamenöl, das ganz unschädlich ist, womit aber zugleich eine weitere Absicht erreicht wird, nämlich die Kunstbutter ebenso streichbar zu machen, wie die Naturbutter es ist.

Man hat die Meinung ausgesprochen, die Margarine sei ganz ohne Zusatz von Vollmilch darzustellen, indem man diese durch Magermilch ersetzen könne. Dabei geht man von der irrthümlichen Voraussetzung aus, daß man nur das Wasser zu emulgiren brauche. Diese Voraussetzung trifft nicht zu, denn die zu emulgirende Substanz wird gerade durch das Butterfett zugeführt, von welchem zwar die Magermilch etwas enthält, jedoch nicht ausreichend, um dem Oleomargarin diese mischende emulgirende Eigenschaft zu verleihen. Bekanntlich sind es Cholosterinester, welche diese merkwürdige Eigenschaft

besitzen, große Mengen Wasser in Fetten und Oelen fein vertheilen zu lassen, so daß es in dieser Form verharrt. Allein man könnte diesen Zusatz von Milch wohl recht gut umgehen, wenn man Wollfett, das reichlich Cholesterinester enthält, so präpariren würde, daß es dem Geschmack und Geruch keinen Eintrag thun würde. Dann müßte man den Buttergeschmack und Buttergeruch durch einen Zusatz von Buttersäure erzeugen.

Handelt es sich übrigens um eine Darstellnng von Kunstschmalz, so fällt die Vermischung des Oleomargarins mit Milch weg. Man begnügt sich hier, das Oleomargarin theils mit amerikanischem Schweineschmalz, das oft selbst verfälscht ist, zu vermischen, theils mit Pflanzenfetten und -Oelen. Am liebsten nimmt man auch hier wieder das gereinigte Baumwollensamenöl, von welchem 10 bis 15 Prozent hinzugefügt werden. Um den Geschmack dieses Produktes zu verbessern, setzt man zu 100 kg geschmolzenem Oleomargarin etwa 40 bis 50 ccm reine Buttersäure hinzu nnd vermischt beides durch sorgfältiges Umrühren mit einander. Dadurch wird zugleich das Butteraroma dem Kunstschmalz zugeführt.

Früher wurde zur Erzeugung von Kunstschmalz vielfach Rüböl verwendet; allein die Anwendung dieses Oeles ist längst verlassen, wogegen von Sesamöl, Erdnußöl und namentlich vom Baumwollensamenöl ein weitgehender Gebrauch gemacht wird, während die Produkte, welche aus Kokosnußöl gewonnen werden, wegen eines besondern Geschmackes, den dieselben leicht annehmen, keine oder nur selten Anwendung in der Bereitung von Kunstschmalz finden[1]).

Am beliebtesten bei der Bereitung dieser Nahrungsmittel ist das Baumwollensamenöl oder Cottonöl. Dasselbe wird durch Pressen von Baumwollensamen bei 90 bis 100° erhalten, sieht unraffinirt schwarz bis dunkelroth aus, gut raffinirt hellgelb bis sattgelb. Das unraffinirte Oel wird mit einer Auf-

lösung von kohlensaurem Kalium in Wasser gewaschen, dann mit Ocker ꝛc. entfärbt und nun theils so verwendet, theils einer niederen Temperatur ausgesetzt, wobei es butterartig erstarrt. Der feste Theil, hauptsächlich aus Stearin bestehend und etwa 25 Prozent des Rohöls ausmachend, wird theils zur Darstellung von Margarine, theils zu der von sogenanntem Schweineschmalz verwendet. Das gereinigte Baumwollensamenöl schmeckt mild und behält auch diesen Geschmack bei in seiner Mischung mit Oleomargarin. Die Einfuhr von Baumwollensamenöl von Amerika in Deutschland stieg von rund 200000 Ctr. in 1892 auf etwa 300000 Ctr. in 1893, sie betrug in der Zeit vom 1. Juli bis 30. Juni in Dollars

1888/89	1889/90	1890/91	1891/92	1892/93
116291	263784	168075	403769	537587.

Bezüglich des Kokosnußöls habe ich schon angeführt, daß die daraus gewonnenen Fette bei der Margarinefabrikation kaum Anwendung finden. Gleichwohl werden sie unter der falschen Bezeichnung „Margarine" anstatt Butter vielfach gebraucht. Namentlich wird das gelb gefärbte Kokosnußölpräparat, genannt „Pflanzenbutter", zu Backwaren nicht selten mit gutem Erfolg verwendet, während Fleischspeisen damit einen eigenthümlichen Beigeschmack erhalten sollen. Früher diente das Kokosnußöl ausschließlich zur Seifenfabrikation und war dazu sehr beliebt, da es einestheils von Aetzlauge leicht verseift wird, und anderentheils eine Vollseife giebt, d. h. eine Seife, die ziemlich hart ist und dabei große Mengen von Wasser enthält. Vor etwa 10 Jahren gelang es einer Mannheimer Firma aber, das Kokosnußöl so zu präpariren, das es sich als „Schmalz" in Küchen und Bäckereien recht gut Eingang verschaffen konnte. Das beste Kokosnußölpräparat scheint das „Palmin" zu sein, das als Speisefett in zahlreichen Spitälern und Speiseanstalten Verwendung finden soll.

Wir ersehen hieraus, daß die Butter- und Butterschmalzsurrogate theils aus Thierfetten, theils aus Pflanzenfetten, theils aus beiderlei Fetten mit und ohne Zusatz von Milch dargestellt werden. Von diesen Präparaten gleicht jedoch die Margarine am besten der Naturbutter und kann dieselbe von solcher Qualität dargestellt werden, daß sie sich von guter Tafelbutter in chemischer Beziehung kaum unterscheidet, wie sich aus der folgenden Zusammenstellung ergiebt[2]):

Margarine.

	I	II	III	IV
Wasser	8,94	8,60	8,35	12,16
Fett	88,50	86,30	88,74	84,60
Salz	1,66	2,97	1,89	1,49
Kaseïn	0,90	2,50	1,02	1,56
Ranzidität	3,3°	2,5°	2,08°	2,34°

Tafelbutter.

	Ungesalzen	Gesalzen
Wasser	11,5—12,0	11,5—12,0
Fett	87	84—85
Kaseïn	0,4—0,5	0,4—0,5
Milchzucker	0,4—0,5	0,4—0,5
Salz	0,3	2,5—3,0
Ranzidität	3—6°	3—6°

Was nun die vierte Frage betrifft, ob der Mensch zu seiner Ernährung Fette bedarf? so ist diese unbedingt zu bejahen. Zwar sagt ein bekanntes Sprüchwort: Salz und Brot macht die Wangen roth, allein, wenn Jemand nur Salz und Brot essen wollte, so würde ihm diese Kost sehr bald unbequem werden; eine große Leistung, mag dieselbe nun in körperlicher oder geistiger Arbeit bestehen, würde derselbe nicht hervorbringen können. Es muß hier vorangestellt werden, daß die feste Nahrung, welche der Mensch zu seiner Erhaltung u. s. w. bedarf, zweierlei Art ist, nämlich stickstofffrei und stickstoffhaltig. Zur ersteren Art gehören die Kohlenhydrate: Stärkemehl, Zucker und andere

Stoffe, als einen Theil und als anderen Theil die Fette; diese Art der Nahrungsmittel unterhält in letzter Instanz die Respiration und wirkt somit indirekt auf die Muskelthätigkeit. Nimmt der Mensch mehr von dieser Art der Nahrungmittel zu sich, als er bedarf, so kommen dieselben, sofern dieses Mehr zur Ausnutzung gelangt, in Form von Fett zur Ablagerung. Während aber die Kohlenhydrate, ehe sie in das Blut gelangen, eine Umlagerung bedürfen oder verdaut werden müssen, gehen diese Fette bis zu einem gewissen Grade direkt in das Blut über, sie werden resorbirt, und dann in der Lunge zu Kohlensäure und Wasser verbrannt. Man kann diese resorbirbaren Fette mit dem Holz vergleichen, das wir in unseren Oefen verbrennen; hier wie dort entsteht bei der Verbrennung Wärme. Das eine Resultat der Fettnahrung ist somit die Körperwärme. Daraus erklärt es sich auch, daß der Mensch bemüht ist, zur kälteren Jahreszeit fettere Speisen zu genießen, als zur warmen Jahreszeit, weil eben im ersteren Falle das Wärmebedürfniß ein größeres ist. Obgleich auch die Kohlenhydrate, wenn auch erst nach ihrer Verdauung, zur Unterhaltung der Respiration beitragen und auch ihrerseits an der Erzeugung von Körperwärme theilnehmen, so hat doch die Untersuchung ergeben, daß dies erst in vollem Maße möglich ist, wenn eine gewisse Menge Fett zugegen ist und weiterhin, daß weder die Kohlenhydrate gänzlich durch Fett ersetzt werden können noch umgekehrt. Zahlreiche Versuche von Voit und Anderen haben ergeben, daß das Verhältniß zwischen Fett und Kohlenhydraten wie 1 : 5 sein muß, wenn diese Nahrung gesund sein soll. Dem entsprechend verbraucht ein ausgewachsener Mensch, wenn er sich keine Einschränkung auflegt, aber auch nicht üppig lebt, etwa 90 g Fett pro Tag. Ein Arbeiter, der seine gewohnte kräftige Arbeit ausführen will, hat, um dies nach Voit zu können, täglich mindestens 56 g Fett zu sich zu nehmen. Soll nun die Kost

gleichzeitig auf Zweckmäßigkeit Anspruch machen, so müssen beiderlei Stoffe sich in derselben in einem solchen Verhältnisse vorfinden, daß einestheils das Volumen der Speisen nicht zu groß ist, andererseits aber auch, daß sie dem Geschmack nicht widerstehen, daß sie also in der einen oder anderen Weise z. B. keinen Ekel erregen.

Wir haben somit zu unserer Existenz Fettnahrung unbedingt nöthig, das eine Mal, weil sie zur Unterhaltung der Körperwärme dient, das andere Mal, weil sie andere Speisen ergänzt und den Ernährungsprozeß unterstützt. Selbstverständlich muß das Fett, das wir in unseren Speisen zu uns nehmen, diese eben erwähnten Eigenschaften besitzen, was bei der Butter, beziehungsweise dem Butterschmalz der Fall ist.

Damit kommen wir zur fünften Frage: Kann die Butter und das Butterschmalz durch Kunstbutter oder Margarine, bezw. durch Kunstschmalz ersetzt werden?

In dieser Beziehung liegen vielfach Untersuchungen vor. Eine Kommission der medizinischen Akademie in Paris, welche sich im Auftrage des französischen Ministeriums des Innern mit einer solchen Untersuchung im Jahre 1880 zu beschäftigen hatte, erklärte das Margarin (Oleomargarin) im Gegensatze zu Mége-Monrier als der Butter nicht gleichwerthig und zwar werde es wegen des größeren Fettsäuregehaltes (soll offenbar heißen: Stearin- und Palmitingehaltes) und infolge der Schwierigkeit der Umwandlung zu einer Emulsion im Darme nur unvollkommen resorbirt. Dies ist auch vollkommen richtig, insofern Stearin und Palmitin für sich weder emulgirend wirken, noch erheblich verdaut werden; wahrscheinlich war das zu den Versuchen angewandte Oleomargarin, über welches keine näheren Angaben vorliegen, recht reich an Stearin und Palmitin, wie früher vielfach der Fall war.

Inzwischen ist nicht nur ein Sortiren der Fettmassen ge-

bräuchlich geworden, wobei die stearin- und palmitinreichen Partien derselben für andere Zwecke ausgeschieden werden, sondern auch, das Margarin oder Oleomargarin wird unter solchen Umständen gewonnen, welche eine gute Kunstbutter oder Margarine darzustellen gestatten. A. Jollet hat in neuerer Zeit eine größere Anzahl von vergleichenden Versuchen mit guter Tafelbutter und reinem Margarin, welches ihm die „Wiener Margarin-Compagnie" lieferte und von welchem man wohl annehmen darf, daß es die beste Qualität war, welche jene Compagnie darstellt, ausgeführt, welche ergaben, daß das reine Margarin den gleichen Verdaulichkeitskoefficienten und den gleichen Nährwerth wie reine Naturbutter besitzt. Die fraglichen Versuche sind zwar an einem Hunde ausgeführt worden und deshalb nicht ganz einwandsfrei, allein sie lassen doch erkennen, daß bezüglich der Verdaulichkeit zwischen den beiden Nahrungsmitteln, der „guten Tafelbutter und dem guten Margarin (Oleomargarin)" ein Unterschied nicht besteht. Damit stimmen auch meine langjährigen Beobachtungen, daß Speisen mit gutem Rindsschmalz dargestellt ebenso bekömmlich und nahrhaft sind, als solche mit Butterschmalz dargestellt.

Dadurch, daß das Oleomargarin mit gewissen Mengen Milch verbuttert wird, um es in ein butterähnliches Produkt überzuführen, kann sicherlich die Verdaulichkeit desselben nicht heruntergedrückt, sondern eher, sofern dies noch nicht war, der der Butter gleichgemacht werden. Es kann daher ein bemerkenswerther Unterschied in dem physiologischen Nährwerth zwischen guter Naturbutter und guter Margarine oder Kunstbutter nicht nachgewiesen werden. In der That kam Sell, welcher seine Untersuchung im kaiserlichen Gesundheitsamte machte, beim Vergleich von Kunstbutter mit Naturbutter zu dem Ergebniß, daß die aus dem Fett gesunder Thiere dargestellte Kunstbutter, abgesehen von einer etwas geringeren Verdaulichkeit im Ver-

gleich zur Milchbutter im allgemeinen keine Veranlassung zu der Annahme giebt, daß sie auf die menschliche Gesundheit nachtheilig einwirken könne. Professor Uffelmann findet die Kunstbutter „beinahe ebenso verdaulich (96%), wie Naturbutter," A. Mayer fand bei einem täglichen Genusse von 62 bis 70 g Butter, die Naturbutter bis auf 2%, die Kunstbutter bis auf 4%, also letztere nur wenig schlechter verdaut und endlich sagt Flügge in seinem ausgezeichneten Werke „Grundriß der Hygiene", 1889, S. 294, über beide Butterarten kurz und bündig: „In Bezug auf die Ausnutzung und die Bedeutung als Fettnahrung ist die Kunstbutter der Naturbutter gleichwerthig."

Hieraus wird man den Schluß ziehen müssen, daß gute Margarine in Bezug auf ihren Nährwerth, Naturbutter vollständig zu ersetzen vermag und daß nur Margarine von weniger guter Qualität guter Naturbutter etwas, wenn auch nur unbedeutend, nachsteht. Von Ausschlag im Gebrauch dieser Fette kann nur der Buttergeschmack sein, da das Oleomargarin oder Margarin frei von diesem Geschmack ist und ihn erst durch Zusatz von Milch erhält. Dieser Geschmack wird, wie wir schon gesehen haben, durch das Butyrin bedingt, das unschwer künstlich dargestellt werden kann, so daß die Margarinefabrikation die Anwendung von Vollmilch nach dieser Richtung recht wohl entbehren könnte.

Der durchschnittliche Minderwerth von Margarine gegenüber der Naturbutter als Nahrungsmittel ist daher so unbedeutend, daß er im Preise kaum zum Ausdruck kommen kann und eher in das Gegentheil umschlägt, wenn die Naturbutter, was nur zu häufig vorkommt, einige Prozente mehr Wasser enthält, als sie enthalten sollte.

Wir haben aus vorstehendem ersehen, daß wenn man sich nicht an dem unvollkommenen Buttergeschmack stößt, den die

Margarine manchmal besitzt, nichts dem Ersatz der Butter durch die Margarine oder des Butterschmalzes durch das Kunstschmalz (Margarineschmalz), bezw. durch besseres Rindsschmalz entgegensteht, so daß deren Anwendung nur davon abhängen kann, welcher Preis für diese Produkte verlangt wird. Nun sind alle diese Ersatzmittel meist weit billiger, als die zu ersetzenden Produkte und dieser billige Preis, der zum nicht geringen Theil durch die betreffenden Nörgeleien der Agrarier geschaffen wurde, dürfte auch wohl die Ursache sein, daß in vielen Hotels, Restaurationen, Bäckereien u. s. w. zur Bereitung der Speisen und Backwaren, anstatt, wie früher üblich, reine Butter und reines Butterschmalz, jetzt mehr oder weniger die besprochenen Surrogate genommen werden. Da nun aber der Gast oder Abnehmer solcher Speisen und Waren in denselben stillschweigend Naturbutter oder Butterschmalz voraussetzt, und derselbe sicher den Preis dafür zu zahlen haben dürfte, so würde hier eine Fälschung vorliegen, die in der Absicht vorgenommen wurde, Andere zu übervortheilen. Letzteres würde aber sofort wegfallen, wenn dem Abnehmer diese Speisen und Waren zu einem entsprechend billigeren Preise berechnet würden, allein der Abnehmer könnte dabei immer noch in seinem freien Willen beeinträchtigt werden, indem er garnicht beabsichtigte, Speisen und Waren zu kaufen, die anstatt mit Butter und Butterschmalz mit Ersatzmitteln für dieselben dargestellt sind; mit anderen Worten, dem Abnehmer sollte bekannt werden, was er kauft. Allein hier entscheidet in erster Linie der Geschmack; convenirt derselbe, so ist das ganz Nebensache, in welcher Weise die betreffende Speise oder Backware dargestellt wurde.

Derartige Fälschungen und Uebervortheilungen sollen nach den in der land- und milchwirthschaftlichen Presse enthaltenen Mittheilungen im Laufe der letzten Jahre in Hülle und Fülle vorgekommen sein. Es wird daher zu untersuchen sein, ob diese

Fälschungen in dem Maße stattgefunden haben, wie in jener Presse behauptet wurde und wie solche Fälschungen etwa nachgewiesen werden könnten.

Was den ersteren Punkt betrifft, so geht aus dem oben erwähnten „Berliner Butterkrieg" hervor, daß in Berlin ziemlich viel Butterfälschungen vorgekommen sind; von welchem Umfange aber dieselben waren, läßt sich aus den betreffenden Mittheilungen nicht ersehen. Auch sind vielleicht die betreffenden Untersuchungen nicht ganz richtig. Mir ist nämlich in dieser Beziehung ein Fall näher bekannt, daß eine gute Naturbutter, dieselbe stammte aus der Genossenschaftsmolkerei in Grunbach (Württemberg), 1895 von einem Chemiker in Berlin für Margarine erklärt wurde. Dieser eine Fall, dem sich wahrscheinlich noch viele andere anreihen dürften, genügt mir schon, die Berliner Butterfälschungsgeschichte als mindestens übertrieben betrachten zu müssen. Das Gleiche scheint der in der landwirthschaftlichen Presse vielbesprochenen Butterbrötchengeschichte zu Grunde zu liegen. Darnach sollte ein dem Referenten über die Margarinefrage im Deutschen Landwirthschaftsrathe bekannter Herr innerhalb eines halben Jahres auf seinen Reisen sich an den Eisenbahnstationen Butterbrötchen gekauft, sie aber nicht gegessen, sondern sie sofort eingewickelt und an einen Chemiker nach Berlin geschickt haben, der nun festgestellt habe, daß von 100 Butterbrötchen 90 entweder mit reiner Margarine oder mit Margarine vermischter Butter bestrichen gewesen seien. Sollte wohl dieser Herr diese Butterbrötchen dem oben erwähnten Chemiker zur Untersuchung geschickt haben? Wenn ich übrigens berücksichtige, wie zart und fein mit Butter bestrichen die Butterbrötchen in den Eisenbahnrestaurationen meist zu erhalten sind und andererseits die Mengen von Butter, die zu einer sicheren Entscheidung der bezüglichen Frage erfordert werden, so glaube ich, daß diese „hübsche Geschichte" nichts anderes als eine Erfindung ist, die

nur zu dem Zwecke erfunden wurde, um weite Kreise für die betreffenden Wünsche zum neuen Margarinegesetz zu interessiren.[1]

Indeß liegen auch zuverlässige Mittheilungen über Butterverfälschungen vor. In Stuttgart wurde, wie mir Herr Dr. Bujard, Vorstand des städtischen chemischen Untersuchungsamtes daselbst, mittheilt, in den Jahren 1891 und 1892 von 101 Proben Butter, Schmalz und anderen Speisefetten (die Butteruntersuchungen wurden damals noch nicht für sich behandelt) eine Probe als Margarine erkannt, Mischbutter fand sich darunter nicht vor, 1893 wurden 9 Proben Butter, 1894 10 und 1895 8, insgesamt also 27 Butterproben untersucht, von denen keine einzige Margarine enthielt.

In Breslau wurden von 230 Proben Butter, welche von dem dortigen chemischen Untersuchungsamt vom 1. April 1893 bis 31. März 1894 untersucht wurden, keine einzige Probe mit Margarine verfälscht gefunden. In Dresden wurden von 53 Butterproben, welche die Marktpolizei daselbst zog, 24 durch den später zu erwähnenden Zeiß'schen Apparat als für verdächtig erklärt und davon bei weiterer Untersuchung 18 Proben als Mischbutter erkannt. Von 117 Proben Butter, welche 1893 in Hamburg untersucht wurden, erwiesen sich nur 2 mit fremden Fetten verfälscht und von 112 Proben Butter, welche in derselben Zeit im Regierungsbezirk Stade untersucht wurden, wurde 1 für verdächtig erklärt, während 2 aus Margarine bestanden. Die Verfälschungen von Butter mit Margarine sind daher, wenn die Berliner Butterfälschungsgeschichten unberücksichtigt gelassen werden, außerordentlich gering, was darauf zurückzuführen sein dürfte, daß die Margarine in den offenen Markt nur wenig gelangt, sondern direkt an die Verbrauchsstellen, in die Hotels, Restaurationen und Bäckereien, in die Küche und in die Backstube. Wir haben oben gesehen, daß z. B. in Stuttgart nur eine Fälschung von Butter durch Mar-

garine und zwar im Jahre 1891 beobachtet wurde, später (bis 1895) keine mehr; gleichwohl sollen dort in den letzten Jahren wöchentlich in einigen Bäckereien 5 Ctr. Margarine anstatt Butter verbraucht worden sein. Fragt man freilich in den dortigen Bäckereien nach, so will Niemand etwas von einem Margarineverbrauch wissen. Während nun Margarine in Backwaren allenfalls nachgewiesen werden kann, wenn man dieselben mit Aether extrahirt und den Aetherrückstand weiter untersucht, so ist es ganz unmöglich, die Margarine nachzuweisen, wenn sie in die Küche gelangt, und zu Suppen, Saucen, Fleischspeisen 2c. verwendet wird. Wollte man daher bestimmen, daß die betreffenden Speisen und Backwaren so oder so dargestellt seien, so hätte man nöthig, in jede Küche und in jede Backstube einen Polizisten zu stellen; allein es bliebe mehr als fraglich, ob trotz dieser polizeilichen Kontrolle und Aufsicht der beabsichtigte Zweck erreicht werde. Hier entscheidet die Schmackhaftigkeit der Speisen und Eßwaren und Billigkeit derselben. Die fragliche Angelegenheit wird daher durch die freie Konkurrenz ganz von selbst geregelt. Der Wirth, der gute und billige Speisen liefert, hat den großen Zulauf, ebenso der Bäcker oder Konditor, der wohlschmeckende und billige Backwaren darstellt und verkauft. Es würde daran auch die chemische Untersuchung dieser Waren nichts ändern, wohl aber die Küchen- und Backstubenspionage das betreffende Gewerbe eminent belästigen und schädigen und das konsumirende Publikum nur unnöthig beunruhigen.

Was nun den chemischen Nachweis von Butterverfälschungen und ähnlichem betrifft, so ist derselbe bisweilen recht schwer und hin und wieder gar nicht sicher zu erbringen; in den meisten Fällen wird aber das Zeiß'sche Refraktometer in Verbindung mit der Verseifungszahl (Köttsdorfer Zahl) Aufschluß über die Natur der fraglichen Butter oder des Schmalzes bringen

können. Um jeden Zweifel über das Vorhandensein von Margarine zu heben und die Untersuchung zu erleichtern hat Soxhlet vorgeschlagen, man möchte dieselbe bei ihrer Darstellung mit kleinen Mengen Phenolphtalein 1 g auf 100 kg Margarine, vermischen, welche Beimischung leicht durch Aetzlauge erkannt werden kann, während sie sich im Gebrauch des Fettes nicht bemerklich macht. Allein so wohlgemeint auch dieser Vorschlag ist, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß diese kleine Beimengung leicht ausgewaschen werden kann. Auch soll diese Beimengung für die Margarine selbst schädlich wirken. Würde diese Beimengung aber vom gesetzgebenden Körper gut geheißen, so würde damit die Möglichkeit gegeben, daß die Fälschung durch Margarine in Deutschland vom Ausland besorgt wird, indem dann Margarine als Naturbutter in Deutschland zur Einfuhr gelangen würde, die von der betreffenden Gesetzesbestimmung unberührt bliebe. Beiläufig bemerkt, würde der gleiche Fall eintreten, wenn, wie der Bund der Landwirthe es wünscht, das Färben der Margarine gesetzlich verboten würde.

Es wird nun noch zu untersuchen sein, ob die Margarinefabrikation für die Landwirthschaft in Deutschland von Nutzen ist oder, wie von agrarischer Seite behauptet wird, dieselbe schädigt und so an der Nothlage der Landwirthschaft mit schuld sei, die in den letzten Jahren bei derselben mehr und mehr hervorgetreten ist.

Nach einer Erklärung der deutschen Margarinefabrikanten wurden in Deutschland in etwa 70 Betrieben im Jahre 1893 1800000 bis 1900000 Ctr. Margarine dargestellt. Da nun 3 Theile Margarine 2 Theilen Oleomargarin entsprechen, so waren zur Erzeugung dieser Menge Margarine ca. 1250000 Ctr. Oleomargarin nöthig. Berücksichtigt man ferner, daß 1 Theil Oleomargarin 2 Theile zu seiner Darstellung geeigneten Rohtalg erfordert, so ergiebt dies einen jährlichen Bedarf von 2,5 Mill.

Ctr. Rohtalg, der von der deutschen Landwirthschaft aufzubringen wäre, vorausgesetzt daß derselbe ganz frisch oder nur wenige Stunden alt ist, wie ihn die Gewinnung von Oleomargarin verlangt. Am 1. Dezember 1893 ergab die Rindviehzählung in Deutschland 16372591 Stück und nimmt man an, daß das durchschnittliche Alter der Schlachtthiere 6 Jahre beträgt, so würden davon jährlich 2,73 Mill. geschlachtet werden können und da weiter ein Ochse oder eine Kuh etwa 1 Ctr. zur Margarinefabrikation geeigneten Rohtalg liefert, so ergiebt sich hieraus, daß Deutschland 2,73 Millionen Ctr. Rohtalg liefern könnte. Es hätte also Deutschland den Bedarf der Margarinefabrikation, wie derselbe 1893 nöthig war, vollauf decken können. Nun wird der Rohtalg für diese Fabrikation besser bezahlt als wenn derselbe zu andern technischen Zwecken dient und wird dieser Mehrerlös auf Mk. 12 per Ctr. angenommen, wie er thatsächlich erzielt wurde, so hätten der Landwirthschaft $12 \times 2{,}5 =$ 30 Mill. Mk. 1893 zu Gute kommen müssen. Dies ist aber nicht der Fall gewesen, da das Schlächtereiwesen in Deutschland nicht so eingerichtet ist, daß die fraglichen Fette möglichst bald nach deren Gewinnung an die Stätten abgegeben werden können, in welchen die Verarbeitung derselben zu Oleomargarin stattfindet. Jene Fabriken waren vielmehr damals und sind es heute noch auf die Schlachthäuser in größeren Städten angewiesen; von denselben wurden 1893 in 28 Städten 255000 Ctr. frisches Fett angekauft, also etwa $^1/_{10}$ von dem, was überhaupt in Deutschland 1893 zu produziren war. Um den Bedarf an diesem Fett beziehungsweise an Oleomargarin zu decken, war die Margarinefabrikation bis heute hauptsächlich auf das Ausland angewiesen. Wollte die Landwirthschaft sich die Vortheile sichern, welche die Höherbewerthung des Rohtalgs zur Margarinefabrikation mit sich bringt, so müßte dieselbe in ähnlicher Weise wie für ihr Molkereiwesen Schlächtereigenossenschaften bilden,

was ja in der Nähe größerer Städte leicht durchführbar wäre, wobei sie noch den Vortheil hätte, daß sie für das von ihr produzirte Fleisch ꝛc. weitere Gewinne einheimsen könnte, die sie gegenwärtig ruhig dem Metzger überläßt.

Einen weiteren Vortheil zieht die Landwirthschaft aus der Margarinefabrikation durch die Verwendung von Milch und Rahm zur Margarine, wobei 11 bis 13 Pf. pro Liter Milch, also 1 bis 2 Pf. mehr bezahlt werden als für die Milch in dem gewöhnlichen Verkehr. Der jährliche Milchbedarf für die Margarinefabrikation ist keineswegs so unbedeutend, wie er von dem Herrn von Plötz, dem Führer des Bundes der Landwirthe, hingestellt wurde, indem derselbe gegen 80 Mill. Liter jährlich beträgt. Im Kreise Clever wurde im Jahre 1893 allein für Milch und Rahm circa 1½ Millionen Mark ausgegeben. Ebenso gebrauchte die große Margarinefabrik von A. L. Mohr in Altona-Bahrenfeld im Jahre 1894 für ca. 1,2 Mill. Mark Milch und Rahm; dieselbe hat einen täglichen Bedarf von 50000 Litern Vollmilch und jährlich den der Milch von etwa 6000 Kühen. Durch diese große Menge von Milch, welche von der Margarinefabrikation in Deutschland absorbirt wird, erfolgt natürlich ein Ausfall an Butter, der 1893 sicherlich nicht unter 50000 Ctr. betragen haben dürfte, dem allerdings eine Margarinemenge von 1 900 000 Ctr. gegenüberstand. Dieses Mehr von ca. 1,8 Mill. Ctr. hätte dann wohl den Preis der Butter gedrückt, wie die Agrarier behaupten.

Bezüglich des Ganges der Butterpreise in Dresden macht das statistische sächsische Amt dort sehr bemerkenswerthe Mittheilungen. Darnach betrug der Preis pro 1 kg Butter im Jahresmittel:

1880	2 Mk.	38 Pf.		1884	2 Mk.	47 Pf.	
1881	2 „	10 „		1885	2 „	49 „	
1882	2 „	50 „		1886	2 „	48 „	
1883	2 „	64 „		1887	2 „	37 „	

1888	2 Mk.	46 Pf.		1892	2 Mk.	55 Pf.	
1889	2 „	63 „		1893	2 „	55 „	
1890	2 „	50 „		1894	2 „	60 „	
1891	2 „	60 „					

Der Durchschnitt dieser Preise beziffert sich in den letzten 5 Jahren zu 2 Mk. 56 Pf., in den zunächst vorhergehenden Jahren zu 2 Mk. 51 Pf. und in den weiter vorhergehenden 4 Jahren zu 2 Mk. 40 Pf. Es fand also in der Zeit von 1880 bis 1894 kein Abschlag der dortigen Butterpreise statt, sondern eine Erhöhung derselben von 2 Mk. 40 Pf. auf 2 Mk. 56 Pf., also um nahezu 7 Prozent. Auch nach den amtlichen statistischen Ermittelungen in Preußen fand daselbst ein Anziehen der Butterpreise statt, denn der Durchschnittspreis betrug pro kg:

1887 2 Mk. 07 Pf., 1888 2 Mk. 08 Pf., 1889 2 Mk. 21 Pf., 1890 2 Mk. 20 Pf. und 1891 2 Mk. 20 Pf.

In der Schrift von Dr. Fränkel „Der Kampf gegen die Margarine" wird S. 30 angeführt, daß nach einem Berichte der ostpreußischen Tafelbutter-Produktions-Gesellschaft über das VII. Geschäftsjahr 1893, in welchem 229690 kg (gegen anfängliche 89112 kg) Butter fabrizirt wurden, sich der Durchschnittserlös pro Centner bezifferte auf:

1887/88 105,0, 1888/89 108,7, 1889/90 111,9, 1890 108,2, 1891 111,0, 1892 125,3 und 1893 111,7 Mk. Auch hier ergiebt sich, wenn das Jahr 1892 ausgenommen wird, ein mäßiges Anziehen der Butterpreise, keineswegs ein Fallen derselben. Allein mit einer solchen Steigerung der Butterpreise, welche übrigens durch die der ordinären Butterſorten bedingt war, keineswegs durch die Preise der anscheinend überproduzirten feinern Butter, war der Deutsche Landwirthschaftsrath nicht zufrieden, denn nach seiner Meinung hätte die Preissteigerung eine ganz andere sein müssen und zwar weil die Bevölkerung seit 1881, in welchem Jahre die Margarinefabrikation anscheinend

zuerſt in bemerkbare Konkurrenz mit der Butterfabrikation trat, erheblich zugenommen habe und weil die Qualität der Butter eine beſſere geworden ſei, die ſchon eo ipso eine Preisſteigerung rechtfertige, da zur Erzielung der beſſeren Qualität weitere Arbeit und größere Ausgaben für Maſchinen u. ſ. w. erforderlich geweſen ſeien. Ganz beſonders hätte man eine ſolche Steigerung der Butterpreiſe in den letzten zwei Jahren, 1893 und 1894, erwarten müſſen, als der Rindviehſtand in Deutſchland aus bekannten Gründen erheblich reduzirt wurde.

Für das Nichteintreffen dieſer Erwartung macht nun der Deutſche Landwirthſchaftsrath die Margarinefabrikation verantwortlich, welche durch ihre billigen Fabrikate, die z. B. in der erſten Dezemberwoche 1893 in Berlin für Margarine extrafein mit Sahne zu 63 bis 78, für Margarine fein dito zu 60 bis 64, für Margarine mittelfein mit Milch gearbeitet zu 50 bis 54 Mk. pro Centner notirt wurden, einen reichlichen Erſatz für dieſen Ausfall geſchaffen hätte. Wenn nun auch nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß die Margarine in Deutſchland eine nicht zu unterſchätzende Konkurrenz für die von der Landwirthſchaft gelieferte Butter iſt und es wohl auch bleiben wird und daß dieſelbe vielleicht auch das in den Jahren 1893 und 1894 erwartete Hinaufſchnellen der Butterpreiſe verhinderte, ſo wirkten in dieſer Zeit auf dieſe Preiſe doch noch andere Faktoren ein, welche der Deutſche Landwirthſchaftsrath anſcheinend überſehen hat.

Fürs erſte iſt anzuführen, daß in Deutſchland nicht allein die Bevölkerung zugenommen hat, ſondern auch infolge von Meliorationen, Einſchränkung der Schafzucht u. ſ. w. der Rindviehſtand. Am 1. Dezember 1880 hatte Deutſchland 45234061 Einwohner, am 1. Dezember 1890 dagegen 49428470, daher mehr 4194409 Einwohner = 9,25 % oder pro Jahr 0,925 % mehr. Dieſe Bevölkerungsſteigerung wird man ohne Zweifel

auch für die folgenden 3 Jahre, 1891 bis 1893, annehmen können.

Als Rindviehzählung kommt hier die vom 1. Januar 1883 in Betracht. Damals betrug der Rindviehstand in Deutschland 15 768 764 Stück, darunter 9 089 293 Kühe; am 1. Januar 1892 dagegen 17 555 694 Stück, worunter 9 946 164 Kühe, somit für diese zehnjährige Periode 9,50 Prozent mehr. Demnach war in dieser Periode die prozentische Zunahme der Kühe um ein geringes höher als die der Bevölkerung. Im Jahre 1893 trat nun in Folge des Futtermangels ein Rückschlag ein; der Rindviehstand sank bis 1. Dezember 1893, wo er seinen niedrigsten Punkt schon erreicht hatte, auf 16 372 691 Stück, hatte aber gegen 1883 immer noch ein Mehr von 3,71 Prozent. Leider war die Zählung der Kühe am 1. Dezember 1893 unbrauchbar, weil sie in den verschiedenen Staaten ungleich vorgenommen worden war; jedoch ergab sich in Württemberg, wo der Rindviehstand durch den Futtermangel ganz besonders stark zu leiden hatte, daß davon die Kühe am wenigsten betroffen worden waren. Man wird daraus schließen können, daß im übrigen Deutschland, wo zum Theil die Futternoth meist weniger stattfand als hier, aus begreiflichen Gründen die Anzahl der Kühe bei weitem nicht in dem Maaße abnahm, als das übrige Vieh und daß sich also die durch die Futterkalamität bedingte Beeinträchtigung der Milch- und Butterproduktion wenig bemerkbar machte. Im Allgäu z. B. fand ein Futtermangel überhaupt nicht statt, im Gegentheil das Futter war, wenn auch quantitativ nicht mehr, so doch qualitativ weit besser als sonst in der Regel. Die Vermehrung der Kühe im Jahre 1893 gegen 1883 betrug, wie wir wohl mit gutem Gewissen annehmen können, sicherlich weit mehr als 3,71 Prozent für die Gesamtrindviehmenge; nehmen wir der Einfachheit halber das Mittel von 9,50 und 3,71, also 6,6 Prozent an, so dürften wir dem wirklichen Werth der prozen-

malen Vermehrung der Kühe am 1. Dezember 1893 gegen 1. Januar 1883, ziemlich nahe kommen. Der durchschnittliche Preis der Butter betrug aber 1892 in Dresden, wie wir gesehen haben, 2 Mk. 55 Pf., die Verminderung der gesamten Anzahl der Kühe 2,9 Prozent, was einen Preisaufschlag der Butter von 7,3 Pfennig bedingen würde. Gleichwohl fand in Dresden keine Veränderung der Butterpreise statt, weil in Sachsen die betreffende Kalamität kaum eintrat; ob sie sich im folgenden Jahre aus der Ferne bemerklich machte, indem der Butterpreis 1894, um 10 Pfennig stieg, muß dahin gestellt werden. In jedem Fall ist der Einfluß jener Futternoth auf die Butterpreise nur gering gewesen, also nicht von der Bedeutung, welche man ihr in gewissen landwirthschaftlichen Kreisen beilegen möchte.

Zweitens gestattet das Centrifugenverfahren eine intensivere und bessere Gewinnung des Rahms und infolge davon der Butter. Dieses Verfahren giebt, wie oben schon angedeutet, gegen das Kühlverfahren ein Mehr von etwa 16, gegen das alte Sattenverfahren von etwa 25 Prozent. Bei diesem Maschinenbetrieb wird aber nicht nur eine ganz erhebliche Mehrausbeute an Butter erhalten, sondern auch eine bessere Qualität derselben, während derselbe andererseits eine Ersparniß an Arbeit zur Folge hat und die Herstellungskosten der Butter vermindert, anstatt vermehrt, wenn nur dafür gesorgt wird, daß diese Maschinen genügend ausgenützt werden.

Drittens kommt die Ausfuhr an Butter in Betracht. Dieselbe nahm bisher hauptsächlich ihren Weg nach England, wo indeß in neuester Zeit die Einfuhr deutscher Butter infolge anderweiter Buttereinfuhr erheblich nachgelassen hat. Daß an dieser verminderten Einfuhr nicht etwa Mischbutter oder Margarine schuld ist, wie behauptet wurde, ergiebt sich am zutreffendsten aus der Mittheilung von Oekonomierath Boysen über den Butterexport nach England. Darnach wurde in Großbritannien

im Jahre 1886, von welchem Jahre an zuerſt die Butter geſondert von der Margarine in den Einfuhrliſten erſcheint, 1543566 und im Jahre 1892, 2183009 Centner Butter eingeführt und zwar von Jahr zu Jahr gradatim reichlich eine halbe Million Centner mehr. Unter den Importländern befindet ſich Deutſchland mit 124263, Dänemark mit 863532, Frankreich mit 542687, Schweden mit 228885, Holland mit 141838 und Auſtralien mit 87520 Centnern Butter. Die Geſammt-Ausfuhr von Butter aus Deutſchland betrug 1892 150282 Centner, 1893 169878 Centner, davon 146786 Centner nach England, dagegen in der Zeit von 1881 bis 1888 jährlich 229834 bis 293350 Centner. Die Einfuhr der däniſchen Butter in England betrug 1892 ſieben mal ſoviel als die der deutſchen Butter; es wird behauptet, daß ſich dieſelbe bald darauf verachtfacht hat. Der Grund dieſer anſehnlichen Butterausfuhr von Dänemark nach England iſt zum nicht geringen Theil darin zu ſuchen, daß die eingeführte Butter von guter Qualität iſt und namentlich nicht die oben angedeutete Belaſtung mit Waſſer und Salz zeigt.

Andernſeits iſt aber auch die Buttereinfuhr in Deutſchland zu berückſichtigen. Dieſelbe ſtieg von 1888 bis 1893 von 109634 auf 156936 Ctr., doch war ſie in der Zwiſchenzeit, 1889 und 1890, weſentlich höher, indem ſie 188892, bezw. 178054 Ctr. betrug. Bei dieſer ſtatiſtiſchen Erhebung der Aus- und Einfuhr wurden übrigens „Butter friſch, geſalzen oder eingeſchmolzen, auch Margarine“ ohne Durchfuhr und Veredelungsverkehr „aus und in den freien Verkehr (im beſonderen Warenverkehr oder Specialhandel)“ ungetrennt in einer Rubrik aufgenommen. Daß die Margarine ſich an der Ausfuhr nicht merklich betheiligt haben kann, geht aus den engliſchen Aufzeichnungen hervor, da die dorthin gegangenen Mengen Butter nur Naturbutter betrafen; aber auch an der Einfuhr dürfte die Margarine kaum nennenswerth betheiligt geweſen ſein, weil dieſelbe durch den hohen

Zoll von 16 Mark pro 100 kg faſt unmöglich gemacht worden iſt, ſo daß ſich große holländiſche Fabriken, um von dem Margarineverbrauch Deutſchlands auch etwas zu bekommen, genöthigt ſahen, nahe der Grenze auf deutſchem Boden Zweigniederlaſſungen zu errichten. Fragliche Buttereinfuhr beſtand 1893 im weſentlichen aus geringwerthiger Ware aus Galizien, Sibirien und Finnland und betrug in jenem Jahre aus Rußland 88400, aus Oeſterreich-Ungarn 42700 Ctr. Ein nicht unbedeutender Theil der aus dieſen Ländern in Deutſchland eingeführten Butter wird hier veredelt, d. h. mit Waſſer und Butterfarbe vermiſcht und als „gute Butter" wieder ausgeführt, ſofern dieſelbe nicht im Inland verbraucht werden kann. Die deutſche Landwirthſchaft würde daher nach beiden Richtungen ihr Augenmerk zu richten haben, nach der Einfuhr ſowohl wie nach der Ausfuhr und das eine Mal, dieſe Einfuhr zu verringern ſuchen, indem ſie den Kreiſen, welche mit einer geringeren, aber dementſprechend billigeren Butter zufriedengeſtellt ſind, ſolche liefert und das andere Mal, indem ſie die Ausfuhr zu verſtärken ſucht. Letzteres kann nicht allein dadurch erreicht werden, daß nur durchaus gute Butter exportirt wird, anſtatt ſolcher, die bis zu einem Drittel mit Waſſer und Salz verfälſcht iſt, ſondern auch, daß ſie dafür ſorgt, daß dieſer Export durch tüchtige kaufmänniſche Kräfte erfolgt. Hier genügen nicht ungerechtfertigte Klagen oder die Hände unthätig in den landwirthſchaftlichen Schooß zu legen, ſondern Umſicht und Thatkraft. In keinem Falle iſt die Margarine an der angeblichen Nothlage ſchuld, in welche die Landwirtſchaft durch den behaupteten Niedergang der Butterpreiſe zum nicht geringeren Theil gekommen ſein ſoll, wenigſtens läßt ſich ein Beweis dafür nicht erbringen. In weit verſtärkterem Maße, als bei uns, wird in dem kleinen Dänemark die Margarinefabrikation betrieben und doch fällt es keinem vernünftigen Landwirth dort ein, über dieſe Fabrikation zu

räsonniren, obgleich dort die Margarine so gelb gefärbt wird, wie bei uns die Grasbutter aussieht. Dabei hat sich die Margarinefabrikation von 1889/90 auf 1892/93 verdoppelt, während die Butterausfuhr von 667398 Ctr. auf 924786 Ctr. stieg und seitdem ganz bedeutend weiter gestiegen ist. Es ist geradezu für die deutsche Landwirthschaft beschämend, wenn sie seit Jahren schon sah, wie sich die dänische Landwirthschaft anstrengt, das vorzüglichste auf diesem Gebiete zu liefern und gar nicht nöthig hatte, sich besonders anzustrengen, um im Butterexport weitaus Deutschland zu übertreffen, obgleich in Deutschland alle Vorbedingungen vorhanden waren, diesen Wettbewerb mit Erfolg aufzunehmen, wie es andererseits seitens der deutschen Industrie längst geschehen ist. Daß daran die Regierung schuld sein soll, indem sie die Landwirthschaft verhältnißmäßig wenig unterstützt habe, wie Herr von Plötz behauptete, ist nicht anzunehmen; wollte man aber bei sich Einkehr halten und sich nicht bloß darauf beschränken, Andere und ihre Produkte zu verdächtigen, so dürfte das „Made in Germany", das sich auf anderem Gebiete die Achtung Englands zu verschaffen wußte, sicherlich auch hier zur Geltung kommen.

Handelt es sich nur um den fraglichen Inlandsverkehr, so befindet sich die Hauptstadt des deutschen Reiches, Berlin, in dieser Beziehung in einer exceptionellen Lage, in sofern es auf einen großen Butterimport angewiesen ist, der zum Theil aus weiter Ferne, auch aus Gegenden, wo nur aus dem einen oder anderen Grunde nur zeitweise ein Ueberfluß an Butter ist, befriedigt wird. Von Blankenburg-Zimmerhausen berechnet den täglichen Bedarf Berlins an Butter zu 2000 Ctr., d. i. pro Jahr zu 730000 Ctr., was sicherlich nicht zu hoch sein dürfte. Diese große Masse wird zum nicht geringen Theil von einer großen Anzahl von Verkaufsstellen weiter an die Konsumenten 2c. abgegeben und es scheint nun, wie verschiedenen Zeitungsnach-

richten zu entnehmen ist, daß dieser Zwischenverkehr nicht immer reell stattfindet, indem Margarine oder Mischbutter für Butter abgegeben wurde. Allein dafür kann man eben so wenig die Margarinefabrikanten noch die Margarine selbst verantwortlich machen. Da nützt weder Form der Margarine etwas, noch Absonderung derselben von Butter, da eben derjenige Butterhändler, den die Natur mit einem weiten Gewissen ausgestattet hat, die Form abändern und die Substanz der Butter, äußerlich wenigstens, gleichzumachen suchen wird oder einfach die billigere Margarine mit der Butter vermischt. Diesem offenbaren Betrug kann selbstverständlich nur durch eine verschärfte polizeiliche Kontrolle gesteuert werden, die eben so lange fortzusetzen ist, bis diese Betrügereien aufhören. Daß thatsächlich dieser Unmoralität gesteuert werden kann, zeigt sich in Hamburg, das wohl früher der Hauptort des Butterfälschens war. Dort waren noch im Jahre 1890 über ein Drittel aller Butterproben Mischbutter, bezw. Margarine, dagegen 1893 infolge scharfer Butterkontolle nur noch etwa 2%. Sehen wir uns im übrigen Deutschland um, so findet man in Süddeutschland kaum Butterfälschungen mit Margarine, etwas mehr dagegen in Mitteldeutschland und anscheinend noch mehr in Norddeutschland. Wenn Berlin ausgenommen wird, so dürften sonst die Verfälschungen von Butter durch Margarine (oder andere Fette) kaum 2% aller Butterproben betragen. In keinem Falle ist in Deutschland diese Butterfälschung von der Ausbreitung, daß deßhalb ein neues Margarinegesetz geschaffen und neue verstärkte polizeiliche Kontrolle stipulirt werden müßten, da man derselben schon mit dem bestehenden Nahrungsmittelgesetz, wenn man nur will, beikommen kann.

Während also eine Aenderung des bestehenden Margarinegesetzes nicht nöthig erscheint und eine Schädigung und Benachtheiligung der Landwirthschaft durch die in Rede stehenden

Produkte nicht nachgewiesen werden kann, lehrt uns die sorgfältige Beobachtung, daß die Margarinefabrikation in Deutschland für die deutsche Landwirthschaft von großem Nutzen ist, der noch bedeutend größer sein könnte, wenn letztere die ihr durch diese Industrie gebotenen Vortheile sich sichern würde. Anstatt dessen bemüht man sich auf dieser Seite, das Gedeihen dieser Fabrikation durch Ausstreuung unzutreffender gehässiger Behauptungen zu untergraben und die Margarine zu verekeln. Obenan in dieser Beziehung steht eine Behauptung von Chambeau, dem Vorstande des Prenzlauer Molkereiverbandes, nach welcher Deutschland durch dessen Margarinefabrikation zum Ablagerplatz für Abdeckereitalg und -Fett zweier Erdtheile gemacht werde.

Nun ist aber in Deutschland seit etwa 20 Jahren, daß hier Margarine fabrizirt wird, nicht einmal der Nachweis geliefert worden, daß zu der Margarine Abdeckereifett oder -Talg genommen wurde, noch, daß irgend Jemand durch den Genuß von Margarine gesundheitlich geschädigt wurde. Auch würden sich die Margarinefabrikanten wohlweislich hüten, solche bedenkliche Materialien anzuwenden, da dieselben meist, wenn nicht immer, einen nicht zu beseitigenden, widrigen Geschmack besitzen. Wie schon angeführt, beziehen die deutschen Margarinefabrikanten nur frisches, unverdorbenes Fett; allein diese Menge reicht zu der fraglichen Fabrikation bei weitem nicht aus und so sind sie, obgleich die deutsche Landwirthschaft diesen Bedarf decken könnte, was sie aber nicht thut, genöthigt, ihren Bedarf von Oleomargarin im Ausland zu decken. Dieses Oleomargarin wird theils in Oesterreich, theils in Amerika dargestellt; es bedingt zu seiner Darstellung den Rohtalg von über sechs Millionen Stück Rindvieh. Es wird daher in Oesterreich sowohl, wie in Amerika, die Gelegenheit benutzt, die Fettmassen, welche beim Schlachten von großen Massen Rindvieh behufs Fleischgewinnung gewonnen werden, besser zu verwerthen, als sonst möglich ist. Von

Abdeckereifett oder -Talg kann nicht die Rede sein; das wenige, was davon erzielt wird, geht schon aus dem oben angeführten Grunde (widerlichen Geschmack) in Talgsiedereien und dergleichen. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß unter dieser großen Anzahl von Rindvieh das eine oder andere Stück sich befinden dürfte, für welches gerade kein gutes gesundheitliches Zeugniß ausgestellt werden könnte. Aehnliches ereignet sich auch bekanntlich bei uns in Deutschland, trotz scharf geübter Fleischschau; es trifft sich hier gar nicht so selten, daß der eine oder andere Landwirth in letzter Stunde ein Stück Vieh stechen läßt, um es noch günstig zu verwerthen, obgleich es dem Abdecker weit eher gehören würde, als das betreffende Fleisch zum Genusse für Menschen. Immerhin wird ebenso wie bei den Schlachthäusern auch bei der Margarinefabrikation eine sanitäre Kontrolle ganz am Platze sein, zumal als der von landwirthschaftlicher Seite ausgesprochene bezügliche Wunsch sich zum Theil auf Beobachtungen stützen dürfte, die von jener Seite im eigenen Hause gemacht wurden. Jedoch sollte ein solche Kontrolle nicht einen vexatorischen Charakter annehmen, im Hinblick darauf, daß die Fette nicht die Träger von Stoffen sind, die sich bei ihrer etwaigen Zersetzung in Gifte verwandeln, wie Fleisch, Blut und andere animalischen stickstoffhaltigen Stoffe. Zudem können diese Gifte, welche anscheinend durchaus stickstoffhaltig sind, durch Waschen mit Wasser, dem etwas Kaliumcarbonat zugesetzt ist, und dann mit verdünnter Säure voraussichtlich leicht weggenommen werden.

Uebrigens beruht der fragliche sanitäre Wunsch des Bundes der Landwirthe wohl zum großen Theil auf einer Verdächtigung, die ihren Grund darin hat, daß ein Franzose, Names Alfred Jean Huet, im Jahre 1882 ein deutsches Patent (Nr. 19011) nahm auf: „Neuerungen in dem Verfahren zur Gewinnung von Speisefett aus animalischen Abfällen in Schlachthäusern.“ In

seiner Patentbeschreibung zieht Huet auch die Gewinnung von solchem Fett aus Abfällen der Abdeckereien in den Bereich seines Patentes, offenbar in der Absicht, eine etwa denkliche Umgehung des Patentes auszuschließen, ein Verfahren, das die Patentnehmer sehr häufig befolgen. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß Speisefett auch wirklich aus solchen Abdeckereiabfällen dargestellt werden kann. Wahrscheinlich hat Huet gar nicht probirt, in der von ihm näher angegebenen Weise ein „Speisefett" aus solchen Abfällen der Abdeckereien darzustellen, denn sonst hätte er es wohl wissen müssen, daß das so erhaltene Fett zu Speisefett sich nicht eignet. Wie dem auch sein mag, das fragliche Verfahren wurde selbst zu den Todten gelegt, indem das bezeichnete Patent wegen Nichtbezahlung der Patentgebühren schon nach zwei Jahren, nämlich im Jahre 1884, erloschen, womit am besten die Werthlosigkeit dieses Patentes dokumentirt wird. Es liegt also auch nicht der geringste sichere Anhalt dafür vor, daß jemals aus Abdeckereitalg oder -Fett „Speisefett" und sei es auch nur ein Fingerhut voll, dargestellt, geschweige denn zur Darstellung von Margarine verwandt wurde.

Was den Bakteriengehalt der Margarine betrifft, so ist derselbe bei weitem nicht so stark als derjenige der Butter; selbst die bakterienärmste Naturbutter enthält noch 3 bis 5 mal soviel Bakterien als die Margarine. Lafar zählte bekanntlich in frischer Süßrahmbutter pro 1 g 10 bis 30 Millionen Bakterien, so daß wir in einem Butterbrötchen mehr Bakterien verzehren, als Deutschland Einwohner zählt. Ganz besonders kommen bei Naturbutter Tuberkelbacillen in Betracht, die nach Gasparini in derselben selbst nach 120 Tagen noch lebensfähig sind. Bei der Margarine ist das anders. Das dazu dienende Oleomargarin wird schon bei seiner Darstellung von einer großen Anzahl lebensfähiger Bakterienkeime befreit, welche die Temperatur von 40—50° nicht vertragen können und also bei dieser

Darstellung getödtet werden. Einige Sporenarten widerstehen allerdings dieser Temperatur, so z. B. nach Skala die Milzbrandsporen, allein sämtliche Sporen gehen zu Grunde, wenn das Oleomargarin bis zu 28 Tage aufbewahrt wird. Durch Vermischen von Oleomargarin mit Kuhmilch oder Rahm, indem es in Margarine verwandelt wird, tritt zwar eine nicht unbedeutende Vermehrung dieser Keime ein, aber die Margarine wird dadurch nicht schädlicher als die Butter. Die Vortheile, welche die Margarine der Naturbutter gegenüber gewährt, sind auch die Ursache, daß viele Landwirthe ihre erzeugte Butter verkaufen und dagegen Margarine einkaufen, um sie in der eigenen Haushaltung zu verwenden.

Damit schließe ich meine Mittheilungen, aus welchen insbesondere folgende Schlüsse gezogen werden können:

1. Die Margarine hat weder den Absatz noch den Preis der Butter nachweisbar beeinflußt.

2. Die Margarine und das Margarineschmalz (Kunstschmalz) sind in guter Qualität guter Butter, bezw. dem Butterschmalz in Betreff des Nährwerthes gleich, während sie in geringer Qualität denselben nur wenig nachstehen.

3. Die aus Oleomargarin bereiteten Produkte: Margarine und Margarineschmalz sind billige, gesunde Nahrungsmittel.

4. Der Vortheil der Billigkeit dieser Produkte wird jedoch da und dort in fraudulöser Absicht aufgehoben, indem dieselben für Butter, bezw. Butterschmalz zu höherem Preise zum Verkauf gelangen.

5. Die Naturbutter steht nicht selten wegen ihres großen Wasser- und Salzgehaltes bezüglich des Nährwerthes der Margarine nach.

6. Einer Verschärfung der Vorschriften über den Verkauf von Butter und Margarine bedarf es nicht, da etwaige bezüg-

liche Vergehen durch das bestehende Nahrungsmittelgesetz erreicht werden können.

7. Das Letztere gilt auch vom Butter- und Margarineschmalz, obgleich diese Produkte im Gesetz vom 12. Juli 1887 nicht näher bezeichnet wurden.[4]

Anmerkungen.

[1] Nicht selten wird die gemahlene Kopra, welche von Hamburg aus in den Handel gebracht wird, zu Backwerk verwendet, die manche Vortheile bietet. Die damit bereiteten Konditoreiwaren sind frei von dem oben, S. 24, angedeuteten Beigeschmack.

[2] Fränkel, Der Kampf gegen die Margarine. Weimar 1894. S. 6.

[3] Nach den Erkundigungen, welche Soxhlet darüber einzog, waren es nur etwa 80 Butterbrötchen, die auch nicht in Berlin, sondern in Hannover untersucht worden sein sollen. Jedoch ist in dem betreffenden Laboratorium in Hannover nichts darüber bekannt.

[4] Der vorstehende Vortrag wurde am 19. April 1895 gehalten und ist in Anbetracht der inzwischen im Reichstage stattgefundenen Verhandlungen über das neue Margarinegesetz, das bekanntlich zuletzt vom Bundesrathe verworfen wurde, noch durch einiges ergänzt worden.

Lilienfelder Skilauf-Technik.

Eine Anleitung für Jedermann, den Ski in kurzer Zeit vollkommen zu beherrschen.

Von

M. Zdarsky.

Mit 41 Illustrationen nach Originalaufnahmen. Lex.-8°, geh. ℳ **2.50**, geb. ℳ **3.50**.

Inhalt: Vorwort, Allgemeine Bemerkungen zu den Illustrationen. — A. **Lehrgang.** a. Mit flachgestellten Skiërn. — I. Kapitel. **Auf der Ebene.** Stand. Gehen. Wenden. — II. Kapitel. **Auf geneigten Flächen** bis zu 15°, höchstens 20°. Stand. Gehen. Wenden. Fahren. Fallen. Bremsen. Springen. — b. Mit gekanteten Skiërn. — III. Kapitel. **Auf geneigten Flächen bis zu 50°, unter günstigen Verhältnissen sogar bis zu 60°.** Stand. Gehen. Steigen. Treten. Wenden. Fahren. Schrägfahren. Zickzackfahren. Stemmfahren. Querfahren. Bogenschwung. Kreisschwung. Schlangenschwung. Telemarkschwung. — B. **Ausflüge.** — C. **Ausrüstung.** — D. **Sport und Sportbetrieb.**

Obwohl das Schneeschuhlaufen, angeregt durch **Nansens** prächtiges **Grönlandwerk** in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz in wenigen Jahren grosse Verbreitung gefunden hat, so standen einer allgemeinen Einführung dieses schönen und nützlichen Sports doch die Mängel gegenüber, die bisher jedem Schneeschuh anhafteten.

Ballen des Schnees unter dem Fusse, Seitwärtsgleiten der Ferse vom Ski, behindertes Fersenheben und infolgedessen Fussverletzungen, Skibrüche, umständliches Anschnallen, die Unmöglichkeit, steiles Gebirge zu befahren und schwere Erlernbarkeit des Skilaufens, das sind die Fehler aller bisherigen Systeme.

Ueber die Chemie des Bieres

vom Gerſtenkorn bis zur Fertigſtellung.

Von

Gottlieb Behrend,

Ingenieur in Hamburg.

Mit 1 Abbildung.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Not to be taken from the Library